Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertsechster Band.

Mit den Portraits von:
Lesser Ury, Karl Hauptmann, Kurd Laßwitz, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 106. Bandes.

Juli — August — September.

1903.

Mit den Portraits von:
Lesser Ury, Karl Hauptmann, Kurd Laßwitz,
radirt von Johann Lindner in München.




Hundertsechster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1903.
Breslau,
S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CVI (Juli bis September 1903), wie auch zu den früheren Bänden I—CV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)



Band 106. — Heft 316.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1903.

27. Jahrgang.

Breslau,
Siebenhufenerstr. 11—15.
S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hef
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVI. Band. — Juli 1903. — Heft 316.

Mit einem Portrait in Radirung: Lesser Ury.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1903.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Lesser Ury.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Lesser Ury.





Rotkäppchen.

Von

Henrik Pontoppidan

— Hilleröd. —

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann.

I.

Auf einer der hölzernen Bänke im Wartesaal einer kleinen, ostjütischen Landstation saßen an einem Herbstabend ein paar Bauern und warteten auf einen Zug, der in einer kleinen Stunde kommen sollte. Während der Rauch aus ihren Pfeifen in langen Streifen durch die naßkalte Luft zog und sich zu einer bläulichen Wolke um die trübe leuchtende Lampe unter der Decke sammelte, saßen sie da und schwatzten über eine Reihe von Ereignissen, die seit längerer Zeit die Gemüter dort in der Gegend beschäftigt hatten.

Nach einer siebzehnjährigen Ehe hatte der Magnat der Gegend, Rittergutsbesitzer Engelstoft auf Sofiehöj und Agersögaard und Besitzer verschiedner Zinsen tragender Papiere, sich von seiner Gattin, einer geborenen van Decken, mit der er schon seit längerer Zeit sehr unglücklich gelebt, scheiden lassen. Eines Abends, auf einer Klubmaskerade im Städtchen, hatte er die Schwester des Realschuldirektors, ein ganz junges Mädchen von imponirender zigeunerartiger Schönheit, gesehen, und drei Monate später hatte die gerichtliche Trennung stattgefunden.

Unter der Bevölkerung der Gegend hatte allgemeine Befriedigung über das Ereigniß geherrscht. Es gab allerdings auch Leute, die sich auf Grund ihres Verhältnisses zum Staat oder zur Kirche verpflichtet gefühlt hatten, den Gutsbesitzer strenge zu verurtheilen; es waren das aber freilich ganz dieselben, die späterhin die häufigsten Gäste in Sofiehöj wurden und förmlich miteinander wetteiferten, dem jungen Mädchen als künftiger Schloßherrin zu huldigen.

Frau Engelstoft war nämlich immer sehr unbeliebt dort in der Gegend gewesen. Es war und blieb den Leuten ein Rätsel, wie der reiche und lebensfrohe Gutsbesitzer sich mit ihr hatte verheiraten können. Freilich war sie ihrerzeit recht hübsch gewesen, und noch heute besaß ihre Erscheinung eine gewisse Stattlichkeit. Obwohl sie nicht groß und wohl eigentlich schmächtig gebaut war, lag über ihrer aschblonden Erscheinung, mit dem liniengraden Rücken und dem feingeformten Kopf etwas Vornehmes, das Ehrfurcht erheischte, aber sie war ein Monstrum an Unliebenswürdigkeit, mißtrauisch, zanksüchtig, geizig, so genau ihren Untergebenen gegenüber, daß sie sogar von den halben Oeren, die im Haushalt drauf gingen, Rechenschaft verlangte. Zur Verzweiflung des friedliebenden Gutsbesitzers lebte sie deswegen in ewigem Streit mit ihren Dienstboten und lag in offenem Krieg mit allen Händlern in meilenweitem Umkreis.

Sie war selber aus einer Gutsbesitzersfamilie. Ihr Vater, Jägermeister Joachim van Decken, war einstmals in gewissen fröhlichen Junkerkreisen bekannt gewesen, wo er im Laufe von ungefähr zwanzig Jahren mit großer Unverfrorenheit das von seiner Frau eingebrachte Vermögen verpraßt und verspielt hatte, sodaß die Familie schließlich buchstäblich von Haus und Hof mußte. Als Engelstoft seine künftige Gattin zum ersten Mal sah, war sie eine einfache Gouvernante auf einem Gut in der Gegend und hatte ihren Platz am unteren Ende des Tisches zwischen den Kindern.

Aber trotz der glücklichen Erhöhung von der armen Lehrerin zur Herrin von Sofiehöj und Agersögaard, und obwohl sie von ihrem Gatten geliebt, ja vergöttert wurde, war sie im Laufe der Jahre immer verschlossener und menschenfeindlicher geworden.

Man hatte nachgerechnet, daß nicht weniger als zwölf von den Dienstboten in Sofiehöj zu ihrer Zeit und auf ihre Veranlassung der Polizei übergeben worden waren, wegen Versehen, von denen das größte in der unrechtlichen Aneignung eines pelzgefütterten Rockes bestanden hatte; und beständig hatte sie ihren Mann zu Rechtsverfolgungen und gerichtlichen Klagen gezwungen, sodaß er, der die personificirte Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit war, fortwährend in Processen lag, bald mit dem Fiskus um Ausbesserung einer Wegstrecke, bald mit einem Kaufmann, von dem er sich übervorteilt glaubte, bald mit einem Nachbar wegen einer Grenzzwistigkeit. Bei dem bloßen Argwohn, daß man sie benachteiligen könne, setzte sie lieber ihr ganzes Glück auf's Spiel, als daß sie sich zu einem Vergleich herbeigelassen hätte. —

Auch erst nach einem erbitterten Kampf war die Scheidung zu Stande gekommen, und man begriff kaum, wie der Gutsbesitzer den Mut gefunden hatte, das entscheidende Wort zu seiner Gattin zu sprechen — zu der „Kröte“, wie die Bauern in der Umgegend sie nannten, sowohl wegen ihrer Zanksucht, als auch wegen ihrer warzigen Gesichtshaut. Engelstofts juristischer Berater, Rechtsanwalt Sandberg, war denn auch nach Sofiehöj ge-

rufen, und teils durch ihn, teils durch das Gesinde und den Gutsschreiber hatte die Bevölkerung Einblick in den Verlauf des Kampfes gewonnen.

Da zeigte es sich denn, daß es weniger die Auflösung der Ehe war, die Schwierigkeiten verursachte, als die Frage um die Teilung des Vermögens. Frau Engelstofts Forderungen waren so weitgehend, daß ihre Erfüllung den Gutsbesitzer zu einem armen Manne gemacht haben würde. Erst als sein Rechtsanwalt — mit dem Finger auf den Paragraphen im Gesetzbuch — sie davon überzeugt hatte, daß sie sich selber einen Gefallen thun würde, wenn sie das Anerbieten ihres Mannes annähme, statt die öffentliche Entscheidung der Sache zu erzwingen, gab sie endlich nach.

So wurde denn abgemacht, daß Engelstoft selber Sofiehöj behalten sollte, das dem Ehepaar zum gewöhnlichen Aufentshaltort gedient hatte, während die Frau ihrem eigenen Wunsche gemäß Agersögaard erhielt, ein bedeutend größeres, aber vernachlässigtes Gut, hoch oben in der vendysselschen Dünen- und Mooreinöde, dem sie unter Anderem gerade wegen der Einsamkeit seiner Lage den Vorzug gab. Außerdem ward ihr das uneingeschränkte Elternrecht über ihr einziges Kind, die damals sechzehnjährige Esther, sowie ein halbes Hunderttausend Kronen in baarem Gelde zugesprochen.

In der Nacht, nachdem der Scheidungskontrakt am Nachmittag unterschrieben war, verließ sie Sofiehöj mit der Tochter, die während der ganzen Woche, in der die Verhandlungen geführt wurden, auf ihrem Zimmer eingeschlossen gewesen war und nun bei der Abreise nicht einmal Erlaubniß erhielt, ihrem Vater Lebewohl zu sagen.

Mehrere Tage lang ließ sich der Gutsbesitzer nicht blicken. Der lange Kampf und namentlich die Verzweiflung über den Verlust des Kindes, das er innig liebte, hatten den starken Mann gänzlich geknickt. Aber sein vorgeschrittenes Alter duldete nicht, daß er sich lange in seinen Schmerz versenkte.

Nach Verlauf einiger Wochen feierte er, wenn auch in aller Stille, seine Verlobung mit der schönen Schwester des Realschuldirektors, und als abermals einige Wochen verstrichen waren, gab er seine erste größere Mittagsgesellschaft in jenem üppigen Stil, den seine älteren Freunde von „vor der Zeit der Kröte“ kannten, und der seiner künftigen Frau in hohem Grade zusagte. Von den vielen sittlich Entrüsteten der Gegend waren schon damals nur noch zwei, die der Einladung nicht nachgekommen waren. Der Eine war der Propst, der nur — und zwar zu seinem größten Bedauern — durch Kolikschmerzen verhindert war, während der Andere, die weltliche Obrigkeit des Ortes, der Hardesvogt, war, der als konstituirter Amtmann die Trennung hatte vollziehen müssen.

Aber das Unglück war nun einmal in Sofiehöj eingezogen. Ein halbes Jahr darauf erkältete sich die junge Braut auf einem Weihnachtsball und starb unter schweren Leiden.

Schon bei ihrem Begräbniß hatten die Leute beim Anblick des Gutsbesitzers gesagt, daß er ihr bald nachfolgen werde.

Er war mit einem Schlage ein alter Mann geworden. Im Laufe des Sommers schwand seine breitschultrige Gestalt zu einem Schatten seiner selbst hin. Er trug von Jugend an den Keim eines Herzleidens in sich, das jetzt aufflammte und seine Lebenskraft von Tag zu Tage verzehrte.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Es ist so, wie ich Dir sage, Per," sagte der eine der beiden Bauern, die auf der hölzernen Bank im Wartesaal saßen und aus ihren Pfeifen pafften. „Es hat höchstens noch acht Tage übrig, dann ist es aus. Das sollen die eigenen Worte des Doktors sein."

„Herr Gott," sagte der Andere, der ein älterer Mann war, „daß es ein solches Ende nehmen muß."

„Ja, traurig genug ist es, wenn man darüber nachdenkt. Denn das muß man ihm lassen, ein Prachtkerl ist Engelstoft sein Lebzeit gewesen. Und gut gegen die Armen, — so weit das Weib es ihm erlaubte!"

„Herr Gott," wiederholte der Andere, in seine eigenen Gedanken versunken, „daß es ein solches Ende nehmen muß! — denn er ist ja doch noch ein jüngerer Mann."

„Wart mal — hm, er kann wohl bald so an die fünfzig sein, denke ich. Aber es sind nicht immer die Jahre, wonach es geht, Per. Der Kummer frißt an den Eingeweiden, das ist ein altes Wort. Und Engelstoft, der hat nu auch seine Last zu ziehen gehabt. Was hat der arme Mann wohl nicht mit der Kröte durchzumachen gehabt, ehe er die Hexe los wurde. — Hu! Hu! Die hat ihm manches weiße Haar gemacht!"

„Ja, sie war eine schreckliche Person, das muß man sagen."

„Hu! Hu! Und kann man sich was Jämmerlicheres denken, als daß die Braut heimgehen und sterben muß, gerade als er sie sicher hat. Das muß ihn doch schrecklich mitgenommen haben."

„Ja, ja, Mads, — das war nu mal so Gottes Wille."

„Das war es natürlich; das ist ein wahres Wort, Per! — Aber was für ein schönes Mädchen war es doch! — Ich weiß noch ganz genau — es mag wohl 'n gutes Jahr her sein, da kam ich vom Limer Moor mit einem Fuder Torf gefahren. Und da begegnet' ich ihnen im Ostwald. Sie kamen gerade auf mich zu geritten auf ein paar Füchsen. „Guten Tag, Mads Iversen!" sagte Engelstoft so recht freimütig und holt mit der Reitpeitsche aus. Und die Braut schmunzelt so ein bischen und ritt auf seine rechte Seite, — denn sie hatten sich ja ziemlich nahe gesessen. Es war wirklich schön anzusehen."

„Ach ja, — das glaub' ich!"

„Nie in meinem ganzen Leben hab' ich einen Menschen mit solchen

lustigen Augen gesehen wie das Mädchen. Und wie ihr die Glieder am Körper saßen, das hätt' ich damals, weiß Gott, auch nicht gedacht, daß sie so ein drei, vier Monate später drei Ellen unter der Erde liegen und sich langweilen sollt'!"

„Ja, das war nu mal so bestimmt."

„Ja, dabei is nichts zu machen. —

Und was für ein Begräbniß sie gekriegt hat! Es war ja beinah, als wenn es eine Königin gewesen wär'. Ich glaube steif und fest, Engelstoft selbst kriegt es nicht feiner."

„'n Abend auch!" ertönte es im selben Augenblick aus der anderen Ecke das Wartesaales.

Es war der Bahnwärter. Er kam mit einer Handlaterne aus dem Bureau.

„'n Abend," antwortete der ältere der Bauern nach einer kleinen Weile.

„'n Abend," wiederholte der Andere noch ein wenig später, er war ein großer Mann mit rotem Haar und einem Bartwuchs, der sich bis auf die Ohren fortsetzte. „Wir sitzen hier und schnacken über Engelstoft," fügte er hinzu, während der Bahnwärter die Lampe in die Höhe schrob, — das Zeichen, daß der Zug zu erwarten war.

„Ja, mit dem soll es ja recht mau aussehn, hör' ich."

„Er hat höchstens noch acht Tage übrig. Das soll der Doktor selbst gesagt haben."

„Ja, das is ganz schnurrig zu denken! Er muß doch 'ne tüchtige Portion für das Mädchen übrig gehabt haben, daß er sich so davon 'runterkriegen läßt!"

„Ja, das sag' man noch mal. Das hat er ja auch gezeigt, als er sich von der Kröte loskaufte, um sie zu kriegen. Agersögaard und ein halbes Hunderttausend in Baar, — das ist 'n runder Preis für 'ne Braut. Der junge Kristian Balle, der bei uns, der eben vom Seminar herkommt, der hat es neulich 'mal ausgerechnet, daß, wenn sie ihm nich' gestorben wär', und wenn sie man blos zwanzig Jahr verheirathet gewesen wären, — dann wären es 93 Kronen für jeden einzigen Tag gewesen, — mit Zinsen natürlich. 'n schöner Tagelohn, wie?"

„Ja, und was hat er nu davon!" warf der alte Bauer dazwischen.

„Das sag' man noch 'mal, Per. Aber so ist es mit die Art Leute. Wenn es sich um Frauenzimmer handelt, werfen sie es mit vollen Händen aus 'n Fenster 'raus!"

„Habt Ihr gelesen, was heut in der Zeitung steht?" fragte der Bahnwärter.

„Was soll da stehen?" riefen beide Bauern wie aus einem Munde aus und ließen die Pfeifenspitzen sinken.

„Engelstoft hat ja Sophiehöj verschenkt als Vermächtniß oder so was."

„An wen?“

„Da soll, wenn er todt is, 'ne Wohlthätigkeitsanstalt aus gemacht werden — für schwächliche Frauenspersonen, glaub' ich, is es. Das steht heute in der Zeitung.“

„Das kann wohl nich' seine Richtigkeit haben,“ bemerkte der alte Bauer mit einem ganz bedenklichen Tonfall.

„Ja, das soll sich aber doch so verhalten!“ erwiderte der Rotbärtige und schlug beteuernd mit der Hand auf sein Knie.

„Das sieht Engelstoft ganz ähnlich. Ein prächtiger Mann is er immer gewesen.“

„Ja, dann seht 'mal,“ erklärte der Bahnwärter weiter, „es ist ja doch ganz eigentümlich, daß sie — die Braut — auch gerade Sophie heißen mußte. Das paßt zu Sofiehöj, versteht Ihr? Dann wird ja auf die Art das Ganze eine Art Andenken an sie.“

„Aber kann das denn auch mit rechten Dingen zugehen?“ fragte der Alte. „Er hat ja doch seine leibliche Tochter.“

„Ach Gott, das Kind kriegt ja Gottes Gaben genug!“ krähte sein Nachbar auf der Bank. Agersögaard fällt ihr ja einmal zu, und einen mörderlichen Packen Geld kriegt sie von beiden Seiten. Die Kröte verkleckert ihre Schillinge warhaftig nich'. Sie soll ja da oben ein ganz schreckliches Regiment geführt haben. Ich hab' gehört, sie hätt' schon über hundert Tonnen Haideland umgepflügt. Ein mordsmäßiges Frauenzimmer.“

Draußen ertönten drei Schläge auf einer gesprungenen Signalglocke, und der Bahnwärter machte sich an die Arbeit. Er nahm eine Rolle Kautabak aus seiner Hosentasche, biß ein Ende davon ab und schlenderte mit seiner Laterne auf den Bahnsteig hinaus.

Gleichzeitig wurde die Thür nach der Landstraße hinaus von einem kleinen, o-beinigen Manne mit einem mächtigen Hausirerbündel auf dem Rücken und einem Stab in der Hand geöffnet.

„'n Abend, Freunde!“ grüßte er gleich in der Thür mit einer quiekenden Stimme.

„Ne — das is ja Wolle!“ flüsterte der große Bauer dem andern zu.

„Ja, das is er!“

„Der kleine Kerl will woll wieder mit seinem Packen weiter!“

„Na — was salbadert Ihr Beiden denn da?“ sagte der Neuangekommene, nachdem er das Bündel abgeworfen und auf der hölzernen Bank neben den Andern Platz genommen hatte.

„Wir sprechen von Engelstoft.“

„Das hab' ich mir ja gedacht. Ja, der ist bald fertig, der arme Kerl! Habt Ihr denn auch das Allerneueste gehört?“

„Meinst Du das, was heut in der Zeitung steht?“

„Ne, — ich meine das, was da drüben im Reisestall beim Krug steht — das, was vorhin da 'reingefahren is!“

„Wer is das denn?"

„Das is Engelstoft sein neuer Landbauer, den er vergangen Jahr gekauft hat. Sie erwarten heut Abend noch hohen Besuch in Sofiehöj."

„Woll den Amtmann?"

„Den Amtmann — ne, höher 'rauf, mein Freund."

„Doch nich' den neuen Bischof?" fragte der Alte ganz benommen.

„Ne, — noch höher 'rauf!"

„Ach was, Unsinn! Du willst uns doch nich' vorreden, daß es der König selbst is?"

„Ne, — noch höher 'rauf!"

„Na nu, Du treibst Fastnachtsscherz um Michaeli, Wolle. Damit hast Du hier kein Glück. Na, was soll denn aber heut Abend kommen, wenn Du es doch weißt?"

„Dem Teufel seine Urgroßmutter in eigener Hoheit, — wenn Ihr mich nu verstanden habt!"

„Die Kröte!" riefen beide Bauern wie aus einem Munde aus und erhoben sich förmlich von ihren Sitzen.

„Ja, so is es und nich' anders! Sie und die Tochter kommen jetzt mit dem Zuge. Kutscher Jens hat es mir erzählt. Der Kaplan saß im Wagen, der soll sie in Empfang nehmen."

„Ja, ja, — der Tod versöhnt," sagte der alte Bauer nach kurzem Schweigen und nickte vor sich hin.

„Und das is sehr gut," fiel ihm der Andere in die Rede. „Denn es war eigentlich schrecklich, zu denken, daß er davon gehen sollte, ohne daß sie sich vertragen hätten. Aber ich hätt' der Kröte wirklich nich' so viel Herz zugetraut."

Die Thür nach der Landstraße hinaus that sich von Neuem auf, dies Mal, um den Kaplan, einen jungen Mann mit glatt rasirtem Gesicht, das ein tiefer Ernst prägte, einzulassen. Die drei Männer auf der Bank lüfteten ihre Hüte unter jenem ehrfurchtsvollen Schweigen, das der Anblick eines Geistlichen unter der ländlichen Bevölkerung noch immer hervorruft. Zerstreut, aber mit großer Höflichkeit erwiderte er ihren Gruß und begann im Wartesaal auf und nieder zu gehen, die Hände tief in die Rocktaschen vergraben.

„Wir können den Zug wohl bald erwarten?" fragte er kurz.

„Ja, gemeldet is er," antworteten die drei Männer im Chor, sie verfolgten ihn bei dieser Wanderung durch den Raum mit starren Augen, während die Lippen sich vor Fragebegier unwillkürlich bewegten.

Alle wußten, daß dieser ganz junge Pfarrer, der vor nicht gar langer Zeit hierher in die Gegend gekommen, in der letzten Zeit täglich in Sofiehöj gewesen war und großen Einfluß auf den Gutsbesitzer gewonnen hatte. Der Hausirer flüsterte den Andern zu — was sich auch in der That so verhielt — daß ihm im Wesentlichen das Verdienst gebühre, eine An-

näherung zwischen den geschiedenen Ehegatten herbeigeführt zu haben. Engelstoft war bisher, ebenso wie seine Gattin, nicht gläubig gewesen. In diesem einen Punkt waren ihre Anschauungen einigermaßen übereinstimmend gewesen. Und doch war in ihrem Verhältniß zu der Kirche der Unterschied, daß Frau Engelstoft ihren Bruch mit derselben offen bekannte, während der Gutsbesitzer aus Rücksicht auf den alten Propst, der ihn getauft und konfirmirt hatte, wie auch überhaupt, um kein Aergerniß zu erwecken, sich regelmäßig ein paar Mal in dem geschnitzten Betstuhl auf dem Chor sehen ließ, der ihm als Rittergutsbesitzer und Patron der Kirche vorbehalten war, und wo er während des ganzen Gottesdienstes einen verzweifelten Kampf mit dem Schlaf kämpfte.

Aber seit dem plötzlichen und qualvollen Tode seiner Braut, und namentlich nachdem er selber krank geworden war und sich von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes überzeugt hatte, empfand er ein immer stärkeres Bedürfniß nach dem Trost der Religion; und gerade, weil ihm der Kaplan ein Fremder war, den er nur in seiner Eigenschaft als Geistlichen kannte, den er nie an einer wohlbesetzten Tafel oder als Vierten an einem Spieltisch gesehen hatte, besaß der junge Mann von vornherein weit bessere Bedingungen, um ihm Zutrauen einzuflößen und seine Aufmerksamkeit durch seine Worte zu fesseln, als der alte Propst, der immer eine auffallende Schwäche für Alles gehabt hatte, was schwer im Magen und in der Tasche lag.

Als der Kaplan zum ersten Mal mit ihm über seine Frau redete und mit der größten Vorsicht die Möglichkeit einer Versöhnung berührte, hatte ihn der Gutsbesitzer sofort unterbrochen, er wolle kein Wort davon hören. Aber allmählich, als die Kräfte schwanden, hatte die Angst vor dem Tode den einsamen Mann demütig gemacht, und so war es denn in stillschweigendem Einverständniß mit ihm geschehen, daß der Kaplan an Frau Engelstoft schrieb, ihr erzählte, wie die Sachen standen, und sie bat, mit ihrer Tochter herzukommen, ehe der Tod die endgültige, unwiderrufliche Scheidung, oder die ewige Vereinigung vollzog. Als nach Verlauf von acht Tagen keine Antwort eingetroffen war, schrieb der Kaplan nochmals einen Brief, in dem er sie noch flehentlicher bat, doch die letzte Bitte eines Sterbenden zu erfüllen. Auch nach Absendung dieses Briefes verstrichen mehrere Tage, ohne daß eine Antwort erfolgte. Endlich, diesen Morgen, war die Beantwortung in Form eines kurzen Telegrammes gekommen: „Komme mit dem Abendzuge."

In diesen Minuten, während er auf den Zug wartete, beschäftigten sich die Gedanken des jungen Pfarrers namentlich mit der Tochter. Obwohl Fräulein Esther nicht viel mehr als ein Kind war, als er sie zuletzt gesehen hatte, und ihre Bekanntschaft nur kurz und flüchtig gewesen war, hatte er eine sehr lebhafte Erinnerung von dem jungen Mädchen bewahrt, und weit mehr, als er sich selber eingestehen wollte, hatte diese Erinnerung an sie ihn

in seinem Eifer bestärkt, das zerrissene Band zwischen den Eltern von Neuem zu knüpfen.

Die Landleute auf ihrer hölzernen Bank hatten eine Weile flüsternd dagesessen. Jetzt sagte der große Bauer laut und zu dem Pfarrer gewendet:

„Heut' Abend kommt woll noch Besuch für Sofiehöj?"

Der Kaplan hemmte seine Schritte, strich sich mit der Hand über das Gesicht, um sich zu sammeln, und antwortete darauf in sehr freundlichem Ton:

„Ja, — es wird Besuch erwartet."

Um aber weiteren Fragen zu entgehen, wandte er sich im selben Augenblick um und ging durch die Glasthür auf den Bahnsteig hinaus.

Indessen hatte sich das Gerücht von der Ankunft der Kröte aus dem Reisestall des Kruges bis in die umliegenden Häuser und Gehöfte verbreitet und überall das größeste Aufsehen erregt. Aus allen Richtungen schlenderten Leute nach dem Bahnhof, die Knechte mit ihren langen Pfeifen, die Mädchen mit Tüchern um den Kopf, lachend und schwatzend. Als der Zug endlich klappernd vor den Bahnsteig einlief, stand dieser halb voller Neugieriger, die sich drängten und den Hals ausreckten, um zu sehen.

„Da is sie!" ertönte es aus dem Gedränge, als sich ein Abteil erster Klasse in einem der hintersten Wagen aufthat und eine dunkelgekleidete Dame mit einem von den Schultern herabhängenden Pelzmantel ausstieg.

Alle, die sie von früher her kannten, sahen sogleich trotz der kärglichen Beleuchtung, wie sie gealtert hatte. Die dichten Haarlocken über der Stirn waren fast grau. Aber die Haltung war unverändert, und selbst in der Entfernung empfanden die Leute die eigentümliche Macht, die in dem Blick aus ihren großen, hellen, stark gewölbten Augen lag.

Der Kaplan trat jetzt herzu und entblößte sein Haupt.

Frau Engelstoft oder Frau van Decken-Engelstoft, wie sie sich seit der Scheidung genannt hatte, erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß, ohne ihm jedoch die Hand zu reichen. Als sie im selben Augenblick die herbeigeströmte Menschenmenge vor der Thür des Wartesaals gewahrte, stieg ein scheuer Ausdruck in ihren Augen auf, und sie zog den Schleier ihres Hutes vor das Gesicht.

Der Kaplan, der noch in das Abteil hinein geguckt und dasselbe leer befunden hatte, rief plötzlich ganz erschreckt aus:

„Aber ist denn Fräulein Esther nicht mit gekommen?"

„Nein, ich bin allein," antwortete sie und wandte sich ab, um ihrer Kammerjungfer, die zugleich aus einem Abteil neben dem ihrigen gestiegen war, einen Befehl zu erteilen. Dann ging sie mit schnellen Schritten gerade auf den Wartesaal zu, wo der neugierige Menschenhaufe unwillkürlich vor ihr zurückwich. Einzelne der Männer lüfteten sogar die Mützen.

Mit einem ganz verwirrten Gesichtsausdruck folgte ihr der Kaplan auf den Fersen.

„Aber Ihr Fräulein Tochter kommt doch wohl später?" fragte er stammelnd, indem sie durch den leeren Wartesaal schritten.

„Wie gesagt, — ich komme allein," wiederholte sie kurz. „Wo ist der Wagen?"

Vor dem Stationsgebäude hielt ein geschlossener Landauer mit einem umfangreichen Kutscher, der scheu zu seiner ehemaligen Herrin hinunterschielte, während er mit der Peitsche grüßte. Frau Engelstoft, die nicht einmal nach dem Befinden des Kranken gefragt hatte, setzte sich mitten auf den breiten Vordersitz, um die Nachbarschaft des Kaplans zu vermeiden. Nachdem dieser deswegen ihr gegenüber Platz genommen hatte, erhielt die Kammerjungfer, die zu dem Kutscher hinaufsteigen wollte, von ihrer Herrin den Befehl, sich in den Wagen hinein zu setzen, — offenbar in der Absicht, jede vertraulichere Unterhaltung unmöglich zu machen.

Es wurde denn auch während der fast zweistündigen Fahrt nicht ein einziges Wort gewechselt. Von bösen Ahnungen bedrückt, saß der junge Geistliche in die Wagenecke gepreßt, die Hände auf dem Schoß gefaltet, und starrte schwermütig uud unruhig in die Finsterniß hinein.

II.

Gutsbesitzer Engelstoft saß halbaufgerichtet in dem schweren Mahagonibett, auf Kissen gestützt, die so hoch um ihn her aufgestapelt waren, daß auch das todesmüde Haupt ein wenig Ruhe finden konnte. Er saß im Schatten eines Schirmes, der zwischen ihm und einer hohen Lampe, die auf einem Tisch neben dem Kopfende stand, aufgestellt war.

Neben dem Bett saß ein kleiner korpulenter Mann und las laut aus einem großen Dokument vor. Es war der Bruder der verstorbenen Braut, der Realschuldirektor Brandt.

Er hatte sich mit dem Rücken nach der Lampe und so dicht unter dieselbe gesetzt, daß seine Gestalt trotz des Schirmes voll beleuchtet wurde. Zusammen mit dem Tische, einem Stück der Tapete und einem weißen Kachelofen, der eine Ecke des Zimmers ausfüllte, bildete er einen scharf begrenzten Ausschnitt in dem großen, hohen Raum, dessen oberer Teil im Halbdunkel lag.

In einer anderen Ecke stand eine Thür zu einem Seitenzimmer angelehnt, wo die Krankenpflegerin mit einer Tasse Chocolade saß und Patience legte.

Das Dokument, aus dem der Schuldirektor vorlas, war jenes Testament, von dem die Zeitungen erzählt hatten, und kraft dessen der Gutsbesitzer Sofiehöj und die Hälfte des dazu gehörigen Grund und Bodens zur Errichtung eines Rekonvalescentenheims für Frauen vermachte. Der Schuldirektor selber hatte es in Verein mit Rechtsanwalt Sandberg nach einem Entwurf ausgearbeitet, den Engelstoft diktirt hatte; und in Wirklichkeit war er es auch, der ursprünglich dem Schwager die Idee zu dem großen Wohlthätigkeitswerk eingeflößt hatte, wie auch seine Beharrlichkeit den wankel-

mütigen, Gutsbesitzer nach vielem Hin- und Herreden bewogen hatte, endlich Ernst mit der Verwirklichung zu machen.

Deswegen konnte der brave Schulmann sich auch nur schwerlich eine Gelegenheit entgehen lassen, sich selber das feierlich formulirte Dokument verlesen zu hören.

Obwohl es dem Schwager bereits mehrmals vorgetragen war, hatte er heute Abend eine unbedeutende Hinzufügung zu den Bestimmungen benutzt, um mit volltönender Stimme alle die siebenundachtzig Paragraphen zu verlesen, und er war noch immer so zufrieden mit seinem Werk, so erfüllt von Bewunderung für die Klarheit der Abfassung, für die Reinheit, die Kraft und den Wohllaut der Sprache, daß er die Unruhe, die den Kranken allmählich ergriffen hatte und ihn wieder und wieder veranlaßte, die schweren Augenlider aufzuschlagen und zu dem Papier hinüberzuschielen, garnicht bemerkt hatte.

Der brave Schulmann hatte nun auch noch einen anderen Grund, mit seinem Werk zufrieden zu sein. Er war nämlich selber in dem Testament des Schwagers nicht vergessen worden. Zusammen mit ein paar anderen ehrenwerten Männern war er zum Vorsteher des geplanten Kinderheims ernannt, und überall in den siebenundachtzig Paragraphen mit dazugehörigen Nebenparagraphen waren verschiedene kleine Bestimmungen verborgen, die jede an und für sich einen höchst unschuldigen Eindruck machten, zusammen aber ganz ansehnliche Einkünfte sowohl an Geld als in Form von Naturallieferungen für jedes Vorstandsmitglied bildeten. Außerdem waren er und Rechtsanwalt Sandberg zu Testamentsvollstreckern des gesammten Nachlasses ernannt, was auch eine erhebliche Summe abwerfen würde.

Der Kranke lauschte der Vorlesung schließlich garnicht mehr. Schon ein paar Mal hatte er den Schwager unterbrochen, indem er mit seiner heiseren, flüsternden Stimme fragte, wieviel Uhr es sei. Jetzt öffnete er abermals die glanzlosen Augen, um die Frage zu wiederholen, als er im selben Augenblicke die Uhr in dem Zimmer schlagen hörte, in dem die Krankenpflegerin saß, und gleich darauf erklangen sieben leise, schnelle Schläge, gefolgt von einer Reihe klingender Silberglockentöne von einer anderen Uhr in dem großen, leeren Saal an der entgegengesetzten Seite.

Nach einer kleinen Weile erscholl auch die schwere melancholische Grabstimme der Thurmuhr.

Der Kranke hatte die Augen wieder geschlossen, und seiner Brust entrang sich ein langer, erleichternder Seufzer. Er wußte, daß jetzt der Zug an der Station sein mußte. Jetzt nur noch eine Stunde, und er würde den Wagen durch das Hofthor rasseln hören. Mochte dann der Tod kommen, er würde ihn nicht mehr allein finden. Mit der angsterfüllten Selbstsucht des Sterbenden war es ununterbrochen dies Eine, um das sich seine Gedanken drehten, — daß er jetzt nicht allein sterben würde. Keine fremde Hand

würde ihm die Augen schließen. Liebe Stimmen würden bis zuletzt an sein Ohr dringen.

„Nun, lieber Freund," rief der Schuldirektor aus, als die Vorlesung endlich beendet war, und legte mit großer Vorsicht das schöngeschriebene, in einem prachtvollen, korngelben Umschlag eingeschlossene Dokument zusammen. „Dein Wille ist also hiermit vollzogen. Deine eigene Unterschrift und die der Zeugen, der Stempel u. s. w. — Alles in gehöriger Ordnung. Solltest Du noch irgend welche Nachträge wünschen, werde ich es mit Freuden übernehmen, sie auszuführen. Ich bitte Dich überhaupt, nicht zu vergessen, daß Du in jeder Hinsicht über mich verfügen kannst."

„Danke, — — danke," stammelte der Kranke, noch ganz geistesabwesend.

„Keinen Dank, lieber Freund! Ich freue mich über das Vertrauen, das Du mir in meiner Eigenschaft als Bruder unserer geliebten Sofie erwiesen hast. Ich hoffe, Du wirst nach wie vor überzeugt sein, daß ich mich dieses Vertrauens nicht unwürdig erwiesen habe."

„Guter Freund!" flüsterte Engelstoft und reichte dem Schwager seine magere, kalte Hand. „Ich werde nie vergessen, was Du mir in dieser schweren Zeit gewesen bist. — — Wäre sie nur bald vorüber!"

„Nur nicht so erregt, lieber Engelstoft! Mit Gottes Hülfe und allen Prophezeiungen der Aerzte zum Trotz kannst Du immer noch ein alter Mann werden. Das hoffen wir Alle! — — Aber sage mir doch, wo hast Du Dir gedacht, das Testament aufzubewahren? Würde es eigentlich nicht das Richtigste sein, es Sandberg zur Aufbewahrung zu geben? Es durch ihn z. B. auf der Bank deponiren zu lassen?

„Lege es nur in den Schrank zu den anderen Papieren in dem mittleren Schubfach, — Du weißt ja. — Die Schlüssel liegen hier auf dem Tisch."

„Nun ja, das mag allenfalls gehen, der Schrank ist ja garantirt feuerfest."

Auf knarrenden Stiefeln ging der Schuldirektor nach der entgegengesetzten Ecke hinüber und öffnete hier zwei kleine eiserne Thüren, die zu einem eingemauerten Schrank mit verschiedenen offenen und geschlossenen Fächern führten, der außer dem beweglichen Vermögen des Gutsbesitzers das Familienarchiv, Kaufbriefe, Pachtkontrakte und dergleichen enthielt. Obwohl es nicht das erste Mal war, daß ihm das Vertrauensamt übertragen war, diese Schatzkammer zu öffnen, und trotz seiner Ueberzeugung, daß er binnen wenigen Tagen selbstständiger Mit-Administrator der ganzen Herrlichkeit sein würde, ward es ihm schwer, seine Neugierde zu bezwingen, geräuschlos ließ er seine kleinen wurstrundlichen Finger ein Bündel Wertpapiere durchblättern, die in einem offenen Raum über dem angegebenen Schubfach lagen.

Als er wieder am Bette stand, sagte er in teilnehmendem Ton, indem er das Schlüsselbund an seinen alten Platz legte:

„Bist Du müde, lieber Freund?“

Engelstoft schüttelte den Kopf und fragte abermals, wie viel Uhr es sei. —

„Die Uhr? Sie ist acht Minuten über sieben. Du hast mich übrigens eben erst danach gefragt. — Erwartest Du Jemand?“

Der Kranke schlug plötzlich beide Augen auf. Es fiel ihm ein, daß der Andere ja noch nichts wußte. Aus einer Art Furcht hatte er sich nicht dazu entschließen können, ihm zu erzählen, was in Aussicht stand. Er war bange, daß der Schwager sich im Andenken an seine Schwester durch die Rückkehr der geschiedenen Frau gekränkt fühlen könne, — er wußte, wie empfindlich er in diesem Punkte war. Nur durch sein beständiges sich Berufen auf seine Gefühle für die Verstorbene und durch sein Bestreben, die Ehrfurcht vor ihrem Andenken gleichsam zu verkörpern, hatte der Direktor allmählich eine so ungewöhnliche Macht über den willensschwachen Gutsbesitzer gewonnen.

Auch jetzt kam es zu keiner Aussprache zwischen ihnen. Die Pflegerin, die des Patienten wegen unruhig über den langen Besuch des Schuldirektors geworden war, und die namentlich um jeden Preis ein Zusammentreffen zwischen ihm und der Frau Engelstoft schon an diesem ersten Abend verhindern wollte, hatte schnell entschlossen Befehl erteilt, daß sein Wagen angespannt werden solle, und kam nun, um zu melden, daß die Pferde aus dem Stall gezogen seien.

„Schon jetzt? Aber ich habe Lars doch gesagt, ich wollte erst um acht Uhr fahren.“

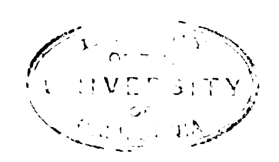
„Dann muß Lars den Herrn Schuldirektor wohl mißverstanden haben, — oder er hält es nicht für ratsam, der Dunkelheit halber so spät zu fahren.“ —

„Ja, ja, er mag Recht haben. — Es ist vielleicht auch nicht richtig, den lieben Patienten so lange zu ermüden. Wollen Sie, Schwester Bodil, also die Güte haben, Lars sagen zu lassen, er solle nur vorfahren. — —

Und nun, lieber Freund, so Gott will, siehst Du mich morgen wieder, falls Dein Wagen mich holen kann. Da ist sicher dies oder jenes, wobei ich Dir behilflich sein kann. Wenn ich nicht irre, sprachst Du einmal davon, daß Du Deine Bestimmungen über Dein Silberzeug und Deine Pretiosen niederzuschreiben wünschtest? — Nun aber heute nicht mehr! — Eine gute, ruhige Nacht, lieber Freund, und auf Wiedersehen!“

Als der Schuldirektor weggefahren war, kehrte Schwester Bodil zurück, um sich nach dem Kranken umzusehen, den jetzt heftige Gewissensbisse quälten, weil er nichts gesagt hatte. Er hatte den Schwager im letzten Augenblick zurückhalten wollen, um sich ihm zu erklären, aber die Kräfte hatten ihm versagt.

„Wollen Herr Engelstoft nicht versuchen, ein wenig zu ruhen?“ fragte die Pflegerin. „Das würde Ihnen sicher gut thun, Sie sehen ein wenig



angegriffen aus. Und in einer Stunde sind ja die gnädige Frau und das gnädige Fränlein hier."

„Ja, — ja freilich!"

„Soll ich die Kissen nicht wegnehmen? Dann ruhen Sie besser."

„Ja, nehmen Sie sie nur weg! Au, au! Stoßen Sie mich doch nicht so hart an, als wenn ich ein Holzklotz wäre. Ich lebe ja doch noch! Und warum haben Sie mir meine Medicin nicht gegeben, Schwester Bodil?"

„Der Doktor meinte, Sie sollten sie heute Abend nicht mehr nehmen."

„Ach, der Doktor, der sagt so viel! — Er sollte mir lieber helfen."

Schwester Bodil näherte ein Glas Eiswasser seinem Munde, er aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Lassen Sie mich in Ruhe," sagte er.

Der früher stets so ruhige gutmütige Mann war ein schrecklich ungeduldiger Patient geworden. Mit Ausnahme des Schwagers konnte es ihm Niemand recht machen. Und je deutlicher er das erstarrende Eis des Todes in seinem Herzen fühlte, um so unliebenswürdiger hatte ihn die Angst vor der Auflösung gemacht. Wie alle seine eigenen Gedanken sich bei Tag und bei Nacht um das bevorstehende Ende drehten, meinte er, daß auch alle Anderen ausschließlich darauf bedacht sein müßten, ihm diesen letzten schweren Schritt durch die enge Pforte des Todes zu erleichtern.

Nach Verlauf von wenigen Minuten rief er aber doch mit einer gleichsam um Verzeihung bittenden Stimme nach Schwester Bodil.

„Setzen Sie sich ein wenig zu mir. Ich finde doch keine Ruhe. — Wieviel Uhr ist es jetzt?"

„Es schlug vor einem Augenblick halb acht. Haben Herr Engelstoft das nicht gehört?"

„Ja, das ist wahr. — — Haben Sie nachgesehen, ob in dem Zimmer meiner Fr— ob in Frau Engelstofts Zimmer eingeheizt ist? Es darf nicht warm sein, nur überschlagen. Und dann sorgen Sie doch dafür, daß die blauen Pantoffeln meiner Tochter, die sie damals, als sie abreiste, hier vergessen hat, — — daß sie an ihrem Bett stehen, sodaß sie sie gleich sieht."

„Das soll besorgt werden."

Er schloß die Augen eine Weile und fing an von seiner Tochter zu sprechen. Er hatte bisher der Pflegerin gegenüber weder ihren noch der Mutter Namen jemals erwähnt. Das heißt, im Schlaf hatte er zuweilen seine Sehnsucht nach ihnen verraten. Ein paar Mal war es sogar vorgekommen, daß die Pflegerin ihn hatte wecken müssen, weil er laut im Traum schluchzte und ihre Namen rief. Aber seit heute Vormittag, nachdem er das Telegramm empfangen, hatte er mehrmals von ihnen Beiden gesprochen. Namentlich beschäftigten ihn Erinnerungen aus der Verlobungszeit und von der Hochzeitsreise, und er erzählte davon, weil ihm offenbar

darum zu thun war, Schwester Bodil ein anderes Bild von seiner Frau zu geben, als es das Gerede der Leute ihr ausgemalt hatte.

Lange hintereinander hatte er seine Gedanken freilich nicht von sich und seinem Zustand fernhalten können, auch fehlte ihm die Fähigkeit, dem, was er sagen wollte, einen richtigen Ausdruck zu verleihen. So kam er auch jetzt nicht weit in seiner Erzählung. Die Angst und die Todesmattigkeit überwältigten ihn von Neuem und verdunkelten sein Bewußtsein.

Er bat um etwas zu trinken, ehe er es aber erhielt, war er schon eingeschlafen.

Er schlief noch, als der Wagen auf den Hof rollte. Und als er nach nochmals zehn Minuten nicht erwacht war, und Schwester Bodil das Geräusch von Thüren hörte, die geöffnet wurden, und von Stimmen, die sich näherten, hielt sie es für das Richtigste, ihn zu wecken.

In demselben Augenblick, als er die Augen aufschlug, kam die Haushälterin leise aus dem Saal herein, einen brennenden Armleuchter in der einen Hand. Mit der anderen Hand hielt sie die Thür hinter sich offen, und gleich darauf trat Frau Engelstoft ein. Sie war ganz in Schwarz gekleidet uud hatte Hut und Handschuhe nicht abgelegt.

Auf einen Wink von ihr schlich die eingeschüchterte Haushälterin wieder fort und schloß geräuschlos die Saalthür hinter sich. Gleichzeitig zog auch Schwester Bodil sich zurück, nachdem sie schweigend und mit tiefer Neigung des Kopfes gegrüßt hatte.

Der Kranke konnte vor Gemütsbewegung kaum die schwarze Gestalt unterscheiden, die sich langsam durch das Zimmer auf ihn zu bewegte und einen Augenblick im Halbdunkel am Fußende des Bettes stehen blieb und ihn ansah. Seine Augenlider senkten sich unwillkürlich. Fast wie eine Leiche lag er steif ausgestreckt unter der Bettdecke, ohne sich zu rühren.

Es war freilich ein wenig Verstellung bei dieser totenähnlichen Hilflosigkeit.

Wie so viele andere Kranke, die ihr Leiden übertreiben, um Mitleid zu erwecken, hatte auch er sich daran gewöhnt, Leuten gegenüber, die ihn besuchten, seine Hilflosigkeit zur Schau zu stellen. In diesem Fall benutzte er sie außerdem noch als Schild oder Maske für die Unsicherheit, die ihn überkam, als er derjenigen, die er so tief gekränkt hatte, wieder begegnete.

„Bist Du es, Thora?" fragte er mit schwacher, klangloser Stimme. Sie trat jetzt in den Lichtkreis, den die Lampe an der einen Seite seines Bettes verbreitete.

„Guten Abend," sagte sie und stützte sich mit der Hand auf die Lehne des Stuhles, auf dem der Schuldirektor vorhin gesessen hatte. Ihr Gesicht war unveränderlich ruhig, aber sehr bleich. Auch die Stimme hatte ein wenig gezittert.

„Hab' Dank, daß Du gekommen bist, Thora," fuhr er fort und reichte ihr seine weiße, kalte, knöcherige Hand.

Sie besann sich einen Augenblick, ehe sie sie ergriff. Sie hatte sich nicht gedacht, daß ihr Wiedersehen so sein würde. Aber das Mitleid erstickte in diesem Augenblick alle anderen Gefühle in ihrer Brust.

Ihre Phantasie hatte sich überhaupt garnicht damit beschäftigt, in welchem Zustand sie ihn finden würde. Es waren ganz andere Gedanken gewesen, die sie auf der fast tagelangen Reise hierher erfüllt hatten. Deswegen schauderte sie jetzt unwillkürlich bei dem Anblick dieses eingetrockneten wachsgelben Körpers, — dem Skelett der einstmals so muskulösen Gestalt, die sie in ihrer Jugend mit flammender Seele und heißem Blut geliebt hatte.

Daß er dies wirklich war! Daß diese weichen, bläulichen Hautlappen, die die vorstehende Zahnreihe umgaben, dieselben Lippen wareu, die sie einstmals schwellend unter sinnberauschenden Küssen auf ihrem Munde gefühlt hatte.

„Wo hast Du Esther? — Warum kommt sie nicht herein?"

Er hatte dieselbe Frage schon einmal gethan, ohne daß sie ihm geantwortet hatte. Auch jetzt zögerte sie.

Sie war in diesem Augenblick nahe daran, zu wünschen, daß sie doch dem Flehen der Tochter nachgegeben und sie gleich mit hierher genommen hätte. Sie dachte sogar darüber nach, ob sie ihm nicht durch irgend welche Ausflüchte die Enttäuschung ersparen und heute Abend noch den Streit vermeiden könne. Aber dann fiel ihr ein, daß mit dem Hinausschieben Gefahr verbunden sei. Er sah aus wie ein Sterbender. Vielleicht würde er die Nacht nicht überleben. Und gerade um Esthers willen durfte sie nicht schwach sein. Sie hatte hier eine größere Mission als nur die, Barmherzigkeit zu erzeigen.

„Esther?" entgegnete sie mit fester Stimme. „Sie ist zu Hause."

„Zu Hause? — — Zu Hause, Thora? — — Aber sie kommt doch? — Mit dem nächsten Zuge, nicht wahr? — Morgen?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht."

Der Kranke richtete sich plötzlich ohne fremde Hilfe auf dem Ellenbogen auf. Während die eine bange Ahnung gleichsam die andere noch schrecklichere erzeugte, brachte er mit heiserer Stimme hervor:

„Du weißt es nicht! — — Was soll das heißen, Thora? — Weshalb bist Du denn gekommen? — — Und warum seid Ihr denn nicht früher gekommen? — — Warum hast Du den ersten Brief nicht beantwortet?" — —

Frau Engelstoft zögerte wieder mit der Antwort. Sie hatte sich auf den Stuhl gleiten lassen, wo sie in einer vornübergebeugten Stellung saß, die eine schwarzbehandschuhte Hand unter der Wange, und sah zur Seite, um seinen Blick zu vermeiden.

„Hattest Du mich wirklich erwartet, Niels? — Damals, als wir zuletzt mit einander sprachen, dachtest Du doch auch wohl nicht, daß wir uns jemals wieder treffen würden, am wenigsten auf Sofiehöj. Wir haben ja nichts mehr mit einander gemein. Du hast es ja damals selber so gewünscht. Und ich habe Deinen Wunsch erfüllt. Was verlangst Du noch weiter?"

Der Kranke war wieder in die Kissen zurückgesunken und hatte mit einer völlig mutlosen Bewegung beide Arme schwer auf die Steppdecke fallen lassen.

„Ganz die Alte!" sagte er, indem er das Gesicht abwandte. „Das hätte ich doch wissen können! — Du fängst da wieder an, wo Du aufgehört hast."

„Was, meinst Du eigentlich, hätte mich wohl verändern sollen?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Denn Du konntest doch eigentlich nicht erwarten, daß das, was hier auf Sofiehöj nach meiner Abreise geschehen ist, mir unser Verhältniß in anderm Lichte erscheinen lassen würde. — Und doch! Gewissermaßen bin ich wirklich eine Andere geworden, als die Du kanntest. Du siehst es selber, ich spreche jetzt ganz leidenschaftslos. Bin vollkommen ruhig. Die Gleichgiltigkeit gegen Dich und Dein Wohlergehen, die Du mir einstmals so aufrichtig wünschtest, — um Deines eigenen Seelenfriedens willen, vermute ich, — die habe ich mir wirklich beinahe erkämpft. In der Beziehung kannst Du also getröstet sein."

„Was willst Du von mir? Weshalb bist Du gekommen? — Kannst Du es wirklich über's Herz bringen, einen sterbenden Menschen zu peinigen, so mache doch wenigstens die Pein kurz."

„Ich habe selber keinen anderen Wunsch, Niels! Am liebsten hätte ich mich so fern wie möglich von hier gehalten. Selbst Du wirst verstehen können, daß es nicht so ganz leicht für mich gewesen ist, mich zu dieser Reise zu entschließen — die Stätte wiederzusehen, wo ich siebenzehn Jahre lang doch eine Art Heim gehabt habe."

„Weswegen bist Du denn gekommen? Um meinetwillen war es also nicht!"

„Ach ja, — auch um Deinetwillen. — Auch um Deinetwillen, Niels."

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ich las gestern Abend in einer Zeitung etwas von einem Testament, das Du gemacht haben sollst."

Der Kranke erwiderte nichts hierauf. Er hatte allmählich von selber den Grund ihres Kommens begriffen.

„Verhält es sich wirklich so, wie das Blatt schrieb?"

„Ja."

„Du wirst natürlich begreifen, daß ich nicht aus Langerweile frage. Auch nicht, weil ich irgend eine Forderung an Dich zu haben glaube. In meiner Eigenschaft als Esthers Mutter und Vormund frage ich danach."

„Du kannst ja das Testament selber lesen, — — ich wünsche sogar jetzt, daß Du es thust. Dann wirst Du sehen, daß ich Esther nicht nur in freigebiger Weise alles das zuerteilt habe, was ihr dem Gesetze nach bei meinem Tode zukommt, sondern daß ich ihr auch für alle Fälle einen jährlichen Zuschuß aus Sofiehöj auf Lebenszeit gesichert habe."

„Aber Sofiehöj selber soll also Deiner Bestimmung nach in fremde Hände übergehen, — soll in eine Wohlthätigkeitsanstalt, eine Art Frauenheim verwandelt werden?"

„Das ist meine Absicht, ja. Ich habe während meiner Lebzeit nicht genügend auf das Wort geachtet, das uns heißt, den Zehnten an die Armen zu geben. Deswegen erfülle ich jetzt meine lange versäumte Menschenpflicht. — Aber ich kann nicht so viel sprechen, Thora. Lies deswegen selber. Meine Schlüssel liegen hier auf dem Tisch. Du kennst ja den Schrank dort, — — in dem mittleren Schubfach, — — es hat einen gelben Umschlag — —"

Sie besann sich einen Augenblick, erhob sich dann mit glühenden Wangen, nahm schweigend das Schlüsselbund vom Tisch und ging damit auf den eingemauerten Schrank zu.

Als sie mit dem Dokument zurückgekehrt war und es zwei Mal durchgelesen hatte, das letzte Mal langsam, Paragraph für Paragraph, und in einer Erregung, die ihr das Blut aus den Wangen sog, sagte sie höhnend:

„Es ist genau so, wie ich es erwartet hatte! Dies Alles hast Du Dir ja gar nicht selber ausgedacht. Und es ist nicht schwer, ausfindig zu machen, wer der Meister davon gewesen ist. — — Ich verstehe nur nicht, weshalb die Stiftung ‚Erholungsheim für schwächliche Frauen' genannt werden soll, da doch weder Herr Schuldirektor Brandt noch Herr Rechtsanwalt Sandberg oder irgend jemand von den Personen, die auf diesem Papier erwähnt sind, soweit mir bekannt ist, von zarter Gesundheit sind und jedenfalls sind sie doch keine Frauen! — Aber ich habe es gleich gewußt! Sobald ich die Mitteilung in der Zeitung sah, verstand ich, daß Du das Opfer eines Betruges gewesen warst. Ich kenne Dich, Niels!"

Der Kranke richtete abermals den Oberkörper auf, indem er sich auf die Ellenbogen stützte.

„Das sind genau die Worte, die ich von Dir zu hören erwartete. Ja, Du bist wirklich in jeder Beziehung die Alte geblieben, — gleich mißtrauisch, gleich gehässig Allem und Allen gegenüber. Ich will gar nicht mehr mit Dir über diese Dinge reden. Darum habe ich Dich das ‚Papier' nicht lesen lassen. Aber ich möchte Dir doch, ehe ich sterbe, ein Wort sagen, Thora. Und nun kannst Du mir wohl nicht mehr zutrauen, daß ich eine hinterlistige Absicht mit meiner Bitte habe. Dein Gemüt ist krank — ist lange krank gewesen. Und das kommt von dem Leben, das Du führst, zurückgezogen von allen Menschen, ohne anderen Umgang, als Deine

eigenen verwirrten Gedanken. Ich bitte Dich, Thora, — und es ist dies die Bitte eines Sterbenden — ich bitte Dich um Deiner selbst und um unseres Kindes willen, schließe Dich den Menschen wieder an, und Du sollst sehen, daß das Leben für Euch Beide glücklicher wird. Versprich mir, daß Du — wenn auch nur auf kurze Zeit — die Einsamkeit und die Ungemütlichkeit da oben auf Agersögaard verlassen willst. Denke doch an Esther! Sie ist erst sechzehn Jahre alt! — Bekämpfe Deine bitteren Gedanken! Laß sie Dein und anderer Menschen Leben nicht vergiften. Sie haben Uebel genug angerichtet! —"

Er konnte nicht mehr sprechen und sank athemlos und schweißbedeckt auf das Kissen zurück.

Frau Engelstoft saß da, den Ellenbogen auf ihr Knie gestützt; das vorgestreckte Kinn ruhte in ihrer hohlen Hand. Das Lampenlicht fiel gerade auf ihr Gesicht. Mit träumerischen Augen starrte sie zu der gelben unruhigen Flamme empor.

„Mißtrauisch nennst Du mich. — — Ach ja. Das hat mich das Leben wohl gelehrt. Du hast aus Bequemlichkeit vorgezogen, Dich nicht belehren zu lassen. Das ist der ganze Unterschied zwischen uns Beiden. — Oder was meinst Du selber? Ich war, wie Du weißt, kaum vierzehn Jahre alt, als ich zusammen mit meiner Mutter und meinem Bruder Jean auf der Landstraße stand mit zwei nackten, leeren Händen, weil ein gewisser Schlingel die letzten Ueberreste unseres Heims in einer Nacht bei einem lustigen Champagnerfest verspielt hatte."

„Thora! Thora! So sprichst Du von Deinem Vater!"

„So spreche ich von dem, der meiner Mutter Haar ergrauen machte, ehe sie dreißig Jahre alt war, und uns unseres Vermögens beraubte — zweihundertundvierzigtausend Kronen — um seine Buhlen in Seide kleiden zu können. So spreche ich von dem, der trotz alledem die Achtung aller Welt genoß und bis an seinen Tod von der guten Gesellschaft, ja, von dem Könige selber, geehrt wurde, — während Jean, der arme Junge, nach Amerika reisen und vor Hunger und Schande sterben mußte, weil er zwei armselige Markstücke aus der Kasse seines Principals genommen hatte, um sich dafür zu amüsiren. Mißtrauisch! — Ja, das bin ich — das ist wahr! Gott sei Dank! Denn das habe ich gelernt, daß von allen seltenen Dingen unter den Menschen die Redlichkeit das seltenste ist, und daß niemand in den Augen der Leute strafbarer ist, als derjenige, der das Verbrechen verfolgt und brandmarkt."

Sie hatte, während sie sprach, unverwandt zu der Lampenflamme aufgesehen. Jetzt ließ sie ihre Augen zu dem Kranken hinübergleiten, der noch halb bewußtlos vor Ermattung mit abgewandtem Gesicht dalag.

„Nur ein einziges Mal, seit ich erwachsen war, vergaß ich mein Mißtrauen, Niels. Das war an jenem Johannis-Abend im Walde, als ich Dir mein Jawort gab und glaubte, daß auch Dein Wort für Zeit und

Ewigkeit gelte. Ich vergaß damals wirklich auf kurze Zeit, daß auf das Wort eines Menschen, selbst auf das feierlichste, kein Verlaß ist, und daß Ja und Nein im Grunde die gleiche Bedeutung haben."

Abermals richtete der bleiche Kopf sich ein wenig von dem Kissen auf.

„Mich darfst Du nicht anklagen, Thora! — — Gott ist mein Zeuge, daß mein Versprechen ebenso aufrichtig gemeint war, wie das Deine. Wer aber trägt die Schuld daran, daß es so ging, wie es ging? — — Mein Gewissen ist ruhig. Ich weiß, daß ich immer der nachgebende Teil gewesen bin — daß ich immer Versöhnung gesucht habe. Du aber wolltest Krieg Und doch liebte ich Dich, auch in Deinem Zorn, — — das weißt Du nur zu gut. Auch nicht in Gedanken bin ich jemals Dir oder unserem Heim treulos gewesen, bis schließlich Alles zwischen uns zusammenbrach. Vor des Allmächtigen Thron kann ich schwören —"

„Schwöre nicht, Niels! Du kennst Dich selber nicht, hast Dich nie gekannt! Du sagst, Du hast mich geliebt, und ich glaube, daß es wahr ist. Aber treulos — das warst Du in Deinen Gedanken und in Deinem Herzen von dem ersten Tage an, als wir einander gehörten!"

„Was sagst Du!"

„Nur die Wahrheit, Niels! — Ich habe nie mit Dir darüber gesprochen, weil ich fühlte, daß Du mich doch nicht verstehen würdest. Du fandest ja einmal, daß ich Alles mißverstand und Alles verdrehte, da gab ich es auf, mich zu erklären. Jetzt sollst Du aber doch wissen, wie bald schon ich begriff, daß das, was später geschah, sich vorbereitete. — Entsinnst Du Dich des Städtchens Immenstadt, wo wir ein paar Tage auf unserer Hochzeitsreise wohnten? Wir waren schon vier oder fünf Monate unterwegs gewesen, waren ermüdet von dem Reiseleben nnd sehnten uns nach Hause. Namentlich ich war wohl ungeduldig, denn Esther war um jene Zeit ja so zu sagen schon da. Wir kamen am Abend dort an, und ich glaube bei Regenwetter und in Folge dessen ein wenig übelgelaunt; was es aber sonst gewesen sein mag, was den Anlaß zu der Uneinigkeit zwischen uns gegeben hat, weiß ich wirklich nicht mehr, und das ist auch einerlei. Ich weiß nur, daß wir an jenem Abend unsern ersten ernsten Streit hatten, und daß wir Beide furchtbar erregt davon waren. Wir waren jung und verliebt. Wir hatten in einem einzigen, langen, tiefen Liebesrausch gelebt, und nun standen wir uns plötzlich mit verzerrten Zügen gegenüber und schleuderten uns beleidigende Worte wie ein paar gehässige Feinde zu. Ich will gern einräumen, daß ich wahrscheinlich am wenigsten rücksichtsvoll gewesen bin, — das liegt nun einmal so in meiner Natur, — aber in diesem Falle ist es durchaus nicht von Belang. Am nächsten Morgen hatten wir uns noch nicht wieder ausgesöhnt, aber beim Frühstück versuchtest Du eine Annäherung, die ich wohl abgewiesen habe. Du sagtest dann, — ich entsinne mich noch eines jeden Wortes — daß wir jetzt vergessen wollten, was geschehen sei, und Du fügtest, um mich zu trösten hinzu — beachte es

wohl! — daß wir ja auch nicht unlöslich mit einander verbunden seien, und daß, wenn es sich wirklich herausstellen sollte, daß wir nicht so gut zu einander paßten, wie wir geglaubt und gehofft hatten, deswegen unser Leben und unser Glück nicht für immer verspielt zu sein brauche. — Was ich bei diesen Worten empfand, kann ich wohl nur unklar schildern. Es war, als ob die Sonne am Himmel mir plötzlich eine Grimasse zuschnitt. Was für mich unerschütterlich war wie die Grundveste der Erde selber, das war Deiner Auffassung nach nur ein Arrangement, das nach unserem Fürgutbefinden beliebig geändert werden konnte. Und da saß ich mit unserem Kind unter dem Herzen und wußte von diesem Augenblick an, daß Du uns einmal, wenn die Versuchung an Dich herantrat, verlassen würdest. Später fiel das Wort ‚Scheidung' ja häufiger zwischen uns, — allemal aus Deinem Munde, anfangs immer als Trost, später als Drohung. Aber das machte keinen Eindruck auf mich; ich war schon lange darauf vorbereitet. Du weißt selber, daß ich Dich trotzdem nie mit Eifersucht geplagt habe, obwohl Du mir oft Anlaß dazu gegeben hast. Ich wußte, ich hatte kein Recht über Dich; und für unsere Gefühle haben wir überhaupt wohl selber keine Verantwortung. Eins aber that ich, weil es mein Recht und meine Pflicht war. Ich suchte bei Zeiten mich und mein Kind zu schützen, indem ich, soweit dies in meiner Macht lag, für unsere Zukunft sorgte. Ich wollte nicht zum zweiten Mal mit zwei leeren Händen auf die Landstraße hinausgestoßen werden und das Schicksal meiner Mutter teilen."

„Das zu befürchten, hattest Du wohl keinen Grund, Thora," unterbrach er sie — er hatte während ihrer langen Rede ganz still dagelegen und mit geschlossenen Augen gelauscht, — und es war nur ein milder Vorwurf in seinem Ton zu spüren.

„Ja, das kannst Du jetzt wohl sagen. Aber vielleicht war trotzdem Grund vorhanden. Du hattest immer im Ueberfluß gelebt — — daher stammte ein gut Teil unseres Unglücks. Du hattest Dich daran gewöhnt, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, und wolltest das, was Du meine ‚Gespensterfurcht' vor der Armut nanntest, nie verstehen, konntest es mir nie verzeihen. Hat man sich aber einmal für das trockene Brot demütigen müssen, so lernt man, auch die Krumen zu achten."

Sie schwiegen jetzt Beide eine Weile, während die Uhr im Nebenzimmer die volle Stunde schlug, und die andere drinnen im Saal ihre muntere kleine Walzermelodie ableierte. Als gleich darauf auch das Schlagwerk der Turmuhr durch das Haus geschallt war, fuhr Frau Engelstoft, die inzwischen wieder in dem Testament gelesen hatte, fort:

„Sage mir doch, Niels, würdest Du wirklich den Mut gehabt haben, Esther zu erzählen, daß Du — der Du ihr gegenüber doch wohl etwas gut zu machen hattest, — sie nun auch enterbt, ihr Eigentum einer Bande von Dieben und Betrügern zum Raube hingeworfen hast?"

„Ich versichere Dich Thora, sie wird keine Not leiden. Ich habe ihr

in reichlichem Maße Alles gesichert, was ihr dem Gesetz nach zukommt und noch ein gut Theil mehr obendrein."

„Das brauchst Du mir nicht zu sagen. Ich wußte im Voraus, daß Du das Gesetz auf Deiner Seite hattest. Das pflegt man stets so einzurichten, wenn man eine Ungerechtigkeit begeht. Du hattest auch das Recht auf Deiner Seite, damals, als Du mich mit Schimpf und Schande aus meinem eigenen Hause vertriebst und mein Kind vaterlos machtest. Aber es giebt ungeschriebene Gesetze, Niels, die Rache üben! Und ich sage Dir: Du hast kein Recht zu dem, was Du hier gethan hast. Esther sei hinreichend gesichert, behauptest Du. Woher weißt Du das? Nichts ist sicher, Alles kann zu Grunde gehen, und man kann die Zukunft seiner Kinder nicht solide genug sichern. Aber selbst wenn das der Fall wäre? Sofiehöj ist Esthers Kindheitsheim. Hier hat das Kind die ersten sechzehn Jahre verlebt. Hier in diesem Zimmer ist sie geboren. Da ist kein Baum draußen im Garten, den sie nicht kennt und lieb hat. Ich weiß, daß alle ihre liebsten Erinnerungen mit diesem Gut, mit seinen Wäldern und Wiesen und Bächen verwachsen sind, mit denen allen sie auf ihre kindliche Weise zusammen gelebt, an die sie in Gedanken ihre ganze Zukunft geknüpft hat, in der festen Ueberzeugung, daß sie das Alles einstmals mit dem Recht der Liebe und der Geburt ihr Eigen nennen würde. Ich kann das so bestimmt sagen, weil ich weiß, wo sie in diesen langen Jahren der Landesflüchtigkeit mit ihren Träumen, mit ihrem Sehnen gewesen ist, das arme Kind! Und das Alles willst Du ihr rauben! Willst Du von Fremden besudeln lassen!" —

Sie schwieg, weil sie erwartete, daß er etwas erwidern würde. Als er aber nichts sagte, fuhr sie fort:

„Und ich selber? Bist Du noch immer der Ansicht, daß ich hier keine Forderungen geltend zu machen habe? Ja, ich weiß sehr wohl, als wir zuletzt mit einander sprachen und Du Deinen Rechtsanwalt zu Hilfe gerufen hattest, da zwanget Ihr mich, Verzicht zu leisten. Das sei die Vorschrift des Gesetzes, sagtet Ihr. Aber jetzt sind wir allein, Niels. Was uns damals trennte, ist nicht mehr. Und nun verlange ich wieder mein volles Recht für mich und mein Kind. Hörst Du? Ich verlange, daß Sofiehöj ganz und ungeschmälert Esther als Deiner einzigen, rechtmäßigen Erbin und mir als ihrer Mutter und Vormünderin zufallen soll. Ich stehe nicht von dieser Forderung ab! Es ist mein Recht und meine Pflicht!"

Der Kranke schwieg noch immer. Er war selber nie frei von Gewissensbissen wegen des Testaments gewesen, und nur das eifrige Zureden des Schwagers wie auch die Ueberzeugung, im Geiste des Christentums zu handeln, hatten ihn dazu vermocht, es zu errichten. Die Worte seiner Frau machten jetzt deswegen einen starken Eindruck auf ihn, obwohl ihr drohender Ton ihn empörte. Aber er war in diesem Augenblick garnicht im Stande zu sprechen. Die Gemütsbewegung schnürte ihm wie mit eiserner

Hand die Kehle zu. Das Blut sauste an seinen Ohren vorüber, und das Herz hämmerte ihm in der Brust und im Rücken.

Frau Engelstoft mißverstand indessen den Grund seines Schweigens.

„Verbrenne das elende Papier!" sagte sie jetzt völlig unbeherrscht, indem sie das zierliche Dokument des Schuldirektors in zerknittertem Zustand auf sein Bett warf. „Wirf es in den Ofen, und laß es nicht von Neuem Schande über uns Alle bringen! Siehst Du denn nicht ein, wie es uns verhöhnt uud wie es Dich selber brandmarkt! Willst Du uns zum zweiten Mal der Schande und der Entehrung Preis geben! Soll Deine Tochter, wenn sie das Heim ihrer Kindheit nennen hört, über ihren Vater erröten, der es ihr stahl, um es zum ehrenden Andenken an die zu machen, an die — Dame, um derentwillen er ihre Mutter verstieß? — — Und Du sagst, Du hast ihr eine Jahresrente aus Sofiehöj gesichert. Wie hübsch von Dir! Du mußt Dir eine ganz eigenartige Vorstellung von dem Stolz Deiner Tochter gebildet haben, wenn Du glauben kannst, daß sie als Almosen annehmen wird, was ihr als Recht zukommt —"

Sie hielt inne, noch immer auf eine Erwiderung wartend.

Von dem Bett her drangen schwache, röchelnde Laute an ihr Ohr, und der weiße Kopf bewegte sich auf dem Kissen hin und her. Da begriff sie plötzlich, daß hier etwas vor sich gehe. Sie erhob sich und rief die Pflegerin, die beim ersten Blick sah, daß ein Krampf im Ausbruch war.

Schnell holte Schwester Bodil eine kleine Flasche aus ihrem Zimmer und zählte einige Tropfen auf einen Löffel.

„Schnell, schnell, so beeilen Sie sich doch," rief Frau Engelstoft, die beim Anblick seiner Leiden ganz verwandelt war.

Schwester Bodil führte den Löffel an den Mund des Kranken. Aber es war zu spät. Die Lippen waren fest zusammen gepreßt. Die Glieder erstarrten. Der Todesschweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht.

Nach wenigen Minuten hauchte er das Leben aus, den Kopf gegen die Schulter der Pflegerin gestützt.

„Es ist vorbei!" sagte sie und legte den plötzlich erschlafften Körper vorsichtig in die Kissen zurück.

Unbeweglich, wie eine schwarzverhüllte Statue, stand Frau Engelstoft an der andern Seite des Bettes und stützte sich mit der Hand auf das hohe Fußende. Jetzt, wo er dahingegangen war, — unwiderruflich in Gegenden entrückt, wo ihn ihre Stimme nicht mehr erreichte, — ward es auch in ihrem eigenen Innern stille. Dieser tote Körper, unempfindlich für Liebe und für Haß, machte sie demütig. Die großen Gefühle des Lebens schwanden in einem einzigen Augenblick dieser blassen Leiche gegenüber, deren Züge mit jeder Minute deutlicher den Stempel der steinernen Ruhe der Ewigkeit annahmen, zu etwas Bedeutungslosem dahin. Und plötzlich, als die Pflegerin hinausging, um das Hausgesinde zusammenzurufen, kniete sie

neben dem Bette nieder und preßte einen Kuß auf die Hand des Toten, auf die Stelle, wo einstmals ihr Ring gesessen hatte.

Als sie Schwester Bodil in das anstoßende Zimmer zurückkehren hörte, erhob sie sich. Im selben Augenblick gewahrte sie das Testament, das vom Bett auf den Fußboden geglitten war, als sie es in ihrem Zorn auf die Bettdecke geworfen hatte, und dieser Anblick rief sie mit einem Schlage in die Wirklichkeit des Lebens zurück. Blitzschnell — von einer Eingebung geleitet — griff sie nach dem Testament und hatte es gerade unter ihrer Kleidertaille geborgen, als die Pflegerin eintrat.

Jetzt erschienen auch die Haushälterin und der Gutsschreiber ganz bestürzt. Später kamen der Verwalter und andere Gutsleute. Die ganze Nacht war die Leiche von Menschen umstanden, bis sich gegen Morgen das Gericht einfand und die Sachen des Verstorbenen versiegelte.

III.

Mit großer Feierlichkeit und unter großer Teilnahme wurde Gutsbesitzer Engelstoft acht Tage darauf zur Erde bestattet. Obwohl das hergebrachte Begräbnißfrühstück in Folge der Verhältnisse unterblieb, indem in der Bekanntmachung des Todesfalles ausdrücklich stand, daß die Beerdigung in aller Stille vom Kirchhof aus stattfinden würde, waren alle Wege um das kleine Dorf herum gegen zwei Uhr schwarz von Fußgängern und Fuhrwerken, die unter dem Läuten der Turmglocke der eine Strecke vor dem Dorfe hochgelegenen Kirche zustrebten.

In dem festlichen Sonnenschein schossen die Leute gleichsam aus der Erde auf. Die Hofplätze im ganzen Dorfe standen schließlich vollgepackt von allen Arten Wagen, von den lackirten Landauern der Provinzstadt-Matadore bis zu den ungestrichenen Holzkarren der Häusler, und ringsumher auf den noch grünen Angern liefen die Pferde an ihrer angepflöckten Leine hin und her und antworteten einander mit wiesenfrischem Wiehern.

Alle hatten es übrigens vorausgesagt, daß an dem Tage, wo man den Engelstoft begraben werde, sich die ganze Bevölkerung um seinen Sarg versammeln würde. Trotzdem konnte man dies Herbeiströmen von Menschen nicht ausschließlich als Aeußerungen eines Bedürfnisses, dem verstorbenen Gutsbesitzer die letzte Ehre zu erweisen, auffassen, — es war auch eine gute Portion Neugier mit im Spiel.

Schon die Nachricht, daß „die Kröte" an das Sterbebett des Gutsbesitzers gerufen und wirklich erschienen war, hatte großes Aufsehen unter den Leuten wachgerufen, obwohl man lange etwas Derartiges erwartet hatte. Aber die Bewegung wuchs, als Frau Engelstoft nach des Gutsbesitzers Tode ruhig auf Sofiehöj wohnen blieb und das Ruder ergriff als diejenige, die sich dort wieder Macht und Gewalt erworben hatte. Gleich am Morgen nach Engelstofts Tode hatte sie den Gutsschreiber, den Verwalter und den Vogt zu sich rufen lassen und ganz wie in alten Zeiten Befehle erteilt und Abrechnung verlangt.

Die Erklärung hierfür hatte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Zuerst schlich ein verstohlenes Gerücht durch die Gegend, bald aber erzählte man sich eine von den verschiedensten Seiten bestätigte Tatsache, daß es zwischen den geschiedenen Eheleuten zur Aussöhnung gekommen sei und daß der Preis in der Vernichtung des von dem Gutsbesitzer errichteten Testaments bestanden habe, so daß die Tochter jetzt also seine Universalerbin war, und Frau Engelstoft in ihrer Vertretung rechtmäßige Herrin von Sofiehöj.

Die Geschichte klang durchaus glaubwürdig. Von den Eingeweihteren wußten jedenfalls viele sehr wohl, daß der Gutsbesitzer seine schweren Bedenken bei der Errichtung des Testaments gehabt hatte, und es war auch kein Geheimniß, daß er in der Regel derselben Ansicht war, wie derjenige, mit dem er zuletzt gesprochen hatte. Außerdem hatte die Pflegerin gehört, daß die eisernen Thüren zu dem eingemauerten Schrank an jenem Abend bald nach Frau Engelstofts Ankunft geöffnet wurden, und Schuldirektor Brandt, der durch das Verschwinden des Testaments um seinen Vorsteherposten und seine Testamentsvollstreckerwürde betrogen war, hatte selber zugeben müssen, daß sich das Dokument in diesem Schrank befand.

Endlich sah so ein kaltblütiges Ausnutzen der Schwäche eines Sterbenden der „Kröte“ so ganz ähnlich, wie sich ihr Bild allmählich in dem Bewußtsein der Leute gestaltet hatte, und alle die alte Erbitterung erhob sich von neuem gegen dies „böse Teufelsweib“.

Eines Abends, nachdem die Leiche des Gutsbesitzers in die Kirche übergeführt war, sauste sogar ein Regen von Steinen gegen die Mauern von Sofiehöj und zertrümmerte eine ganze Menge von Fensterscheiben. Schuldirektor Brandt und seine Mitverschworenen waren nämlich keineswegs die Einzigen, die in diesen Tagen Enttäuschungen erlitten hatten. Von den Dorfschullehrern in der Gemeinde bis zu den alten Weibern im Armenhaus war auf das erwartete „Frauenheim“ spekulirt worden. Der Eine hatte auf einen einträglichen Revisorposten, der Andere auf die Uebertragung einer Oekonomieverwalter-Stellung gehofft, ein Dritter hatte, um die Würde einer Brandwache oder eines Latrinenkutschers zu erlangen, Eier oder Butter an den Schuldirektor geschickt, der faktisch schon seit einiger Zeit als „Kurator“ von Sofiehöj aufgetreten war und verschiedene gutbezahlte Stellungen versprochen hatte. Und was er selber noch nicht wagte, das hatte seine Frau, die Tochter eines ehemaligen Ministers, gethan. Mit vollen Händen hatte sie Vertrauensposten an Verwandte und Bekannte ausgeteilt und ihr Dienstmädchen und ihre Waschfrau mit klingenden Titeln als Oberküchenmamsell und Reinigungsinspektorin in dem künftigen Stift begnadigt.

Nirgends aber hatte der unerwartete Zustand der Dinge größere Aufregung hervorgerufen, als auf Sofiehöj selber. Der verstorbene Gutsbesitzer war in der Zeit seiner Alleinherrschaft ein sehr umgänglicher Herr gewesen, der nur ein geringes Interesse für die Verwaltung des Gutes an den Tag



legte und den Verwalter, Vogt und Molkereidirektor nach Belieben schalten und walten ließ, was sich diese Männer denn auch derartig zu Nutze gemacht hatten, daß sie mit Grund die Abrechnung fürchteten, die Frau Engelstoft von ihnen verlangte. Auch das Küchengesinde und die Stallbediensteten bis hinab zu den Milchmädchen hätten am liebsten den Hof sofort verlassen, falls ihnen das möglich gewesen wäre, — eine solche Angst und Erbitterung hatte sich ihrer Aller bemächtigt. Das Stein-Bombardement, das an jenem Abend eine Reihe Fensterscheiben auf Sofiehöj zertrümmerte, war wesentlich von den Leuten des Gutes selbst in's Werk gesetzt und bildete ihren ersten Versuch, „die Kröte“ mit Gewalt zu vertreiben.

Aus einer ähnlichen Stimmung heraus hatten sie damals gehandelt, als die Leiche des Gutsbesitzers fortgeführt war, als sie aus Trotz gegen ihren Wunsch, daß die Beerdigung in aller Stille vor sich gehen möge, den ganzen Weg bis zur Kirche mit tannenzweigumwundenen Flaggenstangen und zwei Ehrenpforten geschmückt hatten. Auch die Kirche selber war mit Blattgewächsen und langen Trauerfloren verziert, und der Sarg glich einem großen, tausendfarbigen Blumenhügel.

Viel Aufmerksamkeit für all diesen Staat blieb nun freilich nicht übrig, in der bunten Menschenmenge, die allmählich die kleine Dorfkirche bis auf die Armesünderbank an der Eingangsthür füllte. Aller Augen waren auf die beiden Stühle oben im Chor gerichtet, wo Frau Engelstoft und ihre Tochter von dem fürsorglichen Küster so placirt waren, daß sie von so Vielen wie nur möglich unten in der Kirche gesehen werden konnten.

Frau Engelstoft trug eine vollständige Wittwentracht mit einem langen, dichten Schleier vor dem Gesicht. Sie war überhaupt in diesen Tagen aufgetreten, als wenn eine merkliche, vollkommene Versöhnung zwischen ihr und dem Verstorbenen stattgefunden, und hatte sich u. A. wieder wie in den Tagen ihrer Ehe — ohne Hinzufügung ihres Mädchennamens — unterschrieben.

Die Tochter an ihrer Seite war ein kleines, blasses, ganz in Thränen aufgelöstes Wesen. Sie schmiegte sich alle Augenblick an die Mutter und machte den Eindruck einer Taube, die sich unter den Schutz eines Adlers flüchtet.

Hinter ihnen saßen auf zwei Reihen Stühlen die ferneren Angehörigen und nächsten Freunde des Verstorbenen. Auf der anderen Seite des Sarges hatten einige Beamte in Uniformen Platz genommen wie auch die Abgesandten von Vereinen und Stiftungen, mit denen der Gutsbesitzer auf irgend eine Weise in Verbindung gestanden hatte. Diese Herren (Damen erblickte man fast garnicht in der Kirche) hatten Frau Engelstoft sämmtlich mit mehr oder weniger deutlicher Verlegenheit begrüßt, als sie vom Küster an ihr vorüber auf ihre Plätze geführt worden waren. Es war auch eine etwas heikle Sache für so würdige Männer, die sich ihrer Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft wohl bewußt waren, so zum zweiten Male dieser zweifelhaften

Dame gegenüber das Mäntelchen wenden zu müssen. Aber in Anbetracht dessen, daß sie jetzt — wenigstens auf eine Reihe von Jahren — die Patronesse der Umgegend werden würde, hatten sie es doch Alle ohne langes Besinnen gethan, — die meisten aus Bequemlichkeit, Andere aus Geschäftsrücksichten, Einige einzig und allein aus Feigheit.

Jetzt schwieg endlich der Glockenklöppel oben im Turm, und nachdem ein Gesang gesungen war, schwankte der alte Propst aus der Sakristei herein und stellte sich am Kopfende des Sarges auf.

Die gefalteten Hände auf dem vorspringenden Bauch, wie auf einem Betpult, ließ er sein Auge träumerisch über die große Versammlung gleiten, die Kopf an Kopf den halbdunklen Raum zwischen den weißen Mauern füllte und sich durch die Eingangsthür bis auf den sonnenbeschienenen Platz vor der Kirche fortpflanzte, wo der freisinnige Wahlverein der Umgegend mit seinem Banner und vier Messinginstrumenten, die einen Choral über dem Grabe blasen sollten, aufgestellt war.

Der ergraute Diener der Kirche hatte erst einige Worte gesprochen, als es schon Allen klar war, daß auch er resolut Partei ergriffen hatte. Seine lange Rede gestaltete sich förmlich zu einer Wiedereinsetzung Frau Engelstofts in alle ihre ehemaligen Würden. Freilich wagte er es nicht, sie mit seiner gewohnten Begräbnißwendung als die „untröstliche Gattin des Entschlafenen" zu bezeichnen, dafür aber brachte er den Ausdruck „die lieben, ehrenwerten und tiefbetrübten Hinterbliebenen" um so häufiger in seiner Rede an; und damit Niemand, namentlich Frau Engelstoft nicht im Irrtum sein sollte, wen er damit meinte, machte er regelmäßig bei dem Worte „ehrenwert" eine kleine Verbeugung zu ihr hinauf.

Rings umher in der Kirche flüsterte und lächelte man ein wenig darüber. Aber des Propsten Amt war nicht groß, und das Geldopfer aus Sofiehöj war für einen schuldenbelasteten Mann nicht zu verachten. Er gehörte außerdem nicht zu den neumodischen, unverträglichen Geistlichen, sondern war ein Gemütsmensch, der sich das vielumfassende Wort: „Richtet nicht!" zum Wahlspruch gewählt hatte.

Alle seine Mühe, sich bei Frau Engelstoft einzuschmeicheln, war indeß umsonst. Sie hörte nur flüchtig und gleichgültig zu. Es rührte sie nicht einmal, als gegen Ende der Rede infolge aufrichtiger Ergriffenheit ein Paar große Thränen über seine Wangen rollten. Während die Tochter an ihrer Seite laut schluchzte und das Taschentuch gegen ihre Augen preßte, saß sie die stundenlange Feier hindurch offenbar ohne Teilnahme für Alles, was um sie her vor sich ging, da.

In Wirklichkeit war sie jedoch ganz Aufmerksamkeit.

Hinter ihrem langen, dichten Schleier starrte sie wie durch ein Helmgitter auf die langen Reihen aufwärtsgewendeter Gesichter da unten in der Kirche und auf diese vielen, weitgeöffneten Augen, die alle auf sie gerichtet

waren und in dem Halbdunkel wie die Mündungen blanker Büchsenrohre glänzten.

Wenn die Ereignisse der letzten Tage sie nicht davon überzeugt hätten, würde sie es hier begriffen haben, daß der Krieg zwischen ihr und der Welt jetzt offen erklärt war. Deshalb war sie auf ihrem Posten. Auch nicht Einer räusperte sich, ohne daß sie es bemerkt hätte, nicht Zwei konnten zusammen flüstern, ohne daß sie nicht Verdacht schöpfte und Hinterlist und Verschwörungen witterte. Wohl kannte sie die Feigheit der Menge, aber auch ihre Bosheit und das unauflösliche Zusammenhalten, worin die Stärke der Gemeinheit besteht.

Es war namentlich eine Stelle hinter dem Taufbecken, wohin ihre kreisenden Blicke immer wieder und unter wachsender Unruhe zurückkehrten. Ein Sonnenstrahl, der von einem Fenster in der Decke durch die staubgeschwängerte Luft fiel, beleuchtete hier ein Paar Brillen, die dem Schuldirektor Brandt und dem Rechtsanwalt Sandberg gehörten.

Sie hatte sowohl gesehen, daß sie in demselben Wagen gekommen waren, als auch, daß sie, als der Küster sie zu dem Ehrenplatz neben dem Sarge hatte führen wollen, dies abgeschlagen und sich den weniger in die Augen fallenden Platz hinter dem geschnitzten Gitter gesucht hatten, das den Chor von dem übrigen Teil der Kirche trennte. Sie konnte sich eigentlich nicht erklären, weshalb, aber in diesem Gebahren wie in den Blicken, mit denen sie sie beobachteten und in der selbstbewußten Weise, in der der Rechtsanwalt nur mit einem bloßen Kopfnicken die flüsternden Bemerkungen seines Nachbarn beantwortete, lag etwas, das sie nervös machte. Sie meinte auch bemerkt zu haben, daß der Schuldirektor mit einer kleinen Kopfbewegung und mit einer Bewegung des Daumens dem Anderen mehrmals die Umhersitzenden bezeichnet hatte, und dieser hatte einmal nach einem solchen Hinweis den Bleistift hervorgezogen und eine Aufzeichnung auf seinem schwarzumrandeten Trauerliederheft gemacht, das er in seinem hohen Hut hielt.

Der Propst war nun endlich fertig mit seiner Rede und schlürfte auf seinen Elephantenfüßen an die Seite des Altars, wo er ganz ermattet und schweißtriefend vor Gemütserregung auf einen Stuhl niedersank. Es wurde noch ein Gesang gesungen, worauf sechs von den männlichen Bediensteten von Sofiehöj unter Orgelgebrause und Glockengeläute den Sarg auf den Friedhof hinaustrugen.

In Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Verstorbenen verrichtete der Kaplan das Erdeaufwerfen und betete ein Vaterunser. Und kaum war sein Amen über das Grab geschallt, als schon der freisinnige Wählerverein mit seinen vier Blasinstrumenten einen Choral anstimmte, der die Kettenhunde im Dorf zu lautem Geheul veranlaßte.

In dem ersten Wagen, der wegfuhr, saß Frau Engelstoft mit Esther an ihrer Seite. Als Schutz gegen die verschiedenen Neugierigen, die sich

in kleinen Haufen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt hatten, zog sie die Gardine vor dem Fenster zu, an dem sie saß. Erst als sie durch das Dorf gekommen waren, zog sie sie wieder zurück und ließ das Fenster herab. —

Sie hatte ein Bedürfniß nach Luft. Ihre Wangen waren rot, das Herz hämmerte. Die angestrengte Ruhe, mit der sie ungefähr zwei Stunden lang die forschenden Blicke der Menge ertragen, hatte ihre Kräfte erschöpft.

Sie hatte außerdem, als sie in den Wagen stieg, den Schuldirektor und den Rechtsanwalt Sandberg mit noch einigen Anderen auf dem Kirchhof stehen und die Köpfe zusammenstecken sehen. Trotz der Entfernung hatte sie sehen können, daß sie Alle sehr interessirt waren. Der Rechtsanwalt hatte mit seinem Bleistift dagestanden und eine neue Notiz auf sein Liederheft gemacht, und unter den Personen, die sich um ihn geschaart, hatte sie den Vogt aus Sofiehöj selber an seinem großen roten Bart erkannt. Auch den Gutsschreiber glaubte sie in der Nähe der Gruppe entdeckt zu haben.

Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich durch eine so thörichte Zusammenrottung beunruhigen ließ. Was hatte sie denn zu befürchten? So lange die Toten nicht zum Reden gebracht werden konnten, sollte kein Mensch ihr Geheimniß erfahren. Wenn auch an jenem Abend ein paar Ohren hinter jeder Thür, ein Auge an jedem Schlüsselloch gewesen war, niemals würde man beweisen können, was zwischen ihr und Niels vorgegangen war. Und übrigens wußte sie mit Bestimmtheit, nach einer sofort vorgenommenen Untersuchung, daß sie nicht belauscht sein konnten. Die Einzige, die möglicherweise irgend ein Wort aus ihrer Unterhaltung hätte aufschnappen können, war die Pflegerin, aber gerade Schwester Bodils Aeußerungen — das wußte sie ganz bestimmt — hatten das Vertrauen zu ihren Aussagen über die Vernichtung des Testaments bestärkt.

Ihr eigenes Gewissen erhob keine Anklage gegen sie. Im Gegentheil, sie erblickte etwas Göttliches in der Eingebung, die sie in jenem Augenblick veranlaßt hatte, zu handeln, ehe sie sich noch über den Zweck oder die Tragweite ihrer Handlung klar gewesen war. Und wenn sie dann ohne Gewissensbisse die Wahrheit hatte verschweigen und den Betrug fortsetzen können, so geschah das, weil sie fühlte, daß sie nach höheren und heiligeren Gesetzen als nach denen der menschlichen Gerechtigkeit handelte, wenn sie Verrat mit Verrat und Raub mit Raub vergalt, um das Geburtsrecht ihres Kindes zu schützen und die Erinnerung an dessen Vater von Schimpf und Schande zu befreien.

Außerdem war sie fest davon überzeugt, daß Niels schließlich selber sein Unrecht eingesehen haben würde, wenn sie nur noch eine einzige Stunde mit ihm hätte reden können, — sodaß sie in Wirklichkeit nur gethan hatte, was selber auszuführen, ein Zufall ihn verhindert hatte.

Sie hatte den langen Schleier zurückgeschlagen, damit die frische Luft, die durch das Fenster drang, ihre Wangen kühlen könne. Ihre Nerven zitterten vor Erschöpfung. Bei jeder ein wenig stärkeren Bewegung des Wagens schwindelte es sie. Sie hatte jetzt seit sieben Tagen kaum geschlafen.

Bei einer Biegung des Weges kam plötzlich Sofiehöj über einem gepflügten Acker, der nach den Wiesen zu abfiel, in Sicht. Die Sonne beschien im Sinken den kleinen, weißgetünchten Turm mit der blauen Uhrscheibe und den vergoldeten römischen Zahlen, während das Dach des Hauptgebäudes mit den zahlreichen Schornsteinen Schatten auf die rostbraunen Bäume des Gartens warf.

Sie entsann sich, daß sich Sofiehöj ihr in einer ganz ähnlichen Beleuchtung gezeigt hatte, als sie an jenem Herbsttag vor achtzehn Jahren diesen selben Weg von der Kirche zum Schloß als Braut gefahren war und ihre Zukunft im Sonnenglanz mit geheimnißvollen, aber weichen Schatten vor sich liegen sah. Sie hatte mehr als einmal während dieser Begräbnißfeier gegen ihren Willen an ihren Hochzeitstag und dessen reiche Verheißungen denken müssen. Auch damals waren Ehrenpforten errichtet und tannenumwundene Flaggenstangen am Wege aufgepflanzt worden. Und die Glocken der Kirche hatten geläutet, und die Leute hatten sich so wie heute um den Wagen gedrängt, um sie zu sehen. Und sie war in ihrer Unerfahrenheit froh wie ein Kind gewesen und hatte die vielen neugierigen und neidischen Blicke mit Lächeln und Kopfnicken beantwortet. Und sie hatte an die schallenden Hurrahrufe geglaubt und an die Kanonenschüsse und den Schwulst der Festreden und an das Amen des Geistlichen und das feierliche Gelöbniß ihres wunderschönen Bräutigams.

Sie wunderte sich jetzt von Neuem darüber, daß sie an diesen Tag zurückdenken konnte, ohne die geringste Bitterkeit zu empfinden. Aber gerade diese Gleichgiltigkeit gegen die bethörendste Erinnerung ihres Lebens enthielt einen Schmerz, der etwas von dem versteinernden Grausen des Todes und der Auflösung in sich trug. So vollständig war es also verraucht, dieses Gefühl, das einstmals den ganzen Inhalt ihres Lebens gebildet hatte! Thränenlos hatte sie an dem Grabe des Menschen gestanden, den sie eine Zeit lang so sinnlos geliebt hatte, daß sie ihm mit Freuden Jahre ihres Lebens geopfert haben würde, nur um ihm einen geringen Schmerz zu ersparen. Jetzt verachtete sie ihn sogar noch im Tode. Wenn sie ihn aus der Qual der Hölle hätte erretten können, indem sie ihm nur den ruhigen Schlaf einer einzigen Nacht opferte, sie hätte es nicht gethan.

Aber weshalb wunderte sie das? Das Leben war nun einmal nicht anders. Sie klagte deswegen auch Niemand an, wie sie sich selber nicht zu beschönigen suchte. Sie wußte es sehr wohl, sie war ein Mensch wie die Andern, nach dem Bilde eines unbekannten Dämons geschaffen, ein Tummelplatz für böse und gute Triebe, von denen die schlechtesten immer

siegten. Das war es, was sie in den achtzehn Jahren gelernt hatte, seit sie hier diesen selben Weg als einfältig lächelnde Braut gefahren war: die Bosheit war die eigentliche Triebfeder in der Welt; wie der Mensch schon im Embryozustande seinen Platz mitten zwischen dem Kot hatte, gedieh er auch späterhin am besten in Schmutz und Fäulniß. Sie hatte gelernt, daß nur das verhärtete Herz Lebenskraft besitzt, daß ein Jeder, der auch nur den geringsten Ueberrest von Liebe, Aufopferung oder nur Nachsicht den Menschen gegenüber bewahrt, dem Untergang geweiht war. Wenn sie an Diejenigen dachte, die sie im Laufe ihres Lebens um ihrer Güte und Treue willen geliebt hatte, an ihre Mutter, ihren Bruder, einige Kindheitsfreundinnen — was war aus ihnen geworden? Niedergetreten! — Vernichtet! — während alle Diejenigen, die sie von Jugend auf wegen ihrer Falschheit, ihrer Frechheit oder Feigheit verabscheut und verachtet hatte, jetzt mit den leitenden Männern der Gesellschaft zu Tische saßen, betitelt und bekränzt, ein Ruhm für Land und Volk. Und sah sie über ihren eigenen engen Bekanntenkreis hinaus, überall trat ihr dieselbe Erscheinung, die Erhöhung der Gemeinheit und der Triumph der Lüge und des Betrugs entgegen. Es nahm im Lande kaum ein Mann eine angesehene oder hervorragende Stellung ein, ohne daß er sie nicht durch irgend eine Treulosigkeit, einen Verrat an Freunden, eine Verleugnung von Mutter oder Bruder erlangt hätte.

Nichts war zu gut, um geopfert zu werden, wenn das vorwärts helfen konnte. — Eltern opferten ihre Kinder, Frauen ihre Ehre, Fürstentöchter ihren Glauben, — das ganze christliche Europa sah mit Gleichgiltigkeit den unmenschlichsten Massenmorden von Glaubensgenossen zu, wenn nicht Aussicht vorhanden war, durch Einmischung etwas zu verdienen, während ein Heer gerüstet wurde, um den Totschlag eines einzigen Missionars zu rächen, sobald sich dabei eine Gelegenheit zum Plündern bot. — Aber es nützte nicht, Ach und Weh zu rufen und die Hände zu ringen. Das Leben war nun einmal nicht anders. Der Mensch wollte seine eigene Schande.

Der Wagen bog in die lange Allee von hohen Pappeln ein, die in einer geraden Linie zu dem Hof führte, dessen Hauptgebäude an ihrem Ende sichtbar wurde, die zerschlagenen Fensterscheiben in den letzten Strahlen der Sonne erglühend.

Esther, die während der ganzen Fahrt schweigend und still dagesessen hatte, führte bei diesem Anblick abermals das Taschentuch an die Augen. Ueberwältigt von Angst und Unruhe bei dem Gedanken an die öden, stillen, gleichsam fremden Räume, zu denen sie zurückkehrten, warf sie sich in verzweifeltem Schluchzen in den Schooß der Mutter.

Frau Engelstoft machte keinen Versuch, sie zu beruhigen. Sie strich nur ein paar Mal mit der Hand über ihr Haar und sagte halb für sich: „Du bist glücklich, Kind! Du kannst noch weinen!“

VI.

Es waren einige Tage seit dem Begräbniß vergangen. Frau Engelstoft hielt sich noch immer auf Sofiehöj auf, dessen Räume sie überhaupt in dieser Zeit nicht verlassen hatte. Ganz ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, hatte sie sich noch nicht ein einziges Mal im Stall oder in der Scheune gezeigt oder das Küchenpersonal durch unangemeldete Besuche erschreckt. Sie hatte die Gartenstube zu ihrem Arbeitszimmer eingerichtet, und von hier aus lenkte sie den ausgedehnten Betrieb hauptsächlich durch schriftliche Befehle, die in kurzer, gebieterischer Form abgefaßt waren, was ihre Hinfälligkeit bemänteln sollte.

Es war keineswegs aus Lust, daß sie noch auf Sofiehöj wohnte. Hätte sie ihre Anwesenheit dort nicht für nothwendig erachtet, so würde sie schon am Begräbnißtage abgereist sein. Aus mehr als einem Grunde sehnte sie sich nach Agersögaard mit seiner Einsamkeit zurück, die ihr dort nicht aufgezwungen war. Sie fühlte sich hier in Sofiehöj wie in einen Käfig eingeschlossen, auch buchstäblich, weil sie die freie Aussicht, den großen Tummelplatz für das Auge entbehrte, an die sie sich auf Agersögaard gewöhnt hatte. Wenn sie dort an ihren Fenstern stand, hatte sie das wilde, dunkle, meilenweite, öde Moor vor sich, über dessen unzugänglichen Sümpfen nie ein Mensch, kaum ein Vogel zu sehen war. Hier ward der Blick, und mit dem Blick der Gedanke beständig gezwungen, sich nach innen zu kehren. Die hohen Bäume des Parkes verbargen Erde wie Himmel. Der Tag hatte keine Sonne und die Nacht keine Sterne, während das unablässige Wagengerassel von den belebten Landstraßen ringsumher Einen nie das Dasein der Menschen vergessen ließ.

Sie mußte jetzt aber vorläufig doch hier bleiben, um in die vernachlässigte Leitung des Gutes Ordnung zu bringen. Sie wollte eigenhändig Alles in Gang bringen, wollte die Leuteverhältnisse untersuchen, die Sparsamkeit im Betriebe und die Pünktlichkeit in den Berechnungen wieder einführen, wollte überhaupt das Ganze wieder genau in die Form zurückführen, die es gehabt hatte, als sie Sofiehöj verließ. Selbst einen alten Prozeß mit dem Wegebau-Amt, einen Drainrohrablauf betreffend, den Niels seiner Zeit — nach der Scheidung — hatte fallen lassen, beschloß sie wieder aufzunehmen und ihn nötigenfalls in allen Instanzen durchzuführen.

Vorläufig mußte sie jedoch aus Klugheitsrücksichten ihre Natur bezwingen und mit Behutsamkeit vorgehen. Sie fand es am richtigsten, so weit wie möglich jegliche Herausforderung zu vermeiden, bis die Bevölkerung sich ein wenig über die große Enttäuschung beruhigt hatte, die sie ihrer Raubbegierde bereitet. Und daß sich die Gährung in den Gemütern noch keineswegs gelegt hatte, dafür erhielt sie täglich neue Beweise. So hatten

am Abend nach dem Begräbnißtage neue Tumulte vor dem Hofplatz stattgefunden, mit Heulen und Schreien und Steinwürfen gegen die Fensterscheiben, und täglich erhielt sie anonyme Drohbriefe, in denen man ihr gerade heraussagte, daß sie das Testament bei Seite gebracht habe. Einige beschuldigten sie sogar, Niels durch Ersticken gemordet zu haben. Sie nannten sie eine Mörderin und Diebin, die wohl überführt werden und auf dem Schaffot enden würde.

Dies Alles erschreckte sie jedoch nicht. Sie fühlte sich vollkommen sicher. Es war ihre Ueberzeugung, daß sie sich nur mit Geduld zu wappnen habe und den Leidenschaften Zeit zum Austoben geben müsse.

Sie stand an einem der hohen kleinscheibigen Fenster in ihrem Arbeitszimmer und beobachtete Esther, die draußen im Garten beschäftigt war, eine Stütze unter einem fruchtbeladenen Apfelzweig anzubringen. Neben ihr stand der Kaplan, der ihre Anstrengungen von Zeit zu Zeit mit einem Lächeln und einer kräftigen Handreichung unterstützte.

Der Kaplan war der einzige von den Freunden des verstorbenen Gutsbesitzers, der noch auf Soriehöj verkehrte, weil er nach Frau Engelstofts Ansicht der einzige von ihnen allen war, dessen Freundschaft ganz uneigennützig gewesen. Es lag dabei etwas Offenes und Derbes in seinem Wesen, das ihr zusagte, wie auch sein ganzer Lebenswandel ihr Vertrauen und Respekt einflößte. Er war der Sohn eines reichen Kopenhagener Fabrikanten, der den Wunsch gehabt habe, er möge Jura studiren und in's Ministerium eintreten. Er aber hatte einem freien und munteren Hauptstadtleben entsagt, um Landpfarrer zu werden.

Es war ihr bisher mit keinem Gedanken eingefallen, daß er seine Besuche um Esthers willen fortsetzte. Sie betrachtete ihre Tochter als völliges Kind, und trotz ihrer achtzehn Jahre war Esther sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung noch ganz unentwickelt. Die Abgeschlossenheit, in der die Mutter sie hatte leben lassen, hatte ihr einen tiefen Stempel aufgedrückt. Mit ihrer bleichen Hautfarbe, ihren großen, hellen, luftblauen Augen, die ein wenig an die der Mutter erinnerten, namentlich aber in Folge der Geistesabwesenheit, die ihr eigen war, und aus der sie sich zuweilen — so wie Kinder — nur mit Mühe wecken ließ, konnte die kleine ätherische Gestalt einen fast an's Abnorme grenzenden Eindruck machen. Ganz frei von einer krankhaften Ueberspanntheit war sie auch nicht. In Ermangelung von Spielkameraden hatte sie sich als Kind einem phantastischen Spiel mit der Natur hingegeben, hatte Blumen und hübsche Steine zu ihren Vertrauten gemacht, den Bäumen im Garten Namen gegeben und versucht, die Stimmen der Vögel nachzuahmen, um mit ihnen sprechen zu können. Als sie älter wurde, lächelte sie wohl über dies Alles, fuhr aber dennoch fort, sich mit einer unnatürlichen Liebe an alle Arten lebloser Dinge zu hängen, und die Mutter hatte sie absichtlich nicht an dieser Phantasterei gehindert, weil dadurch die Gedanken des Kindes von den Menschen abgelenkt wurden.

Jetzt war etwas in der Art und Weise, wie sie und der Kaplan dort unten unterm Baum neben einander standen, was Frau Engelstoft argwöhnisch machte. Wenn auch der Gedanke, daß ihre Tochter schon imstande sein sollte, die Leidenschaft eines Mannes zu erregen, ihrem Mutterstolz gewissermaßen schmeichelte, so konnte sie sich doch kein größeres Unglück denken, als daß Esther jetzt, wo ihre Unabhängigkeit so weit wie möglich gesichert war, sich dem ersten besten jungen Mann, der ihr entgegentrat, in die Arme warf. Daß sie die Tochter werde bewegen können, gänzlich davon abzusehen, ihr Leben an einen Maun zu ketten, hatte sie wohl niemals erwartet. Eins aber war sie entschlossen zu fordern, — und sie wollte ihre ganze mütterliche Autorität dafür einsetzen — nämlich daß Esther damit wenigstens so lange wartete, bis sie eine solche Reife des Alters und der Erfahrung erlangt hatte, daß sie die unvermeidliche Enttäuschung überleben und ihre Selbstständigkeit wahren konnte, auch wenn sie ihre Mutter nicht mehr zur Seite hatte.

Frau Engelstoft wandte plötzlich die Augen von dem jungen Paare ab und sah mit lauschendem Ausdruck auf die Stubenthür. Sie hatte einen Wagen in den inneren Hof rollen hören.

Gleich darauf kam die Kammerjungfer und meldete, der Hardesvogt sei da und frage, ob die gnädige Frau ihn empfangen könne.

„Der Hardesvogt?"

Es schwindelte ihr plötzlich. Im selben Augenblick aber war sie wie völlig gefaßt und sagte, indem sie auf ihren großen Schreibtisch zuging, der mit Papieren und Anschreibebüchern bedeckt war:

„Bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen."

Es war der Hardesvogt, der seiner Zeit an Stelle des abwesenden Landrats die Scheidung zwischen Frau Engelstoft und ihrem Gatten vollzogen hatte. Er war auch — ohne sich deswegen zu entschuldigen — damals ausgeblieben, als der Gutsbesitzer sein erstes größeres Fest nach seiner neuen Verlobung veranstaltete.

Er war ein Bekannter aus Frau Engelstofts Kindheit; das Gut, auf dem sie geboren, hatte in demselben Kirchsprengel gelegen, in dem sein Vater Pfarrer war. Man wollte wissen, daß er noch eine alte, unerwiderte Liebe zu der ehemaligen Thora van Decken im Herzen trug, deren Jugendschönheit zu preisen er nie ermüdete. Man erblickte hierin sogar — freilich ohne allen Grund — die romantische Ursache, um derentwillen er sich niemals verheiratet hatte.

Er war ein Fünfziger, nicht gerade sonderlich begabt, aber redlich und rechtschaffen, mit einem gewissen naiv-lächerlichen Anstrich, der auf den ersten Blick den Junggesellen verriet. Aeußere Schöne hatte die Natur nicht an ihm verschwendet: eine kurzhalsige, langarmige Gestalt, deren Unregelmäßigkeit der Linien er vergeblich durch eine sorgfältig frisirte Perrücke

abzuhelfen suchte, ein prachtvoller Backenbart und eine kostbare, privatim aus London verschriebene Zahnreihe. Außerdem verrieten die rotgeäderten Augen und Wangen deutlich, daß er im Genuß starker Getränke den Trost der Betäubung suchte, nach dem brave und rechtschaffene Menschen hier in der Welt so oft ein Verlangen empfinden.

Seine Kleidung war immer durchweg elegant, aber nach einer Mode, die mindestens zehn Jahre alt war: schmalkrempige Hüte, langschößige Röcke, blutfarbige oder lohbraune, seidene Taschentücher und gewürfelte Beinkleider, die oben weit wie ein Sack waren, sich nach unten zu aber verengten und über den Stiefeln in Wulsten saßen, wie ein Paar Strumpfschäfte. Außerhalb des Gerichtssaals erblickte man ihn fast nie in Uniform.

So erschien er denn auch hier mit einem glänzenden Cylinder in der Hand und erzeigte Frau Engelstoft kavaliermäßig seinen Respekt, indem er bei der Begrüßung diese Kopfbedeckung an die Brust drückte.

„Gestatten Sie mir, gnädige Frau, Ihnen mein aufrichtiges —“

„Nehmen Sie, bitte, Platz,“ unterbrach sie ihn und machte eine Handbewegung auf den entferntest stehenden Stuhl. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Hardesvogt?“

„Verzeihen Sie, meine gnädige Frau! Ich bin ausschließlich gekommen, um in aller Ehrerbietung die gleiche Frage an Sie zu richten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Gestatten Sie, daß ich gleich mit meinem Anliegen hervortrete?“

„Ich bitte darum!“

„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß gewisse demonstrative Tumulte hier um Sofiehöj herum vorgekommen sind. Ich bitte Sie, gnädige Frau, überzeugt zu sein, daß es der örtlichen Polizeiobrigkeit, und namentlich mir persönlich, eine Ehrensache sein wird, Sie gegen jegliche Belästigung zu schützen.“

„Ich danke Ihnen!“

„Wenn ich in Veranlassung dieser Pöbelaufläufe bisher noch nicht eingeschritten bin, so geschah das — offen gestanden — weil ich auf eine Meldung des Geschehenen von Ihnen selber gewartet habe. Ohne eine solche kann ich nämlich nicht gut einschreiten. Da ich mich nun heute hier in der Gegend befand, nahm ich mir die Freiheit, eine Konferenz mit Ihnen, gnädige Frau, nachzusuchen, indem ich davon ausging, daß auch Sie — trotz Ihres Schweigens — es für unrichtig, ja, im höchsten Grade demoralisirend halten würden, wenn man solche Ruhestörungen unbestraft hingehen lassen wollte.“

„Dann haben Sie mein Schweigen völlig mißverstanden, Herr Hardesvogt. Wenn ich nichts gesagt habe, so hat das seinen Grund darin, daß ich keine Veranlassung sehe, die Polizei um solcher Bagatellen willen zu bemühen.“

„Bagatellen, gnädige Frau? — — Steinwürfe?"

„Und wenn man Sofiehöj mit Kanonen beschossen hätte, würde ich es wahrscheinlich nicht der Mühe wert gefunden haben, mich zu beklagen."

„Beste gnädige Frau, Sie beweifeln doch nicht, daß wir im Stande sind, die Bürger des Landes, namentlich eine alleinstehende Frau gegen —"

„Sie mißverstehen mich offenbar wieder, Herr Hardesvogt. Ich wollte Ihnen nur sagen, — mit Umschreibung eines alten Sprichwortes — daß ich die Handhaber des Gesetzes fürchte, auch wenn sie mir Schutz anbieten."

Der Hardesvogt starrte einfältig in die Luft, strich seinen großen Backenbart und sagte:

„Ja, wie soll ich eigentlich diese wirklich überraschende Aeußerung verstehen?"

„Ganz buchstäblich. Ich weiß, daß, wenn die Obrigkeit immer so bereit ist, uns in Kleinigkeiten zu beschützen, dies nur geschieht, damit sie unsere Ausplünderung im Großen ruhig mit ansehen kann. Einen Dieb, der uns ein Paar alte Stiefel stiehlt, kann man ohne große Mühe bestrafen lassen. Wer uns aber des Teuersten und Liebsten beraubt, — dem reicht das Gesetz noch obendrein die Hand zu seinem Verbrechen. Als wir uns das letzte Mal sahen, Herr Hardesvogt, hätte ich wohl Verwendung für Ihren Beistand gehabt, — Sie empfanden aber kein Bedürfniß, ihn mir zu gewähren."

„Sie thun mir in diesem Punkt ein schweres Unrecht an, gnädige Frau!" entgegnete der Hardesvogt mit tiefer Neigung des Kopfes. „Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß der Umstand, daß es mir beschieden war, die Handlung auszuführen, auf die Sie hindeuten, zu meinen peinlichsten Erinnerungen gehört!"

„Aber Sie führten sie trotzdem aus. Im Namen des Königs und des Gesetzes."

„Auf Befehl des Gesetzes, gnädige Frau! Auf Befehl des Gesetzes!"

„Ja, auf Befehl des Gesetzes! — Sie finden es gewiß sehr undankbar von mir, daß ich Ihre Besorgniß um meine armen Fensterscheiben nicht höher anschlage. Aber ich habe jetzt — wie ehedem — Wichtigeres für mich und mein Kind zu schützen. Und ich erwarte ebenso wenig wie damals, daß mir die Obrigkeit hierzu ihren Beistand gewähren wird."

„Ich verstehe, worauf Ihre Worte hindeuten," erwiderte der Hardesvogt nach kurzem Schweigen, — er hatte sich während der ganzen Unterhaltung ein wenig bedrückt gefühlt und schlug nun die Augen vor Verlegenheit förmlich nieder.

„Natürlich habe auch ich von gewissen thörichten Gerüchten gehört, die in Umlauf sein sollen. Und ich muß gestehen — so aufdringlich es erscheinen mag — zum Teil auch um hierüber ein wenig mit Ihnen zu sprechen, habe ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen, gnädige Frau. Gestatten Sie, daß ich mich ganz offen ausspreche?"

„Ich würde Wert darauf legen, daß Sie es thun."

„Wie Sie wohl wissen werden, hat das Testament des Verstorbenen

schon lange eine große Rolle hier in der Gegend gespielt und die Phantasie der Leute in die wildeste Bewegung gesetzt. Hieraus muß man sich wohl die abderitischen Aufregungen der letzten Tage erklären. Uebrigens aber ist ein so boshafter Klatsch hier draußen auf dem Lande bei einem Todesfall fast unvermeidlich. Bauern sind, wenn es sich um Andere handelt, leichtgläubig wie Kinder. — — Sie entsinnen sich wohl noch aus unserer heimatlichen Gegend einer ganz ähnlichen Schildbürgergeschichte, die einstmals alle Gemüter aus dem Gleichgewicht brachte! —"

„Nein, was war denn das?" fragte Frau Engelstoft mit einem interessirten Ausdruck, — sie ergriff gern diese Gelegenheit, die Unterhaltung ein wenig von ihren eigenen Verhältnissen abzulenken, um dadurch Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln.

„Ach, — es handelte sich um einen jungen — sicher höchst braven — Bauern, Anders Börse hieß er, der sich schließlich gezwungen sah, seinen eigenen Geschwistern gegenüber seine Unschuld durch einen Eid zu beweisen. Sie entsinnen sich gewiß seines Gehöfts, es lag ein wenig außerhalb des Dorfes, von hohen Pappeln umgeben und mit einem Teich, der an den Pfarrhof meines seligen Vaters grenzte."

Frau Engelstoft sah mit einem Ausdruck vor sich nieder, als strenge sie ihr Gedächtniß wirklich an. Dann schüttelte sie schweigend den Kopf.

„Nicht! Das ermuntert mich!" fuhr der Hardesvogt fort. „Ich erinnere mich nämlich, daß ich als junger Student, während der Weihnachtsferien, die ich zu Hause zubrachte — mit Permission zu melden — die vollendete Fertigkeit der gnädigen Frau im Schlittschuhlaufen auf dem Teich zu verschiedenen Malen bewundert habe. Allerdings waren Sie damals nur ein kleines Mädchen — vielleicht acht oder zehn Jahre alt — aber ich entsinne mich Ihrer trotzdem noch ganz deutlich. Sie kamen jeden Mittag, Ihren kleinen Bruder an der Hand, über die Schneefelder dahergegangen, und man konnte Sie schon von Weitem an einer roten Sammetkappe erkennen, die die Sonne beschien. Ich habe mir später gedacht, daß diese Kappe wohl Schuld gewesen ist, daß die Leute Sie noch viele Jahre später, als sie schon fast erwachsen waren, „Rotkäppchen" zu nennen pflegten."

„Entsinnen Sie sich dessen wirklich noch!" sagte Frau Engelstoft mit halbgeschlossenen Augen und einem leblosen Lächeln.

„Und ob, gnädige Frau! Mein seliger Vater nannte Sie bis zu seinem Tode niemals anders. Sowohl er als auch meine Mutter liebten Sie sehr, wie Sie auch wohl wissen. Es war den beiden Alten ein wirklicher Herzenskummer, als — als das Unglück Ihre Familie traf und Sie die Gegend verließen. Sie hatten sich so daran gewöhnt, daß Sie jeden Montag mit der ‚Illustrirten Zeitung' kamen. Ich erinnere mich noch, daß Mutter sich einmal des Ausdrucks über Sie bediente, wenn Sie kämen, sei es immer gleichsam als brächten Sie den Sonnenschein mit sich in's Zimmer. Jedes Mal, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, pflegte

sie mich regelmäßig zu fragen, ob ich Sie nicht getroffen oder von Ihnen gehört habe. Und das war übrigens eine ganz allgemeine Frage dort in der Gegend. Die alte lahme Hanne, die zwanzig Jahre da draußen in der kleinen Hütte am Birkenwäldchen im Bett gelegen hatte — Hanne Haujalen, wie wir Kinder das alte verkrüppelte Weib nannten — ja Sie können Sie doch unmöglich vergessen haben! Ich weiß, daß Sie sie damals so getreulich besuchten und ihr Blumen und gute Sachen aus der Küche Ihrer Mutter brachten. Sie ward nie müde, von ‚klein Rotkäppchen' zu sprechen, wie sie Sie nannte, die arme Alte! Sie ist jetzt Gott sei Dank tot!"

Frau Engelstoft war allmählich ungeduldig geworden. Sie liebte es nicht, an ihre Kindheit erinnert zu werden. Auch lag in der Gerührtheit des Hardesvogts über diese gemeinsamen Erinnerungen ein gewisses Etwas, das seiner Rede trotz seiner weltmännischen Gewandtheit einen vertraulichen Anstrich gab, der ihr peinlich war. Aber ganz unwillkürlich, ohne sich einer Absicht bewußt zu sein, hatte sie im Laufe der Unterhaltung ihr Wesen ihm gegenüber verändert, und mit einer gewissen Entschuldigung im Ton unterbrach sie ihn durch die Bemerkung:

„Ich glaube, Herr Hardesvogt, Sie vergessen, daß Sie mir etwas zu sagen wünschten."

„Ja, — ja, allerdings!" entgegnete er, indem er förmlich auf seinem Stuhl in die Höhe hüpfte und sich mit einer nervösen Handbewegung über das Gesicht strich. „Es handelte sich also um diese dumme, diese fatale Geschichte. Es macht mich wirklich ganz verlegen, sie Ihnen gegenüber berühren zu müssen, und ich würde es auch nicht gethan haben, falls ich nicht der Ansicht wäre, — — ernstlich der Ansicht wäre, — — ja, es klingt ganz beleidigend, aber es ist meine Ueberzeugung, daß die Bewegung einen derartigen Umfang gewonnen hat, daß man sie nicht länger ignoriren kann. Namentlich, nachdem die gemeinen Anschuldigungen jetzt — wie gnädige Frau vielleicht gesehen haben werden — ihren Weg auch in die Zeitungen der Umgegend gefunden haben, muß man ja auf Alles vorbereitet sein!"

„Was steht in den Zeitungen?" fragte sie, und ihre Lippen fingen an zu zittern.

„Nichts Direktes, — bewahre, — aber umsomehr fast zwischen den Zeilen, wie das in der modernen Journalistik zu sein pflegt. Diese Zeitungsschreiber werden ja wie die wilden Tiere, wenn sie etwas aufgeschnüffelt zu haben glauben, woraus sich Sensation und Skandal machen läßt. Und sie haben ja, leider Gottes, in diesem Falle starke Bundesgenossen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, gnädige Frau, wer es ist, den Sie gegen sich haben und bei wem Sie sich wahrscheinlich für die ganze Prostmahlzeit bedanken können. Es giebt ja gewisse Personen, denen Ihre Rückkehr nach Sofiehöj höchst ungelegen kam. Aber namentlich in Anbetracht des Charakters dieser Personen, der mir hinreichend bekannt ist, habe ich Grund zu der Vermutung, daß das Unwesen, falls man es nicht bei Zeiten hemmt, sehr

bösartig werden kann. Es geht mit diesen Sachen wie mit der Lawinenbildung. Ein ursprünglich ganz unschuldiger Schneeklumpen kann, wenn er nicht in der Fahrt gehemmt wird, und wenn die übrigen Bedingungen vorhanden sind, zu einem ganzen Berg anschwellen und Zerstörungen anrichten wie ein Erdbeben."

„Was raten Sie mir denn zu thun?"

„Ich, — trotz Ihrer Aeußerung vorhin bin ich immer noch der Ansicht, — ich habe in erster Linie aus dem Grunde gewagt, mich an Sie zu wenden, — daß eine fortgesetzte Nachgiebigkeit besagten Tumultuanten gegenüber sehr verkehrt sein würde. Ich weiß, daß Ihre Passivität — gerade weil man Sie so wenig von Ihnen erwartet hatte — Ihnen zur Ungunst ausgelegt worden ist, und Sie würden sicher klug handeln, wenn Sie eine Klage bei uns einreichen wollten, denn ohne eine solche können wir nicht mit rechtem Nachdruck die Sache in die Hand nehmen."

„Natürlich! Ich gebe es zu! Arretiren Sie die Leute! Bestrafen Sie sie! Und schaffen Sie mir Frieden."

„Ich hoffe, daß mir das gelingen wird. Ich darf Ihnen jetzt wohl, ohne daß Sie mich deswegen mißverstehen, aussprechen, gnädige Frau, mit welcher Empörung ich Zeuge davon gewesen bin, welche boshafte Verfolgung Ihnen jetzt wie auch früher von Seiten der Bevölkerung zu Teil geworden ist, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß bei dieser Gelegenheit, soweit es in meiner Macht liegt, schonungslos vorgegangen werden soll, um die Schänder Ihrer Ehre an's Licht zu ziehen."

Während er diese letzten Worte sagte, schien eine Verwandlung mit seiner ganzen Person vorzugehen. Es war, als käme er in Uniform. Und so wenig ehrfurchteinflößend er in Civilverhältnissen war, wurde er ein gefürchteter Mann, sobald er auf dem Richterstuhl saß. Bei all seiner Lächerlichkeit hatte er etwas von einem Charakter an sich, und gerade seine Vertrauensseligkeit bewirkte, daß er sich noch über Verbrechen aufregen konnte. Es war denn auch bekannt, daß er Leuten gegenüber, die sein Vertrauen getäuscht oder seine Gutmütigkeit mißbraucht hatten, unbarmherzig bis zur Grausamkeit hatte sein können.

„Was gedenken Sie denn zu thun, Herr Hardesvogt?" fragte Frau Engelstoft.

„Die Lawine hemmen, den Stier bei den Hörnern packen, wie der Bauer zu sagen pflegt. Der Umfang, den diese Sache bereits angenommen hat, wie auch die Beschaffenheit der Beschuldigungen wird ein gerichtliches Einschreiten gegen die Ehrenschänder vollkommen rechtfertigen. Und ein solches soll sie schon zum Schweigen bringen!"

„Sie meinen — eine polizeiliche Untersuchung — Verhör?"

„Ja, eine energisch geleitete Untersuchung ohne Ansehen der Person ist in der That das einzige wirkungsvolle Mittel, um einen so pöbelhaften Klatsch niederzuschlagen. Ich bedaure nur, daß es sich in diesem Falle

schwerlich wird vermeiden lassen, Sie, gnädige Frau, persönlich in die Sache hinein zu ziehen, aber ich brauche Sie hoffentlich nicht zu versichern, daß es mit der ganzen Schonung und der Rücksicht auf Ihre Gefühle geschehen wird, auf die Sie in so hohem Grade Anspruch erheben können."

„Halten Sie dergleichen außerordentliche Veranstaltungen in dieser doch verhältnißmäig gleichgiltigen Sache wirklich für notwendig?"

„Ich glaube, sie werden notwendig werden, und ich hielt es für meine Pflicht, Sie hierauf aufmerksam zu machen. Wenn nicht aus anderen Gründen, so doch weil die Macht der sogenannten öffentlichen Meinung uns wahrscheinlich früher oder später zwingen wird, die Sache in die Hand zu nehmen. Sie machen sich keine Vorstellung von der Leichtgläubigkeit der Leute. Selbst verständige Menschen, von denen man es am allerwenigsten glauben sollte, lassen sich die abscheulichsten Räubergeschichten aufbinden. Das habe ich bei dieser Gelegenheit wieder so recht erfahren, Aber im Gerichtssaal verstummt die Verleumdung. Die Schranke übt eine geradezu magische Wirkung auf Leute mit einem schuldbeladenen Gewissen aus. Die Eidesablegung ist ein mächtiges Mittel in der Hand eines Richters. So mit seiner ewigen Seligkeit für jedes Wort, das man sagt, einstehen zu müssen, das bringt selbst die Allerverhärtetsten dazu, vorsichtig mit der Wahrheit umzugehen."

„Ja, wenn Sie es also meinen," sagte Frau Engelstoft, die immer größerer Anstrengung bedurfte, um ihre Unruhe zu verbergen. Im Uebrigen genirt mich das Gerede der Leute nicht im Geringsten. Ich bin gegen dergleichen abgestumpft — —"

„Ich verstehe das so gut, gnädige Frau, aber Sie wünschen doch Frieden zu haben, und den hoffe ich, Ihnen schaffen zu können. Trotz Ihres geringen Vertrauens zu den Handhabern des Gesetzes, — und ich muß Ihnen leider zugeben, daß wir oft, nur allzu oft, von den Verhältnissen gezwungen werden, die Augen an der unrechten Stelle zu schließen, — wage ich doch zu behaupten, daß wir in der Gerichtsschranke wirklich einen Schutz für die Unschuld besitzen. Aber ich ermüde Sie. Ich habe Sie schon zu lange mit dieser elenden Sache geplagt."

Er griff nach seinem Hut, den er in einem Augenblick der Selbstvergessenheit auf den Tisch gestellt hatte, und erhob sich, um Abschied zu nehmen.

Frau Engelstoft gab ihm die Hand und dankte ihm mit ein paar gemurmelten Worten für die Teilnahme, die er ihr und ihrer Tochter erwiesen hatte, ein Dank, der den alten Anbeter derartig rührte, daß er sich erkühnte, einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die weiße, noch formschöne Hand zu drücken.

„Sie erinnerten mich vor wenigen Augenblicken an die schwere Pflicht, gnädige Frau, die mir durch einen wunderlichen Zufall beschieden war, in des Gesetzes — in eines traurigen Gesetzes — Namen auszuführen, als

wir uns zuletzt gesehen. Ich preise mich jetzt gewissermaßen glücklich, bei dieser Gelegenheit, die mir hier gegeben wird, möglicherweise den ungünstigen Eindruck zu mildern, den ich damals als Vertreter der Gerechtigkeit auf Sie gemacht haben muß."

Noch lange nachdem das Rasseln des hardesvögtlichen Wagens sich in der Allee verloren hatte, saß Frau Engelstoft in ihrem Stuhl am Schreibtisch, nach dem Zimmer hinein gewandt, und starrte mit einem grübelnden Ausdruck vor sich hin. Die Dämmerung hatte sich ringsumher in die Ecken gelagert. Die Tauflecke an den Fensterscheiben hatten einen rötlichen Schimmer von der untergehenden Sonne angenommen.

Wenn sie das Geschehene hätte ungeschehen machen können, in diesem Augenblick hätte sie es gethan. Auf alles Andere war sie vorbereitet gewesen, daß sie aber gezwungen werden könnte, ihre Erdichtung zu beeidigen, — daran hatte sie nicht gedacht, und hiervor schreckte sie unwillkürlich zurück.

Aber ihr blieb ja keine Wahl mehr! Was auch kommen mochte, sie mußte nun vorwärts. Ein Rückzug war unmöglich. Hinter ihr lagen nur die Wege zur Schande und zum Selbstmord.

Mit einer gewaltsamen Willensanstrengung nahm sie sich zusammen, als sie draußen auf der Diele Stimmen hörte. Es waren Esther und der Kaplan, die aus dem Garten hereinkamen.

Esther erschien mit einem Korb voll Aprikosen im Zimmer. Als der Kaplan über ihre Schulter hinweg gesehen hatte, daß Frau Engelstoft nicht durch Arbeit in Anspruch genommen war, folgte er ihr.

„Hier ist ja ein fremder Herr gewesen, — wir hörten den Wagen," sagte das junge Mädchen, mit einer Stimme, die ebenso wie ihre ganze blonde Erscheinung unnatürlich kindlich und unentwickelt war und an Vogelgezwitscher erinnerte. „Sine sagt, es sei der Hardesvogt gewesen."

„Ja, den Besuch dieses Herrn werden wir voraussichtlich in nächster Zeit häufiger erhalten. Es ist in Erbschaftsangelegenheiten — aber davon verstehst Du nichts, mein Kind."

„Nein, weltklug ist Fräulein Esther überhaupt nicht," sagte der Kaplan mit der ihm eigenen, munteren Offenheit. „Dahingegen sollen ja Sie, Frau Engelstoft, ein ganzes Stück eines Juristen sein, ein erfahrener Gesetzesverständiger, wie ich habe sagen hören."

Ihre Augen sahen mit einem scheuen Ausdruck zu den seinen auf. Sie befürchtete sogar eine versteckte Anspielung in seinen Worten.

„Es wird so viel gesagt. Man thut sich selber den besten Dienst, wenn man so wenig wie möglich davon glaubt," sagte sie und wandte sich im selben Augenblick ab, um ihm zu verstehen zu geben, daß sie diesen Scherz nicht fortzusetzen wünsche.

Der Kaplan senkte reumüthig das Haupt und schwieg. Esther war mit ihrem Korb an einen Eckschrank getreten und sandte von hier aus

ihrer Mutter, deren ungewöhnliche Blässe und schwarzblaue Augenumrandung ihr sofort aufgefallen war, einen angsterfüllten Blick zu.

Nach einer Weile begann Frau Engelstoft:

„Wie war es doch? Sollten Sie selber nicht einmal Jurist werden? Ich meine, davon gehört zu haben."

„Ja, es war der Wunsch meines Vaters, aber ich konnte ihn nicht erfüllen."

„Daran thaten Sie Recht. — Aber weshalb sind Sie eigentlich Geistlicher geworden?"

„Diese Frage haben Sie mir schon ein paar Mal vorgelegt, Frau Engelstoft. Und ich werde Ihnen jetzt dasselbe antworten wie früher: weil ich den Beruf dazu in mir fühlte."

„Den Beruf? Das ist ein leeres Wort, von oben wird uns nichts zu Teil."

„Ich stimme darin nicht mit Ihnen überein, wie Sie wissen. Aber dann nennen Sie es Neigung oder Trieb."

„Ja, Trieb, das ist besser. Alles ist Trieb. Wir sind verantwortungslos wie das Korn auf dem Felde. In Gutem wie in Bösem werden wir, wozu Wind und Wetter uns machen."

„Auch hierin bin ich durchaus uneinig mit Ihnen, Frau Engelstoft. Das Leben ist keineswegs ein solches Spiel des Zufalls, wie es oft erscheinen mag. Unser Wille hat auch ein Wort mitzusprechen."

„Ja, Sie sind so jung! — Was war denn Ihr Wille?"

„Meinem himmlischen Vater zu dienen, mich an dem Kampf für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu beteiligen, das war von Jugend an mein einziger Wunsch."

„Gottes Reich!" wiederholte Frau Engelstoft nach kurzem Schweigen und schloß die Augen halb, um ihre Bewegung niederzukämpfen: „Gottes Reich ist nicht mehr. — Wissen Sie das nicht? Jetzt regieren die Menschen kraft von Menschen geschaffener Gesetze. Wer Gottes Gesetz folgt, brandmarkt sich selber."

„Was nennen Sie Gottes Gesetz, Frau Engelstoft?" fragte der junge Geistliche, — er hatte in einiger Entfernung von ihr auf einem Stuhl Platz genommen und war voller Eifer, ein theologisches Gespräch wieder aufzunehmen, das sie vor einigen Tagen mit einander geführt hatten. Er hatte auch nie einen Augenblick einen Verdacht in Bezug auf das Testament gegen sie gehegt; aber wenn er gerade in dieser Zeit so gerne mit ihr sprechen wollte, geschah es, weil er hoffte, daß die schweren Prüfungen dieser Tage sie empfänglicher für das Wort des Glaubens und die himmlischen Verheißungen machen sollten.

„Was ich Gottes Gesetz nenne?" entgegnete sie, indem sie ihn heraus-

fordernd ansah. Es steht ein Gesetz in unserem Herzen geschrieben. — Wußten Sie das denn nicht, Herr Pastor?"

„Ja, ich habe davon gehört. Aber ich glaube, daß das Gesetz in den meisten Fällen ebenso schwierig zu deuten ist, wie der Entwurf zu dem neuen Wechselgesetz, von dem ich neulich in der Zeitung las, daß Niemand klug daraus werden könne, ohne den Verstand zu verlieren. Ich will zugeben, daß ich zu der inneren Stimme, die der Unglaube immer so hoch im Kurs gehalten hat, kein besonderes Zutrauen habe, weil man nie mit Sicherheit sagen kann, woher sie stammt, ob nicht unsere Eigenliebe, unsere Eitelkeit, unsere Begierde, oder vielleicht alle drei im Verein, das Wort in uns führen. Die Stimme des Gewissens ist oft so vielzüngig. Haben Sie nicht beobachtet, wie sie uns etwas ganz Verschiedenes sagt, wenn das Wetter gut oder schlecht, unser Gesundheitszustand gut oder schlecht, unser Geldbeutel leer oder mit Goldstücken gefüllt ist? Sie flüstert uns fast unhörlich zu, wenn wir unter munteren Freunden bei einem festlichen Gelage sitzen, brüllt aber in uns wie ein Donnergetöse, wenn sich der Mensch allein in Zweifel und in tiefster Seelennot befindet. Oft wenn mich die biblische Erzählung von dem Sündenfall des ersten Menschenpaares beschäftigte, habe ich darüber nachgedacht, ob nicht die Schlange mit der gespaltenen Zunge die falsche Gottesstimme des Gewissens bedeuten solle, die so oft die wahre himmlische Stimme übertönt und den Menschen zu so viel Thorheit und so vielen Verbrechen verleitet."

Frau Engelstoft betrachtete ihn wieder mit dem hastigen, mißtrauischen Seitenblick von vorhin.

„Wo suchen denn Sie Gottes Gesetz?" fragte sie nach einer Weile mit gedämpfter Stimme.

„In seinem Wort! — in seinem klaren, offenbaren Wort, das niemals zweideutig ist, nie ein Mißverständniß oder juristische Spitzfindigkeiten zuläßt. Hier stehen seine Gebote mit einer Deutlichkeit geschrieben, daß selbst ein Kind sie begreifen kann. Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht töten, Du sollst nicht begehren, was Deines Nächsten ist. — Und gerade dieselben Gebote bilden ja doch auch die Grundlage für die bürgerliche Gesellschaft in allen christlichen Staaten, so daß man nicht ohne eine starke Verdrehung der Wahrheit sagen kann, daß das göttliche Wort ganz seine väterliche Macht über die Menschen verloren hat. Freilich ist der Kampf zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Welt allemal hart und strenge, aber mit jedem Tage, der vergeht, zeigt es sich doch deutlicher, wie überall auf der Welt das Licht über die Finsterniß, die Wahrheit über die Lüge, Gottes Wort über den Ungeist den Sieg davonträgt.

Wenn man wie Sie, Frau Engelstoft, sich von der kämpfenden Kirche und der Gemeinde der Heiligen losgesagt hat, fehlen Einem die Bedingungen, um gerecht über Sieg und Niederlage urteilen zu können!"

„Wie jung Sie noch sind!“ sagte sie abermals in einem spöttischen Ton, in dem jedoch ein leichtes Vibriren von etwas Träumendem, Empfindsamem zu spüren war. „Das Reich des Lichts. Das Reich der Finsterniß. Die kämpfende Kirche. — — Sie können alle diese Redensarten noch in gutem Glauben hinnehmen! — — Und doch! Es hat sicher einmal eine Zeit gegeben, wo die Kirche Macht besaß; wo sie eine Zufluchtstätte für das Gute und das Schwache war, ein himmlischer Schutzwall gegen Menschengewalt. Aber jetzt? Gottes Gebote selber, die Sie vorhin anführten, werden ja in der Kirche selber und von den Männern der Kirche verhöhnt. Du sollst nicht tödten! Nein, aber wenn die Welt Krieg will, segnen die Geistlichen selber die Mordwaffen. — Du sollst nicht schwören, Deine Rede sei Ja, ja, Nein, nein. Aber ein Jeder von uns kann zu jeder Zeit von einem Handhaber des Gesetzes gezwungen werden, den Namen des Höchsten zu mißbrauchen. — Stehet nicht auch geschrieben, daß die Ehe im Himmel geschlossen wird; deswegen sollst Du nicht begehren Deines Nächsten Weib, und wer eine Geschiedene zum Eheweib nimmt, betreibt Hurerei. Aber was Gott den einen Tag zusammengefügt hat, das scheidet dessen ungeachtet ein Beamter durch seine bloße Unterschrift und gegen eine geringe Bezahlung an einem andern Tage. — —

Gottes Reich! Aber ich sage Ihnen, daß an dem Tage, als ein Geistlicher zum ersten Male ein Menschenpaar traute, obwohl er wußte, daß, was er im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes segnete, ein unanständiger Mietskontrakt mit so und so vielen Monaten Kündigungsberechtigung war, — an dem Tage zog Gott seinen Geist von der Gemeinschaft der Menschen zurück und überließ sie ihrem bösen Schicksal. An jenem Tage erfüllte sich das Wort, das da geschrieben stehet, die Sonne verdunkelte sich, und der Vorhang des Tempels riß mitten durch. Da ward das Allerheiligste des Lebens entheiligt — der letzte Altar des Menschen wurde der Schande geweiht!“

Der Kaplan schwieg, teils, weil er in Verlegenheit war, was er antworten sollte, teils, weil er wußte, daß, wenn Frau Engelstoft erst auf die Scheidungsfrage kam, — und das währte niemals lange — ihre Bitterkeit und ihr Menschenhaß derartig die Oberhand gewannen, daß sie ihrer selbst nicht mächtig war; und aus Rücksicht auf Esthers Anwesenheit lag ihm daran, weitere Auslassungen ihrerseits über diese Sache zu verhindern.

Sie aber fuhr von selber fort, — und fast, als spräche sie für sich selber:

„Es gilt nur ein Gebot für die Menschen: hilf Dir selber! — — Alles ist Krieg. Und die Waffen sind gebrochene Versprechungen, falsche Eide, Treulosigkeit, Lügen, Verstellung, Betrug. — — Wer nicht unterliegen und niedergetreten werden will, muß sich mit denselben Mitteln wehren, wie die Anderen. Was hilft es, gegen eine Welt kämpfen zu

wollen? Nein. Betrug gegen Betrug, Eid gegen Eid, — dann ist das Spiel gleich!"

So verhältnißmäßig ruhig und gleichsam zufällig die Worte auch kamen, fühlte man doch den Abgrund siedender Leidenschaft, aus dem sie wie glühende Steine aus einem Krater emporgeschleudert wurden. Obwohl weder der Kaplan noch Esther das Geringste von dem Grund ihrer ungewöhnlichen Erregung wußten, hatte sie Beide allmählich eine unheimliche Stimmung beschlichen. Und unwillkürlich begegneten sich jetzt ihre Blicke in der Dämmernng, gleichsam zusammengeführt von einer gemeinsamen Ahnung kommenden Unglücks, gegen das sie schweigend ein Bündniß schlossen.

(Schluß folgt.)





Der Kriegshafen Dover.

Von

W. Stavenhagen.

— Berlin. —

Die geographische Lage Englands zwischen der alten und neuen Welt, der zugleich zugänglichen und doch abgeschlossenen größten Insel des Atlantik, des Polypen mit dem Zwergenleib und den riesigen Fangarmen, die den Erdball einschnüren, ist unvergleichlich und auch militärisch sehr stark. Aber diese insulare Lage birgt auch ihre Nachteile in sich. Immer mehr drängt sich der militärischen Welt die Ueberzeugung auf, daß unter den veränderten politischen und militärischen Verhältnissen der Jetztzeit die Verteidigungskraft des mit dem Weltmeer vermählten stolzen Albions in mehr als einer Hinsicht erhebliche Einbuße erlitten hat. Nicht nur ist durch die Einführung des Dampfschiffes die Gefahr der Invasion im Allgemeinen gesteigert, mit der Entwertung der Holzschiffe, der „hölzernen Mauern", durch Einführung der Schiffspanzerung verlor England auch sein bisheriges großes Uebergewicht an Flottenmaterial, das ihm vorher gestattete, fast jeder denkbaren Kombination gegenüber den Vorteil der Ueberlegenheit zur See in Anspruch zu nehmen. Namentlich kann es nicht mehr hoffen, mit seiner Kanalflotte allein feindliche Landungen sicher zu verhindern. Nimmt auch das vereinigte Königreich noch immer durch seine jetzt panzerumschmiegte Flotte den ersten Platz unter allen Seemächten ein, so hat doch das alte Maß der Ueberlegenheit nicht mehr erreicht werden können und wird auch schwerlich wieder erlangt werden, da bekanntlich alle Seestaaten — und das ist heute fast jede Großmacht, aber auch solche Länder, die vordem nur in dritter oder vierter Reihe standen, — die Vergrößerung ihrer Panzerflotten betreiben. Es sind dann aber die verschiedensten, dem „Stolz Englands" ebenbürtigen, ja überlegenen Kombinationen von Flotten-



kräften politisch denkbar und in Rechnung zu ziehen. Will man nun nicht zu einer sehr beträchtlichen Vermehrung der aktiven Landstreitkräfte schreiten — eine unter den dortigen politischen Verhältnissen schwer durchführbare Maßregel —, so ist der Ausgleich nur in einer maßvollen Vermehrung und Verstärkung der Befestigungsanlagen zu finden. In ihrem Wesen liegt es ja, aktive Land- und Seekräfte zu sparen und für die Operationen im freien Felde an anderer Stelle verfügbar zu machen.

Aber auch der Gedanke muß aufgegeben werden, durch Anlage von Befestigungen auf der ganzen Länge der zugänglichen Küste Landungen zu begegnen. Hier wie immer kann die Befestigungskunst — ganz ähnlich wie die Strategie und Taktik auch — ihre Aufgabe nur darin suchen, durch Vereinigung ihrer Sicherungsmittel an einzelnen hervorragend wichtigen Oertlichkeiten Stützpunkte vor Allem für die See- und auch für die Landstreitkräfte zu schaffen oder diese von dem Schutze zu entlasten. Daß dabei der Schwerpunkt der Verteidigung nicht im Innern, sondern an der Küste und hier wieder in den Kriegshäfen zu suchen ist, dürfte bei der hervorragenden Bedeutung der englischen Kriegsflotte für die Landesverteidigung einerseits und der heute gewachsenen Abhängigkeit der Kriegsschiffe von Wasser- und Kohlen-Stationen andererseits ohne Weiteres klar sein. Von allen Küsten ist aber wieder die südlichste mit solchen Häfen am reichsten ausgestattet und zugleich auch bei ihrer Nähe am europäischen Festlande, besonders deren Erbfeinde Frankreich, die bedrohteste. Zugleich beherrscht sie die silver street und die Gegengestade. Sie ist daher, mit dem Kanal als starkem Hinderniß vor der Front, die wichtigste Verteidigungslinie Englands. Von den etwa 700 Meilen dieser schroffen, sich an 60 bis 120 m erhebenden, an den beiden Flügelpunkten am höchsten gestalteten Steilküste bleiben nach Abzug aller ihrer Natur nach für Landungen weniger geeignet erscheinenden Strecken noch ca. 300 Meilen, die des Schutzes bedürfen. Dieser muß dann also durch die fortifikatorische Sicherung der großen Häfen auf der See- wie der Landseite in Verbindung mit den Landstreitkräften ausgeübt werden, während durch überlegenen Angriff der Kriegsflotte der Gegner möglichst schon auf hoher See oder wenigstens bei der sehr schwierigen Operation einer wirklichen strategischen Landung vernichtet werden muß. An solche wird ein Feind nur dann denken dürfen, wenn er die Oberherrschaft im Kanal errungen hat oder — ein seltener Fall — von Hause aus — und wenn es nur auf 5—6 Tage wäre — besitzt.

Unter allen Kriegshäfen sind zwei an Bestimmung und Bedeutung verschiedene Kategorien zu unterscheiden, nämlich solche, die zugleich die Hauptmarine-Anstalten enthalten, und die, welche keine Werft- und Dockanlagen oder doch nur solche von nebensächlicher Bedeutung besitzen. Es ist klar, daß vor Allem die völlige Sicherheit der erstgenannten gegen feindliche Besitznahme und Zerstörung geboten ist, weil ihr Verlust weit über die Dauer des Krieges hinaus ein unersetzlicher Schaden für die Kriegsflotte

sein würde. Zu diesen wichtigsten Häfen an der englischen Südküste rechnet nun neben Portsmouth, Plymouth und Portland neuerdings Dover.

Letztgenannter Platz soll uns nun näher beschäftigen.

Die malerischen Kreidefelsen der englischen Gestade der Straße von Dover erheben sich zwischen diesem und Folkestone am höchsten, nämlich 160—180 m. Es peitscht sie, nach Shakespeares Wort, die brüllende Woge, die an unzählige lockere Kiesel schlägt. Man nennt sie auch wohl Shakespeare Cliff. Die seichteste Stelle der silbernen Straße fällt zusammen mit einer geraden Linie von Dover nach dem nur 35 km entfernten Calais — das ist eine nur 51 m unter dem Meeresspiegel gelegene Sattelhöhe, die Seebrücke zwischen England und Frankreich.

Dovers Bedeutung ist früh erkannt worden. Als Julius Cäsar Britannien unterwerfen wollte, ging er von einem Punkte nahe beim heutigen Calais nach Dover über (26. August 55).

Schon 180 war Dover römische Feste, nachdem bereits viel früher, wahrscheinlich noch zu Cäsars Zeit, ein Pharos, dessen Reste noch heute neben S. Margrithe Castle stehen, errichtet worden war. Diese Kirche soll 159 von Lucius, dem mythischen König von Kent, erbaut sein auf dem höchsten Punkt des ‚hill'. Und um noch eines den Wert Dovers schon in alter Zeit kennzeichnenden Ereignisses kurz zu gedenken, so gehört es zu den 5 Häfen, ‚cinque ports' (neben Hartrup, Sandwich, Romnay und Hythe), die zuerst von dem Angelsachsen Eduard dem Bekenner (1042—66) zur Verteidigung gegen Frankreich befestigt und dann von Wilhelm dem Eroberer — der die Zahl der Kriegshäfen durch Hinzufügung von Wincholsea und Ryn auf sieben brachte — neu verstärkt und für ihre maritimen Leistungen mit großem Vorrechte ausgestattet wurden. Sie mußten jeder 57 Schiffe, jedes mit 21 Seeleuten bemannt, stellen, so klein diese Orte auch waren und so oft sie auch ihre Bedeutung durch Zurücktreten des Meeres bis zum heute meist völligen Versanden verloren. Dafür hatten sie einen gemeinsamen Oberrichter und Admiral der Flotte der fünf Häfen, der unter dem Titel Lord Ward of the cinque ports zu Dover Hof hielt und über die Aufrechterhaltung der Privilegien wachte*). Diese Vorrechte bestanden darin, daß jeder Bürger den Rang eines Barons hatte, jede Stadt zwei Vertreter in's Unterhaus sandte, die bei der Königlichen Tafel einen Tisch zur Rechten des Königs hatten und bei der Krönung den Thronhimmel tragen durften.

Dover liegt in einer kleinen Bucht, an der Mündung des tief eingeschnittenen, von steil abfallenden Kreidefelsen umschlossenen, von Wiesen begleiteten Flußthals des Dour. Es hat nur von Westen mäßigen Schutz, gegen Süden bis Nordosten ist die Bucht völlig offen. Die gegenüber-

---

*) Die doppelte Parlamentsvertretung hat seit 1832 aufgehört, die Oberrichter- — heute Gouverneurs-Stelle besteht als Sinekure fort.

liegende französische Küste bietet jedoch gegen südliche und östliche Winde einigen Schutz, so daß im Ganzen die Lage von Dover als für die Schifffahrt nicht besonders gefährdet anzusehen ist. 1845 forderte die Admiralität verschiedene englische Ingenieure auf, Entwürfe zur Anlage eines 211 ha Fläche besitzenden geschützten Hafens auszuarbeiten. Die Wellenbrecher sollten im Allgemeinen gleichlaufend zur Richtung der Strömungen und damit auch annähernd parallel zum allgemeinen Verlauf der Küste geführt werden. Die Einfahrt sollte in etwa 14 m Wassertiefe liegen. Ingenieur Walkers Entwurf wurde ausgeführt, 1847 der Bau des Hafens mit der südwestlichen Mole begonnen. Denn ein Schutz war vorzugsweise gegen Südweststürme geboten. Auch gewährt diese Mole noch den Vorteil, daß sie ohne irgend welche Schwierigkeiten mit der Eisenbahn verbunden werden konnte, was für den Eisenbahn- und Güterverkehr von großem Wert war. Auch schützt sie die Einfahrt in die alten Dockhäfen, Granville-Dock und Wellington-Dock, durch den davor liegenden Fluthafen. 1871 wurde dieser 890 m lange Admiralty Pier oder die Landungsmole fertig gestellt. 1892 hat dann der Dover Harbour Board den Bau eines Handelshafens nach dem Entwurf des Ingenieurs Sir John Coode in Angriff genommen. Dazu wurde die Landungsmole um 610 m verlängert und eine innere Ostmole hergestellt, die auf ihrem 500 m langen landseitigen Teil als offener Viadukt von 9,15 m Fahrbreite und 12,2 m Spannweite der einzelnen Oeffnungen zwischen den schmiedeeisernen Säulenpfeilern erbaut wurde. Der 390 m lange seeseitige Teil ist massiv in 10,7 m bis 14,6 m Breite und 3,00 m Höhe über Hochwasser aus Betonblöcken von 12—20 t Gewicht erbaut. Um die Einfahrt zwischen diesen beiden Molen auf 137 m Breite einzuengen, wird nach Fertigstellung des Admiralty Pier ein nach Norden gerichteter Sporn von 128 m Länge sich von diesem abzweigen. Der Handelshafen hat 30,4 ha Fläche. Der nur geringen Wert besitzende kleine innere Hafen mit seiner schmalen, nur bei Flut zu passirenden Einfahrt wird verfüllt, um einen Zungenkai von 46 m Breite und 350 m Länge zum Anlegen von 4 Passagierdampfern herzustellen.

Vor Beginn dieser Dover zu einem der wichtigsten Handelshäfen machenden Arbeiten war der nur 100 Meilen (161 km) von Portsmouth entfernte Platz für die Kriegsflotte nur ein Nothafen, der aber immerhin von Wert sein konnte. Erst als Ende der 90er Jahre die Erkenntniß von der Wichtigkeit dieses nächsten Uebergangspunktes nach dem Kontinent*), der unter Umständen die Vereinigung der deutschen und französischen Flotte hindern konnte, auch in militärischen Kreisen durchdrang, beschloß 1897 die

---

*) Eine nur 1½stündige Kanalfahrt ist nach Calais erforderlich. Man erreicht von Liverpool via London—Calais—Paris—Straßburg Wien in 30 Stunden und von da mit dem (schon von Paris aus gehenden) Orientexpreß über Budapest—Belgrad Konstantinopel in weiteren 30 Stunden.

Admiralität die Anlage auch eines Kriegshafens. Hieraus ergab sich dann natürlich auch dessen Befestigung, denn sonst wäre einem landenden Feinde mit dem Hafen bei seiner Ausschiffung sehr gedient gewesen, und durch die beherrschende Lage des Orts eine brückenkopfartige Sicherung des weiteren Nachschubs, ein vorzüglicher, zum Landen förmlich einladender Etappenort gewährt worden.

Der Kriegshafen soll das Kanalgeschwader aufnehmen und gegen nächtliche Torpedoangriffe sichern. Bei Niedrigwasser wird er eine Fläche von 247 ha erhalten, von denen 130 ha bei tiefstem Wasserstand 9 m Tiefe besitzen werden. Die drei beabsichtigten Wellenbrecher werden zusammen 2900 m Länge erhalten. Der südliche, der annähernd gleichlaufend zur Küste geführte, wird 1280 m lang, die Ostmole, die von der Küste aus genau nach Süden gerichtet sein soll, erhält über 1000 m Länge. Die östliche Einfahrt wird ungefähr 180 m breit, die westliche etwa 245 m. Auf dem Vorlande innerhalb des Hafens wird eine 8,5 ha große Fläche aufgehöht und mit einer Kaimauer von 1170 m Ausdehnung versehen, welche Lagerhäuser und Schuppen für Marinezwecke enthält. Dieser Teil ist jetzt in Arbeit begriffen.

Die südliche Mole wird breiter als die Ostmole. Auf den äußeren 550 m der Ostmole, wo 9 m Tiefe und mehr unter Niedrigwasser angetroffen werden, sollen Einrichtungen getroffen werden, die den Kriegsschiffen das Uebernehmen von Kohlen unter allen Umständen gestatten. Die Kosten des 1908 vollendeten, den Handelshafen schützend umgebenden Kriegshafens werden sich auf ca. 70 Millionen Mark belaufen.

Wenden wir uns nun einer Skizzirung der wichtigsten Befestigungen und zwar der älteren und der Erweiterungen im Zusammenhange zu, wobei natürlich von technischen Einzelheiten abgesehen wird, die in eine Fachzeitschrift gehören.

Die Landbefestigungen krönen in vielverzweigten Linien die malerischen Höhen, welche zu beiden Seiten der tief im Dourthal liegenden Stadt sich erheben und zum Meer in den steilen Kreidewänden des Dover-Cliffs abfallen. Obwohl sie im Wesentlichen aus der alten Zeit stammen, genügen sie nach ihrem Umbau — da eine förmliche Belagerung nicht zu erwarten steht — noch heute. Da ist zunächst östlich der Stadt, auf dem rechten Flügel, hart am Meere an 90 m aufsteigend, das aus der Römerzeit herrührende, später erweiterte Dover-Castle, dessen schwere Geschütze auch nach der See wirken. Nördlich von dem Kastell und landwärts liegt das Anfang der 60er Jahre des verflossenen Säculum erbaute Castle Hillfort auf der Höhe, das durch etwa 300 m lange, tief eingeschnittene, einen recht wenig gepflegten Eindruck machende Gräben mit den zwei Anschlußbatterien West and East Wing verbunden ist, und diese durch einen Laufgraben mit der Guildfort-Küstenbatterie.

Die Befestigungen der Westhöhe (Western Heights) bilden ein großes

verschanztes Lager, dessen Werke sich im weiten Bogen vom Dourthal über die verschiedenen Höhen fort bis an die in's Meer abstürzenden Shakespeare-Klippen entlang ziehen. Am Dourfluß erhebt sich zunächst die Drop-Redoute. Den äußersten linken Flügel bildet westlich Dover, am Fuße der eben erwähnten Höhen, das Fort Archcliff. Zwischen diesen Flügelwerken liegen die Western Outworks mit der dahinter befindlichen Citadelle als Kernwerk des ganzen Lagers, dem nach Westen auf die Höhen, welche jenseits der Shakespeare-Cliffs ansteigen und von diesen durch eine tiefe Schlucht getrennt sind, das neu erbaute Fort Bourgoyne vorgeschoben wurde.

Von Seebefestigungen bestand seit den 60er Jahren außer der schon genannten Guildfortbatterie die einzige Panzerkuppel Englands — das sich immer mehr für kasemattirte oder offene Aufstellung seiner Küstenartillerie entschieden — auf dem Admiralty Pier. Sie war mit 2—80 Tons armirt. Neuerdings ist sie entfernt worden, ob endgiltig, oder, wie mir wahrscheinlich, nur während der Hafenbauten, sei dahingestellt. Ende der 90er Jahre wurden drei Küstenforts erbaut, nämlich zwei westlich von Dover, deren eins in 106 m Höhe über dem Meer auf den Shakespeare-Klippen, das den Hafen und den größten Teil des Kanals mit seinen Kalibern beherrscht, und ein östlich der Stadt, in der Nähe des Gefängnisses errichtetes Küstenwerk, das von der erweiterten und mit neuen Geschützen ausgerüsteten Guildfordbatterie unterstützt wird. Ein sehr wunder Punkt war Jahre lang die gänzlich unzureichende Geschützausrüstung, zum Teil noch aus der seligen, in England auch aus nationalen Gründen bedeutend verlängerten Vorderladerzeit stammend. Aber auch hierin ist ein bedeutsamer Wandel eingetreten. Man neigt jetzt besonders den Verschwindgeschützen zu, die in Amerika ja schon 80% aller Küstenartillerie ausmachen. Sowohl der bekannte englische Oberstleutnant Clarke, wie Armstrong und Vickers Sons und Maxim haben da recht kriegsbrauchbare Konstruktionen ersonnen. Die Rohre sind vielfach aus Stahldraht im Gegensatz zu den festländischen Mantelringrohren vom Typus Krupp. Im Ganzen kann Dover, auch wenn es mir nicht den geschniegelten preußischen Eindruck in Bezug auf die sorgfältige Pflege und Unterhaltung der Werke gemacht hat, doch als einer der stärksten Kriegshäfen nach seiner Vollendung in Anspruch genommen werden.

Wie nun, wenn dem Feinde dennoch eine Landung mit erheblichen Kräften glückt, Dover oder andere Küstenplätze in seine Hände fallen? Für diese Möglichkeit bedarf es, um seinen Vormarsch aufzuhalten, schon im Frieden angelegter Befestigungen im Innern. Irland kann sehr zu solchen Operationen reizen, so daß neben dem Kriegshafen Cork, der zudem nur auf der Seeseite befestigt ist, noch mindestens eine weitere Festung, sowie die fortifikatorische Sicherung der sonst den Uebergang nach England erleichternden Insel Anglesea erforderlich ist. Wie weit darauf Bedacht genommen ist, entzieht sich meiner Kenntniß. Ganz besonders bedarf es der

Binnenfestung gegen geglückte Landungen an der Ost-*) und Südküste, weil sie den kürzesten Weg gegen das Herz des Landes darstellen. Zwar könnten die nicht eroberten großen Küstenplätze noch als Anlehnung für Flankenstellungen Wert behalten und die Invasion schwächen — Moltke hielt viel von solchen Stellungen — aber doch nie ganz aufhalten. Dann läge also London, das jetzt nur durch stromab von Gravesend an der Themsemündung zur Sicherung der Flottenstation Chatam-Sheerneß angelegte Werke gedeckt ist, schutzlos da, mit dessen Besitz in Feindes Hand die weitere Landesverteidigung trotz allem Patriotismus wohl lahm gelegt wäre, ganz abgesehen davon, daß damit auch die großen Waffenarsenale in Woolwich 2c., sowie der dort koncentrirte Reichtum old Englands in des Siegers Besitz kämen. Daher bedarf es unbedingt der fortifikatorischen Sicherung dieses Riesenplatzes und zwar — weil im Ernstfalle dazu nicht genügend Zeit und Kräfte vorhanden sein werden — größtenteils, im Gerippe sozusagen, schon im Frieden in Form weiträumiger, verschanzter Lager, die aus der ganzen Provinz London gleichsam eine région fortifiée, einen befestigten Landstrich im Brialmont-Goltzschen Sinne machen, ohne die Entwicklung der Stadt allzu sehr einzuschränken. Der Ansatz zu solchem oft, nicht blos von der Bevölkerung, sondern auch von militärischen Autoritäten vielfach bekämpften Plan, wird auch dem flüchtigen Beobachter immer erkennbarer.

*) Erwähnt sei, daß England bei der bisherigen fast völligen Schutzlosigkeit dieser Küste sich zur Anlage eines großen befestigten Kriegshafens in der durch seine strategische Lage wie natürliche Beschaffenheit dafür vortrefflich geeigneten Bucht von St. Margareths Hope (an der Mündung des Firth of Forth) eben entschlossen hat.





Die Leibeigenen des Satans.

Von

Eduard Sokal.

— Berlin. —

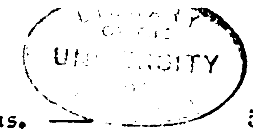
In dem Freundeskreise von Flaubert, George Sand, Turgeniew u. s. w., zu dessen geselligen Zusammenkünften zuweilen auch „interessante Fremdlinge auf dem Gebiete der Kunst" herangezogen wurden, kam einmal bei schwarzem Kaffee und Cigarren das Gespräch auf das grausige Thema des Kannibalismus. Ein berühmter moralphilosophischer Schriftsteller meinte, die Menschenfresserei sei wohl das entsetzlichste Dokument zur Naturgeschichte des homo sapiens. Ein Naturforscher sprach die Ansicht aus, diese Sitte sei bei den einzelnen Völkerstämmen vielleicht aus klimatischen Verhältnissen zu erklären. „Und für mich," sagte George Sand, „für mich liegt der Kernpunkt der Frage darin: Wie mag wohl Menschenfleisch schmecken?" —

In diese dreizackige Gabel laufen zumeist die Ansichten der Menschen auseinander, wenn es sich um die Betrachtung von psychologischen Vorgängen handelt, die außerhalb des Bereiches der täglichen Erfahrung liegen. Die Einen entrüsten sich oder bewundern, das Pathos des moralischen Gefühls kommt bei ihnen zu Worte; die Anderen stellen sich „jenseits von Gut und Böse" und suchen mit dem Rüstzeug der Naturforschung an das heikle Problem heranzutreten; wieder Andere (und das sind die Seltensten) wollen den Vorgang im Geiste selbst miterleben, spähen schonungslos in ihrer eigenen Seele nach den Fäden, die das Ungewöhnliche an das Alltägliche, das Groteske an das Altgewohnte, das Gemeine an das Erhabene knüpfen. Diese geheimen, unterirdischen, was hier soviel sagen will wie: unbewußten Verbindungen sind immer zu finden, und der jähe Abgrund der moralischen Verdammniß läßt sich fast immer durch sie überbrücken. Aber es bedarf dazu einer schonungslosen fast grausamen Selbsterkenntniß, die nur Wenigen eigen ist.

Das düstere Thema der Hexenprozesse, des Teufelsglaubens, des Satanismus und seiner unheimlichen Begleitschaar ist in den letzten Jahren mannigfach variirt worden. Selbst die geschäftliche Note hat durchgeklungen; noch ist die Episode mit der Miß Vaughan in Jedermanns Erinnerung, und noch lange wird das schrille, durchdringende Hohngelächter des Leo Taxil nachklingen. Unter den Stimmen, die sich da sonst vernehmen ließen und der Beachtung wert sind, ist es nicht schwer, ebenfalls den charakteristischen Dreiklang herauszuhören. In einer umfangreichen Monographie „Ueber die Geschichte der Hexenprozesse in Bayern“ hat der bekannte Historiker S. Riezler mit flammenden Zornesworten „das schmachvollste Kapitel der menschlichen Tragikomödie“ geschildert. Beinahe gleichzeitig ist eine Abhandlung des französischen Neurologen Maurice de Fleury unter dem Titel „L'enseignement de la Salpêtrière“ erschienen, worin die Forschungen des großen Meisters Charcot und seiner Schüler über dasselbe Thema mitgeteilt und fortgeführt werden. Der Gelehrte entrüstet sich nicht; er weiß, daß wo wir Menschliches gut und böse nennen, und wo für unser moralisches Gefühl eine jähe Kluft sich aufthut, für den Psychologen zuweilen nur ganz geringfügige Unterschiede bestehen können, ähnlich wie von zwei Körpern beinahe gleicher chemischer Zusammensetzung der eine ganz harmlos und der andere ein furchtbares Gift sein kann. Und es fehlt auch hier nicht an solchen, die gerne wissen möchten, „wie Menschenfleisch schmeckt“. In den Werken von Huysmans, Sar Peladon u. A. ist die totgeglaubte Dämonenbrut zu neuem Leben auferstanden; Incubus und Succubus, das „Envoûtement“ und die schwarze Messe werden wieder abgehalten, und uralte Beschwörungsformeln wieder von gläubigen Lippen gemurmelt. Diese sonderbaren Neophyten, denen vor nicht allzu langer Zeit noch aller Glaube Aberglaube war — sie behaupten, an den Teufel zu glauben, ehe sie noch an Gott glauben. Vielleicht gelingt es ihnen noch, zur ungetrübten Seligkeit des Glaubens vorzudringen! Fromme Geberden bringen ihnen vielleicht auch fromme Gedanken. Pascal hat bereits den grimmigen Ausspruch gethan, „um fromm zu werden, genüge es für die meisten Menschen, wenn sie eine Zeit lang die äußeren Geberden der Frömmigkeit annehmen, wenn sie sich mit Weihwasser besprengen und mit verzückter Miene Gebete stammeln.“ —

* * *

Durchmustert man zunächst die thatsächlichen Angaben über Hexenwahn und Hexenverfolgungen, die in dem Buche von Riezler vorliegen, so wird man nicht umhin können, ob der Fülle des zusammengetragenen Materials zu staunen und die streng objektive, kritische Sichtung desselben anzuerkennen. Auf keinem Gebiete der Geschichte hat sich die tendenziöse Darstellung, wie es scheint, so unumschränkt vordrängen dürfen wie hier. Die katholischen Geschichtschreiber dieses Themas verfolgen meist mit den bekannten Deutungs-



und Umdeutungskünsten das doppelte Ziel: die katholische Kirche reinzuwaschen und das Odium des Greuels auf den Protestantismus zu wälzen. Die protestantischen Historiker und Monographisten verraten sich meist in der etwas zu glimpflichen Art, wie Luthers Stellung zur Hexenfrage beurteilt wird. Das Ergebniß ist hier wie dort ein Zerrbild der Geschichte. Andererseits ließen sich gelehrte und umfängliche Werke über das 16. und 17. Jahrhundert, die Blütezeit der Hexenprozesse nennen, in denen die Hexenprozesse nicht einmal erwähnt sind, gleich als wären dieselben nur wie eine häßliche Warze in einem Gesicht, dessen geistigen Ausdruck es allein festzuhalten gilt, und als gehörten sie nicht mehr zu diesem geistigen Ausdruck. Die von Ranke eingeschlagene und noch immer tonangebende Richtung liebt es eben nicht, von ihrer vornehmen politischen Höhe zu naturgeschichtlichen Niederungen herabzusteigen. Auch wer mit Goethe der Ansicht huldigt, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus sei, den sie erregt, wird sich leicht widerwillig von Greueln abwenden, deren Schilderung nur niederdrücken und entmutigen kann, denn man glaubt sich bei der Lektüre der Hexenprozesse nach Riezlers Ausdruck unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl in sich erstickt hat. Im Schoße einer tausend Jahre alten Kultur ist vom 15. bis in's 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur ständigen Einrichtung erhoben worden, und Hunderttausende von Unschuldigen, meistens Frauen, wurden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Riezler sagt:

„Diese Thatsache ist so ungeheuerlich, daß alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechts daneben zurücktreten."

Das Wort Verirrung, das wir bei Fleury durch Irrtum ersetzt finden, ist in hohem Grade bezeichnend. Ob sich an den Hexenwahn Verfolgungen knüpfen, muß offenbar nur davon abhängen, ob diejenigen, die ihn hegen, auch die Macht dazu haben. Denn giebt es Dämonen und Menschen, die mit deren Hilfe Unheil anstiften, so begreift man, daß die Gesellschaft die letzteren auszurotten sucht. „Eine Grausamkeit ist es, der Hexen, die gegen Unschuldige wüten, zu schonen," sagt der Trierer Weihbischof Binsfeld. Und so erklärt Kurfürst Maximilian I. die Hexenverfolgung ausdrücklich und folgerichtig als eine Pflicht seines landesfürstlichen Amtes und Ausfluß väterlicher Fürsorge für seine Unterthanen. Die weitaus schwerste Verantwortung für alle diese Greuel lastet daher auf Jenen, welche den Hexenwahn gelehrt und verbreitet haben. — Auf welchen Wurzeln der Vorstellungkreis des Hexenwahns ursprünglich auch erwachsen sein mag, zur Zeit der Hexenprozesse, von denen wir eine bestimmtere und auf einzelne Fälle sich erstreckende Kunde haben, spielte er auf dem Boden der christlichen Glaubenslehre. Für die Fragen, ob und wie weit Teufel durch Menschen und Menschen durch Teufel wirken können, war entscheidend, wie sich die kirchliche Autorität dazu stellte. Daß Fürsten, hohe und niedere

Gerichte, juristische und theologische Autoritäten und Fakultäten die Lehren des Hexenglaubens vertraten, wäre in katholischen Ländern unmöglich gewesen, wenn er nicht der Lehre der römischen Kirche, in protestantischen, wenn er nicht der Lehre der Reformatoren und Prädikanten entsprochen hätte. Unzweideutige Zeugnisse lehren nun, daß der Standpunkt der Kirche, gegenüber der Frage der Zauberei, im Laufe der Jahrhunderte nicht immer derselbe geblieben ist. Einheitlich ist er nur insofern, als die Kirche von Anfang an wie noch heute stets die Möglichkeit der Zauberei gelehrt und diese als schweres Vergehen verdammt hat. Bei allen Völkern des Abendlandes, welche die Religion des Kreuzes ihrer Herrschaft unterwarf, trat deren Sendboten und Priestern der Glaube an Zauberei zunächst als ein Rest der so eifrig bekämpften heidnischen Volksreligion entgegen. Zu diesem Rest gehörten auch die Vorstellungen, in denen man die Vorläufer des späteren Hexenwahns zu suchen hat. Gegenüber diesen Ueberlebseln war eine zweifache Stellung der Kirche denkbar; sie konnte dieselben als heidnischen Aberglauben, als nichtigen Wahn bekämpfen — oder sie konnte in den übermenschlichen Mächten, die hierbei als wirksam gedacht wurden, den Teufel ihres eigenen Lehrgebäudes und auf Grund dieser Erklärung in dem behaupteten Eingreifen dieser übermenschlichen Mächte in das menschliche Leben eine schreckliche Realität erkennen.

Das erstere war der überwiegende, freilich nicht ausschließliche Standpunkt der alten Kirche. Daß mit dem 13. Jahrhundert die entgegengesetzte Auffassung allmählich die Oberhand gewann, hat die Grundlage für die ausgedehnten Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts gebildet. Im 13. Jahrhundert, das Leibniz als das dümmste der Weltgeschichte bezeichnete, trat die unheilvolle Wendung ein, auf welcher die großen Hexenprozesse späterer Zeiten beruhen. Entscheidend war da zunächst, daß Papst Gregor IX. „das heilige Amt der Inquisition ketzerischer Schlechtigkeit" den Bischöfen entzog und den Dominikanern übertrug.

Im Jahre 1232 eröffneten dieselben ihre Wirksamkeit als Inquisitoren in verschiedenen Ländern. Wie die Verfasser des „Hexenhammers" rühmen, wird der heilige Dominikus, Führer und Vater der Dominikaner, als bellender Hund mit einer brennenden Fackel im Maul gezeichnet, „weil er durch sein Gebell bis auf die Gegenwart die häretischen Wölfe von der Heerde Christi zurückscheucht." Diesem Vorbild nachzueifern war der Stolz seiner Jünger, in Frankreich des großen Ketzerrichters Robert le Bougre, in Deutschland des berüchtigten Konrad von Marburg. Wohin sie kamen, flammten die Scheiterhaufen auf. An einem Tage, 13. Mai 1239, ließ Robert le Bougre in Gegenwart vieler Prälaten und einer zahllosen Menschenmenge in Aimé bei Chalons 183 Ketzer verbrennen. Ein großes und Gott gefälliges Brandopfer, sagt der Chronist Alberich. Damals schon verwendeten die Inquisitoren in ihrem Kampfe gegen verschiedene Ketzer als

wirksamste Waffe die Beschuldigung der Zauberei. Damals wird schon gegen Ketzerfrauen der Vorwurf der Teufelsbuhlschaft erhoben, der später bei den meisten Prozessen den Kern der Anklage bilden sollte und wohl das Scheußlichste ist, was menschlicher Aberwitz je ersonnen hat. Der „engelreiche Doktor“ Thomas von Aquino muß als derjenige bezeichnet werden, der am meisten zur Festsetzung dieses Wahnwitzes beigetragen hat. Zu dieser Zeit hatten die Hexenprozesse eine rein geistliche Färbung, wie sie ihnen nachher bei den weltlichen Gerichten nicht erhalten blieb. Die Inquisitoren ließen z. B., wenn eine Hexe gefoltert wurde, auf das gute Gelingen der Tortur eine heilige Messe lesen, wobei die Anwesenden ohne Mitteilung des besonderen Falles, nur aufgefordert wurden zu beten, daß den Anfechtungen des Teufels widerstanden werde. Auch hatten sie die Erfahrung gemacht, daß am Freitag mit der Folter am sichersten Geständnisse erzielt werden und zwar gerade in dem Augenblicke des Gebetläutens — fromme Bräuche und Erfahrungen, die den späteren Generationen abhanden kamen. —

Das unheimlichste Dokument über Hexen- und Zaubereiwesen ist zweifellos der „Malleus maleficarum“ oder „Hexenhammer“ des Inquisitors Justitoris, der im Jahre 1488 erschien und die furchtbaren Hexenverfolgungen des 16. Jahrhunderts auslöste. Riezler nennt es das verruchteste und zugleich läppischste, das verrückteste und dennoch unheilvollste Buch der Weltlitteratur. Guttenbergs jugendliche Kunst mußte auch solchen Zwecken dienen, und gewiß ist es neben der kurz vorher erschienenen päpstlichen Bulle eben die zum ersten Male genossene Beihilfe der Presse, welche dem Auftreten dieses deutschen Inquisitors eine so nachhaltige Bedeutung für das Wachstum des Hexenglaubens und der Hexenprozesse gewährte. Die Wirkung des Buches auf das Publikum ward um so leichter erzielt, als es mit dreifacher Autorität gewappnet hervortrat. An der Spitze prangte die päpstliche Bulle, die Berufung auf die königliche Urkunde vom 6. November 1486 zu Gunsten der Verfasser und eine Approbation der theologischen Fakultät der Universität Köln vom Mai 1487. „Kauf und lies es, das Geld wird Dich nicht gereuen,“ steht auf dem Titel der Ausgabe von 1519. In der That wurde bald eine Ausgabe nach der anderen vergriffen, es war dies der erste große buchhändlerische Erfolg.

Der Hexenhammer atmet den Geist der Scholastik, wie er ihre barbarische Sprache spricht und ihr ganzes äußeres Gepräge zeigt. Man findet in ihm die der Scholastik eigentümliche Mischung von Spitzfindigkeit, Scharfsinn und Blödsinn, ihre Selbstverblendung und Absurdität, das endlose Citiren und die blinde Verehrung von Autoritäten, die Haarspalterei der Begriffe, die Trugschlüsse und daneben streng logische Deduktionen aus einem unsinnigen, willkürlich aufgestellten Vordersatz. Man muß zugleich den Geist der Heuchelei, der das ganze Gebahren der Inquisition durchdringt, beachten. Bekanntlich übergaben die Inquisitoren ihre Opfer dem

weltlichen Gericht mit der stehenden Mahnung, ihres Leibes und Lebens zu schonen. Aber diese Mahnung war nichts als eine Formel. Hätte die Staatsbehörde, bemerkt Riezler, diese Empfehlung ernstlich nehmen und den Verurteilten das Leben schenken wollen, so wäre sie sofort in die auf Begünstigung der Häresie gesetzten Zensuren verfallen, die im weiteren Verlauf den dringenden Verdacht häretischer Gesinnung begründeten. Aehnlich verhält es sich auch im „Hexenhammer“, wenn z. B. die Weisung ausgesprochen wird, daß bei der Folter kein Blut vergossen und daß nur die herkömmlichen, keine neuen ausgesuchten Arten der Tortur angewendet werden sollen. Das klingt menschlich und wohlwollend, auch spätere Hexenschriftsteller, so die Jesuiten Delrio und Laymann haben sich darum diese Mahnung nicht entgehen lassen. Es waren aber keine neuen und ungebräuchlichen Torturen, wenn man den Angeklagten die Gelenke aus den Fugen zerrte, ihnen durch Beinschrauben die Knochen zermalmte u. s. w. und alles dies, ebenso wie das Lebendigverbrennen, geschah ohne Blutvergießen, vor dem die Kirche in ihrer Barmherzigkeit Scheu trug. Offen zu Tage liegt die Heuchelei in der berüchtigten Unterscheidung zwischen Wiederholung und Fortsetzung der Folter. Wenn die Gefolterte nicht gestehen will, heißt es, soll man ihr noch andere Folterwerkzeuge vorzeigen und sagen, daß sie auch diese noch aushalten müsse, wenn sie nicht gestehen will. Wird sie auch dadurch nicht eingeschüchtert, dann ist die Folter am zweiten oder dritten Tage fortzusetzen, nicht zu wiederholen, denn wiederholt darf sie nicht werden, wenn nicht neue Indicien hervortreten. Dem tiefsten Seelen- und Körperschmerz sind oft die Thränen versagt. Nach dem Hexenhammer, der auch hierin den späteren Hexenrichtern die Richtschnur gab, war nun diese Thränenlosigkeit ein ganz sicheres Zeichen der Hexerei. Als solches galt ferner das Vorhandensein von schmerzensempfindlichen Körperstellen (sigilla diaboli), nach welchen bei jeder Untersuchung gefahndet wurde.

Was die menschliche Phantasie an Jammer und Elend erdenken mag, ward auf die unglücklichen Opfer des Hexenwahns gehäuft. Verglichen mit ihren Seelenqualen, erscheinen die Opfer anderer religiöser Verfolgungen noch in tröstlicher Lage. Gefaßt und ergeben in Gottes Willen konnten die Wiedertäufer und andere Ketzer den Scheiterhaufen besteigen. Die Hexen fanden keinen Trost in dem Bewußtsein, daß sie als Märtyrer ihrer Ueberzeugung starben, in dem Gedanken an eine gleichgesinnte Gemeinschaft, deren Genossen durch ihr heldenhaftes Leiden gestärkt und ermutigt würden. Sie starben allein, gehaßt und unbemitleidet; ihre eigenen Verwandten schraken vor ihnen als Verworfenen und Verfluchten zurück. Der Aberglaube, den sie in der Jugend eingesogen, mischte sich mit den Täuschungen und den Schrecken ihrer Lage und überredete sie gar oft, daß sie wirklich die Leibeigenen des Satans und jetzt daran wären, ihre Qualen auf Erden für eine Pein auszutauschen, die eben so schmerzlich

und dazu ewig wäre. Und dazu quälte nicht wenige der Opfer das schreckliche Bewußtsein, daß durch die ihnen erpreßten Denunziationen schuldlose Bekannte, Nachbarinnen, Freundinnen in ihr Geschick verwickelt worden waren.

* * *

„Das Bild einer Epidemie, das auf das massenhafte Auftreten der Hexenprozesse seit 1560 schon öfter angewendet wurde, ist durchaus zutreffend. Wie eine Epidemie, von einem oder mehreren Infektionsherden ausgehend, sich sprungweise in der Nachbarschaft fortpflanzt, so die Hexenprozesse.“ Das sagt Riezler. Nimmt man das Wort „Epidemie“ nicht in übertragener, sondern wörtlicher Bedeutung, nimmt man an, daß durch religiöse Exaltation und andere Einflüsse um diese Zeit in Mitteleuropa eine weit ausgebreitete hysterische Epidemie geherrscht hat und daß einzelne Symptome dieser proteusartigen Krankheit von gläubigen Fanatikern richtig beobachtet, aber in ihrem ursächlichen Zusammenhange unrichtig gedeutet wurden, ja sogar naturgemäß nicht anders als unrichtig gedeutet werden konnten, so hat man im Wesentlichen die Ansicht von Charcot und Fleury über den Hexenwahn und die Hexenverfolgungen wiedergegeben.

Für den Laien mag zunächst mit wenigen Worten für den Begriff „Hysterie“ ein Vorstellungsbild gegeben werden. Unmittelbar nach dem eigentlichen Nervenanfall, der sich in konvulsivischen Bewegungen und unartikulirten Lauten kundgiebt, wird die Hysterische (wir nehmen zur Exemplificirung einen schweren Fall an) von einem heftigen Delirium befallen. Sie glaubt diese oder jene Scene aus ihrer Vergangenheit wieder zu erleben; wie sich die Kliniker auszudrücken pflegen, „tauchen hierbei erotische Bilder am häufigsten unter den hallucinatorischen Vorstellungen auf.“ Im Mittelalter, da die Erziehung fast ausschließlich im religiösen Gedankenkreis befangen war, pflegten Dämonen und Seraphime in den Delirien der Hysterischen aufzutreten; heutzutage haben andere männliche Bekannte ihre Stelle eingenommen; der Inhalt der Vorstellungen ist sich gleich geblieben, ob es sich nun um einen hübschen Bauernburschen oder um den Teufel Isaakaron handeln mag, der Madame de Belciel mit seinen Besuchen belästigt. Die Hallucinationen folgen gewissen Gesetzen, welche der sorgfältige Beobachter immer bestätigt finden wird. 1. Die Illusion ist eine vollkommene; die Hysterische hat vollständig die Empfindung eines thatsächlichen Erlebnisses, und ihre Darstellung ist daher aufrichtig und subjektiv wahrheitsgetreu. 2. Die Hallucination beruht nie auf vollkommen freier Empfindung; sie bezieht sich immer auf ein vorhergegangenes Ereigniß, welches sie allerdings nicht selten dramatisch und phantastisch ausgestaltet. 3. Die Vision tritt gewöhnlich an der rechten oder linken Seite des Subjekts auf, je

nachdem dasselbe links oder rechts anästhetisch ist (die meisten Hysterischen sind auf einer Körperhälfte mehr oder minder unempfindlich); sie schreitet dann fort und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie dem Subjekt gerade entgegen treten sollte. Rechnet man hinzu, daß die Vision bis in die geringsten Einzelheiten mit der Macht und der Fülle des sinnlichen Eindrucks auftritt und daß demnach ihre Schilderung ebenso ausgestaltet ist; bedenkt man, daß sie unter Umständen sogar objektive Merkmale und Spuren als kleine Blutentravasate, Hautschwellungen und dergleichen zurücklassen kann, so wird man zugeben müssen, daß es eben einer äußerst komplicirten Gedankenarbeit bedurfte, um zu erkennen, daß hier Einbildung und nicht etwa ein mysteriöses, verdächtiges, in seinen näheren Bedingungen rätselhaftes, aber darum nicht minder thatsächliches Erlebniß vorliegt. —

Diese Gedankenarbeit ist von den Inquisitoren und Ketzerrichtern nicht geleistet worden. Sie konnte naturgemäß in dem damaligen Stadium der wissenschaftlichen Erkenntniß und Methodik von ihnen nicht geleistet werden und es ist nicht mehr als natürlich, daß sie sich die Erscheinungen nach ihrer Weise deuteten und daß ihnen die Hypothese des Teufels geläufiger war als die des Nervenshocks.

In seinem Werke „Les démoniaques dans l'art“ hat Charcot in Gemeinschaft mit Paul Richer nachgewiesen, daß alle Bilder, Zeichenskizzen aus jener Zeit, in welcher die „Dämonenbesessenen“ auftreten, uns in Wirklichkeit nichts Anderes als die klassischen Symptome der Konvulsionen und hysterischen Nervenkrisen vorführen. Die Beobachtung der Erscheinungen war ebenso peinlich genau und die künstlerische Wiedergabe ebenso meisterhaft, wie die Erklärung mangelhaft roh und dürftig war. Wie Charcot selbst als unparteiischer Zeuge anführt, sind alle nichtigen und merkwürdigen Symptome der Hysterie jahrhundertelang vor ihm — von den Hexenrichtern beschrieben und geschildert worden. Die partielle Anästhesie ist das sigillum diaboli, das Teufelssiegel, das an und für sich den Scheiterhaufen erheischte; die totale Anästhesie ist der „schweigsame Zauber“, gleichfalls diabolischer Natur. Die kreisbogenförmige Haltung des Körpers, die wir so häufig in der ersten Periode des hysterischen Anfalles beobachten, findet sich auch auf dem Bildniß der Mme. de Belciel. Das Antlitz der Hexe gerät in Konvulsionen — weil sich die Dämonen darin spiegeln und es zu wilden Fratzen verzerren; die Hysterische springt auf (zweite Periode des hysterischen Anfalles): Belzebub hebt ihren Körper; sie streckt drei Finger vor (charakteristische Handstellung der Hysterischen): der Teufel selbst ist genötigt, die heilige Dreieinigkeit anzuerkennen; sie wirft sich in Zuckungen zu Boden: der Exorcismus hat den Bösen bezwungen! — Mit einem unheimlichen Ernst, der ja aus dem Pathos der Situation mit zwingender Notwendigkeit hervorgeht, haben die Hexenrichter die grotesken Unterscheidungen aufgestellt, diskutirt und immer wieder nach neuen Beobachtungen gefahndet.

Diese Beobachtungen sind bis zum heutigen Tage mustergiltig geblieben; eigentlich hat sich nur die Therapie geändert: statt Feuer — Wasser, statt des Scheiterhaufens die Kaltwasserkur! Die Famuli mit krausgezogenen Stirnen werden aus dieser traurigen Geschichte menschlicher Verirrungen allerdings nur die Lehre ziehen, „wie wir's so herrlich weit gebracht!" Wenn aber in dem Wahnsinn der Hexenrichter so viel Methode war, so soll uns dies zur Warnung dienen, daß auch in unseren Methoden verborgener Wahnsinn sich nisten könnte! Vielleicht werden spätere Zeiten über unsere „Verbrecher" und „Strafen" nicht weniger mitleidig lächeln, als wir über die Verirrungen der Hexengerichte!





Ein Sommeridyll.

Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —

Sie muß die Deine werden, beschlossen ist es längst,
Geh listig drum zu Werke, daß Du das Füchslein fängst!
Auf hundert Schritt den Apfel zu treffen, gilt Dir nicht viel —
Willst Du des Ruhms verlustig gehn,
Wo ein Mädchenherz das Ziel?

So sprach ich zu mir selber. — Und wo sie stand und ging,
War ich als rüst'ger Waidmann auf ihrer Fährte flink.
Schön-Greth, des alten Fischers Johansen einzig Kind,
War aber gar so launisch — ach,
Wie Wetter, Welle und Wind.

Faßt' ich sie ab am Strande, so sprang sie hurtig in's Boot
Und ruderte von dannen und lachte sich halbtot.
Stand sie am Brunnen plaudernd, und kam ich grad' hinzu,
So goß sie aus Versehen mir
Das Wasser über die Schuh'.

Wenn ich in's Fischerhäuschen den Weg durch's Hofthor nahm,
War's sicher, daß sie listig zum Garten mir entkam.
Und lauf' ich nach zum Garten, wo die Gaisblattlaube steht,
Entdecken kann ich nirgendwo
Die treulos-arge Greth!

Zum Walde läuft sie nimmer, dafür ist sie zu schlau,
Sie weiß: der Jäger kennt dort die Weg' und Stege genau,
Dort gäb' es kein Entschlüpfen, kein Hof- und Gartenthor,
Da müßte sie wohl stehen mir
Vor dem gespannten Rohr!

Geh' ich auf Jagd des Morgens — sie schickt, mir zum Verdruß,
Die alte Lies von Haus fort, daß ich sie treffen muß.
Und über'm Zaun hinüber, komm' ich am Garten vorbei,
Viel Glück! ruft mir die Grethe nach
In böser Neckerei.

Ein Eichenbruch, ein Tannreis steht sonst dem Forstmann gut,
Mit Wasserrosen schmückt' ich mir unlängst meinen Hut.
Da hat aus ihrem Aug' mich ein Teuflein angelacht:
Nehm' sich der Herr vom Walde nur
Vor Nixen ja in Acht! —

Sie muß die Meine werden, trotz Aerger und Verdruß,
Es soll ihr all nichts helfen — ich komme doch zum Schuß!
Kein Fischlein, schnell und listig, das nicht im Netz sich fing,
Kein Mädchen, das nicht endlich sich
Ließ fesseln vom Ehering!

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war zur Zeit der Ernte. — In Feld und Acker klang
Die Sense und die Sichel im Takt mit der Schnitter Gesang.
Ich schlenderte am Strande des Sees und dachte grad':
Wie himmlisch wär's, käm jetzt die Greth
Daher den Gartenpfad!

So kam ich an die Laube, die mit der Hinterwand
Sich an den Zaun lehnt — horch da! ein Stimmlein, wohlbekannt!
Jetzt eine zweite Stimme . . . wie da mich beben hieß
Die Eifersucht — doch hört' ich gleich:
Es sprach die alte Lies.

Ich mache nicht gern den Lauscher — rasch wollt' ich weiter gehn,
Da hört ich meinen Namen — nun blieb ich dennoch stehn.
Geh, Liese! kicherte Grethe, ich weiß es ganz genau,
Die Karten lügen allesammt,
Hans will mich nicht zur Frau!

Die Alte sprach dawider: Die Karten lügen nie!
Wer hat auch vom Hans gesprochen? — Er heiße irgendwie,
Genug, hier steht es deutlich: im grünen Wams ein Mann
Liebt Dich und hält zum Erntefest
Beim Vater um Dich an.

Und werden wir glücklich werden? —, Laß sehen! Ei ja, mein Herz!
Die Zukunft lacht hell und sonnig — nur manchmal ein kleiner Schmerz!
Und werden wir reich? — Nie fehlt's Euch an Brot und Geld im Schrein,
Und stets zufrieden? — Ihr liebt Euch ja,
Das schließt Zufriedenheit ein.

Und sprich: wo werden wir wohnen? — Halt halt — nicht so im Trab!
Erst misch' ich neu die Karten . . . so! nun heb' dreimal ab!
Sprich: wird es lange währen, bis Förster wird mein Mann?
Fünf Jahre höchstens — Ihr bezieht
Das neue Forsthaus dann.

Sag mir noch Eins! — sie bog sich an's Ohr der Alten dicht.
Still blieb ich wie ein Mäuschen und rippelte mich nicht.
Laß sehen! sprach die Liese und lachte verschmitzt dabei —
Zwei Mädel und drei Buben sind's —
Fünf wird aus drei und zwei!

Da fuhr mit hellem Aufschrei die Grethe von der Bank —
Ich hörte, wie in's Haus sie auf raschem Fuß entsprang.
Leis schlich ich mich von dannen — und habe still gelacht:
O alte Lies — heut hast Du mir
Wahrhaftig Glück gebracht!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Ernte war vorüber — die Sonne lachte hold,
In Puppen lag und Stiegen ringsum des Segens Gold.
Zur Scheune schwankten eilig, aus Furcht vor Regenfall,
Die hochbeladnen Wagen schon
Mit Hüh und Peitschenknall.

Vor'm Häuschen bei dem alten Johansen saß ich just,
Er flickte seine Netze und warf mit stiller Lust
In's Feld manchmal die Blicke, wo Grethe mit dem Knecht
Das Korn in schöne Garben band
Geübt und kunstgerecht.

Er schmauchte stumm sein Pfeifchen und blinzte schmunzelnd dann
Mir zu, als wollt' er sagen: Na, fängt er noch nicht an?
Ich weiß ja doch seit Monden, wie's mit Euch beiden steht,
Die Schummel that's dem Grünrock an,
Und er der Margareth!

Als ich zu lesen glaubte all dies auf seiner Stirn,
Da faßte ich ein Herz mir und sprach ihm von der Dirn'
Frisch von der Leber herunter, wie Wort zu Wort sich fand —
Der Alte paffte gewalt'gen Dampf,
Dann gab er mir die Hand.

Ich hab' Dich gern, mein Junge; bist recht als Eidam mir,
Viel Worte weiter zu machen, das ist nicht meine Manier!
Wie steht es aber mit — der da? hast du ihr Jawort schon?
Will Dich die Greth, so ist es gut,
Und Du bist mein Schwiegersohn! —

Hätt' ihr von meiner Liebe längst gern gesprochen einmal,
Sagt' ich — doch zu entschlüpfen weiß sie mir stets wie ein Aal!
Und Worte, stachlicht wie Nesseln, giebt sie zu kosten mir —
Und dennoch, Vater — trotz alledem:
Mein Herz gehört nur ihr!

Der Fischer sprach — und gab mir einen listigen Augenwink:
Bring' nur die Sach' in's Reine mit dem vertrackten Ding!
Du weißt: die Nessel brennt nicht, packt man sie herzhaft an,
Und wer's versteht, hält auch den Aal,
Daß er nicht entschlüpfen kann!

Drauf stand er auf vom Bänklein, nahm Netz und Ruder zur Hand;
Ich gab ihm an's Boot das Geleite — dann stieß er ab vom Strand.
Dem weißen Segel blickt ich still sinnend nach noch lang'
Und dachte: hätt' ich solch Netz wie Du,
Mir glückte wohl der Fang!

Doch froh war mir zu Muthe und leicht das Herz mir schlug,
Da ich des Vaters Jawort schon heut nach Hause trug.
Jetzt kann es Dir nicht fehlen! Frischauf und unverzagt!
Das wär' ein schlechter Jägersmann,
Der nun den Schuß nicht wagt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Sonntag war gekommen — im Krug ging's lustig her;
Mit Fähnlein, Blumenketten und was dergleichen mehr
War ausstaffirt der Tanzsaal — Trompete und Fiedel klang,
Und Knecht und Magd im Feierkleid
Die Beine rüstig schwang.

Der Pfarrer und der Gutsherr präsidirten am Ehrentisch,
Sie tranken vom Erntebiere und fanden es gut und frisch.
Der Amtmann und der Doktor kritisirten Politik,
Und desto lauter sprachen sie,
Je lauter die Musik. —

Ich hatte nach der Grethe umsonst gespäht bislang,
Und saß mit ihrem Vater abseits auf der Ofenbank.
Die Pfeife mochte nicht brennen, mir mundete nicht das Bier,
Die Grethe ging mir durch den Kopf —
Und sie war noch nicht hier!

Ich saß mit fieberndem Blute — — wenn sie nun gar nicht käm'?
Den Vater mocht' ich nicht fragen; da war mir's recht bequem,
Daß zum Tarok ein Nachbar den Alten mit sich zog —
Ich stracks hinaus — zum Wiesenpfad,
Wo er sich seewärts bog . . .

Der Abendwind schwang säuselnd sein weiches Schwingenpaar,
Der Mond schwamm auf dem Wasser, die Sterne blitzten klar.
Aus frischgemähten Feldern vermischte sich in der Luft
Der würzevolle Hauch des Heus
Mit Klee- und Humusduft.

O stiller Abendfriede — wär' auch mein Herz so still! —
Wie hier die Grille fiedelt und gar nicht schweigen will,
Wie aus der Ferne hertönt Hornschmettern und Geigensang:
So tönt durch tiefste Seele mir
Ein ferner Sehnsuchtsklang . . .

Doch schau! was glänzt mir entgegen? — Ist's ein Stück Leinewand,
Zum Bleichen hingebreitet? Nein, nein! es ist ein Band,
Ein flatternd Band am Häubchen — und drunter, ich täusch' mich nicht —
Seh' ich trotz aller Dämmerung
Ein allerliebstes Gesicht!

Schön-Greth? . . . was frag' ich lange! Du bist's ja, liebe Greth!
Schön guten Abend, Jungfer — doch sprich: warum so spät?
Horch! wie die Flöten klingen! lockt Dich der laute Schwarm
Zu schleifen und zu springen nicht
An eines Burschen Arm?

Ich griff nach ihrem Händchen — wie war es glatt und weich —
Doch als ich's herzlich drückte, entzog sie's mir sogleich.
Sie sprach: Es hielt der Abend, die schöne laue Nacht
Mich länger fern vom Erntefest,
Als ich wohl selbst gedacht!

Ist's schon so spät? ich weiß nicht; als ich das Feld durchschritt
Und die Musik von Weitem an's lauschende Ohr mir glitt,
Da wollt' es mich bedünken, als wär' es besser mir,
Ich ginge nicht zu Spiel und Tanz
Und bliebe lieber hier! —

O liebes Mädchen, sprach ich — mir ging es ebenso,
Ich wurde heut im Kruge des Treibens wenig froh.
Von Deines Vaters Seite zog's leise mich hinfort,
Als riefe eine Stimme mir:
Komm! ich weiß bessern Ort.

Ward ich nicht gut berathen? — Das Feld betrat ich just,
So kamst Du mir entgegen. Gleich hüpfte mir in der Brust
Das Herz im Freudensprunge; — nun laßt sie tanzen dadrin!
Ich hör' weit bessere Musik,
Wenn ich hier draußen bin.

Sie schwieg . . . , ich legte furchtsam um ihre Hüfte den Arm,
Sie ließ es still geschehen, mir wurde kalt und warm.
Sie sprach — mir war's, als klänge ein Glöcklein von Silbererz —
Gelöst ward ihre Zunge, bewegt
Die Seele, geöffnet das Herz!

Was Alles wir geredet? ich weiß es selbst mehr kaum,
In meinem Arm sie fühlend, schritt ich wie halb im Traum.
Doch als ich sie nun fragte: Willst Du die Meine sein?
Riß sie sich lachend von mir los
Und sprach nicht Ja, nicht Nein!

Ich holte sie mir wieder und griff ihr unter's Kinn:
Schau mich doch an, begann ich — ob ich so garstig bin,
Daß Du zu fliehen Grund hast? . . . O Grethe, werde mein!
Und bin ich auch nicht reich — nie fehlt's
An Brot und Geld im Schrein!

Sie stutzte. Ich that arglos. — Weißt Du auch, sprach ich dann,
Daß man ein neues Forsthaus zu bauen schon begann?
Wie lange währt's? Fünf Jahre, wir übersiedeln alsbald
In's neue Heim, und ich — nun ja!
Bin Förster wohlbestallt!

Ist's möglich? sprach sie leise — sie wurde blaß und roth.
Ei freilich, Greth! Die Zukunft macht mir gewiß nicht Noth.
Wir werden glücklich werden und immer zufrieden sein,
Denn lieben Zweie sich nur recht,
Das schließt die Zufriedenheit ein!

Ach Hans — sie hielt erschrocken: es war das erste Mal,
Daß sie mit Hans mich ansprach — ich freute mich ihrer Qual.
Sie wandte sich verlegen, ich hielt ihr Händchen fest
Und hab' darauf mit heißem Mund
Einen langen Kuß gepreßt.

Sei guten Mutes, Herzchen! Deß bleib ich treu bedacht,
Daß ich Dir Glück bereite, soviel in meiner Macht!
Und dann — ich raunt' es leise und lachte heimlich dabei —
Du sollst es nie bereun — so wahr
Fünf wird aus drei und zwei!

Ei schau! welch brennende Röthe ihr da in's Antlitz flog,
Ich fühlte bebenden Fingers des Busens lieblich Gewog'.
O Gott! rief sie erschrocken, froh der Gelegenheit,
Peinvoller Antwort zu entgehn —
O Gott, wie gingen wir weit!

Wir sind am Erlengraben — was wohl der Vater denkt,
Daß wir so lange bleiben? nun hurtig heimgelenkt!
Man sieht vom Dorf kein Lichtlein — ein Glück, daß der Mond so hell —!
Ich sprach: Komm, Grethe, ich trage Dich
Hin durch den Graben schnell!

Der grade Weg, der beste! Umschweife taugen nicht!
Da hielt ich sie schon auf Armen — sie schmiegte sich an mich dicht.
Du wirst Dir die Füße nässen! — Ich rief: Was schadet das?
Ein loses Mädchen machte sie mir
Schon oft am Brunnen naß!

Bist Du mir darum böse? fragt' sie. — Ich denk' nicht dran,
Erwidert' ich — doch daß mir die Listige stets entrann,
Wenn ich sie haschen wollte — ja, das verdroß mich oft!
Doch jetzt hab ich den glatten Aal
Gefangen unverhofft!

Ja, jetzt hab' ich Dich, Lose, und geb' Dich nicht mehr frei!
Ein Fischer hat mir geraten, wie's anzufangen sei,
Daß nicht die Nesseln stechen und nicht entwischt der Aal —
Du spröde Dornenrose Du,
Jetzt stich nur noch einmal!

So scherzten wir und lachten und waren lange doch
Schon über'm Bach, und immer trug ich die Holde noch —
Ich hätte sie getragen, weiß Gott! gradwegs hinein
Bis in den Tanzsaal und gejauchzt:
Seht her! die Grethe ist mein!

Doch als ich niedersetzte, ganz sacht, das zerbrechliche Ding,
Sie plötzlich unter Küssen an meinem Halse hing.
Und sprichst Du mit dem Vater? — Ich hielt schon um Dich an,
Sagt' ich — da schlug sie lachend nach mir:
Du böser, falscher Mann!

Das war mein schönster Sonntag! Im Kruge ging's lustig her;
Mit Fähnlein, Blumenketten und was dergleichen mehr
War buntstaffirt der Festsaal — Trompete und Fiedel klang,
Und der glückseligste Bräutigam
Sein Bräutchen im Tanze schwang.



Karl von Holtei und Karl Weinhold.

Nach ungedruckten Briefen.

Von

Otto Schiff.

Frankfurt a. M.

Als Karl Weinhold am 15. August 1901 aus einer langen fruchtbaren Forscherthätigkeit schied, die das gesammte Gebiet der deutschen Sprach-, Altertums- und Volkskunde umspannte, fiel sein litterarischer Nachlaß, soweit er sich auf die schlesische Heimat des Gelehrten bezog, der Stadtbibliothek zu Breslau anheim. Neben reichen Sammlungen zu einem schlesischen Wörterbuche und anderen Schätzen fanden sich in dem Nachlaß 86 Briefe, die Karl von Holtei in den Jahren 1854—1876 an Weinhold und dessen Gattin gerichtet hat. Die Freundschaft zwischen dem Gelehrten und dem Dichter war längst bekannt; ihr schönstes Denkmal ist die Rede, mit der Weinhold, liebevolles Verständniß und kritische Unbefangenheit verbindend, den 80. Geburtstag des Freundes (24. Januar 1878) gefeiert hat. Einen tieferen Einblick in ihr Verhältniß gewähren jedoch erst die Briefe. Sie ergänzen vor Allem unsere Kenntniß von Holteis Wesen und Leben; auch auf Weinhold fällt mancher Lichtstrahl, obwohl seine Antworten uns nicht erhalten sind. Zu Graz in Steiermark, wohin Holtei im Jahre 1850 seiner verheiratheten Tochter gefolgt war, wo Weinhold seit 1851 als Universitätsprofessor wirkte, ist der Bund geschlossen worden. Holtei zählte bereits mehr als 50 Jahre. In einem langen Zigeunerleben hatte er um den Lorbeer des Schauspielers und Dichters gerungen; wohl hatte ihm seine liebenswürdige Kunst und seine

anziehende Persönlichkeit viele Anhänger gewonnen, aber in seinen Lebenserinnerungen that er doch das wehmütige Geständniß: „Nur jene sollen sich freiem, edlem Künstlerthume widmen, welchen Gott den Stempel des Genies aufgedrückt. Mir wäre besser, wenn ich meinen Garten pflegte, meine Tauben fütterte und mich an den Werken der Meister labte, da ich keiner werden konnte*).“ Weinhold war ein Vierteljahrhundert jünger als der Freund. Festen Fußes war er zum Ziele geschritten; in jungen Jahren hatte er seinen wissenschaftlichen Ruf begründet. Was konnte zwei an Charakter und Schicksal so verschiedene Männer zu einander ziehen?

„Eben ihre Verschiedenheit!“ könnte man zu antworten versucht sein. Indeß darf man nicht übersehen, daß sie in wesentlichen Zügen einander wahlverwandt waren. Beide waren treue Söhne der schlesischen Erde, liebevolle Beobachter heimischer Stammesart, beide hatten Schlesien eine bedeutende Stelle in ihrem litterarischen Wirken eingeräumt. Der Meister der schlesischen Dialektpoesie und der Begründer der schlesischen Dialektforschung gehörten zusammen. Auch zeitigte dieser Bund eine schöne Frucht: die Ausgaben der mundartlichen Gedichte Holteis, denen ein Wörterbuch aus Weinholds Feder angehängt ist. Gemeinsam war den Freunden sodann die Theilnahme für die Dichter ihrer Heimat. Als Holtei auf einer Rhapsodenfahrt durch Schlesien Bunzlau, die Geburtsstadt von Martin Opitz, berührte, schrieb er in seiner derben Weise an Weinhold (3. April 61):

„Die Bunzlauer sind Viecher. Sie wissen so garnichts von O ...... Morgen werde ich ihnen meine Meinung sagen, daß in Bunzlau kein Opitz=Denkmal steht! Eine so reiche Commune! Es leben, glaub' ich, nicht drei Menschen hier, die je eine Zeile von O. lesen.“

Weinhold ließ es sich nicht nehmen, den Plan des Freundes zu unterstützen; er hielt im folgenden Jahre zum Besten des Opitz=Denkmals einen Vortrag und widmete ihn Holtei als „ein Zeichen landsmännischer Treue“. Freudig dankte ihm dieser am 6. April 62:

„Ihre Opitzrede, mein geliebter Freund, ist vorgestern eingetroffen; ich habe sie schon einige Male lernbegierig durchlesen und mich dazwischen an den mir gegönnten Widmungszeilen erlabt, wofür ich herzlich danke und auf die ich mir nicht wenig einbilde. Daß Sie den Reinertrag dem Monumente bestimmen, ist echt schlesisch.“

Nirgends bildet die Landsmannschaft einen festeren Kitt als in der Fremde. Auf österreichischem Boden hatten sich die Freunde gefunden; hier verband sie ihr schlesisches Stammes=, ihr preußisches Staatsgefühl.

Dichter und Litteraturforscher stimmen oft wenig überein. Auch Holtei liebte die „Stockphilologen“ nicht. Aber in Weinhold erkannte und schätzte er die Fähigkeit, dichterisch zu empfinden, wenigstens nachzuempfinden. Weinhold hatte schon als Gymnasiast mit dem Grafen Moritz Strachwitz, dessen glänzende lyrische Begabung ihre Reife nicht erleben sollte, geschwärmt und gedichtet, als Student unter Leitung des erwählten „Liederpräses“

*) Erzählende Schriften Bd. 33, S. 420.

Gustav Freytag am Musenalmanach der Universität Breslau mitgearbeitet, und noch in Graz pflegte er Holteis Geburtstag durch ein Lied oder ein dramatisches Spiel zu feiern. Besonders erkannte es Holtei an, daß Weinhold seine Forschungen auch über die Grenzen der altdeutschen Studien hinaus auf die neuere Litteratur ausdehnte, die damals noch kein unbestrittenes Bürgerrecht auf den deutschen Hochschulen besaß. Als Holtei einst im Gespräch mit dem Breslauer Orientalisten Stenzler Weinholds Streifzüge in das Gebiet der neueren deutschen Litteratur rühmte, mußte er die Antwort anhören: „Ach, für solche Spielereien ist Weinhold zu gut; der muß bei der Philologie bleiben.“ Der gekränkte Dichter hielt jedoch im nächsten Briefe an Weinhold mit seinem Urtheil über dessen Berufsgenossen nicht zurück: „Na, dacht' ich, so hol' Euch Stock-Philologen doch der Schinder!“ (3. April 61.) Welche Freude machten ihm dagegen Weinholds Studien über die Geniezeit, besonders seine Lebensbeschreibung Boies. Nachdem er das Werk gelesen, schreibt er am 17. Januar 69 dem Verfasser: „Darin stehen Sie unter Ihren gelehrten Kollegen so bevorzugt da, daß Ihnen der Bücherstaub die Quellen des Lebens und der Poesie nicht verstopft.“ Mit den litterarischen Bestrebungen der Freunde hing eine gemeinsame Liebhaberei zusammen; beide waren eifrige Handschriftensammler und gedachten in ihrem Briefwechsel häufig der erworbenen Schätze. Planmäßig scheint Holtei nur nach Handschriften schlesischer Autoren gefahndet zu haben (vergl. 6. April 62); Weinhold ging wohl besonders darauf aus, um seiner Arbeiten willen ungedruckte Briefe aus der Sturm- und Drangzeit zusammenzubringen. Indem Holtei dem Freunde manches unbekannte Blatt ur- oder abschriftlich überließ, hat er dessen Forschungen nach Kräften unterstützt. Der Sammlerteufel hatte den Dichter derart ergriffen, daß er in dem erwähnten Briefe über Boies Lebensgeschichte den Verfasser, der in kostbaren Handschriften habe wühlen dürfen, glücklich pries:

„Ich beneidete Sie, — dankte jedoch immer gleich wieder dem lieben Gott, daß Er mich solcher Versuchung nicht ausgesetzt habe. Ich hätt' an Ihrer Stelle gestohlen trotz der gazza ladra*).“

Um Freunde zu sein, dürfen zwei Menschen weder zu wenig Gemeinsames besitzen noch zu viel. Diese Bedingung war bei Holtei und Weinhold erfüllt. Darum ruhte ihr Bund auf sicherem Grunde. Der Ausdruck, den Holtei seinen Empfindungen für den Freund gab, ist nach unseren heutigen Begriffen von Männerfreundschaft nicht selten überschwänglich. „Theuerster Freund“, „mein geliebter Freund“, lautet die Anrede; die Versicherung ewiger Treue kehrt immer wieder:

„Ich weiß Ihnen, mein vielgeliebter Freund, nichts zu schreiben, was streng genommen eines Briefes an Sie würdig wäre; doch drängt es mich, Ihnen zu danken für den Ihrigen, und Ihnen wiederholt zu sagen, daß kein Tag vergeht, wo ich nicht Eurer mit sehnsüchtiger Freundschaft gedenke.“ (31. Mai 62.)

---

*) d. h. diebische Elster.

„Wie oft wir Eurer gedachten," heißt es ein ander Mal (25. Januar 63), „läßt sich nicht zählen." Aus dem gefühlvollen Tone, der fast an den Freundschaftskultus des 18. Jahrhunderts gemahnt, fällt Holtei jedoch bisweilen in den gemütlichen, der in seinen besten Dichtungen vorherrscht, und unwillkürlich stellt sich dann auch die heimische Mundart ein; dann redet er Weinhold und dessen Gattin mit „Liebe gute Leute!" an und unterschreibt sich echt schlesisch als „Holtei-Karle". Die wärmsten, herzlichsten Worte findet er angesichts der Trennung und der Wiedervereinigung. Das Grazer Zusammenleben wurde 1861 durch Weinholds Berufung nach Kiel abgeschnitten. Auf die Kunde, der Freund werde Graz verlassen, schrieb ihm Holtei aus einem schlesischen Bade einen Brief voll tiefer Bewegung (29. Juni 61):

„Meine Empfindungen kann ich nicht beschreiben. Theilnehmende Freude daß Sie erlöst sind, mischte sich mit dem heftigsten Schreck und Schmerz bei dem Gedanken, daß wir Euch verlieren sollen, verlieren für immer!"

Ende 1865 schied auch er für immer von Oesterreich; er wollte in der Vaterstadt, in Breslau, sterben. Die Hoffnung, das befreundete Ehepaar wiederzusehen, ist einer der letzten Fäden, die ihn noch als müden Greis an's Leben fesseln. Nach dem Tode des Breslauer Gymnasialdirektors Schönborn bricht er in die Worte aus: „Weshalb mußte der Mann sterben? Weshalb nicht lieber ich . . . Nur, damit ich Euch noch einmal sehe!" (15. Aug. 69.) Diese Hoffnung wurde näher gerückt, als im Jahre 1875 der germanistische Lehrstuhl an der Universität Breslau frei wurde. Trotz der Last der Jahre erbietet sich Holtei mit rührender Opferwilligkeit, wenn auch vielleicht mit Ueberschätzung seines Einflusses, für die Berufung des Freundes zu wirken; dazu, versichert er, werde die Kraft der morschen Knochen immer noch reichen (22. Okt. 75). Eines Abends findet er, in seine einsame Wohnung zurückkehrend, die Botschaft vor, daß Weinholds Berufung erfolgt ist. Es war einer der letzten frohen Augenblicke für den von fast achtzigjähriger Wanderschaft erschöpften Pilger. Noch einmal klammert er sich an die Erde:

„Ob ich bis April noch vegetiren werde? Die jüngst vergangenen Wochen hab' ich's bezweifelt, und mir die Erlösung von den vielfältigen Leiden und Schmerzen recht innig gewünscht. Jetzt regt sich so etwas wie ein Lebenswünschlein: ich möcht' es halbwegs noch machen, bis Ihr hier wäret? Na, wie Gott will! Im Leben und im Tode Euer Holtei." (19. Jan. 76.)

Wir haben zu zeigen versucht, worauf das Verhältniß der Freunde beruhte und welche Gestalt es gewann. Seine Innigkeit macht es begreiflich, daß eine freimütige Aussprache über die verschiedensten Gegenstände Beiden zur Gewohnheit wurde. Viele namhafte Persönlichkeiten, die dem Einen oder dem Anderen im Leben begegnet waren, werden in den Briefen besprochen, so die Familie Goethes, die Dichter Wilhelm Müller und Klaus Groth, der Schauspieler Lewinsky, die Mitglieder der gelehrten Kreise in

Graz und Breslau, unter denen der Germanist Rückert, der Sohn des Dichters, und August Kahlert, der schlesische Litteraturhistoriker, genannt sein mögen. Aber es ist nicht unsere Absicht, alles Mitteilenswerte auszuschöpfen, wir beschränken uns auf das, was sich über Holteis inneren Anteil an den Ereignissen der Zeit und über seine Lebensgeschichte ergiebt.

Holteis politische Entwickelung bis über das Jahr 1848 hinaus ist aus seiner Selbstbiographie „Vierzig Jahre" bekannt. Eine willkommene Ergänzung zu ihr bilden die Briefe an Weinhold, die den preußischen Verfassungskampf, die gleichzeitigen Zustände in Oesterreich, die Feldzüge von 1866 und 1870 mit fortlaufenden Betrachtungen begleiten. Den adeligen Kreisen, denen Holtei entstammte, hatte ihn seine Bühnenlaufbahn frühzeitig entfremdet; Standesvorurteile waren ihm ebenso zuwider wie religiöse Unduldsamkeit. In einer Hinsicht aber waren die Ueberlieferungen des preußischen Waffenadels in dem fahrenden Sänger lebendig geblieben: Holtei bewahrte in einer demokratischen Zeit seinen Royalismus. Persönliche Verehrung für Friedrich Wilhelm III., der bei seiner lebhaften Teilnahme für die Bühne auch Holtei und dessen erste Gattin, die Hofschauspielerin Luise Rogée, beschützte, befestigte ihn nur in dieser Gesinnung. Auf einen anderen Grund seines Royalismus hat er selbst hingewiesen; mit Ludwig Tieck erkannte er in dem Königthum die poetischste Staatsform*). Seiner ganzen Sinnesart sagte die patriarchalische Herrschaft zu**). Wie wohlgefällig schildert er in einem seiner schlesischen Gedichte***) das landrätliche Walten des Herrn Debschütz von Rackschütz, der die Bauernsöhne im Kreise Neumarkt gelegentlich mit väterlichen Prügeln zum schuldigen Gehorsam anhält:

„Im Neumarkter Kreise do stäckte,
Wenn daß der Debschitz gekummandirt,
Noch a Restel vum alen Respekte."

Die Märzrevolution erfüllte ihn vollends mit Abscheu vor der Demokratie. Er sah in der Bewegung von 1848 nichts als frevelhafte Unbotmäßigkeit. Zeitlebens blieb ihm die einfache Erkenntniß verschlossen, daß es ohne 1848 nie ein 1871 gegeben hätte. Ein tieferes politisches Urtheil wird man überhaupt bei ihm nicht suchen dürfen. Aber es zeugt von Charakter, wenn er, der meist von der Hand in den Mund lebende Schriftsteller und Vortragskünstler, in den Tagen des Verfassungskampfes erklärt:

„Ich erhalte fortdauernd dringende Aufforderungen in Berlin zu lesen und die pekuniären Anträge sind allerdings glänzend. Doch solange die gegenwärtige Mißstimmung zwischen Stadt und König vorherrscht, kann ich mich nicht entschließen." (23. Juli 63.)

Seinen Geburtstag wissen Kinder und Enkel auf österreichischem Boden nicht schöner zu feiern, als dadurch, daß sie ihn mit den Klängen des

*) Noch ein Jahr in Schlesien! Bd. II, S. 111.
**) vgl. Kurnik, K. v. Holtei. S. 11.
***) Was war'sch fur Kuche?

Preußenliedes und dem bekränzten Bilde König Wilhelms überraschen. Er schildert Weinhold die Feier und schließt mit dem Geständniß: „Ich hab' geheult wie ein Schloßhund" (27. Jan. 62). Der Mordversuch des Studenten Oskar Becker gegen den König versetzte ihn in gerechte Entrüstung, doch riß er ihn gleichzeitig zu höchst ungerechten Anklagen gegen liberale Professoren von hohem Ansehen, wie den Geschichtsforscher Richard Roepell und den Geologen Ferdinand Roemer, hin. Wieder schüttet er dem alten Freunde sein Herz aus:

„Man darf sich freilich über die Studenten nicht wundern, wenn man die Ansichten der meisten Lehrer hört: wie ich so glücklich war die Herren Roepell und den mexikanischen Steinklopfer Dr. Remer [sic] und Konsorten die ihrigen entwickeln und in Entzücken ausbrechen zu hören über den Prinzen Napoleon, dessen ‚kolossale Rede der Legitimität den letzten Stoß gegeben habe!' (ipsissima verba!) oder über Czechen und Magyaren, weil diese Oestreich vernichten helfen! — Diese Herren wollen deutsche Professoren seyn." (17. Juli 61).

Aber so wenig er in jener Zeit mit den Zuständen im Vaterlande zufrieden war, ein Blick auf Oesterreich genügte, um sein preußisches Selbstgefühl wiederherzustellen. Wie ein unheilbarer kranker Körper erschien ihm dieser Staat. Auch von einer freieren Verfassung versprach er sich keinen Erfolg (vgl. 1. Nov. 61); in dem Charakter der Bevölkerung glaubte er den Schlüssel des Rätsels zu finden:

„Es wird einmal nicht anders in Oesterreich; mit oder ohne Verfassung, es bleibt alles in der alten Verfassung — und das liegt nicht an der Regierung, sey diese, wie sie wolle; es liegt an dem Menschenschlage aus dem die ‚oberbehördlichen Stellen' gebildet werden müssen." (8. Feb. 65.)

Das Jahr 1866 bestätigte seine Ansicht von der Ueberlegenheit Preußens. Aber es brachte ihm zugleich eine schmerzliche Schickung.

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Ein so eben empfangener Brief meines Schwiegersohnes meldet, daß mein zweiter Enkel wahrscheinlich eintreten und mit gegen Preußen marschiren muß. Das soll ich noch erleben!" (11. Mai 66.)

Diese Worte schreibt Holtei an Ludwig Schneider, den Vorleser des Königs, und wiederholt sie in einem Briefe an Weinhold. Der Tag von Königgrätz erfüllte ihn mit stolzer Genugthuung; selbst das Drohen der Cholera ficht ihn nicht an:

„Ich bin auf Alles gefaßt; mein Bündel ist geschnürt. Nur Bismarcken soll sie nicht packen. Den brauchen wir noch zu nothwendig, bis sich unser altes Preußen seine schwachen Seiten gehörig auswattirt haben wird. Jetzt sterb' ich zufrieden. Hab' ich doch den Morgen anbrechen sehen, auf den ich immer gehofft. (29. Juli 66.)

Auch als Sammler verleugnet er den begeisterten Patrioten nicht; es gelingt ihm, die Urschrift eines zeitgeschichtlichen Aufsatzes von Treitschke zu erobern, und freudig giebt er Weinhold davon Kunde (25. Jan. 67). In demselben Briefe wirft er einen Rückblick auf die österreichische Geschichte:

„Nur die tyrannische Faust des Kaiser Franz, bekleidet vom Sammethandschuh Metternich, vermochte so widerstrebende Elemente so lange zu bändigen. Nach seinem Tode hat's nur scheinbar noch fortgedauert. Das Jahr 48 war der Anfang vom Ende dieser Monarchie."

Er beruft sich zugleich auf das Zeugniß des Fürstbischofs von Breslau, Heinrich Förster, dem er nahe stand, bis der Kulturkampf das Verhältniß löste:

„Sogar der hiesige Fürstbischof, der während des Krieges recht kaiserlich gesinnt war, und mit dem ich manches Wortgefecht zu bestehen hatte, äußerte jetzt, nach seiner Rückkehr von Johannisberg, von wo er natürlich auch in Brünn beim Kaiser aufwarten müssen, ganz ehrlich: ‚Und wenn unser Herr Gott den Erzengel Gabriel herabschickt, auch der kann diesen Staat nicht mehr zusammen halten‘."

Aus dem Jahre 1870 liegt nur ein Brief Holteis vor. Er ist am 21. Oktober geschrieben, also in demjenigen Abschnitt des Krieges, in dem Frankreich noch einmal eine ungeahnte Widerstandskraft entwickelte. Daraus erklärt sich das mutlose Wort des Dichters: „Ich sehe kein Ende." Bemerkenswert ist, daß sich seine frühere Neigung für die Franzosen völlig verloren hat. Die Kriegsgefangenen, denen er überall begegnet, verleiden ihm jeden Gang und scheinen ihm in Antlitz und Wesen die Entartung ihres Volkes zu bezeugen. Den Empfindungen, mit denen ihn die Begründung des Deutschen Reiches erfüllte, hat Holtei den unzweideutigsten Ausdruck in einem seiner „Kriegslieder" gegeben:

Zwar sollen wir jetzt deutscher Kaiser schreiben;
Er ward erwählt, wir stimmen dankbar ein,
Mir wird er bis in's Grab mein König bleiben:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.

Nach dem Kriege nimmt Holteis Ingrimm gegen die Demokratie, die bürgerliche wie die proletarische, immer mehr zu. Alle Leiden der Zeit führt er auf den „Fortschritt" zurück, die Haltung der Staatsgewalt gegenüber der Sozialdemokratie betrachtet er im Einverständniß mit dem Freunde als „unbegreifliche Schwäche" (4. März 1874). Die politische Leidenschaft trübte ihm oft den unbefangenen Blick. Ein Beispiel mag dies erläutern. 1873, hundert Jahre nach dem Erscheinen des Götz von Berlichingen, hielt Weinhold in Kiel eine akademische Rede über „Die deutsche geistige Bewegung vor hundert Jahren". Der Redner hob nachdrücklich hervor, daß der Pulsschlag des Geschlechts der Stürmer und Dränger wesentlich durch Rousseau bestimmt worden sei. Bei aller Bewunderung für den ihm übersandten geistvollen Vortrag vermag Holtei dem revolutionären Denker einen so befruchtenden Einfluß nicht zuzugestehen:

„Mir sind des Mannes Erdenparadieses-Verkündigungen meistentheils unpraktisch und, in ihrer naiven Verkennung gesellschaftlicher Verhältnisse, mehr menschenfeindlich und verderblich, als segenbringend erschienen. Es hat immer den Eindruck auf mich gemacht als wäre seine Stimme zu vernehmen durch alle Greuel unserer Tage bis in die Pariser Kommune und gegenwärtige Social-Demokratie hinein; ideale Phrasen, die nach blutrother Freiheit züngeln, d. h. nach Pöbeltyrannei. Doch, wie gesagt, mein Horizont ist zu eng begränzt, als daß ich wagen dürfte, da hinein zu reden! Ich muß mich begnügen, die einzelnen Widersprüche zu entdecken, die ich in seinen Theorieen finde, und die ihn mir, trotz all' seiner bestechenden Talente, zuwider gemacht haben. Dafür erlaube ich Ihnen mich einen alten Esel zu nennen, und stimme mit demüthigem I—a ein."

So launig die Darlegung ausklingt, so ernst ist sie gemeint. Holtei verkannte die Bedeutung von Rousseaus Lehre. Indem Rousseau die Kultur als Entartung verdammte, trug er allerdings dazu bei, zerstörende Kräfte zu entfesseln; aber als Anwalt der Natur gegen falsche Bildung, der Rechte des Herzens gegen das Herkommen wirkte er befruchtend auf Leben und Dichtung. Weinhold stand, das läßt sich aus den Briefen schließen, in seinen politischen Anschauungen dem Freunde nicht fern; aber die Wissenschaft hatte ihn schärfer sehen und unbefangener urtheilen gelehrt. Gerade Holtei war zu dem harten Urteil über Rousseau am wenigsten berechtigt; denn ihn banden tausend Fäden an das Geschlecht der Empfindsamen, zu dessen vornehmsten Ahnen Rousseau gehört.

Das Leben des Dichters, in der Jugend so unstät, verlief in den Grazer und Breslauer Jahren einfach und eintönig. Aeußere Ereignisse von Bedeutung lernen wir aus den Briefen nicht kennen. Nur die Ursachen seines Scheidens von Graz werden besser beleuchtet. Daß politische Gründe dazu beitrugen, ihm den Aufenthalt in Oesterreich zu verleiden, wurde bereits betont. Aber auch die Gesellschaft der steirischen Hauptstadt sagte Holtei nicht zu, obwohl er mit manchen Häusern Freundschaft schloß und an der Vereinigung „Literaria" regen Antheil nahm. Auch Weinhold fühlte sich nicht heimisch; darüber darf man sich durch den Reichtum seines Schaffens in jenen Jahren nicht hinwegtäuschen lassen. Den scheidenden Freund beglückwünschte Holtei zu seiner Erlösung; nach der Rückkehr von der schlesischen Vortragsreise gab er seinem Urteil über Graz einen noch kräftigeren Ausdruck:

„Ich bleibe dabei: es war für Sie nothwendig, hier fortzukommen. Niemand hat dabei mehr verloren als ich; ja, ich wage es zu behaupten: niemand in Graz empfindet solche Sehnsucht nach Euch wie ich — gleichwohl denke ich mit innerer Befriedigung daran, daß Sie nicht mehr nöthig haben, sich in der hiesigen Misère umzutreiben; daß Sie unter ebenbürtigen Menschen geistige Lebensluft einathmen dürfen. Die hiesige Verdummung ist doch zu groß. Ich erfahre das jetzt erst recht nach einjähriger Abwesenheit, und die politischen Verhältnisse sind so recht dazu angethan die eingeborene Indolenz und Beschränktheit in's hellste Licht zu stellen. Die Vorträge der Herren Professoren tragen nicht bei eine andere Richtung zu befördern . . . Der Saal ist dabei ganz gefüllt. Wie mir zu Muthe ist, wenn ich an meinem Fenster stehend die Rindviehheerden angezogen kommen sehe, und dann Ihrer Goethe-Abende gedenke . . . wo — — Na, Gott versteht mein Brummen."

Ein Besuch in Breslau bestärkt ihn nur in seiner Abneigung gegen Graz; in der Heimat gesteht er selbst den politischen Gegnern zu, daß sie in geistiger Bildung und redlicher Gesinnung den Grazern überlegen seien (29. Jan. 64). So bereitet sich Holteis Entschluß, von den Seinigen zu scheiden und in Breslau seine Tage zu beschließen, allmählich vor. Als die ausschlaggebenden Gründe führte er dem Freunde, der das Ereigniß durch einen Brief Ilwofs aus Graz erfahren hatte, freilich äußere Umstände an: Buchhändlerische Angelegenheiten, häusliche Erörterungen und vor Allem den Wunsch, den Breslauer Chirurgen Middeldorpf zu Rathe zu ziehen

(26. Jan. 66). Er hat seinen Entschluß nie bereut. — Mehr als über sein äußeres Leben erfahren wir über den Zustand seiner Seele. Auf ihrem Grunde lagen von jeher gesunder Humor und kränkliche Wehmuth gepaart. Im Alter behauptete letztere das Uebergewicht. Nach der schlesischen Reise beginnt Holtei über den Verfall seiner Kräfte zu klagen; körperliche Leiden martern ihn mehr und mehr; die Sehnsucht nach dem Tode, in seinen jüngeren Jahren nur eine empfindsame Grille, wird bitterer Ernst. Schon am 26. Januar 1863 schreibt er an Frau Anna Weinhold in einem Gemisch von Schriftdeutsch und Schlesisch: 's gieht uf de Neege mit mir! ... Ich denk' immer: mit der 66 wirds alle seyn." Aber ein ander Mal überkommt ihn die richtige Ahnung, daß die „Gnade eines resoluten Todes" ihm nicht beschieden sei (2. März 69). Die schöpferische Kraft erlahmt, Spazierengehen ist seine letzte Lebensfreude. Aber auch sie wird ihm geraubt, und traurig über die Stubenhaft schreibt er, der den Frühling immer geliebt, am 7. März 1869:

„Bei solchem Wetter wie heute läßt sich's tragen, denn es schneesturmt gewaltig. Aber was aus mir werden soll, wenn der Mai sich 'runter buckt, um die Erde zu guscheln [d. h. wenn der Mai sich herabneigt, um die Erde zu küssen] ... daran darf ich gar nicht denken."

Immer wieder predigt er sich Langmut und Ergebung: „Geduld ist das große Losungswort langsam hinsterbender Greise" (8. Okt. 69). Erst am 12. Februar 1880 erlosch die schwache Flamme; es ist jedoch nicht unsere Aufgabe, Krankengeschichte zu schreiben.

Noch im Alter hat Holtei eine rege litterarische Thätigkeit entfaltet; aber die Briefe beweisen, daß nicht innerer Drang, sondern die Sorge um das tägliche Brod ihn zu emsigem Schaffen trieb. Schon die Arbeit an den Romanen „Der letzte Komödiant" und „Haus Treustein" fiel ihm nicht leicht (31. Mai 62, 24. Juni 62, 30. Jan. 65). Die Ausführung der „Erlebnisse eines Livreedieners" empfand er vollends als lästigen Frohndienst. Offenherzig schreibt er am 17. Juli 67 an Weinhold:

„Sie fragen woran ich arbeite? Lieber Gott, an einem neuen Romane: ‚Memoiren eines Livreedieners'. Es geht langsam. Die Phantasie wäre etwa noch rege, die Ausdauer zur Durchführung, die Kraft zum mechanischen Geschäft des Schreibens und Copirens — vor Allem aber die Freude an der Sache fehlen. Wozu? frag' ich mich. — ‚Um essen und trinken zu können!' lautet die traurige Antwort. Bei all' dem wächst so ein Buch langsam fort, und schwillt zu dickem Manuskripte an. Schon bei ‚Haus Treustein' hab' ich Gott innig gebeten: Laß' dies das letzte seyn, und rufe mich ab! — Ach, und wie viel flotter ging's doch damals noch. —"

Die Klage, daß er schreiben müsse, um sein Dasein zu fristen, daß er von der Hand in den Mund lebe, daß bittere Not das Loos des Schriftstellers sei, kehrt immer wieder (vgl. 22. Okt. 65, 11. Mai 66, 23. Okt. 67). Wenigstens von der Sorge um seinen Unterhalt wurde der Dichter schließ-

lich erlöst; am 23. April 1870 teilt er Weinhold mit, der König habe ihm dank der Verwendung des verstorbenen Oberpräsidenten von Schleinitz und eines anderen einflußreichen Freundes ein Gnadengehalt verliehen, das zusammen mit einem Jahrgelde der Schillerstiftung seine Existenz sichere.

Für die Beurteilung der Altersschöpfungen Holteis sind seine brieflichen Geständnisse bedeutsam. Sie geben uns kein Recht, über den Dichter den Stab zu brechen, weil er, durch die Not gedrängt, aus der Schriftstellerei einen Erwerb gemacht hat; sie lehren uns nur, zwischen seinen litterarischen Frohnarbeiten und den freien Schöpfungen seiner Muse zu unterscheiden. Diese allein dürfen das Urteil der Nachwelt über Karl von Holtei bestimmen.





Frühlingstriebe der niederländischen Malerei.

Von

Erich Felder.

— München. —

Unsere älteren holländischen Meister, die auf jeder „Internationalen" ihre Vorzugsnote erhalten, — man braucht sie nicht neuerdings zu beschreiben, sie sind typisch; umso dankenswerter, daß die diesjährige Frühjahrsausstellung der Münchener Secession eine Kollektivgruppe wagemutiger Individualitäten nach Deutschland lockte, in den Jahren des Reifens stehende Künstler, die ihren eigenen Sternen folgen, mögen sie auch Manet, Millet und Cézannes zu ihren Ahnen zählen. Sie haben ihre Vorbildung zumeist in Amsterdam unter A. Allebés Leitung genossen, der als Direktor der Akademie frei von rein akademischen Einflüssen geblieben ist und auf volle Entfaltung der eigenen Individualität hinarbeitet, so daß nur von einer technischen Schulung gesprochen werden kann.

Ihr gemeinsames Merkmal ist das Holländisch-Nationale im Gegenstande, in der Empfindung, auch in den Härten ihrer Werke. Sie verdienen, daß man sich mit ihnen etwas eingehender befasse, als dies die Tageskritik bisher gethan hat, schon darum, weil sich „ein gewisser Toorop" unter ihnen befindet, über den sich nicht so kurzer Hand hinwegkommen läßt.

In Niederländisch-Indien geboren und bis zu seinem 14. Lebensjahre erzogen, hat Jan Toorop an den Akademien von Amsterdam und Brüssel studirt und durch Reisen seinen Gesichtskreis erweitert, bevor er sich dauernd in Katwijk niederließ (einem kleinen Badeorte an der Nordsee, etwa zwei Gehstunden von Scheveningen entfernt). Den mütterlicherseits ererbten malayischen Einschlag seines Temperaments hat er mit abendländischer Kultur vermählt, ohne seine ursprüngliche Elementarkraft einzubüßen: eine feste Faust, von einem eisernen Kopfe und einem warmen Herzen regiert.

In seiner größtenteils pointillirenden Technik giebt sich Toorop als Maler oft mit einer energischen, ja schroffen Eindringlichkeit, durch die er zum Plastiker prädestinirt erscheint; als solcher erweist er gegenwärtig seine Begabung in der Ausgestaltung des Frieses an der neuen Amsterdamer Börse (in Fayence), dem der allumfassende Stoff „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft" zu Grunde liegt. Wo er intimere Wirkungen anstrebt, schmiegt er sich uns auch in seinen Gemälden mit jener Zartheit an's Herz, die sich vor Allem in den Werken seines Stiftes ausspricht.

Toorop ist in erster Linie Zeichner, Zeichner von Gottes Gnaden.

Welch' eine seltene Vereinigung von keuscher Empfindung und glänzender Virtuosität bietet er in der Zeichnung seiner „Erstkommunikantin" dar! Das Kleid ist mit allem Brio einer blendenden Technik hingeworfen, während wir an der liebevollen Behandlung von Kopf und Händen die streichelnde Zärtlichkeit einer Mutter wahrzunehmen glauben.

Hier schon zeigt Toorop, daß der Zeichner weit mehr kann als die Natur wiedergeben; schon daraus, daß die Erscheinungswelt sich in den verschiedenen Persönlichkeiten verschieden spiegelt, ergiebt sich eine schöpferische Thätigkeit des Zeichnenden.

Bis zu welchem Grade der Selbständigkeit diese aber gesteigert werden kann, lehrt uns Toorops „Zeichnung in Linien-Impression" erkennen. Hier ist kaum ein Zusammenhang mehr mit der Wirklichkeit, der Künstler schafft und schaltet in seinem Reiche souverän wie die Natur in dem ihrigen.

Jäh aufblitzende Zickzacklinien zur Linken ausgespielt gegen sanft hinkreisende Wellenzüge rechts, bald in den Rahmen übergreifend, bald in sich selbst einmündend, — Eindrücke, die den Wogen des Meeres abgelauscht scheinen, wie sie bald schäumend über die Ufer branden, bald in sich selbst zerstieben. Wie das Spiel der Wellen, so ist hier die Zeichenkunst zunächst Selbstzweck, Sinn und Bedeutung legt Beiden erst der Gedanke unter, der dem Laufe der Wellen wie der Linien nachträglich seine Bestimmung anweist, — er ist das Sekundäre.

So gestaltet Toorop das bald sacht wallende, bald hart aufeinander prallende Linienspiel zu einer Allegorie von Kain und Abel aus; zwischen ihnen steht die Selbstbeherrschung, welche die Sphinx, das verführende Princip, bezwingt, bei Kain die Anarchie, die den Stab bricht, bei Abel eine Frauengestalt als Symbol der Geburt einer neuen Mystik vor dem alten Kreuz des Leidens . . .

Hier, meine ich, denkt Toorop nun freilich mehr, als irgend ein Zeichner der Welt mit den Mitteln seiner Kunst erschöpfend auszudrücken vermag. Zeichnen und Denken stehen in innigster Verbindung, gewiß, aber immerhin so, daß die Zeichnung vom Gedanken abhängig bleibt; denn ohne Denken läßt sich nicht zeichnen, während der Gedanke absolut nicht auf die Zeichnung angewiesen ist, sondern ihr doch nur einen Teil seiner Ausdrucksmöglichkeiten anvertraut.

Abgesehen von jeder persönlichen Geschmacksrichtung darf von einem philosophischen Gedanken wenigstens verlangt werden, daß er unzweideutig ausgedrückt sei. Und daß dies selbst bei genialer künstlerischer Darstellung nicht der Fall, beweisen die vielfachen Deutungen, die Toorops philosophirende Zeichnung „Glaube und Arbeit" beispielsweise gefunden.

Im Vordergrunde sehen wir die große Halbfigur eines Arbeiters, der unwirsch seinen schnöden Lohn auf der Handfläche abwägt, sein Weib neben ihm, mit einem Blick in's Leere starrend, in dem die Frage nach dem Zweck des Daseins erstirbt . . . etwas rückwärts die erblindete Mutter und ihr Enkelkind, dessen Blau-Auge sich soeben erst die volle Schönheit dieser Welt erschloß — eine flüchtige Gestalt, die am Meeresstrande hinstürmt in fraglosem Lebensdrang, und an der Wand ein Christusbild mit zerbrochenem Glase — Götterdämmerung, Schiffbruch des Glaubens . . .

Wegen dieser Darstellung hat man Toorop vielfach unter die Socialisten gezählt; auch unter die Buddhisten, und letzteres vielleicht nicht ohne Grund.

Mit seiner buddhistischen Lebensanschauung mögen seine philosophischen Exkurse zusammenhängen, deren Schwerverständlichkeit nicht immer die Bildwirkung fördert; gewiß aber ist sie auch ein reicher Quell seiner Phantasie.

Betrachten wir nur das schlechthin bewunderungswürdige Blatt „Den Ocean entlang". Frauen in den verschiedenen Lebensaltern folgen einander am windbewegten Strande des Meeres — hinter ihnen, ein paar riesigen Sturmvögeln gleich, zwei todesschwarze Segler, vorübergleitend — wie das Leben; wir sehen nicht, wohin sie steuern, noch wer sie lenkt; die Weltauffassung Toorops, dem das Dasein eine unbeantwortete Frage bedeutet, tritt uns mit dieser Vision in der Größe des unerbittlichen Schicksals entgegen.

Nicht minder als der Vorwurf fesselt uns das ruhig-strenge Pathos der Stilführung, ebenso wie bei dem großzügigen „Fischer von Marken". Auch die vielkommentirte „Braut des Todes" wirkt durch die Grazie der Darstellung einleuchtend und eindrucksvoll, ganz abgesehen von ihrem abstrakten Gegenstande.

Auf den ersten Blick gewahren wir die Rücken-Silhouette einer halbbekleideten jugendlichen Frau, die aus dämmerndem Gemache in den Abendglanz ausspäht.

Sehr anmutig als Zeichnung, als Farbenklang ein blau-rot-grüner Moll-Accord.

Aber so einfach liegt der Fall bei Toorop natürlich nicht; schon das symbolische Lieblingsvieh, das die Dame an der Leine führt, zählt nicht zu den alltäglichen Zimmertieren, es ist ein etwas verschämtes Schweinchen mit einem Familienzug vom treu-anhänglichen Schoßhund. (Warum nicht? Hat doch die Sinnlichkeit manch' vornehme Verwandte, die freilich nichts von ihr wissen wollen.)

Auch ein roter Papagei (Much ado about nothing) hat sich mit breitspuriger Arroganz im Gefolge der Circe behaglich eingenistet. Die zerbrochene Säule, auf welche diese die Hand stützt, deutet ihr Zerstörungswerk an, ebenso die Totenschädel, die dem umrahmenden Fruchtgarten die Feierlichkeit eines Friedhofes verleihen.

Der Blattschmuck scheint aus den grünen Folianten der Wände hervorgesprossen, auf denen die Namen unsterblicher Geistesheroen prangen.

Mit oder ohne Absicht zeigt der Künstler durch sein Bild, wie die Macht der Phantasie auch den betäubenden sinnlichen Einfluß der Frau, als „fleur du mal", zum Dufte der Poesie, zum Elemente der Tragik zu vergeistigen vermag; die Geisterhand, die über die Tasten des Klaviers hinzittert, giebt die Stimmung an, aus der wir das Bild so verstehen: Trotz der Vernichtungsarbeit des Todes und seiner Braut — der Genius greift in die Saiten, er breitet seinen Hauch über alles Irdische, — „und neues Leben blüht aus den Ruinen".

Es würde zu weit führen, die Feinheiten der Schöpfungen Toorops bis zu ihrem innersten Safte auszukosten, aber eines Oelgemäldes sei noch gedacht, das seine Kraft in Monumentalwirkungen plastisch darthut: der „Wächter des Meeres".

In groß pointillirender Manier; zwei Fischer, der eine mit seltsam hohem Hute auf dem faltendurchwitterten Kopf, sitzen in bonzenhafter Starrheit klobig im Vorderplan und starren vor sich hin mit einem harten Blick, den Du Dein Lebtag nimmer vergessen kannst.

Die halten die Wacht an der Nordsee. Hinter ihrem Rücken flutet das Leben vorbei.

Das durch einen merklichen malayischen Dialektanklang erschwerte Verständniß dieses Bildes darf als Kriterium für den Kunstsinn eines Publikums gelten.

Es ist viel davor gelacht worden, — jenes verheißungsvolle Lachen, mit dem alle neue Größe in die Kunst einzieht, das heilige Lachen, das Manets und Böcklins Sonnenaufgang voranging. Um so drastischer wirkt der unerschütterliche Ernst der beiden Alten — sie können warten.

Man mag sich gegen Toorop stellen, wie man will, er ist ein tiefer Denker, ein Zeichner, der seine Ausdrucksmittel mit imposanter Ueberlegenheit beherrscht und durch die malayischen Züge, wie sie uns die Lithographie seiner begabten Jüngerin Marie Hoogendijk auch in seiner äußeren Erscheinung zeigt, nur um so interessanter wirkt.

Das größte malerische Talent der Gruppe aber ist entschieden van Gogh, der durch die Tragik seines Selbstmordes nach dem Tode zu Ruhm und Anerkennung gelangt ist.

Er verursacht den registrirenden Kunstbeamten einiges Kopfzerbrechen; oberflächliche Beurteiler sehen ihn, der als Jünger Cézannes freilich wenig in Holland gewirkt hat, als keinen echten Sohn seines Landes an.

Aber die Ruhe des Holländers ist nur eine äußerlich-anerzogene; eher ließe sich sagen, daß seiner Gemütsart jene mittlere Temperatur zwischen Glut und Kühle nicht eignet, deren Behaglichkeit charakteristisch für andere Nationen ist.

Van Gogh scheint ein sehrendes Feuer im Herzen zu hegen, ein Lichtquell sprüht in seinem Innern, dessen Farbenbrechung ihm unsere Erde als Paradies in den Funkelstrahlen aller Edelsteine erglänzen läßt. „Mit seinen unbegreiflichen Farben und rasenden Pinselstrichen," wie sich Meyer-Graeffe anläßlich der Wiener „Impressionisten"-Ausstellung ausdrückte, sucht er der Mitwelt dieses Paradies zu erschließen — wieder lacht die Welt ihr grausames Lachen, und er schießt sich tot und wird berühmt.

Nun werden seine Bilder hoch bewertet — ob auch verstanden? Hie und da steht wohl Einer in sinnendem Ahnen vor diesen farbenglühenden Zeugen unbefriedigten Strebens, gigantischen Ringens und sagt sich mit Hebbels Dietrich von Bern: „Es ist doch was . . ."

Nächst Toorop darf van Gogh als der bedeutendste der Jungholländer gelten, aber interessant ist jeder Einzelne.

In Dirk Wiggers aus Rotterdam lernen wir einen Natur-Empfinder von männlicher Anmut kennen, der die Zartheit, mit der er den Yssel-Fluß zeichnerisch wiedergiebt, in seinem „Mondaufgang" zu fein koloristischen Wirkungen steigert, ohne in Weichlichkeit zu verfallen.

Er hält die Natur in ihren glücklichen Stunden fest. Der an der Amsterdamer Akademie ausgebildete Hard Nibbrig nimmt sie, wie sie sich ihm gerade bietet, mit ihren bald mehr, bald minder günstigen Zufälligkeiten. Auf diesem Wege erreicht er durch die Aufrichtigkeit seines Vortrages specifisch nationale Wirkungen, zarte, wenn er den Vorfrühling schildert, schreiend grelle, wenn das blaue Wamms seines Bauers zufällig von dem saftigen Grün der Landschaft absticht oder die roten Ziegeldächer bei „leckerem" Wetter (wie der Holländer sagt) gegen den unverschämt heiteren Horizont knallen.

Auf die farbige Auffassung aller dieser Künstler scheint das französische Plein-air die Wirkung eines Staarstiches geübt zu haben; bei Ed. Karsen meint man auf den ersten Blick, die große malerische Revolution sei spurlos an ihm vorübergegangen. Er hat die Kunst nicht nur von seinem Vater, der auch Maler war, sondern von seinen Ahnen aus dem 17. Jahrhundert direkt überkommen.

Aber bei all' der tonigen Stimmung voll bodenwüchsiger Behaglichkeit, mit der er sich auf kleinem Raume vollständig ausspricht, unterscheidet sich Karsen doch ganz bedeutend von den alten Meistern: Er malt die Luft, wie sie der moderne Künstler sieht und wiederzugeben weiß, die feuchtigkeitgetränkte, schwere Atmosphäre Hollands speciell, den wallenden Schleier, durch den diese Schöne uns immer aufs Neue bezaubert; und so gaben seine

Werke einer kunstsinnigen Münchnerin das glückliche Wort ein, daß auf ihnen „die Erde leise zu atmen scheine".

Dies ließe sich auch von den luftigen Aquarellen Jan Voermans sagen, der in Hattum das Leben eines Transvaal-Buren führt, weltfremd, ohne angekränkelt zu sein.

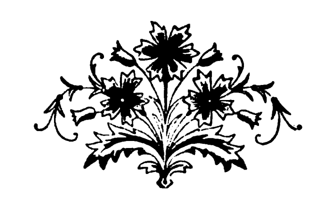
Wenn Voerman energisch auf die Hauptsache losgeht, so liefert die treffliche Zeichnerin Marie Baukema, die Gattin des Malers Philipse in Arnheim, mit der gewissenhaften Kleinarbeit ihrer gehäkelten und geklöppelten Architektur-Wiedergabe einen neuen Beweis, wie vielseitig die jungen Talente sich heute in Holland entwickeln.

Eine Kunstgattung, die in den Niederlanden auf hoher Stufe steht, sähen wir gerne noch im Auslande vertreten: das Kunstgewerbe.

Man sage, was man wolle: die modernste Malerei, die das Bild als Juwel der Wohnungs-Toilette auffaßt, ist schlechterdings erst aus dem Geschmacke dieser letzteren restlos zu verstehen. Beginnt doch die kunstgewerbliche Leistung schon bei dem Rahmen, der, organisch mit dem Gemälde verwachsen, den Uebergang zwischen der Welt des Künstlers und der Realität vermittelt, wie das Erwachen zwischen Traum und Wirklichkeit.

Ein werdender Künstler, der sich durch kunstgewerbliches Empfinden besonders auszeichnen soll, Thorn Prikker im Haag, war in der Ausstellung nur mit einem Aquarell („Garben") vertreten und ist uns sohin wohl den größten Teil seiner Persönlichkeit schuldig geblieben.

Auch manche der Uebrigen, die sich jetzt vornlegend mit technischen Problemen befassen, werden uns noch mehr zu sagen haben, wenn ihre Empfindung sich zu der Ausdrucksfähigkeit eines Karsen durchringt. Dann werden sie vielleicht, jeder in seiner Art, jenen Magnetismus ausüben, durch den uns Toorop so mächtig anzieht. In der Kunst wie im Leben sind die Manieren eben dann erst vollendet, wenn wir sie nicht mehr als undurchdringlichen Wall empfinden, sondern als Kennzeichen der Reife einer warmblütigen Persönlichkeit.





Lesser Ury.

Von

Philipp Stein.

— Berlin. —

Darin giebt sich die Bedeutung und die Tragik des echten Künstlers kund, daß er seiner Zeit stets voraus ist — seinem Publikum und seinen Kunstgenossen. Daß er einsam seines Weges geht, daß er, wenn die von ihm erschlossenen Pfade allmählich auch von Andern betreten werden, bereits wieder auf neuen Wegen wandelt, zu bisher ungekannten Höhen emporklimmt.

Ein solcher Pfadfinder, ein solcher Einsamer ist Lesser Ury. Wofür ihm die Kunstorthodoxen in eiferndem Entsetzen ihr „Kreuziget ihn" entgegengerufen haben, dafür wollten sie ihm einige Jahre später Hallelujah singen, aber dann war Ury längst wieder in einer neuen Phase seiner Entwicklung ihrem Verständniß vorausgeeilt und wurde auf's Neue von der ästhetischen Orthodoxie, die die hartnäckigste und unversöhnlichste ist von allen Katechismusgläubigen, zum Kreuzestode verurteilt. Selbst in den neuen kunstgeschichtlichen Werken fehlt Urys Name oder wird nur flüchtig gestreift — er ist eben so schwer zu rubriciren, ist in kein Schulschubfach unterzubringen, ist nicht so leicht mit einer kritischen Censur abzuthun. Denn er ist eine Persönlichkeit, eine wahre Künstler-Individualität. Es muß schon ein besonders oberflächliches Kunstkompendium sein, das es wagen könnte, ihn mit ein paar Sätzen charakterisiren zu wollen, — das hat ein ersichtlich hastig zusammengerafftes, 1901 erschienenes „Buch der Kunst" gethan, das uns berichtet: „Lesser Ury schildert das moderne Straßen- und Kaffeehausleben in charakteristischem Ausschnitt und realistischer Weise vor-

trefflich. Seine kräftige Farbe neigt leicht zum Schwärzlichen." Das ist so ziemlich das Gleiche, als wollte Jemand eine Charakteristik Hauptmanns geben allein auf Grund seines Erstlingsdramas „Vor Sonnenaufgang". Gerade das Leuchtende, Jubelnde, Glühende in Urys Farbengebung, die wundervolle Stimmungskraft seines Kolorits, die zarte Lyrik seines Tons, und dann wieder die von echtem Pathos, von stärkster Leidenschaft erfüllte Kraft seiner Farbe — all' diese Vorzüge sind es wohl eigentlich, die bisher dem Populärwerden dieses Künstlers im Wege stehen. Denn seine Werke selbst hat man ja nur in einigen wenigen Kunstzentren Gelegenheit kennen zu lernen, die Reproduktion aber vermag nach dem heutigen Stande der photographischen Technik sie noch nicht wiederzugeben, wie sie ja auch lange Zeit gebraucht hat, um für das Kolorit Böcklin'scher Schöpfungen entsprechende Farbentonwerte aufzubringen. Und vielleicht hängt es nur von der Entwicklung unserer Reproduktionstechnik ab, daß Lesser Ury, der bisher nur in einigen Kunststädten Würdigung und Verehrung gefunden hat, populär wird — populär, meine ich, innerhalb der Grenzen, wie man bei uns von einer Popularität Ibsens und Hauptmanns sprechen kann, wobei natürlich immer noch die großen Differenzen in Betracht kämen, die in deutschen Landen zwischen der Wirksamkeit einer Bühnendichtung und einem Werke der bildenden Kunst in recht schmerzlichem Umfange bestehen.

Die Heranziehung Ibsens und Hauptmanns zum Vergleich liegt nahe. Der Werdegang Urys zeigt viel Verwandtes. Zunächst Naturalismus, realistische Lebens- und Naturschilderung, dann der Aufstieg zur Höhenkunst. Die Erscheinungen in der Entwicklung der Litteratur und der bildenden Kunst sind ja doch die gleichen, nur ist das Neuland der Kunst beinahe ein Jahrzehnt früher betreten als das der Litteratur, für die bei uns 1889 das entscheidende Jahr gewesen ist. Man liebt es heute, den Naturalismus mit absprechender Ueberlegenheit zu behandeln, wie etwa ein halb flügge gewordener Junge mitleidig auf Fibel und „Kinderfreund" zurückblickt, aus denen er doch erst lesen gelernt hat. Erst der Naturalismus hat uns wieder sehen gelehrt und den Weg in's Neuland geschaffen. Er hat uns befreit vom Epigonentum, von der falschen Schillerweise und all' dem Kleinlichen, Unbeträchtlichen der herrschenden Kleinen wie von dem falschen Shakespeareton. Ohne den Naturalismus seiner ersten Werke und seiner ersten Mitkämpfer wäre Hauptmann nicht zu der Neuromantik seiner Versunkenen Glocke, nicht zu seinen Höhenwerken von Michael Kramer und vom Armen Heinrich gekommen. Wir hätten nicht das neue deutsche Drama gewonnen und nicht das Neuland der bildenden Kunst. Wir steckten dann noch im Anekdotenkram der traditionellen Genremalerei und bei der Landschaft noch in der Wiedergabe des Pittoresken, des schlechthin Malerischen. So aber ist aus der Impression des Kleinen und Kleinsten, Undefinirbaren und Unwägbaren uns in der Landschaftsmalerei der Lyrismus geboren: wir malen Lyrik, die Grenzen der Malerei sind erweitert worden und ebenso

die der Plastik, die überzeugend jetzt weit mehr zu leisten vermag, als Lessing für denkbar und zulässig gehalten hat.

Diese ganze Entwicklung neuester Kunst spiegelt sich im Schaffen Lesser Urys ab — nicht aber als zufällige Erscheinung. Denn er ist ganz bewußt und konsequent vorwärts gegangen. Vieles, was früher, als er zuerst und als Erster damit hervortrat, als eine ungeheuerliche Extravaganz verhöhnt und von dem noch immer im Geiste Nikolais rationalistisch kurzsichtigen größten Teile der Berliner Kritik witzelnd abgelehnt wurde, das preist man heute, da es nun auch von Anderen gemacht wird, höchlichst aller Orten. Für Ury selbst aber sind manche der jetzt zur Herrschaft gelangten Kunstarten nur Durchgangsstationen gewesen, niemals Endziele. Es waren für ihn damals nur der Beginn des neuen Naturerkennens, die ersten Ansätze der Lyrik in der Malerei. Und mehr noch: schon damals, als er noch ganz Naturalist schien, freilich bereits einer mit vollendeter Kunstübung, damals schon entstanden in ihm die Pläne und Entwürfe zu seinen grandiosen Werken der Höhenkunst, die er uns nun in den letzten sechs Jahren vorgeführt hat. Sieht man heute Urys Bilder aus den Anfängen der achtziger Jahre, so erkennt man bereits all' die mit Recht gepriesenen Qualitäten vieler Maler von heute. Dann ging er weiter und ward einer der feinsten Landschaftslyriker. In seinen Pastellen giebt sich zartestes, modernstes Stimmungsempfinden kund, so naiv und tief wie in den erlesensten Stücken neuer Verslyrik. Das Kolorit all' seiner Landschaften kann von zartester Feinheit sein und doch wieder so kraftvoll leuchtend, so still in seinem Zauberfrieden und doch wie ein befreiendes Aufjubeln über die Schönheit der alles Grau der Werkeltage und des Menschenleides überleuchtenden sonnentäglichen Natur.

Aus all' diesen Landschaften spricht eine Dichternatur. Und all' diese Landschaften sind — im Gegensatz zu vielen Werken früherer Landschaftsmaler — völlig ohne Staffage, der reine Abglanz der Natur, gesehen von einem Dichterauge. Doch früh hat ihn, der stets ein Kämpfer gewesen ist, der Menschheit ganzer Jammer erfaßt. Und die Tragödie des Menschen zu schildern, wird nun allmählich seine Aufgabe. Er steigt empor zur Höhenkunst. Und Alles, was er darin schafft, erscheint im Rahmen einer Landschaft, die mit dem Menschen mitlebt. Am klarsten läßt sich das vielleicht an seinem Triptychon „Der Mensch" nachweisen, das 1897 entstanden ist, und das ich, als für Urys Art besonders charakteristisch, etwas eingehender behandeln möchte. Das Thema — Jüngling, Mann, Greis — ist ja nicht neu, aber des Künstlers Individualität zeigt sich eben in der Neubehandlung des alten Stoffes. Auf dem ersten Bilde des Triptychons ein Frühlingswald, leuchtend in Sonnenglut. Das junge Laub schimmert in den oberen Zweigen der weitgeästeten Bäume noch licht und gelbgrün, dann nach unten zu verdunkelt es sich mählich. Auf dem Waldesboden hat die Sonne hier und da das Rot und Grün strahlend aufglühen lassen, weiter nach rechts beginnt sich ein Schatten zu breiten. Wie mit durch-

sichtig bräunlicher Decke verhüllt er den Unterkörper des Jünglings, der da auf dem weichen Boden hingestreckt liegt, den Oberkörper in helles Sonnenlicht getaucht. Aus stahlblauen, jugendlich blitzenden Augen blickt er in das sonnige, funkelnde Waldesweben und empor zu dem buntschillernden Vögelein, das auf schwankendem Ast sein Lied herausjubelt in die Welt. Wie Jung Siegfried lauscht er — sind wir in der Jugend doch alle der Vogelsprache kund, hat uns Allen doch, da wir jung waren, im zauberhaft rauschenden Walde Vogelsang gekündet von jubelndem Lebensglück, von Lust und Glanz und Ehren und Größe, von Allem, was uns bangende Sehnsucht vorzauberte. Alles Sehnen, alle Zukunft war durchleuchtet von Sonnenglast und Farbenprächtigkeit, in unabsehbarer, duftiger Ferne erschimmernd, wie Urys Frühlingswald, in dem die hellgrünen Baumkronen sich zusammenschließen wie eine schützende Wölbung über des Jünglings Träume . . . Doch was das Vöglein sang und der Wald gerauscht, das Leben hat es nicht erfüllt. Der Mann da auf dem zweiten Bilde hat in harter Schule der Enttäuschung auf die Jünglingsträume verzichten gelernt. Aber das Geschick hat ihn nicht beugen können. Mit Titanentrotz blickt er gen Himmel. Mit der ganzen Wucht seiner zähen Manneskraft scheint er sich anzustemmen gegen das Geschick, und ein herbstolzer Zug liegt ihm um den Mund, der dem Donnerer da droben die trutziglichen Worte des Prometheus zurufen zu wollen scheint, die der junge Goethe geschaffen hat: „mußt mir meine Welt doch lassen stehn!“ Die nackte, fast überlebensgroße Gestalt des Mannes, durchgebildet mit michelangelesker Kraft, steht hart am Ufer des Meeres. Das eine Bein ist auf einen Steinblock gestellt, die Arme mit der entschlossenen Gebärde eines, der mit dem Geschick zu ringen bereit ist, in einander verschränkt, die rechte Schulter mit überzeugender Bewegung des Selbstbewußtseins etwas emporgereckt. Der Kopf, jäh zurückgeworfen, wirkt mit seinen großen, wie in Erz gegossenen Zügen und dem harten, energischen Kinn wie der Typus kraftvollen Trotzes. Das Frühlingsrauschen der Natur ist längst verklungen, — rings umher triste Oede, zwei kahle Stämme nur streben empor, in der Ferne weit blaut das Meer, aber dem Ufer zu zerspült es sich in lichtgrünen Wassern. Und nun das dritte Bild, das Finale der Menschheitstragödie. Ein weites, trauriges, unfruchtbares Flachland, vorn in einer grubenartigen Vertiefung kauert ein Alter. Der Trotz des Mannes ist gebrochen, denn seine Kraft ist zermürbt. Kampf und immer wieder Kampf und Enttäuschung haben tiefe Furchen in die Stirn des Mannes gegraben. Das kluge Antlitz scheint milder, Resignation und Hoffnungslosigkeit spricht aus ihnen. Kein Vogelsang lockt mehr, kein Baumesgrün rauscht mehr über dem Alten, und auch kein Sturm und Kampf schallt herüber vom unruhigen Meere: ödes, weites Flachland, und der einsame Alte hockt müde auf dem Boden der Erde, in deren Schooß er bald einkehren wird zur letzten Ruhe. Und mit dem Alten geht auch der Tag zur Rüste — schon strahlt, die Tragik leise mildernd,

am Abendhimmel in sanftem Lichte der Mond. Und wenn er schwindet, wird wieder die Sonne kommen und wieder im Frühlingswalde der Jugend leuchten — und so beginnt Tag für Tag die Menschheitstragödie auf's Neue.

Meine knappe Nachskizzirung seines Triptychons giebt vielleicht eine Vorstellung von Urys Schaffensart, von dem Einklang, in dem Mensch und Natur bei ihm stehen und auch von der künstlerischen Kraft der Verlebendigung, mit der er schafft. Es ist ein Werk von größter Eindringlichkeit, von suggestiver Gewalt, es wirkt wie eine Beethoven-Sinfonie. Bei Ury giebt es keine Programmarbeit, man braucht nicht mühsam Stimmung und Art herauszulernen, sondern wer mit sehenden Augen vor seine Bilder tritt, ist sofort von ihnen ergriffen. Die Charakteristik der Gestalten ist überzeugend, und als gleich starker Faktor kommt hinzu die stimmungschaffende Macht seiner Koloristik. Seine Technik — nun, wir wissen aus „Auch Einer": das Moralische versteht sich von selbst. So auch die Technik eines großen Künstlers. Man fragt nicht danach unter dem starken Eindruck des Kunstwerkes. Eher schon möchte man seine Technik prüfen bei den älteren Werken, die nun bereits fast kunsthistorisch geworden sind und die doch auch den Werdegang des Künstlers offenbaren. Da ist z. B. ein Bild aus dem Jahre 1882: eine Frau, die von einem Topfe auf dem Kochherd den Deckel emporhebt. Links daneben an der Wand ein Spiegel: in diesem wird ein Tisch mit weißer Decke sichtbar, darauf ein Teller mit Brod. Vor dem Tisch ein Mann auf grünem Sopha. Nun hat der Künstler alle Gerätschaften — eine gelbe Kanne, die Kasserolle, Lampe, Leuchter ꝛc. gegeben ohne alle Konturen. Er hat sie nicht gezeichnet, sondern ihre Wesenheit nur durch Farbenflächen angegeben, in gebrochenen Tönen, darunter ganz wundervolle Variationen weißer Halbtöne. Die verschiedenen Töne des Messings und des Blechs haben unter den mannigfach einwirkenden Lichteffekten eine bläuliche Färbung erhalten. Das Ganze, so auch die Gestalten von Mann und Frau, eine Impression feinster Art, ein lebensvolles Stück Natur. Ein ander Mal (1883) behandelt Ury das Problem, durch die Farbe die Personen vom Hintergrunde loszubekommen und das Zimmer vom Sonnenlicht durchstrahlen zu lassen. Es ist ein nach der Straße geöffnetes Zimmer, die Sonne kommt von der Straße herein und durch das zu drei Viertel durch ein Rouleau verhüllte Fenster. Nun ist die Technik derart, daß in dem ganzen Bilde kein schwarzer Ton sich bemerkbar macht. Der eine Kinderkopf wird von der einen Seite vom Sonnenlicht, auf der anderen vom Erdboden reflektirt. Das dunkelrote Kleid des Kindes verändert nun seine Farbe durch die Lichtstrahlenbrechung, und das weiße Kleid des anderen Kindes geht in's Bläuliche über. In der „Näherin" (1885) fällt das Licht durch ein breites Fenster, wird aber durch die Gardine gemildert und umgiebt nun weich und dämmernd das scharf sichtbar werdende Profil der Näherin; die Modellirung ihrer Hand ist, wie fast immer bei Ury, nicht durch zeichnerische Konturen, sondern

durch Farbentöne geschaffen. Die Farbe der Nähmaschine erscheint wie abgenutzt und doch mit leichten Lichtspiegelungen. Den Eindruck des Schwarz erzielt der Künstler durch Verwendung von Blau, auf gleiche Weise gewinnt er die Lichter auf den Metallen der Nähmaschine. In all diesen und vielen anderen Interieurs erreicht Ury einen wundervoll malerischen Reiz durch das Spielen und Steigen und Fallen des Lichtes, durch die erstaunliche Sicherheit des Tontreffens, durch die Feinfühligkeit seines koloristischen Empfindens. Sehr charakteristisch hierfür ist sein Bild einer Dame im Café — da hat er aus kontrastirenden Tönen einen überraschend feinen Zusammenklang geschaffen: ein blauer Hintergrund und ein graues Kleid, dann das Weiß der Tischplatte, der Kaffeetasse und des Kuchens, den die Dame mit dunklen Handschuhen hält. Hierzu kommt das dunkle Haar der Dame und dann das auf der Marmorplatte des Tischchens sich spiegelnde Metall des Tabletts. Das Alles aber sind keine gesuchten Effekte — es ist bei all diesen Bildern immer, als ob das Alles gar nicht anders sein könnte. Denn immer ist damit die Stimmung des Ganzen, das Charakteristische ungemein eindringlich lebendig gemacht.

Diese kleinen Hindeutungen sollen natürlich nur einen ganz flüchtigen Einblick in die technische Art Urys gewähren und zeigen, wie er auch hierhin auf ganz eigenen Wegen geht. Ein Eigener gewesen ist er von früh an. Im November 1861 in einem kleinen Kreisstädtchen Posens, in Birnbaum geboren, ist er als Kind nach Berlin gekommen und mußte früh Kaufmann werden. Er sprengte bald diese Fesseln, ungestüm und eigenwillig, wie im Bewußtsein seiner Kraft. Mit siebzehn Jahren ging er nach Düsseldorf, aber wie jeder wirklichen Eigenart konnte auch ihm die Akademie nichts bieten — wohl aber lernte er im Eifelgebirge die Größe der Natur zum ersten Mal verstehen. Nach anderthalb Jahren ging er nach Brüssel und Paris, der bedeutsame Einfluß Millets und Manets gab ihm starke Anregungen. In dem belgischen Dörfchen Volluvet entstanden dann mehrere Bilder Urys, die seine Eigenart, freilich nur die Eigenart seiner ersten Periode voll erkennen lassen, Arbeiten ganz selbstständiger Art, noch heute von hohem Kunstwert und gegenwärtig sehr begehrt, darunter das ganz wie eine Schöpfung von heute wirkende, in der Behandlung des Lichts und der Luft vorbildlich erscheinende Bild der drei Geschwister im Kinderzimmer. Weitere Kunststation ward für ihn München, 1887 kam er nach Berlin. Damals entstanden seine Straßen- und Kaffeehaus-Scenen, die bei Gurlitt viel Beachtung und Widerspruch fanden. Der Michael Beer-Preis, der ihm 1890 zu Teil ward, ermöglichte dem mittellosen Maler den Besuch Italiens; zwei Jahre später beginnt er in Holstein das Studium der norddeutschen Landschaft. Dann kehrt er nach Berlin zurück. Von einer kleinen Gemeinde voll Verehrung gefeiert, von der Mehrzahl teils unbeachtet, teils verketzert, schuf er Werk auf Werk in täglichen Kämpfen um das Leben. Allmählich, ganz langsam fanden seine Landschaften Anerkennung, die Nachfrage nach seinen



Werken ward lauter und dringender. Die officielle Berliner Kunstvertretung, die mit überzahlreichen Rücksichten rechnen muß, darf freilich noch nicht als Käufer auftreten, aber jüngst in Wien ist bereits — nach dem Grundsatz, daß nur in seinem Vaterlande der Prophet officiell nichts gilt — eine große Landschaft für die Staatssammlung angekauft worden. Lesser Ury, der so lange abseits gestanden hat, ist nun endlich anerkannt, man begehrt seine neuen Werke und bewirbt sich nicht minder um seine früheren Arbeiten. Der Bann ist gebrochen, die große Kunst des seltenen Künstlers hat sich endlich durchgesetzt. Und selbst in dem seiner subjektiven Art scheinbar fernliegenden Porträtfach hat er Hervorragendes, eindringlich Charakteristisches geschaffen, so besonders in den Bildnissen von Paul Schlenther und Otto Brahm.

Von seinen großen Werken der Höhenkunst ist freilich erst eines, die Schöpfung „Jerusalem" angekauft worden. Aber zahlreiche Verehrer und Käufer haben seine Landschaften gefunden. Seine Landschaften verkünden ein Hallelujah der Naturfreude. Zunächst wohl scheint er ganz objektiv die Landschaft zu betrachten, bald aber erscheint sie nach dem Zola'schen Wort gesehen durch ein Temperament und, was hier das Ausschlaggebende ist: durch d i e s e s Temperament. Das Stoffliche bietet für seine Kunst keinen Unterschied — dieselbe Poesie der Auffassung klingt aus seinen italienischen Landschaften heraus, wie aus seinen Grunewald-Darstellungen. Er hat die lange verkannte Landschaftspoesie der Mark zu höchsten Ehren gebracht. Seine Kunst ist gleich mächtig, ob sie den Gardasee vorführt oder Thüringen oder den Grunewald bei Berlin. An den Föhrenstämmen rieselt die Sonne hernieder, oder sie färbt die Hintergründe und Baumstämme violett. Man ist durch einen Wald gegangen, über Feld oder am Strand und hat die Empfindung: wenn ein Maler diese Naturstimmung malte, es würde Niemand glauben. Lesser Ury macht aber das Unglaubliche überzeugend glaublich. Er erweist sich als Lyriker, als Epiker, als bezwingender Pathetiker. Sein Rhythmus der Farben verlebendigt Alles, denn er giebt das Innerste der Natur wieder, die Seele. Ob Ury einen Kanal malt mit all seinen feinfaserigen Baumgruppen am Ufer, eine Grunewaldlandschaft mit schlafendem Wasser, eine Gardaseestimmung mit leuchtenden Farben, ein Stück Thüringen, wo blaugrün die Bäume schimmern oder Gewitterwolken über den Himmel jagen — es ist immer gleich überzeugend. Die gleiche Naturauffassung, deren Größe wir in dem Triptychon „Der Mensch" bewundert haben, geht durch all seine Landschaften. Es ist ein Farbenwunder, eine Dichtung und Wirklichkeit zugleich. Es ist stille Lyrik und großes echtes Pathos. Es ist reine Naturwiedergabe und malerische Dichtung zugleich. Es ist koloristischer Idealismus bei naturalistischer Naturauffassung. Jedes Detail erscheint durchaus untergeordnet, wie verloren in der Größe des Ganzen, das doch in seiner Fülle feinster Einzelheiten etwas bezwingend Lebensvolles hat.

Seine Landschaften sind voll Größe und Wucht, dann wieder voll Zartheit und duftigem Hauch. Und darüber hinaus steigt er zu Höhenkunst. Das erste seiner Werke war seine Elegie „Jerusalem", ein Bekenntniß und eine Seelenoffenbarung. Den ersten starken Eindruck giebt auch hier wieder die Landschaft. Langsam erstirbt der Tag, endlos dehnt sich das Meer vor dem steil ragenden Ufer. Zartrot zittern über dem Abendhimmel kleine Wolken, farbig flammt es auf dem Wasser: glühendes Leben und stille Sehnsucht. Hart am Ufer eine Bank, vor der zwei kümmerliche Bäumchen schlank emporsteigen. Und auf der Bank kauern und hocken die aus Jerusalem Vertriebenen — ein Seitenstück ist's zu Bendemanns „Trauernden Juden", es verhält sich wie eine Impression zu einem Atelier-Genrebild. Jede dieser Gestalten ist ein Typus, das Ganze ein Kunstwerk, das weit über Tagesbedeutung hinausgeht. Ein Werk von ergreifend elegischer Stimmung, voll Verzweiflung und schwach keimender Hoffnung. Dann folgte das Triptychon vom „Menschen", als drittes das vielangefochtene, aber bedeutsame Werk „Adam und Eva". Das erste Menschenpaar ist hier gedacht nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Das glücklich unbewußte Hindämmern mit noch stumpfen Sinnen ist vorüber. Zum ersten Male stehen sie mit erschlossenen Sinnen der Natur gegenüber — ihrer Schönheit und ihren Schrecken. Ein Sturm braust fegend über die Landschaft, wie ein Vorbote des dem Menschen aufgezwungenen Kampfes. In Adam, dem ungefügen, seiner noch plumpen, ungeübten Kraft noch unbewußten ersten Menschen, erwacht der Trotz. Er schlingt um das Weib, das staunend mit großen Augen in die neu erschlossene Welt schaut, die starken Arme zum Schutz vor der Allgewalt der Natur, die ihn schaudern, aber auch trotzen macht. In diesen Trotz des ersten Titanen klingt es bereits hinein wie das Jauchzen der Menschen über die Schönheit der Natur, die so bezwingend die Beiden umgiebt und umleuchtet. Und wieder zeigen sich die beiden starken Wurzeln der Ury'schen Kunst: die jubelnde Hallelujahfreude an der Natur und das Kämpfertum des Menschen, die Sehnsucht nach friedvoller Schönheit und das nach Thaten verlangende Mitleid des Malerpoeten.

Am stärksten zeigt sich der Zweifler Ury in dem Meisterwerke „Jeremias". Da klingt ergreifend das Motiv heraus von der Unendlichkeit des Universums, dem der Mensch verzagend und verzweifelnd gegenübersteht. Ury, der Einsame, schildert den großen Einsamen in Jeremias. Ein wie endlos sich spannendes Himmelszelt, besäet mit funkelnden Sternen, umwoben von nächtigem Schleier, von all den Geheimnissen der Nacht. Und unter diesem Himmelszelt breitet sich dunkel und düster die Erde. Erde und Himmel, das ist der erste Eindruck. Und demgegenüber wie ein Nichts der Mensch! Da liegt wie von der Faust Jehovahs zu Boden geschmettert der Einsame, der Verzweifelte, Jeremias. Erst allmählich löst sich für den Blick die Gestalt des Alten aus dem Dunkel. Aus der Dis-

Harmonie der Silhouette erklingt es wie ein grelles Klagelied schrill inmitten des nächtigen Friedens der Natur. Ein zertrümmertes Menschenschicksal wie ein Sandkorn in dem Weltall. Droben die Sterne gewähren befreienden Aufblick zu der Harmonie der Sphären, die Heiligkeit der Natur umgiebt uns, durchschrillt von dem Jammer des Einzelnen. Und tief hinein in das Seelenleben Lesser Urys, des Einsamen, führt uns dieses ergreifende, Abgründe erschließende Gemälde.

Des Künstlers nächste Schöpfung wird der Moses sein, der die Tafeln in die zuchtlose Menge schleudert. Wir kennen vorläufig nur den Entwurf. Und er zeigt ein glühendes Temperament, einen heiligen Zorn, all die Leidenschaft des in seiner Kunst für das Höchste kämpfenden Malers. Und man empfindet und teilt den Wunsch, daß Alle erschlagen werden mögen, denen die Kunst nichts ist als das goldene Kalb.





Rechtsstudium.

Von

B. Juriß.

— Breslau. —

Man legt heute die kritische Sonde an Vieles, was lange Zeit gegolten hat und durch die Ueberlieferung geheiligt ist. Das ist kein Unglück, denn jedes Umlernen giebt Freiheit.

Auch die Frage des Rechtsstudiums ist ja heute „aktuell". Auf dem Programm stehen da leider nur ein paar Aeußerlichkeiten. Und gerade diese Frage sollte man aus tiefster Tiefe aufrühren. Denn daß im Rechtsstudium etwas nicht in Ordnung ist, wird sich schon Jeder einmal gesagt haben; und wie unsagbar wichtig gerade die Autorität eines Richters ist, der Glaube an das Recht und den Richter, das muß Jedermann fühlen.

Und dieser Glaube ist heute nicht groß. Und ohne Grund können die Verhältnisse nicht so liegen.

Es glaubt heute fast Jeder das Recht zu haben, sich über die Juristen lustig zu machen; mit Schlagworten wie „Schematismus", „Schreibertum" oder „Bureaukratenweisheit" giebt man unserem Stand überlegene Fußtritte.

Das römische Recht ist meistens der Hauptangriffspunkt; man kann nicht begreifen, wie wir das römische Recht noch immer kultiviren können, und man schließt daraus, daß die Juristen noch weit davon entfernt sind, im 19. oder 20. Jahrhundert zu leben. Ein wenig Wahrheit muß darin wohl liegen. Die letzten Decennien haben dem geistigen Leben eine freiere Tiefe gegeben, weniger Buchstaben und mehr Kühnheit, etwas unwissenschaftlich Aufrührerisches, und des Juristen eigenster Beruf sollte es doch sein, der berufene Träger der Rechtsanschauung seiner Zeit zu sein, ein Kind des juristischen Volkslebens, ein Reflektor der Zeitideen, gleichsam ein

juristischer Sohn seiner Zeit und seines Volkes, nicht ein unpersönlicher Dogmatiker, nicht ein wandelnder Kodex von alten Raritäten.

Vertiefung im Rechtsstudium thäte uns wohl. Vertiefung zu einer lebendigen Wissenschaft. — Gewiß — das römische Recht soll beileibe nicht zum alten Eisen geworfen werden, und es wäre ja wohl ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, dieses ewige Denkmal ätzenden Scharfsinns und glänzendster juristischer Begabung verfallen zu lassen. — Aber „Wissenschaft" — das ist just das Wort, an das ich anknüpfen möchte. In drei oder vier Jahren muß es abgethan sein, und in drei oder vier Jahren läßt sich keine Wissenschaft erwerben, höchstens ein Wissen, meinetwegen ein sehr umfangreiches, ein sogenanntes „gediegenes" Wissen. Eine frohe Wissenschaft, eine erlebte Wissenschaft, das gerade ist's, was wir brauchen — in jedem Fache brauchen, und in der Jurisprudenz ganz besonders; denn wenn hier der ständige Kontakt mit dem Leben fehlt, das ständige Durchleuchten und Durchwärmen der toten Form mit den frischen, kräftigen Erscheinungen eines Lebens — wenn das fehlt, sollte man doch meinen, dann gehen das Publikum und der Richter ihre eigenen Wege, denn der Richter weiß vielleicht das Recht, aber er versteht es nicht mehr, und das Publikum kann dann seinen Richter nicht mehr verstehen, denn das Publikum will das Recht fühlen, wo es nicht mehr imstande ist, das Recht zu kennen. Der Zusammenhang von Recht und Leben wird so leicht begraben, und Jedes geht allein weiter: das Recht wird genau und scharf — vielleicht bewundernswerth scharf; auf der Grundlage warmer Lebensformen hätte es das nicht werden können, denn das Leben ist ja wohl immer undeutlich. Aber die Rechtsideen sind dann blaß und blutleer geworden; es kommt die verderbliche Freude an der Arbeit im toten Material. — Das Volk schüttelt nur bisweilen ratlos den Kopf, es kann das geschriebene Recht nur noch falsch verstehen, die Worte „Gericht" und „Richter" haben für Alle einen unangenehmen, für Viele einen geradezu schreckhaften Beigeschmack. Man geht ohne Verständniß, man geht widerwillig in seine Rechtsstreitigkeiten. Das Recht ist für das Volk ein Würfel geworden, man „verspielt" oder „gewinnt" seine Prozesse.

Wir Juristen sind stolz darauf, wenn wir nach einigen Semestern gelernt haben, „juristisch zu denken", und sehen dann mit überlegener Befriedigung, daß der Laie einen vorgelegten Rechtsfall meistens anders entscheidet als wir, weil er „unjuristisch" denkt. Unser Denken ist also ein anderes geworden, als das des gebildeten Laien, und das ist doch ein bedenkliches Symptom. Jeder Berufsgenosse weiß hierauf eine Antwort: der Laie urteilt nach der Moral, und der Jurist muß nach dem Recht urteilen, und Recht und Moral sind zwei sehr verschiedene Dinge. Das ist ja Alles ganz schön, aber vielleicht liegt es doch oft anders: der Laie sieht im Recht die Billigkeit, und für den Juristen besteht das Recht gemeinhin in der Rechtskenntniß, und im einzelnen Falle läßt ihn die erfreuliche

Kenntniß des einschlägigen Rechtssatzes den Billigkeitssinn zurückdrängen. — Beides zu verbinden, Beides in engster Vereinigung großzuziehen — das sollte unser Beruf sein.

Die Richter sind natürlich keine schlechteren Menschen als die übrigen und kennen das Leben wohl auch ganz so wie die übrigen, aber in ihrem Königreich der Definitionen und Interpretationen, wenn sie ihren würdigen Paragraphenmantel angelegt haben, werden sie oft ein Kollegium toter Seelen — Seelen, die unter Aktenstaub und Worten gestorben sind.

Wer dem abhelfen könnte, der wäre ein großer Arzt, der so etwas wie ein Specialist für die Naturheilmethode sein müßte.

Es wird wohl jeder Jurist einmal solche Gedanken gehabt haben, und die große Gefahr der Verblassung und des Vertrocknens ist wohl auch nie zu beseitigen, denn sie liegt in der Sache selbst, und die Jurisprudenz wird natürlich auf höheren Kulturstufen nie die Frische und Lebensfülle und Lebensfreudigkeit finden, die sie ja in den Anfängen eines Volkslebens stets zeigt, und die sie so leicht verlieren kann, weil sie keine Naturwissenschaft ist.

Bleiben wir beim Rechtsstudium. Das ist ja der Ausgangspunkt; da liegt ja doch die juristische Jugend des späteren Praktikers. Wenn der Bildungsgang der Jugend ein frischer, ein fröhlicher Bildungsgang, wenn er kein totes Lernen, sondern eine Tiefe gewesen ist, ein Trinken des jungen Reichtums, der Goldigkeit eines sich weitenden Lebens, dann sind wir in unserer Jugend innerlich schön gewesen. Und wir sind da oft so häßlich: Nicht, weil wir den alten Moralgesetzen der Jahrtausende nicht gehorchen, sondern weil wir Unzähliges kritiklos hinnehmen und es sehr bald als Eigenes betrachten, weil wir das in uns töten, was unser schönstes Eigentum ist, jene große Triebkraft des Menschen und der Geschichte: die Frische, die Gesundheit, die Freude am Alleingehen — sagen wir mit einem zweifelhaften Fremdwort: die Originalität, oder ganz „modern": die Individualität.

Im Leben des eigenen Ichs das Korrektiv gegen den „Altväterhausrat" und den Weg zur Jugend beständig wiederfinden — zur Jugend, die in Worten und Theorien immer so unheimlich schnell altert. Die Tradition mordet da so viele, viele Keime. Die Tradition hat Religionen blutleer gemacht, und die Tradition saugt auch dem Recht viel Blut aus. Gewiß — wir haben in der Rechtswissenschaft eine große Tradition, eine sogenannte klassische, aber statt gewissermaßen ein Schleifstein für das Rechtsgefühl von heute zu sein, ist sie beinahe so etwas wie ein Dogma geworden, ein starres Dogma, das da sagt: „So und nicht anders, beuget Eure Kniee in Ehrfurcht, Ihr Unwissenden!" Und das bringt keinen Reichtum, sondern eine Armut, jene Armut, die einen Lichtschirm trägt und darunter erloschene Augen hat.

Das Akademikerwesen macht viel zuschanden. Es ist oft eine blasse

Herrlichkeit; es strotzt von „subjektiv" und „objektiv" und kultivirt ungezählte Theorien. Es lebt und webt in Systemen, und ein „eigenes System" ist im Grunde immer nur das alte in einem neuen dünnen Aufguß.

Die Professoren wissen — wie der Student sagt — „unheimlich viel". Sie wissen auch Alles von innen heraus, denn sie haben ihr Leben lang in diesem Bergwerk gearbeitet.

Da giebt es nun so viele kleine Kuriositäten. Und die soll und muß der Student nun auch wissen. Und die Thatsache des Wissens erregt die Freude am Wissen und die Lust, mehr zu wissen; und das Wissen ist ein eigen Ding, denn mit dem Wissen allein ist's doch wahrlich nicht gethan. — Und nun geht's den Studenten ebenso: Sie lernen, weil sie halt im Examen viel wissen müssen, und sie freuen sich ihres Wissens und lernen immer weiter, um mehr zu wissen. Und so ist ihr Lernen kein Lernen mehr. Es ist nicht mehr jenes eigentliche Lernen, aus dem man sich die Sonne und die Welt der Eigenheiten holt. Wir lernen beim Studiren in der Regel nur äußerlich, wir merken uns die Dinge. Das ist schade. — Das ist der Anfang zu jenem Schema, das uns blaß und kühl macht, das uns ein kaltes Streberthum, ein Protzen mit dem Wissen, das uns die heillosen selbstgefälligen Aktenvorurteile giebt. — Systeme, Systeme und abermals Systeme. Alles hübsch in Ordnung halten, sonst leidet das geregelte Wissen; immer einen Rechtssatz nach römischem, gemeinem und bürgerlichem Recht in Bereitschaft haben, das ist glänzende Jurisprudenz. Jeder Rechtsfall hat doch irgend eine Seele, aber diese kleinen Seelchen werden so oft mit den Füßen zertreten, und dann sagt das Volk vom Richter: „Er kennt die Verhältnisse nicht, sonst hätte er anders entschieden." So wird das Rechtsbewußtsein, das stolze Gut, dieses Rückgrat des Persönlichen, ein unsicheres Tasten.

In Preußen hat man nun also eine Neuordnung des juristischen Studiums beabsichtigt.

Die Zulassung der Realgymnasiasten ist endgiltig durchgeführt. Das ist wohl kein so großes Unglück.

Die humanistischen Gymnasien werden ja vielleicht in größerem Maße das geben, was man Bildung nennt, aber auch die humanistischen Gymnasien werden so oft ungesund. Sie saugen junges Blut. Sie führen uns nicht, sondern nehmen uns mit ihrem pädagogischen Kram mancherlei Genußfähigkeit für's ganze Leben. Eigentlich töten sie uns die Bibel und die Klassiker. Nicht wahr, wir haben das Gymnasium verlassen mit einem geordneten, mehr oder minder lückenhaften Wissen, mit einem verdorbenen Magen und wenig Anregungen. So bezogen wir die Universität und studirten Rechtswissenschaft, weil wir eben nichts Anderes zu studiren wußten.

Wer nun Rechtswissenschaft studirt, erhält zunächst ein Verzeichniß der obligatorischen Vorlesungen. Die müssen gehört werden. Neben jeder

Vorlesung steht das Semester angegeben, in dem man sie am zweckmäßigsten hört. Das wird vom Studirenden möglichst genau eingehalten.

Das giebt einen Stundenplan; Einer studirt wie der Andere. — Und Einer wird wie der Andere. Dann sind wir „Juristen“ geworden.

Die Professoren sind mit Arbeit übermäßig belastet, sie haben viel zu kontrolliren und zu korrigiren. Sie lesen die obligatorischen Vorlesungen — Semester nach Semester oder ein Semester um das andere: Es kommt da so wenig Neues hinein. Alles rastet, nichts wandert. Die Vorlesung ist selten das, was sie sein sollte: eine Anregung; oft ist sie eine toleranzlose lex, ein System, eine sorgsam disponirte Sammlung von Specialitäten. Der Laie würde sagen: es sind Krämereien, aber nicht Ideen.

Wir Juristen sagen das nicht, wir lieben diese Specialitäten und Kuriositäten, wir haben gelernt, die kleinen Nichtigkeiten für wichtiger zu halten als den großen Flügelschlag, der aus dem Weben eines Ganzen spricht. Wenn der Professor diktirt, ist es uns am liebsten, dann giebt er eben ein „gutes Heft“, und das ist ja doch die Hauptsache.

Giebt Jemand kein gutes Heft, so sind seine Vorlesungen schlechter besucht.

Und jene Hefte lernen wir — wenn es sein muß, lernen wir sie auswendig, um im Examen Alles genau und nach Wunsch hersagen zu können, denn fast jeder Professor „fragt sein Heft“. Jeder hat seine besonderen Spezialitäten, und wenn man sich diese vorher gut eingeprägt hat, so kann man in anderen Sachen auch schon einmal vorbeihauen.

Man „studirt“ heute nun folgendermaßen:

Entweder man arbeitet in den ersten Semestern überhaupt nicht und besucht dann später einen Repetitor und paukt die Kollegienhefte der jeweilig dominirenden Professoren, um sie nach dem Examen zu verwünschen. — Oder aber man lernt vom ersten Semester an, man „strebt“; man stopft und pfropft sich in den Kopf immer mehr, immer mehr hinein — „fehlt leider nur das geistige Band“. — Wir fühlen das Recht nicht, wir lernen es, wir werden flach und engbrüstig und kommen uns herrlich dabei vor, wir haben keine Freude an fremden Meinungen, denn nur die unserigen sind einzig richtig, wir werden nicht gerne in unseren mühsamen Systemen gestört. Man kommt da so leicht dazu, daß man sich mit einem großen wissenschaftlichen Apparat gegen Alles verbarrikadirt, was Leben heißt.

Welchen Zweck die Zwangsarbeiten und das geplante Zwischenexamen haben sollen, weiß ich nicht recht. Man will damit — nach officieller Begründung — jenen Mißstand beseitigen, daß viele Juristen erst in den letzten Semestern mit dem Studium beginnen und darum durch das Examen fallen. Also im Grunde eine sehr humane Idee. Man will eine Kontrolle über den Fleiß der Studenten haben. Da haben wir es doch eigentlich „herrlich weit“ gebracht.

„Zwangsarbeiten“ — „Zwangsübungen“ — es erinnert so an Zwangs-

jacke. Diese Arbeiten (die nota bene censirt werden und über die ein Zeugniß ausgestellt wird!) — diese Arbeiten zu liefern ist wirklich kein allzu großes Kunststück, und das ganze Institut wirkt zudem dadurch gefährlich, daß nun Viele meinen, damit sei die Hauptsache gethan. Die Lust und Liebe zur Sache läßt sich nicht befehlen. Wir brauchen keine zusammengestoppelte, saft- und kraftlose Halbwisserei, sondern gewissermaßen die unbewußte Jurisprudenz; das Studiren soll uns kein widerlicher Schulapparat, sondern ein hoffnungsweiter Sonnenaufgang sein.

Das römische Recht — das ist nun einmal sozusagen unsere Grammatik. Das ist kein Unglück, denn wir finden ganz gewiß keine bessere. Das Studium des römischen Rechts soll uns das juristische Erziehungsmittel sein. Aber es muß ein Studium sein, ein Hineinsteigen, nicht nur das gefährliche Einlernen eines gerippenhaften Systems.

Wir dürfen das römische Recht nicht deshalb treiben, um möglichst viel davon im Gedächtniß zu behalten, sondern um aus seiner Schärfe und Objektivität des Denkens, aus der klassischen Durchsichtigkeit der Form, aus der innigen Verbindung von juristischer Konsequenz und Billigkeitssinn, unser Handwerkszeug zu entnehmen. Das geht natürlich nicht im Handumdrehen, sondern wohl nur durch viel Exegese und auch ein viel gründlicheres Studium des römischen Civilprozesses; das Corpus juris sollte während der ganzen Universitätszeit der Schleifstein unseres Geistes sein.

Und trotz alledem könnten wir das liebe römische Recht als eine Antiquität ansehen, als eine große glänzende Antiquität. Es sind das keine Dramen des Aeschylos; es trägt nicht die Signatur der Zeitlosigkeit.

Der Laie wird überhaupt nie so ganz begreifen, daß das römische Recht uns mehr sein kann als eine bloße historische Merkwürdigkeit. Nun, ein großes Konsortium juristischer Genies das ist wohl ein Torso, dessen Muskeln für uns begreiflicherweise mehr sind als blos merkwürdig.

Wenn sodann doch die Rechtsgeschichte den vornehmsten Platz im Studium erhielte: die römische Rechtsgeschichte, sowie die deutsche und das deutsche Privatrecht, die Geschichte sonstiger einzelner Rechte und nicht zum mindesten die vergleichende Rechtsgeschichte. Die Geschichte wird wohl überhaupt vernachlässigt, und gerade sie ist doch vielleicht das tiefste Mittel, Bildung und Ruhe und die Vorurteilslosigkeit eines weiten kombinirenden Blickes zu geben.

Die historischen Vorlesungen sind nicht für den Laien berechnet, denn sie beschäftigen sich größtentheils mit den Forschungsresultaten über historische Details. Eine großzügige, weitumfassende Geschichtslehre und eine Geschichtsphilosophie ist wenig üblich. Gerade die Rechtsgeschichte — um zu dieser zurückzukehren — hat doch die große Mission, dem Juristen die Füllung und Durchwärmung der leblosen Paragraphen zu geben.

Die Rechtsphilosophie ist heute ganz übel daran: ihr ist eine ganz winzige Vorlesung gewidmet. Was gäbe es da doch Schönes! Themata

wie „Kulturleben und Rechtsbildung“ oder „Nationales und Internationales im Recht“ oder „Volksthum und Rechtsbewußtsein“, „Rechtsentwickelung und Gesetzgebung“, „Recht und Moral in der Geschichte“ u. a. m. müßten doch im Stande sein, manchem jungen gleichgiltigen Juristen Interesse für einen Beruf abzuzwingen.

Das bürgerliche Recht und das Strafrecht sollen natürlich nicht zurückgedrängt werden, und hier würden eben neben den systematischen Vorlesungen Konversatorien eine sinngemäße gute Einführung geben, eine Einführung, die es dem späteren Praktiker überläßt, im Kontakt mit der Wirklichkeit seinen Abschluß zu finden.

Ueber Proceßrecht, Kirchenrecht, Staatsrecht, Völkerrecht, Verwaltungsrecht könnte man in kürzeren Vorlesungen übersichtliche Skizzen und so die Anregung für ein selbstständiges Studium des Einzelnen geben, während augenblicklich auf diesen Gebieten das lange Hinziehen des detaillirten Stoffes ermüdet und schließlich abstößt.

Die Zeit zu alledem wäre wohl auch zu beschaffen, denn drei Jahre Studium sind ohne Zweifel etwas wenig und vier Jahre Referendariat etwas viel. Warum sollte man hier also nicht einen Ausgleich vornehmen können und vielleicht nicht nur wie geplant 7, sondern besser 8 Semester dem Studium zuweisen?

Natürlich sage ich Alles dieses nicht in der sinnlosen Meinung, damit die Lösung einer schwierigen Frage gefunden zu haben.

Das ist eine Aufgabe, an der die Aelteren mit ihrer Erfahrung arbeiten werden.

Nur eine kleine Anregung wollten diese Zeilen sein, einfache Gedanken eines Studirenden, den die Nähe jener Fragen bisweilen beschäftigt hat.

Der Gedanke, daß auf diesem Gebiete eine Reform kommen muß und einmal kommen wird, läßt sich nicht abweisen. Diese Reform wird nicht die Breite, sondern die Tiefe suchen: zu diesem Glauben sind wir heute glücklicherweise berechtigt.

Wer aber fürchtet, die jungen Juristen könnten zuviel Ideen und zu wenig „Positives“ in die Praxis mitnehmen, der soll nicht vergessen, daß die Universitäten nicht so sehr den Zweck haben, geschulte Staatsbeamte zu erziehen, als vielmehr der Jugend die Freiheit in's Leben mitzugeben, die Freiheit in jenem glücklich-grenzenlosen Sinne, den dieses Wort für manch' einen Menschen birgt.





Der sechste Sinn.

Novelle.

Von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Abends in der Dämmerstunde, ehe noch die Lampe mit ihrem milden Lichte das Zimmer erhellt, sitzt sich's gar behaglich am Feuer des Kaminofens, wenn auch darin statt der in Romanen traditionellen Eichenklötze nur schlichte Steinkohlen knisternd verglimmen. Man gestattet der Phantasie, ihre farbenprächtigen Schwingen zu entfalten, oder falls man ein langes Leben hinter sich hat, schlägt man das Bilderbuch der Erinnerungen auf, um hier und da bei einem Blatte sinnend zu verweilen, und manchmal treten die Figuren eines Bildes plastisch mit leibhafter Frische hervor, um einen längst vergessenen Vorgang lebendig sich nochmals abspielen zu lassen, ohne daß man eigentlich recht weiß, warum gerade dieses Ereigniß plötzlich wieder aufleben mußte.

Für mich liegt ein eigner Reiz darin, mich so dem Spiel der Erinnerung zu überlassen; oft komme ich dann von einem dieser Bilder Tage lang nicht mehr los.

So lebte unlängst eine alte Geschichte in meiner Seele wieder auf, die sich an die Person eines seltsamen Menschen knüpfte. Ich war ihm nur ein einziges Mal im Leben begegnet, aber die Ereignisse dieses Tages waren so eigentümlicher Natur, daß es sich wohl verlohnt, sie wiederaufzufrischen.

Viele Jahre sind seitdem vergangen, und doch steht mir Alles so klar vor Augen, als wäre es gestern erst geschehen, besonders die Katastrophe —

Doch ich will lieber von vorn anfangen und in geordneter Reihenfolge erzählen.

Damals galt das Haus des Konsuls Normann für eins der gastfreisten und stimmungsvollsten der ganzen Stadt, und wer sich vermöge seiner Lebensstellung, seiner Bildung oder seines Vermögens zur Gesellschaft zählen durfte, versäumte gewiß unter keinen Umständen, sich dort einführen zu lassen.

Der alte Herr hatte früher ein großes Exportgeschäft betrieben, aber schon vor mehreren Jahren sich zur Ruhe gesetzt. Seitdem bewohnte er nur während der Wintermonate das ehrwürdige, schon seit Jahrhunderten seiner Familie gehörige Patrizierhaus in der Stadt und brachte den Sommer und Herbst auf seinem Landsitz im nächsten Villendorfe zu.

Seine Familie bestand damals nur noch aus seiner Gattin, einer freundlichen, aber geistig nicht eben hervorragenden Matrone, und seiner zweiundzwanzigjährigen Tochter Elvira, die mit einem erheblich älteren Diplomaten, dem Geheimen Legationsrat von Wilhelmy, verheiratet gewesen, aber nun trotz ihrer Jugend schon zwei Jahre Wittwe war.

Das greise Paar hatte viel Unglück an seinen Kindern erleben müssen. Der älteste Sohn, welcher bereits Teilhaber der Firma gewesen, hatte auf einer geschäftlichen Reise nach der Südsee im Schooße des Oceans sein Grab gefunden. Das Schiff war jedenfalls in einen Cyklon gerathen: es erreichte sein Ziel nicht und blieb spurlos verschwunden. Nachdem die Eltern des hoffnungsvollen jungen Mannes sich Jahre lang an die Möglichkeit geklammert hatten, daß er doch noch einmal von irgend einem weltfernen Eilande, auf das er sich gerettet, wiederkehren könne, mußten sie sich endlich mit dem Gedanken vertraut machen, daß er ihnen für immer verloren sei.

Der zweite Sohn hatte auf dem Felde von Gravelotte einen Schuß ins Herz bekommen; die Eltern hatten ihn selbst im Tode nicht mehr wiedergesehen; er ruhte in einem Massengrabe mit zahlreichen Kameraden zusammen.

So war ihnen nur das Töchterlein geblieben, dem aber auch ein heiteres Loos nicht beschieden zu sein schien.

Elvira hatte sich als unerfahrenes junges Mädchen durch die glänzende weltmännische Erscheinung des um fast dreißig Jahre älteren Diplomaten blenden lassen. Wie Desdemona auf die Erzählungen ihres schwarzen Anbeters, hatte sie seinen Worten gelauscht, wenn er von seinen Reisen durch alle Weltteile, von seinen diplomatischen Missionen, von seinem Verkehr mit Monarchen und Staatsmännern, von fremden Völkern und ihren Sitten und Gebräuchen in seiner fesselnden, mit Humor und feiner Satire gewürzten Weise berichtete; und als er schließlich um ihre Hand angehalten, da hatte sie eine aufrichtige Zuneigung für ihn zu empfinden gemeint und hatte ihm das Jawort gegeben.

Die Eltern, welche in der besten Meinung, das Glück ihres Kindes zu begründen, den Legationsrat ihr zugeführt hatten und die Verbindung lebhaft wünschten, gaben natürlich freudig ihren Segen; sie waren ja über-

zeugt, daß ihrer Tochter nichts Besseres widerfahren könne, als in die höchsten Kreise verpflanzt und dort völlig heimisch zu werden.

Die Ehe wurde aber eine sehr unglückliche. Die junge Frau aus dem zwar reichen, doch bürgerlich schlichten Hause fühlte sich in der aristokratischen Umgebung nicht behaglich; die zahllosen Rücksichten, die das neue Leben von ihr verlangte, beängstigten und bedrückten sie; dazu erwies sich ihr Gatte trotz seiner stets sich gleichbleibenden Ritterlichkeit gegen sie als ein unerbittlicher Tyrann, wo es sich um die peinliche Beobachtung der Etikette handelte, und obendrein begann er bald nach der Verheiratung mehr und mehr zu kränkeln.

Trotzdem gönnte er sich keine Schonung, weil er neben seiner schönen jungen Frau nicht als alter Mann erscheinen mochte. Er stürzte sich in den Strudel des high life der Residenz, und die Folge davon war, daß ihn nach kaum zweijähriger Ehe ein Schlagfluß plötzlich hinwegraffte.

Elvira, die keine Neigung verspürte, in der großen Welt weiterzuleben, kehrte nun in ihr Elternhaus zurück. Sie war vom Leben, dem ihr Mädchenherz einst hoffnungsfreudig entgegengeschlagen, enttäuscht und ernüchtert; der Schmerz um den Verlust ihres Gatten war zwar kein leidenschaftlicher, aber das Schicksal, in so jungen Jahren schon Wittwe zu sein, verdüsterte doch ihre Seele und schuf in ihr eine schwermütige Stimmung, die ihr eine völlige Zurückgezogenheit als einzige Zuflucht erscheinen ließ.

Die Eltern ließen sie gewähren und hielten sorglich Alles von ihr fern, was sie hätte aufregen und in ihrer Gemütsruhe hätte stören können.

Als aber diese Gemütsruhe, welche der jungen Frau Anfangs so wohlthuend gewesen, einen immer starreren Charakter annahm und immer mehr in Gemütsverdüsterung überzugehen drohte, die am Ende zu völligem Tiefsinn führen konnte, hielt es der Hausarzt, der schon seit einiger Zeit bedenklich den Kopf geschüttelt hatte, doch für geboten, ihr wieder etwas mehr Zerstreuung und Anteilnahme am Leben anzuempfehlen.

Das war die Zeit, in welcher der Konsul, der früher eine rauschende Geselligkeit geliebt und dann seines Kindes wegen sein Haus plötzlich verschlossen hatte, wieder mit der Gesellschaft nach und nach Fühlung zu nehmen begann und besonders einen durch Geist und höhere Gesichtspunkte ausgezeichneten Kreis um sich zu sammeln bestrebt war.

Er ging dabei mit einem bewnndernswerth feinen Takt zu Werke, sodaß kein von ihm Uebergangener sich gekränkt fühlen konnte und nur Elemente in seinen Salon gelangten, die seinen Voraussetzungen in jeder Beziehung entsprachen. Der Eingeweihte konnte deutlich erkennen, daß die Geselligkeit ihm nicht mehr Selbstzweck war, sondern ihm nur als Heilmittel für sein kränkelndes Kind dienen sollte, dessen Wohl dem alten Manne jetzt allein noch am Herzen lag.

Während seines Landaufenthaltes in der Villa herrschte bei ihm ein möglichst zwangloser Ton; es ergingen dann keine Einladungen, die Mit-

glieder seines intimeren Verkehrskreises waren vielmehr stets willkommen, und an gewissen Tagen fand sich ganz von selber immer eine zahlreichere Gesellschaft zusammen, wozu man gelegentlich auch einen Freund mitbringen durfte, der noch nicht durch einen officiellen Besuch legitimirt und eingeführt war.

Die Villa mit ihrem ausgedehnten Parke lag kaum eine Viertelstunde von der Endstation der Trambahn entfernt; man ging an schönen Tagen bequem zu Fuß hinaus und fand nach dem angenehmen Spaziergange dort eine Geist und Gemüt anregende Geselligkeit, die sich von anderen Zirkeln der Stadt vorteilhaft unterschied, obwohl begreiflicher Weise das Element des flachen Durchschnittsmaßes sich nicht völlig fernhalten ließ, mitunter sogar vermöge seiner Arroganz sich unliebsam vordrängte und bemerklich machte.

An einem milden Juniabend hatte sich eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft in dem gastlichen Hause zusammengefunden.

Die Stimmung war angeregt und fröhlich, weil Jeder Gelegenheit fand, sich der Art der Unterhaltung zu widmen, die ihm am meisten zusagte.

Auf den Rasenplätzen des Parks spielten die jungen Herrschaften Kroquet und Federball, Andere wandelten plaudernd durch die schattigen Laubgänge, und aus dem Musikzimmer klang ab und zu eine muntre Weise, die Jemand en passant dort auf dem Wiener Flügel anschlug. Erst als in den späteren Nachmittagsstunden der Himmel sich bedrohlich verfinsterte, koncentrirten sich alle Elemente der Gesellschaft in dem großen Gartensaale, und als draußen der Platzregen durch das Gezweige der Bäume rauschte und das Gewitter seine Wut auszutoben begann, entwickelte sich in dem dämmrigen Gemache eine anheimelnde Gemütlichkeit.

Ein Diener reichte Erfrischungen herum, die Frau vom Hause machte einen Rundgang, um sich zu überzeugen, ob für das Behagen aller Gäste gehörig gesorgt sei, und bald hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, in denen lebhafte Gespräche geführt wurden.

Eine dieser Gruppen vergrößerte sich zusehends mehr und mehr. Die nächsten Nachbarn waren an sie herangerückt, und wer gerade vorübergehen wollte und ein Wort von der Unterhaltung auffing, blieb gefesselt stehen, hörte weiter zu und betheiligte sich bald selbst an dem interessanten Gespräch. Man behandelte nämlich ein Thema, das zu allen Zeiten auf alle Menschen einen unwiderstehlichen Reiz auszuüben pflegte: die Metaphysik.

Herr v. Röder, ein unabhängiger Mann in reiferem Alter, war unlängst auf einer Reise in München mit hervorragenden Spiritisten bekannt geworden. Er hatte eben über seine dortigen Erlebnisse berichtet, und man erörterte nun eifrig die Frage, ob der Spiritismus nur als Aberwitz und Schwindel anzusehen sei, oder ob er auf Wahrheit fuße und die Zukunft für sich erobern werde. Beide Ansichten hatten ihre Vertreter und wurden von denselben lebhaft verfochten.

Alle aber, ob Anhänger, ob Gegner, behandelten mit unverkennbarem Eifer das heikle Thema und schienen im Moment für etwas Andres weder Augen noch Ohren zu haben. Nur zwei junge Herren, ein Regierungsreferendar und ein Leutnant, saßen teilnahmslos etwas abseits beisammen und tauschten mit moquantem Lächeln ihre Bemerkungen über das, was sie hörten, aus.

„Mir unbegreiflich, wie man sich über einen solchen Unsinn überhaupt noch aufregen kann," meinte der Leutnant, indem er sich seinen langen Schnurrbart strich, und der Referendar nickte zustimmend und fügte hinzu:

„Spiritismus — Geisterspuk — vierte Dimension —, es giebt kaum abgeschmacktere Dinge für einen Unterhaltungsstoff, aber heutzutage muß man in Gesellschaft auf Alles gefaßt sein, und namentlich bei unserem guten Konsul kann man neuerdings Wunder erleben."

Inzwischen war in dem großen Kreise, wie das bei allgemeinen Unterhaltungen leicht geschieht, eine momentane Stockung eingetreten; nur einige Paare sprachen halblaut mit einander weiter, und so kam es, daß eine etwas lautere Aeußerung, die ein Herr zu Frau v. Wilhelmy gewandt sprach, neben der er schon die ganze Zeit über in angelegentlichster Unterhaltung gesessen hatte, plötzlich die Aufmerksamkeit Aller erregte.

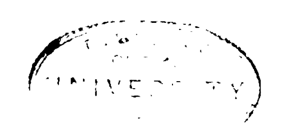
Der Sprecher sagte mit einer leichten Neigung des Kopfes zu seiner Dame, offenbar nur zu dieser redend:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß mit dem Spiritismus viel Unfug und Betrügerei getrieben wird und immer getrieben worden ist. Seitdem jedoch ernsthafte Leute von unbestreitbarer wissenschaftlicher Qualität, wie Wallace, Crookes, Zöllner, Weber, Fechner und Andere, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für die Sache eingetreten sind, haben gewissenhafte Beurtheiler nicht umhin gekonnt, mit derselben sich eingehend zu beschäftigen, da sie jetzt nicht wohl mehr als bloßer amerikanischer Humbug anzusehen war. Und diese Leute haben nach sorgfältiger Prüfung zugestehen müssen, daß nach Abzug aller Verschleierungen des bewußten Betruges und aller Verzerrungen des Aberglaubens doch noch ein Kern zurückbleibt, den man weder hinwegleugnen kann, noch mit den Hilfsmitteln der bisherigen Wissenschaft physikalisch zu erklären im Stande ist."

Nach dieser Rede, die alle Anwesenden mit sichtlicher Spannung verfolgt hatten, trat eine kurze Pause ein. Allen imponirte unwillkürlich die Sicherheit, mit welcher der Redner über eine Sache urtheilte, von der alle im Grunde genommen nur sehr unklare Vorstellungen hatten. Nach kurzem Schweigen brach denn auch der Sturm der Wißbegierde los.

„Erklären, bitte, erklären!" scholl es von allen Seiten.

Der also Angegangene gab indeß darauf vorerst noch keine Antwort, sondern wartete nur auf eine Entgegnung seiner Nachbarin, und erst als auch diese mit Interesse fragte: „Wie meinen Sie das, Herr Botmann?" nickte er bedächtig mit dem Kopfe und sagte: „Es ist nicht mehr zu bestreiten, daß in spiritistischen Sitzungen Dinge geschehen, welche weder auf



Sinnestäuschungen zurückzuführen, noch von den Veranstaltern oder ihren Medien verübt sein können. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß dieselben von Wesen veranlaßt werden, welche für unsere Sinne unfaßbar sind."

„Also von Geistern?" fragten gepreßt einige Stimmen zu gleicher Zeit.

„Hm, —" erwiderte der Gefragte zurückhaltend „— man darf mit dem Begriffe Geist keinen Mißbrauch treiben. Die Spiritisten behaupten, diese Wesen seien die Seelen Verstorbener. Die Materialisten spotten darüber, denn nach ihrer Meinung besteht die menschliche Seele nur in der Cirkulation des Blutes und ist sofort in ein absolutes Nichts verwandelt, wenn das Herz seine Thätigkeit einstellt. Ich will mich nicht zum Richter zwischen den beiden Parteien aufwerfen, aber ich glaube, es wäre eine physikalische Erklärung der in den spiritistischen Sitzungen beobachteten Phänomene möglich, gegen welche auch die Materialisten nichts einwenden könnten."

„Ach, wie interessant!" flüsterten beklommen atmend die Damen; „da bin ich doch begierig — —" meinte skeptisch lächelnd ein älterer Herr, und Alle schauten verwundert, ungläubig, aber doch erwartungsvoll auf den Sprecher, während der Referendar und der Leutnant blos einen Blick tauschten und ihr Urteil verächtlich durch ein Achselzucken pantomimisch ausdrückten, wozu der Erstere etwas in seinen Bart brummte, das etwa klang wie: „Blech!"

Man bestürmte nun den seltsamen Menschen, den bisher Niemand beachtet, und dessen Namen man eben erst aus dem Munde Frau v. Wilhelmys vernommen hatte, seine Erklärung zum Besten zu geben.

Ohne jede Anmaßung, aber auch ohne falsche Bescheidenheit erwiderte er schlicht: „Wenn meine Hypothese die Herrschaften nicht langweilt, will ich gerne damit nicht hinter'm Berge halten; gleichzeitig bemerke ich, daß ich Jedem, der mich widerlegen und eines Besseren belehren kann, dankbar bin.

Um von den Materialisten nicht von vornherein verketzert zu werden, gehe ich von ihrem eignen Standpunkte aus.

Sie finden die schöpferische, lebengebärende Kraft allein in der Materie. Dadurch, daß verschiedene Stoffe — so lehren sie — zusammengeraten und chemische Verbindungen eingehen, entsteht die Urform des Lebewesens, die Zelle, und aus ihr entwickelt sich, ebenfalls wieder blos durch stoffliche Einwirkung, allmählich die atmende und bewußte Kreatur, welche zu atmen und bewußt zu sein aufhört, sobald das chemische Gemisch eine Störung erleidet und der beständige Verbrennungsproceß (das Leben) durch den Zersetzungsprozeß (den Tod) abgelöst wird.

Nehmen wir diese Theorie als richtig an, so steht doch dem nichts im Wege, sie noch weiter auszudehnen, d. h. auf Stoffe auszudehnen, die bis jetzt weder unseren Sinnen, noch unseren Instrumenten wahrnehmbar sind."

Aller Augen blickten verdutzt den Sprecher an; offenbar begriff Keiner, worauf er eigentlich hinauswollte. Professor Sturm, ein namhafter Gelehrter, der bisher schweigend zugehört hatte, ließ ein leises Räuspern vernehmen, enthielt sich aber jedes Einwandes. Botmann fuhr unbeirrt fort:

„Es darf als feststehend angesehen werden, daß der von unserem Sonnensystem eingenommene Weltraum kein vacuum, sondern von einem ungemein feinen Körper, dem sogenannten Weltäther, angefüllt ist. Daß derartige Stoffe, deren Vorhandensein wir vorläufig nur aus ihren Wirkungen schließen, aber noch nicht physikalisch nachweisen können, auch innerhalb unseres Planeten vorkommen, scheint mir zweifellos. Warum sollten nun unter ihnen gewisse chemische Verbindungen nicht möglich sein, deren Endresultat, analog dem Erscheinen der uns bekannten Zelle, erwachendes, organisches Leben wäre? Die auf diese Weise entstandenen Wesen müßten natürlich, ebenso wie ihre Grundstoffe, unseren Sinnen unfaßbar bleiben, und erst wenn zu unserem Teleskop, Mikroskop, Spektroskop u. s. w. auch noch ein Pyknoskop, ein Verdichtungsglas, erfunden wäre, würden wir vielleicht im Stande sein, sie wahrzunehmen, ohne mit einer besonderen Sensibilität begabte Medien zu sein.“

Botmann verstummte mit einer Miene, als hätte er nicht eine unerhört kühne Hypothese vorgetragen, sondern eine ganz alltägliche Geschichte der Gesellschaft zum Besten gegeben. Er achtete auch gar nicht darauf, ob er Beifall oder Opposition finden werde, sondern wandte sich mit einer leisen Bemerkung an Frau v. Wilhelmy, welche ihm leuchtenden Auges in demselben Tone antwortete.

Die übrige Gesellschaft wußte offenbar nicht, wie sie sich zu der seltsamen Theorie stellen, ob sie achtungsvoll staunen, ungläubig den Kopf schütteln, oder spöttisch lachen sollte.

Nur der Referendar und der Leutnant waren mit ihrem Urtheil schnell fertig; sie lehnten sich mit gelangweilter Miene auf ihren Sesseln zurück, kreuzten die Beine und flüsterten einander zu, es sei doch eigentlich gar zu abgeschmackt, mit solchen Albernheiten eine gebildete Gesellschaft regaliren zu wollen.

Die Damen jedoch blickten mit geheimer Scheu auf den jungen Fremden, der wie ein gewöhnlicher Mensch aussah und doch mit einem Zauberworte ihnen unergründliche Tiefen erschloß, in die sie kaum hinabzuschauen wagten. Auch die älteren Herren nahmen die Sache völlig ernst, und wenn auch keiner von ihnen geneigt war, sich als Anhänger der Lehre von den undichten Wesen zu bekennen, so verhehlten sie sich doch nicht, daß hier ein ungewöhnlicher Geist sie einen Blick in seine Spekulationen hatte thun lassen, welche mindestens zum Nachdenken anregten.

Niemand aber hatte Lust, die Opposition förmlich aufzunehmen, da Professor Sturm, der dazu am ehesten berufen gewesen wäre, sich schweigend verhielt und ein Gesicht zeigte, von dem man weder eine abfällige noch

eine beifällige Kritik ablesen konnte. Es kam daher, obgleich Allen das angeschlagene Thema äußerst interessant war, keine Diskussion zu Stande; die Unterhaltung stockte, und es drohte eine unbehagliche Stimmung aufzukommen.

Der Hausherr fühlte die Verpflichtung, dem bei Zeiten vorzubeugen; er trat deshalb, nach dem Wetter schauend, an die Verandathür, und da der Regen inzwischen aufgehört und gerade ein lichter Sonnenblick durch das Gezweige des Gartens fiel, sagte er: „Ei, die Sonne will uns vor ihrem Scheiden das Unwetter noch vergessen machen; sie spiegelt sich ver- verführerisch in den Regentropfen auf dem Rasen. — Ich glaube, ein Spaziergang durch den Garten wäre jetzt nicht ohne Reiz.

Der Vorschlag fand auf allen Seiten Beifall, und ein großer Theil der Gesellschaft wandte sich der offenen Thür zu. Auch Botmann reichte Frau von Wilhelmy den Arm, um sie zu einer Promenade durch die im feuchten Regenglanz doppelt schönen Laubgänge zu führen. Sie folgte ihm mit einem schwärmerischen Blick, der ihre sonst blassen und immer abgespannt erscheinenden Züge wunderbar verklärte.

Auf der Verandatreppe gesellte sich von ungefähr Professor Sturm einen Augenblick zu ihnen und sagte, indem er der Dame mit einer Verbeugung den Vortritt ließ, zu Botmann gewandt, in leichtem Tone: „Sie haben da ein gewagtes Gebäude aufgeführt mit kühnem Schluß, wenn es nur kein Trugschluß ist!“

„Auf diese Möglichkeit bin ich gefaßt, Herr Professor,“ erwiderte Botmann bescheiden, — „aber ich kann das Bauen nicht lassen, wenn ich auch nur Kartenhäuser zu Stande bringe.“

„Hm, — schmerzt es Sie dann nicht, wenn Sie solch ein Kartenhaus zusammenstürzen sehen?“

„O ja, die Enttäuschung ist um so bitterer, je mehr man sich selber vorher versprochen hat. Aber ich komme von dem Gedanken nicht los, daß mein Instinkt mich doch noch einmal auf ein sicheres Fundament führen wird, das meinen schnell aufgethürmten Bau sicher hält. Dann mögen berufenere Baumeister meine Konstruktionsfehler verbessern.“

„Viel Glück zum Werke,“ sagte der Gelehrte, dem davongehenden Paar freundlich zunickend, und trat in die Veranda zurück.

„Wenn der Herr Professor Sie so ermuntert, dürfen Sie stolz darauf sein,“ flüsterte Frau v. Wilhelmy im Weitergehen, — „er ist sonst sehr zurückhaltend mit seiner Meinung; ich kann mich nicht erinnern, daß er jemals damit hervorgetreten wäre, wenn die Laienwelt sich über einen wissenschaftlichen Gegenstand unterhielt. Er gilt für einen abgesagten Feind aller Versuche, die Wissenschaft zu popularisiren, obgleich er das niemals ausdrücklich bekannt hat.“

„Er hat damit so unrecht nicht,“ — meinte sinnend der jugendliche Enthusiast, — „die Popularisirung der Wissenschaft verflacht sie nur und

züchtet seichte Vielwisser, die der ernsten Forschung und dem wirklichen Fortschritt hinderlicher werden können, als beispielsweise fromme Fanatiker, die in der Wissenschaft, speciell in der Naturwissenschaft, ein Werk des Teufels sehen. Uebrigens hat der Herr auf mich den besten Eindruck gemacht; er ist offenbar völlig frei vom Kastendünkel der Zunftgelehrten."

„Aber wenn die Wissenschaft nicht popularisirt werden soll, so muß ihre Pflege doch innerhalb der Zunft bleiben."

„Nein, gnädige Frau, so meinte ich's nicht. Unter der Popularisirung der Wissenschaft im verwerflichen Sinne verstehe ich das mundgerechte Zurechtmachen ihrer Resultate im Feuilletonstil für die gedankenlose breite Masse, die dann, wenn sie ein paar technische Ausdrücke, ein paar Schlagworte und ein paar Formeln sich gemerkt hat, leicht in die Einbildung verfällt, die Wissenschaft zu beherrschen. Diese Unsitte kann man wohl bekämpfen und doch der Meinung sein, daß die Forschung einem jeden ernsthaft strebenden Menschen freigegeben sein müsse, ohne daß er vorher den zunftgemäßen Befähigungsnachweis in Gestalt einer von der hohen Fakultät ihm ausgestellten Approbation zu erbringen habe."

Die junge Frau sah mit leuchtenden Augen zu ihm auf, aber da sich in ihren Zügen eine gewisse Befremdung aussprach, fuhr er, um bei ihr keinen Zweifel über den Sinn seiner Worte aufkommen zu lassen, fort: „Ich trete damit nämlich für mein eigenes Interesse ein, gnädige Frau. Mir war es nicht vergönnt, schon im Kindesalter die Grundlagen der Wissenschaft mir anzueignen. Mein Vater war ein kleiner Kommunalbeamter, der mich nur in die Volksschule schicken konnte. Nur mit großer Mühe vermochte er es mir später zu ermöglichen, daß ich die Laufbahn eines Elementarlehrers einschlagen konnte. Unter diesem Joche habe ich fünf Jahre schwer geseufzt, weil eine faustische Sehnsucht nach Erkenntniß mich durchglühte, während der trockene Beruf mich zwang, am Erdboden hinzukriechen wie eine Schnecke, ohne daß ich auch nur einen Blick nach den Sternen thun durfte. Ein ganz unerwarteter Glücksfall befreite mich aus der unerträglichen Lage. Ein Bruder meiner Mutter, der vor vielen Jahren nach Australien ausgewandert und drüben reich geworden war, ohne daß wir hier eine Ahnung davon hatten, hinterließ mir, nachdem meine Eltern beide längst heimgegangen, sein ganzes Vermögen, das mich in den Stand setzte, der Tretmühle des Berufs Valet zu sagen und mich ausschließlich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Ich kann wohl sagen, daß ich dasselbe gründlich und gewissenhaft betrieben habe, aber nach der Auffassung der Zunft bin ich doch immer nichts als ein armseliger Pfuscher und Dilettant, den man nicht ernst nimmt und mit einem vornehmen Achselzucken abthut."

„Jetzt verstehe ich Sie," sagte die junge Frau in warmem Herzenston und reichte Botmann ohne alle Ziererei die Hand, „ich habe es leider selbst erfahren müssen, wie tief verletzend es ist, nicht für voll genommen zu

werden, wo man doch den allerberechtigtsten Anspruch darauf hat. Sie schauen mich ungläubig an, — ja, ja, Sie glauben garnicht, was ich trotz meiner Jugend schon durchgemacht habe. Doch was rede ich da? Meine kleinen Leiden können Sie ja garnicht interessiren. Verzeihen Sie!"

Sie wollte ihm rasch ihre Hand entziehen, die er noch immer in der seinigen gehabt, aber er hielt sie fest und sagte: „Nicht doch, gnädige Frau, ich nehme wirklich herzlich Theil an Ihren Empfindungen, und wenn Sie trotz unserer kurzen Bekanntschaft so viel Vertrauen zu mir haben wollen, mich einen Blick in Ihr Seelenleben thun zu lassen, so werden Sie bei mir wahrhaftig Verständniß für Ihre Trübsal, vielleicht auch — wenn meine Ahnung mich nicht trügt, — ein auf den gleichen Accord gestimmtes Herz finden."

Sie waren gerade zu einem in Büschen lauschig versteckten Platze gelangt, wo unter dem niederhängenden Gezweige einer Trauaresche eine Bank stand.

Frau Elvira schaute dem jungen Manne, dessen Wesen vom ersten Augenblick an wunderbar sympathisch auf sie gewirkt hatte, einen Moment offen in die Augen; dann setzte sie sich auf die Bank und begann, ihm einen Platz neben sich anweisend:

„Ich weiß wirklich nicht, was mich veranlaßt, zu Ihnen so ohne allen Rückhalt zu reden, aber ich freue mich aufrichtig, daß ich es kann. Ich bin eigentlich noch nie in der Lage gewesen, Jemandem so recht offen heraus mitteilen zu können, wie mir um's Herz ist, und ich fühle doch, daß dies innig wohlthun muß.

Meine Eltern sind ja sehr gut zu mir, aber sie behandeln mich heut noch immer als Kind. Das ist von jeher so gewesen, und das eben ist's, was mir so auf die Nerven fällt, und was mich oft so gereizt erscheinen läßt, daß man meinen Zustand für krankhaft hält und halten muß. Ich habe in jungen Jahren einem älteren Manne die Hand gereicht, weil Papa darin das Glück meines Lebens erblickte. Um meine Meinung wurde ich garnicht gefragt. Man würde mich ganz gewiß zu der Partie nicht gezwungen haben, wenn ich Einspruch erhoben hätte, aber ich war eben so erzogen, wie man die jungen Mädchen heut erzieht: kindlich, unerfahren in den bedeutsamsten Angelegenheiten des Lebens, zur Oberflächlichkeit förmlich gedrillt und blind vertrauend auf die höhere Einsicht der Eltern.

Papa hat es sicherlich von ganzem Herzen gut gemeint mit mir und nur mein Bestes im Auge gehabt, aber er hat mein wahres Wesen nicht gekannt, drum hat er auch mein Glück nicht begründen können, und ich war nicht im Stande, dies zu erkennen, und konnte deshalb auch nicht protestiren.

Mein Mann war ein tadelloser Kavalier, aber er war auch leider nichts als dies. Er hat mir stets die zartesten Rücksichten bewiesen; die leiseste Andeutung von meiner Seite genügte, mir die Erfüllung eines mir

selber noch kaum zum vollen Bewußtsein gekommenen Wunsches zu bringen. Wilhelmy hätte es sich nie verziehen, wenn ihm an mir eine unzufriedene Miene aufgefallen wäre, die er auf einen Mangel an Aufmerksamkeit seinerseits hätte zurückführen müssen; damit war aber nach seiner Auffassung seine Verpflichtung gegen mich erschöpft. Auf den Grund seines Herzens hat er mich niemals schauen lassen, und um mein Gefühlsleben hat er sich nie gekümmert. Alle Annäherungsversuche, die ich in der ersten Zeit unternahm, scheiterten an seiner gemessenen Förmlichkeit, aus der er nie herauszubringen war. Ich bin jetzt überzeugt, daß sie ihm zur anderen Natur geworden war. Er war ein Mensch, dessen Leben sich gewissermaßen ausschließlich im Salon abspielte, der sozusagen immer in full dress sich befand, der ein gemütliches Familienzimmer, einen Schlafrock und ein behagliches Sichgehenlassen für nicht standesgemäß hielt. Von mir, als der Herrin und Repräsentantin seines Hauses, verlangte er natürlich dieselbe Haltung, und so lebten wir denn nebeneinander, nicht wie Eheleute in trauter Herzensgemeinschaft, sondern wie zwei fremde Menschen, deren einzige Aufgabe es ist, der großen Welt jeden Augenblick die Honneurs zu machen, und die deshalb für etwas Anderes keine Zeit haben.

Was ich dabei gelitten, kann ich Ihnen garnicht beschreiben; ich weiß jedoch, mein Instinkt sagt es mir, daß Sie im Stande sind, es mir nachzufühlen. Niemand begriff, warum ich häufig verstimmt und niedergeschlagen war. Meine Eltern meinten, mir könne zum Glück absolut nichts fehlen, und meine Schul- und Jugendfreundinnen beneideten mich ausnahmslos um die glänzende Partie, die für sie der Inbegriff aller irdischen Seligkeit war. Ich empfand es daher wie eine Erlösung, als mein Mann nach zwei Jahren plötzlich aus dem Leben schied. Etwas wie Liebe für ihn hatte ja in meinem Herzen niemals Raum gefunden, — wie konnte da die Trennung mich schmerzen?"

„Ein vernichtendes Urteil für die so beliebte Konvenienzehe!" — warf Botmann mit einer gewissen Bitterkeit ein.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," meinte dagegen sinnend Frau Elvira, „hundert Andere hätten sich in meiner glänzenden Position durchaus befriedigt gefühlt und wären durch den Verlust des Mannes in trostlose Trauer versetzt worden, auch ohne ihn je geliebt zu haben. Nein, wer sich in dem flachen Salonleben der sogenannten Gesellschaft wohlfühlt, für den ist eine Konvenienzehe gewiß kein Unglück."

„Sie haben Recht, gnädige Frau," sagte Botmann, indem er ihr mit ungeheuchelter Bewunderung in die Augen schaute, „man soll die liebe Konvenienz mit allen ihren Produkten nicht unnützer Weise schmähen. Für die Durchschnittsmenschen ist sie ein Bedürfniß. Sie fühlen sich wohl unter ihrer Herrschaft. Nur tiefer angelegte Naturen sind zu größeren Ansprüchen berechtigt. Leider kehrt sich nur das Leben wenig an solche Rechtstitel;

drum sind alle die Menschen, welche über das Maß des Gewöhnlichen hinausragen, vom irdischen Glücke weiter entfernt als die breite Masse."

„Sie brauchten es nicht zu sein, — wahrlich, nein!"

„Wie meinen Sie das?"

„Wenn sie nur das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit hätten, wenn sie sich mutig in höhere Sphären erheben wollten, so könnten sie über den Häuptern der Menge eine Gemeinde bilden, deren sonniges Glück den Göttern ein Gegenstand des Neides wäre."

„Meinen Sie?! Ja, wenn Alle noch Ihren unschuldigen Kinderglauben hätten! Aber der wird den Allermeisten sehr bald ausgetrieben, wenn ihnen der Wind des Lebens erst um die Nase zu wehen beginnt. Es geht ein diabolischer Zug durch die Welt, in der wir zu leben verdammt sind. Wo Einer sich in lichtere Höhen erheben möchte, da fühlt er sehr bald, daß das hämische Schicksal ihm hinterrücks eine Schlinge um den Fuß geworfen hat, die ihn am Erdboden unentrinnbar festhält."

„O Sie Schwarzseher!"

„Dazu wird man leider durch Erfahrung nur zu schnell."

„Auch wenn man sich tapfer dagegen wehrt?"

„Auch dann. Ich hab' es schmerzvoll oft genug erfahren."

„Aber wie denn? Darf ich das nicht wissen?"

„Das läßt sich schwer mit wenig Worten sagen; die Einzelheiten haften nicht im Gedächtniß, aber die Wirkung spürt man fort und fort. Ich deutete Ihnen vorhin schon an, welche Hindernisse mir bei meinem Streben auf dem Gebiete der Wissenschaft in den Weg gewälzt werden."

„Verachten Sie doch die blöde Masse, die Ihr Streben nicht begreift und nur aus diesem Grunde darüber lächelt."

„Und Sie, gnädige Frau, Sie stimmen in den Spott nicht ein?"

„Ich?! Wie können Sie so fragen! Ich bewundere den Flug Ihres Geistes, wenn ich ihm auch nicht folgen kann."

Die junge Frau hatte die letzten Worte einfach, ohne alle Ekstase gesprochen und schaute Botmann jetzt mit einem so warmen Ausdrucke freundlich an, daß eine innige Rührung in seinem Herzen aufstieg. Er ergriff ihre Hand, preßte seine Lippen darauf und sagte weich: „O wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Ich nehme es nicht buchstäblich, denn Ihre Bewunderung könnte mich nur beschämen, aber ich entnehme daraus, daß Sie für mein ernstes Wollen Verständniß haben, und das richtet mich förmlich auf. Eine einzige gleichgestimmte Seele für den ganzen Troß, — der Tausch ist wahrhaft beseligend."

Er hatte ihre Hand in der seinigen behalten, und sie überließ sie ihm willig, während sie gesenkten Blickes mit einem verklärten Blicke ihren Gedanken nachzuhängen schien.

Ein Strahl der scheidenden Sonne fiel schräg durch das Laub des Gezweiges an ihrer Seite und wob ein Diadem um das blonde Haupt der

jungen Frau, die den abgespannten, gereizten Zug, der sie sonst viel älter erscheinen ließ, als sie wirklich war, ganz aus dem Gesichte verloren hatte und jetzt wie eine liebliche Mädchenerscheinung aussah.

Botmann konnte den Blick nicht von ihr wenden; es wollte ihn bedünken, daß in seinem wechselvollen Leben die gegenwärtige Stunde die allerglücklichste sei.

In dem Augenblicke ließen sich von ferne Stimmen und herannahende Schritte über den Kies des Weges vernehmen; man rief nach Frau von Wilhelmy, und hinter dem nächsten Bosquet tauchten bald einige junge Herren auf, die von der Dame des Hauses an ihre Tochter mit der Mahnung gesandt waren, an die Souperstunde zu erinnern.

„Spüren Sie nun die Schlinge am Fuß?“ fragte Botmann bitter, indem er sich erhob, — „wenn ich die Citatenreiterei nicht für abgeschmackt hielt, würde ich mich jetzt an das Erscheinen Wagners erinnern, der dem armen Faust die Fülle der Gesichte störte. Aber kommen Sie, die Gesellschaft fordert ihr Recht.“

Sie nahm den Arm, den er ihr bot, und erwiderte mit einem feinen Lächeln: „Wenn's denn nicht anders sein kann, so lassen wir uns vorläufig am Erdboden festhalten, bis sich eine Gelegenheit zu erneutem Aufflug findet. Ich glaube, solche Schlingen sind leicht zu zerreißen.“

„Wer weiß!“ — meinte er, noch immer düster, — „man täuscht sich gar zu leicht, selbst über die eigene Kraft. Auch weiß man nicht, was das Schicksal in seiner Tücke sonst noch vielleicht schon zusammengewebt hat.“ —

Die Gesellschaft war bereits vollzählig im Speisesaale versammelt, als das Nachzüglerpaar, geleitet von den dienstwilligen jungen Herren eintrat, und Papa Normann lief eben geschäftig hin und her, um in seiner verbindlichen Weise die Gäste an der hufeisenförmigen Tafel zu placiren.

Als Alles nach Wunsch gruppirt war und der Diener zu serviren begann, kam an verschiedenen Stellen auch rasch wieder die Unterhaltung in Fluß.

Auf dem Flügel, wo Frau v. Wilhelmy mit Botmann Platz genommen, ging es Anfangs ziemlich still her. Die Beiden setzten in gedämpftem Tone ihr im Garten begonnenes Gespräch fort; die Nachbarschaft aber sprach wenig oder gar nicht, sondern trachtete unter dem Scheine der Gleichgiltigkeit danach, ab und zu von Botmanns Aeußerungen etwas zu erhaschen. Man betrachtete den seltsamen Menschen wie eine Art Wundertier und hoffte im Stillen, von ihm noch einige minder trockene, minder wissenschaftlich gehaltene Aufschlüsse über den Spiritismus zu erhalten.

Man hatte zwar inzwischen von dem Privatdocenten Dr. Settelmann, der ihn bei Normanns eingeführt, erfahren, aus welchem Stande er hervorgegangen, und wie sein Bildungsgang gewesen war. In den Augen der jungen Herren vom Schlage des Referendars und des Leutnants war er durch diese Mitteilung noch tiefer gesunken, aber die Damen waren dadurch

nur noch gespannter geworden, weil sie so etwas wie einen Romanhelden in ihm vermuteten, und der Reiz des Geheimnißvollen erhielt die Gemüter beständig in Aufregung.

Lange Zeit sah man sich in der Erwartung getäuscht. Abgerissene Worte und halbe Sätze, die von dem Gespräch der Beiden verständlich wurden, deuteten mehr auf ein wissenschaftliches, als auf ein phantastisches Thema. Und schon war von verschiedenen Seiten der mehr oder minder schüchterne Versuch gemacht worden, eine allgemeine Unterhaltung an diesem Flügel der Tafel in die Wege zu leiten, schon wurde hie und da eine Serviette von den Knien genommen und zusammengedrückt neben den Teller gelegt, und das behagliche Zurücklehnen des Oberkörpers deutete auf reichliche Füllung des Verdauungscentrums, — da hatte plötzlich eine dem in sein Gespräch vertieften Paare nahe sitzende Dame die Worte: „Wirkung in die Ferne" aufgefangen.

Begierig fragte sie sofort: „Was halten Sie von der Wirkung in die Ferne, Herr Botmann? Nicht wahr, Sie glauben daran; es ist kein Aberwitz? Oder haben Sie auch dafür eine physikalische Formel?"

Es klang aus diesem Frageeifer ebensoviel bange Furcht vor dem Unerklärten, Ueberirdischen, wie zitternde Begierde nach der Lösung des Rätsels, daß Botmann, der diese Motteneigenschaft des menschlichen Geistes stets mit Interesse beobachtet hatte, sich unwillkürlich angeregt fühlte, obwohl die Störung seiner traulichen Zwiesprache mit Elvira ihm nichts weniger als gelegen war. Er antwortete lächelnd: „Papa Goethe hat in seiner bekannten Ballade schon darüber Aufschluß gegeben, meine Gnädigste. Danach giebt es ganz gewiß eine Wirkung in die Ferne."

Aber mit diesem Scherze sollte er nicht loskommen; man begann ihn vielmehr von allen Seiten mit Fragen zu bestürmen, als habe man nur auf das Stichwort gelauscht.

„Nein, nein," — ließ sich eine Stimme vernehmen, — „Goethe war bekanntlich ein arger Heide, der weder an Gott noch an den Teufel glaubte."

„Was Goethe sagt," — warf ein Anderer ein, — „hat man ja hundertmal gelesen."

„Oder auch nicht," — brummte Professor Sturm unhörbar in den Bart.

„Bitte, bitte, geben Sie Ihre eigene Meinung zum Besten," — drängte eine junge Dame.

„Sie glauben doch auch, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt?" fragte eine Andere.

Die ganze Gesellschaft hatte sich mit einem flüchtigen „Gesegnete Mahlzeit" erhoben und um den Herd des hier sich entspinnenden Gesprächs zusammengedrängt. Botmann sah, daß es auf diese Weise für ihn keine

Rettung gab. Er wandte sich deshalb der letzten Fragerin zu und sagte: „Gewiß halte ich es mit der Ansicht Shakespeares, aber ich glaube auch, daß wir hinter viele Dinge, die uns jetzt als unlösbare Rätsel erscheinen, im Laufe Zeit und der wissenschaftlichen Forschung noch kommen werden."

„Und die Wirkung in die Ferne, ist sie noch ein unlösbares Rätsel, oder ist ihre Ursache schon entdeckt?"

Botmann zögerte mit der Antwort. Er war mit sich nicht Eins, ob er sich dem Spott einer unreifen Kritik aussetzen, oder seine innerste Natur verleugnen sollte. Frau v. Wilhelmy kam ihm zu Hilfe. Sie antwortete statt seiner ganz unbefangen:

„Unsere Unterhaltung drehte sich in diesem Augenblick nicht gerade um metaphysische Rätsel. Wir sprachen von dem im Volke allgemein verbreiteten Glauben, daß, wenn man ein Klingen im Ohr verspüre, irgend Jemand in der Ferne von Einem spreche. Herr Botmann meinte, diese Annahme sei nicht ohne Weiteres unter die Ammenmärchen zu verweisen, es sei vielleicht dabei eine ihrem Wesen nach noch unbekannte Naturkraft noch im Spiele."

„Wunderbar, höchst wunderbar!" — „Seltsam!" — „Unerklärlich!" riefen teils vor Wißbegierde zitternde, teils forcirt ironische Stimmen von verschiedenen Seiten durch einander. Botmann hatte sich inzwischen gesagt, daß man immer und überall den Mut seiner Ueberzeugung haben müsse, Er fuhr daher gelassen fort:

„Ich habe mich allerdings mit dem Thema viel beschäftigt und bin der Meinung, daß eine Wirkung in die Ferne wirklich besteht."

Ein vielstimmiges Ah! bekundete die Ueberraschung der Zuhörerschaft. Botmann sprach weiter: „Ganz abgesehen von der für unser Auge in ihren Ursachen noch völlig dunklen Kraft des Somnambulismus sind uns durch zweifellos glaubwürdige, zum Teil den wissenschaftlichen Kreisen angehörige Zeugen zahlreiche Fälle verbürgt, in denen ganz gewöhnliche, nüchterne, von jeder krankhaften Erregung freie Personen mit ziemlicher Genauigkeit wahrgenommen haben, was Andere, die vielleicht hundert Meilen von ihnen entfernt waren, zur selben Stunde sprachen und thaten. Ich erinnere dabei an die besonders in Schottland, aber vielfach auch in Deutschland beobachtete Gabe des zweiten Gesichts, welche zuverlässigen Mitteilungen zufolge keineswegs in's Reich der Fabel gehört. Einer einigermaßen kritisch angelegten Natur hilft solchen Thatsachen gegenüber weder überlegene Zweifelsucht, noch das bequeme Auskunftsmittel der Annahme einer überirdischen Kraft. Will man sich zu eigener Befriedigung damit abfinden, so muß man nach einer Erklärung aus dem Wesen der Dinge heraus suchen, soweit es der Machtsphäre unserer Erkenntniß nur immer unterliegt."

„Und Sie haben eine solche Erklärung gefunden?" fragte Professor Sturm kurz.

Er war den Auseinandersetzungen des weit jüngeren und an Ge-

lehrsamkeit ihm jedenfalls weit nachstehenden Halblaien aufmerksam gefolgt, und obwohl er sicherlich vom Standpunkte der exakten Wissenschaft Vieles dagegen einzuwenden hatte, war doch in seinen geistvollen Zügen weder Mißbilligung, noch Geringschätzung zu lesen; vielmehr sprach sich darin ein gewisses Wohlwollen deutlich aus.

„Ich glaub' sie gefunden zu haben," — antwortete Botmann schlicht. „Ueber die Möglichkeit eines Irrtums tröstet mich Johannes von Müllers treffliches Wort: ‚Die Wahrheit ist in Gott, uns bleibt das Forschen.'"

Der Gelehrte nickte ermunternd, und Botmann fuhr fort: „Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß solche Wahrnehmungen aus der Ferne vermittels eines sechsten Sinnes gemacht werden, dessen Thätigkeit uns nur aus dem Grunde so selten zum Bewußsein kommt, weil sein Organ nicht wie die der übrigen Sinne auf der Oberfläche unsres Körpers sich befindet und deshalb auch bei Weitem nicht zu solcher Schärfe ausgebildet ist, wie diese. Gesicht, Gehör u. s. w. sind beim neugeborenen Kinde nicht minder unbeholfen, als bei uns der sechste Sinn, aber weil die Pfleger des Kleinen recht wohl wissen, wozu Augen und Ohren da sind, so bilden sie nach und nach diese Organe zu der uns bekannten Leistungsfähigkeit aus. Anders ist es mit dem Werkzeuge des sechsten Sinnes. Trotzdem hat jeder Mensch mit ihm schon Wahrnehmungen gemacht, aber da er sie sich nicht zu erklären vermochte, half er sich mit dem Begriff der Ahnung und ähnlichem bequemen Flickmaterial aus. Da jedoch Ahnen hier nicht Voraussehen, sondern nur Indiefernesehen bedeutet, glaube ich bestimmt, daß es in diesem Sinne dereinst seinen geheimnißvollen Beigeschmack verlieren und mit Sehen und Hören in eine Linie gestellt werden wird."

Der Professor hatte schweigend zugehört und fragte nun mit unbeweglichem Gesicht: „Sie sprechen da von einem geheimnißvolleu Organ im menschlichen Körper; wo finden Sie das?"

„Für das Organ des sechsten Sinnes halte ich die Zirbeldrüse," — war die schlicht, aber bestimmt gegebene Antwort.

„Hm — die Zirbeldrüse," — sagte darauf blos sinnend der Gelehrte, und wieder war an seinem Gesicht durchaus nicht zu erkennen, was er dachte. Es trat daher eine Pause ein, weil Niemand sich mit einer Bemerkung für oder wider hervorwagen mochte, bis endlich eine wißbegierige junge Dame naiv fragte:

„Was ist denn eigentlich die Zirbeldrüse?"

„Die Zirbeldrüse," — erwiderte Botmann, — „ist ein etwa erbsengroßer runder Körper in der Mitte des menschlichen Gehirns, dessen Zweck die Wissenschaft bis jetzt noch nicht festzustellen vermocht hat. Da jedoch die Natur eine vortreffliche Haushälterin ist und in ihren Organismen nirgends auch nur ein Fäserchen zwecklos verwandt hat, so haben viele Forscher schon versucht, hinter die Funktionen dieses seltsamen Körperchens zu kommen. Cartesius sah es als den Sitz der Seele an. Neuerdings hat man die

Hypothese aufgestellt, die Zirbeldrüse sei ein drittes, nur in rudimentärer Entwicklungsform steckengebliebenes Auge des Menschen. Dieser Annahme jedoch widerspricht einerseits die Architektur des menschlichen Kopfes überhaupt, andrerseits auch der Umstand, daß der fragliche Körper bei den dem Menschen am nächsten stehenden Tieren fehlt. Daß er gänzlich zwecklos wäre, ist bei der erwähnten Wirtschaftlichkeit der Natur sehr unwahrscheinlich. Auch hat man beispielsweise beobachtet, daß nach Entfernung der im Halse sitzenden Schilddrüse, deren physiologische Bedeutung gleichfalls unbekannt ist, der Mensch langsam dahinsiecht. Diese hinsichtlich ihrer Bestimmung rätselhaften Körper müssen also doch für den Organismus wesentlich sein. Wenn nun dem Forscher auf der einen Seite ein seiner Bedeutung nach unerklärtes Organ im Centrum des Gehirns und auf der anderen Seite unbezweifelbare Bethätigungen eines sechsten Sinnes aufstoßen, was ist da natürlicher, als daß er die beiden Erscheinungen in ursächlichen Zusammenhang bringt? Auf diese Weise bin ich dazu gekommen, die Zirbeldrüse dem sechsten Sinne als Werkzeug zu vindiciren. Noch vermag ich meine Annahme nicht wissenschaftlich zu begründen, aber ich hoffe, das es in absehbarer Zeit, wenn nicht mir, so doch der Forschung im Allgemeinen gelingen wird, den Nachweis zu führen."

Botmann schwieg. Er hatte schlicht und ohne alle Wichtigthuerei gesprochen. Um die Wirkung seiner Rede war er völlig unbekümmert; er hatte nur mit dem, was er für die Wahrheit hielt, nicht hinterm Berge halten wollen. Frau v. Wilhelmy schaute mit lebhaft geröteten Wangen leuchtenden Blickes zu ihm auf wie zu einem Propheten. Sie gab sich nicht die geringste Mühe, ihr tiefgehendes Interesse für diesen Mann zu verbergen.

Der Eindruck, den der Vortrag auf die übrigen Hörer gemacht hatte, war ein geteilter. Die Damen wußten mit der physiologischen Hypothese nichts Rechtes anzufangen. Ihnen wäre eine Erklärung durch Vermittelung einer unsichtbaren Geisterwelt viel lieber gewesen. Die Herren schauten größtenteils erwartungsvoll auf den Professor Sturm wie auf einen geistigen Leithammel, um den Sprung seines Urteils möglichst getreu nachzuspringen. Der Gelehrte aber hatte den Blick gesenkt und schaute nachdenklich vor sich hin. Seine Meinung war schlechterdings nicht zu erkennen. —

So kam es, daß Niemand das Wort nehmen mochte, auch die Urteilsfähigen unter den Hörern nicht, und daß sich der ganzen Gesellschaft eine recht unbehagliche Stimmung bemächtigte, die zu bannen auch dem allzeit gewandten Hausherrn nicht gelingen wollte. Wer irgend einen schicklichen Vorwand wußte, machte Anstalten, sich zu verabschieden. Andere schlossen sich an, und das mitten entzweigerissene fesselnde Gespräch blieb gleichsam suspendirt für eine Fortsetzung zu gelegener Zeit.

Auch Doktor Settelmann, der am späten Abend noch in einem wissen-

schaftlichen Verein erwartet zu werden behauptete, rüstete zum Aufbruch, und da Botmann die peinliche Störung der allgemeinen Gemütlichkeit wie eine Schuld auf sich lasten fühlte, benützte er, trotz des schmerzlichen Vorwurfs, der in Frau v. Wilhelmys Augen sich aussprach, die Gelegenheit, dem Herrn, der ihn eingeführt hatte, sich zuzugesellen.

Die junge Frau reichte ihm wehmütig die Hand und fügte ihrem Abschiedsgruße ein leises inniges „Auf Wiedersehen!" hinzu.

„Wer weiß," — erwiderte er gleichfalls mit gedämpfter Stimme, indem plötzlich ein finsterer Schatten über sein Gesicht flog, „ich habe das Gefühl, als schnürte die bewußte Schlinge mir bereits körperlich den Fuß zusammen. Leben Sie wohl, gnädige Frau."

Im Vorzimmer stieß er auf Professor Sturm, der ihm, jetzt zum zweiten Male aus seiner Reserve heraustretend, ganz freundlich die Hand schüttelte und sogar sagte: „Wenn Sie mich gelegentlich besuchen wollen, wird es mich freuen. In meinen Sammlungen findet sich vielleicht manches, was Sie interessirt.

Die Gesellschaft lichtete sich nun mehr und mehr. Wer mit der gastlichen Familie nicht auf ganz vertrautem Fuße stand, empfahl sich, und eine Verabschiedungsscene reihte sich an die andere.

Da nach dem Gewitter eine köstliche erfrischende Luft wehte, machten die Meisten sich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt. Herr v. Röder hatte sich zu Professor Sturm gesellt, in der Hoffnung, den Gelehrten unter vier Augen minder schweigsam zu finden.

„Ich bin begierig," hub er an, während sie langsam die breite Platanen-Allee des Villenviertels durchschritten, „Ihre Meinung über diesen kühnen, aber, wie mir scheint, nicht uninteressanten jungen Mann zu hören, Herr Professor. Ich begreife wohl, warum sie vor der Gesellschaft damit zurückhielten, aber mir gegenüber — —"

„ — kann ich die Reserve schon aufgeben —" fiel der Gelehrte rasch ein; „gewiß! Es ist mir sogar nicht unlieb, daß Sie mir Gelegenheit geben, darauf zurückzukommen. Ich halte den Mann für einen beachtenswerten Kopf und glaube, daß er in der Zukunft noch von sich reden machen wird."

Röder fand darauf nicht gleich eine Antwort, und der Professor fuhr mit einem etwas satirischen Lächeln fort:

„Es überrascht Sie, Einen von der Zunft so vorurteilsfrei über einen Dilettanten urteilen zu hören? Glauben Sie mir, daß ich nichts so sehr hasse, wie Kastendünkel und Zopftum. Ich verlache keine Hypothese, mag sie ausgehen, von wem sie will, solange ich sie nicht widerlegen kann. Und so wissenschaftlich unhaltbar die Behauptungen dieses Mannes auch klingen mögen, wissenschaftlich widerlegbar sind sie vor der Hand nicht. Der Mann besitzt den Spürsinn und die zähe Ausdauer des gelehrten Forschers und verbindet damit die Gestaltungskraft des Künstlers. Aus solchen Elementen

erwachsen die wirklich großen Männer auf wissenschaftlichem Gebiet. Wenn er erst gelernt haben wird, seiner kühnen Phantasie zu Gunsten der wissenschaftlichen Gründlichkeit Zügel anzulegen, kann er nach meiner Meinung ganz ungeahnte Erfolge erringen."

Der Professor hatte sich, ganz gegen seine sonstige ruhige Art, förmlich in Eifer geredet, und Herr v. Röder nahm, als ihre Wege in der Stadt sich schieden, die Ueberzeugung mit sich, daß Botmann wirklich ein bedeutender Mensch sein müsse. Die Theorien von den undichten Wesen und besonders von dem sechsten Sinn wollten dem erfahrenen Mann allerdings nicht einleuchten — doch wer mochte wissen, welche unerhörten Entdeckungen diesem jugendlichen Forscher noch beschieden sein konnten! — —

In dem Normann'schen Salon war es inzwischen ziemlich still geworden. Nur einige intimere Bekannte der Familie waren noch anwesend, und auch diese waren bereits zum Aufbruch gerüstet und standen, mit dem Konsul und seiner Gattin noch einige Worte wechselnd, unter dem Kronleuchter. Es lastete etwas Unheimliches, Unfaßbares auf den Gemütern, das die Stimmung unwillkürlich bei Allen bedrückte, obwohl anscheinend dazu gar kein Grund vorhanden war. Die ungewöhnliche Unterhaltung während des Abends mochte noch ihre Nachwirkung auf die Nerven üben; damit suchte man sich zu beruhigen, aber zu bleiben verspürte Niemand Lust.

Frau v. Wilhelmy hatte sich von der Gruppe der Anwesenden zurückgezogen und stand, in Gedanken versunken, am Eingang zu einem Seitenkabinet allein.

Plötzlich durchgellte ein lauter Schrei den stillen Raum; man vernahm den angstgepreßten Ausruf: „Botmann — Botmann!" und als Alle sich erschrocken umsahen, war die junge Frau ohnmächtig in einen Fauteuil gesunken.

Man sprang entsetzt hinzu und leistete ihr bebend die erforderliche Hilfe. Sie kam nach wenigen Minuten wieder zu sich, blieb aber totenblaß und starrte mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens fortwährend nach einer Richtung hin. Frostschauer schüttelten ihren zarten Körper, und nur mühsam brachte sie nach einiger Zeit die Erklärung hervor, sie habe im Rahmen der offenen Verandathür auf dem dunklen Hintergrunde des Gartens Botmann mit blutendem Kopfe stehen sehen. Aus einer klaffenden Stirnwunde sei das Blut über seine geschlossenen Augen herabgeströmt.

Mit stockendem Atem hörten Alle zu; Niemand sprach ein Wort, und wenige Minuten später hatten sich die letzten Gäste still entfernt, nachdem sie die beruhigende Kunde vernommen, daß der in dem Villenorte wohnende Arzt gerufen und auch bereits unterwegs sei. — — —

Am nächsten Morgen trafen sich von ungefähr Professor Sturm und Dr. Settelmann am Hauptportal der Universität. Letzterer rief schon von Weitem: „Haben Sie schon das Schreckliche gehört? Botmann ist tot. Auf dem Wege zur Stadt trennte er sich von mir, um noch einen einsamen

Spaziergang durch die nächtliche Stille zu machen, was ihm nach angeregter Unterhaltung immer Bedürfniß sei. Auf dem Rückwege ist er dann bei den ersten Häusern der Stadt von den durchgehenden Pferden einer Equipage über den Haufen gerannt worden und so unglücklich mit der Stirn auf die Kante einer hochliegenden Trottoirplatte gefallen, daß der Tod wahrscheinlich auf der Stelle erfolgt ist. Jedenfalls ist er bereits tot nach dem nächsten Hospital gebracht worden."

Der Professor senkte ernst seine Stirn und erwiderte kein Wort. Das schreckensvolle Ende des Mannes, von dem sie sich noch wenige Stunden vorher in voller Lebensfrische verabschiedet hatten, erschütterte beide Herren tief. Die Toten reiten schnell, und in solchen Momenten pflegt auch den stärksten Geist ein zages Bangen zu beschleichen.

Als die Vision der jungen Frau bekannt wurde, da verstummten auch die frivolsten Spötter, und Herr v. Röder, der sich gern mit solchen Problemen beschäftigte, pflegte zu sagen, Botmann habe noch im Tode seine Hypothese bestätigt.

Frau v. Wilhelmy, die sich von dem Schlage nicht wieder erholte, ist wenige Jahre später einem schleichenden Leiden erlegen, nachdem sie sich von jeglichem Verkehr zurückgezogen hatte.





Lauscha.

Eine Skizze aus Thüringen.

Von

A. Evers.

— Lübeck. —

Eines der alleroriginellsten Dörfer Thüringens ist Lauscha. Es liegt in einer hochromantischen Ecke des Thüringer Waldes, just da, wo die Bahn, die von Koburg über Sonneberg nordwärts führt, mitten in einem Gewirr von Bergen und Felsen endet, und wo dereinst im 16. Jahrhundert sich zwei Evangelische, um ihres Glaubens willen vertrieben, niederließen, worauf sie als Glasbläser die erste Glashütte des Thüringer Waldes, die von Bedeutung für die neuere Zeit wurde, hier gründeten. Gerade hier ist die Quelle jener Glasindustrie entsprungen, die jetzt weithin über Berge und Thäler Thüringens ihre Netze ausspannt, und unzählige Schaaren fleißiger Familien auf dem Walde nährt. Die beiden Ur-urahnen des Dorfes hießen Hans Greiner aus Schwaben, der Schwabenhans, und Christoph Müller aus Böhmen, und da sie sich an den Spruch hielten: „seid fruchtbar und mehret Euch," so trugen zahlreiche Kinder ihre Namen; und deren Kinder wieder, und so weiter, eine große Nachkommenschaft durch alle Jahrhunderte hindurch bis heute. In Folge dessen heißt heute fast jeder in Lauscha Eingeborene entweder Greiner oder Müller, also daß es heute über 800 Personen des Namens Müller, und über 300 des Namens Greiner giebt. Dies würde nun zu ewigen Verwechslungen die schönste Gelegenheit bieten, wenn sich die neckluftige Bevölkerung nicht dadurch zu helfen gewußt hätte, daß sie Jedem männiglich seinen Spitznamen zuerteilte. Dieses Spitznamens schämt sich aber bei Leibe keiner der ironisch Getauften, im Gegenteil, Jeder sucht den seinen nach Kräften zu Ansehen zu bringen. Da giebt's einen Greiner Nußfritz, Greiner Mauschel, Schwanz, Nixer, Fatz und Protzer; Greiner Stürmers Jörg erfand den Blasebalg, sowie eine wundervolle Glasharmonika, und Karl Greiner, alt Vetterle, die Märbelscheere und eine Glasknopfpresse, Müller Senf ward ein großer Hofopernsänger, und weltbekannte Handelsherren, deren Erzeugnisse über den ganzen Erdball gehen, verleihen mit Stolz ihren so errungenen Namen ihren Weltfirmen und stellen denselben an die Spitze ihrer Geschäftsbriefe und Kataloge. Durch die weite Welt bekannt ist die Firma Elias Greiners Vetters Sohn, ebenso Ludwig Müller Uri, seiner hünenhaften Kraft wegen nach den „Männern von Uri" benannt, der zuerst hier künstliche Menschenaugen aus Glas fabricirte.

Er war nicht nur von der herkulischen Kraft, jeden Gegner, mit dem er sich maß, und wenn auch mehrere gleichzeitig waren, aus dem Felde zu schlagen, sondern er übertraf in der Nachbildung von Tier- und Menschenaugen selbst die besten Erzeugnisse von Paris, die, um die Mitte des Jahrhunderts, das Stück bis zu 20 Louisd'or kosteten. So wunderbar verstand er seine Kunst, daß bei guter Einfügung in die Muskulatur des Augapfels und bei sorgfältiger Bemalung seine Glasaugen nicht von den gesunden Augen zu unterscheiden waren. Ein Sohn von ihm führt das Geschäft in Lauscha fort, ein anderer ist Inhaber eines solchen in Coburg.

Es ist nicht nur ein rastlos fleißiges Völkchen, das hier „in der Lauscha" haust, sondern die jahrhundertealte Meisterschaft in Glasarbeiten, die es jedes Jahr auf etwas Neues und Ueberraschendes sinnen läßt, hat auch einen raschen, leicht beweglichen Geist in ihm entzündet, und die tausenderlei zierlichen buntschillernden Erzeugnisse seines Fleißes sind so recht ein Spiegel seiner heitern Lebenslust und Schelmerei.

Das Dorf wuchs aus kleinen Anfängen rasch und rascher, 1781 zählte es erst 490 Seelen, 1895 schon 4405, und jetzt prangt ein Schulpalast in seiner Mitte, der nicht weniger als 150,000 Mk. gekostet hat. Ursprünglich hatte das Dorf es freilich nicht so gut, eine eigene Schule und Kirche zu besitzen, sondern war nach Steinheid eingepfarrt, und wenn die kleinen Buben und Mädel es schon sauer hatten, dorthin den weiten rauhen Pfad durch's Gebirge zu traben, um Schreiben und Lesen sich beibringen zu lassen, so war es für die Aermsten, die eine Leiche dort zu bestatten hatten, erst recht schwierig, beim Unwetter oder Schneesturm durch die Wälder dorthin zu bringen, und es wird erzählt, daß dazumal die Dörfler manchen Sarg unterwegs auf halbem Wege stehen lassen, oder in die hohen Schneeschanzen hineinschieben mußten, bis die Unbill des Winters aufgehört und mildere Witterung ein Weiterkommen ermöglichte. Der Pfarrer, der aus Steinheid herüberkam, hatte zum Lohn für den beschwerlichen Gang Anspruch auf „notdürftiges Essen und Trinken" und auf extra 10 Groschen Weggeld.

Die dichten Waldberge, die Lauscha von allen Seiten umringen, halten es nicht nur warm, sondern gewährten auch solchen Schutz, daß im dreißigjährigen Kriege die Soldaten von keiner einzigen Seite das Dorf in seiner versteckten Lage auffanden und es mithin von aller Not und Drangsal jener bösen Zeit völlig verschont blieb, während andere Dörfer der Umgegend weit und breit blutig litten. 1806 tönte zwar der Kanonendonner von Saalfeld, nach Aussage der ältesten Leute, bis hier herüber, dennoch fand nach der Schlacht nur ein vereinzelter verwundeter Kämpfer seinen Weg bis in diesen stillen Winkel. Auch bei den vielen Durchzügen der Russen 1814—1815 kam Lauscha mit einem blauen Auge davon, wenn auch Schultheiß, Schulmeister und andere Respektspersonen ein Lied von den Prügeln singen konnten, welche ihnen die übermütige Einquartierung nach Belieben verabfolgte, und 1816 brach, wie Fama berichtet, dann ein Notstand aus, so groß, daß die Armen Kleie und Gras untereinanderkochten, ihren Hunger zu stillen. Doch ein frischer, frommer Sinn überwand das Alles und brachte das Dorf in unserer Zeit zur gedeihlichsten Blüte.

Von Alters her begann das Tagewerk in der Glashütte nicht eher, als bis gemeinsam ein geistliches Lied angestimmt worden, eine schöne Sitte, die noch heute sich in mancher dieser Glashütten Thüringens erhalten hat. An das Recht zum Betrieb der Hütte waren, wie überall, mancherlei Bedingungen geknüpft, so mußte „ein Schock reinlicher, ziemlicher Trinkgläser" jährlich für die Hofhaltung des regierenden Herzogs geliefert werden, und das von dort bestellte Glasgerät 1 Pfennig billiger sein, als es an gewöhnliche Sterbliche verkauft wurde.

Schon die ersten Glasmeister sannen unablässig auf Neues, um ihre Waare leichter anzubringen, oder ihren Wert zu erhöhen, und so kamen sie dazu, selber ernste oder lustige Reime zu dichten, durch die sie ihre Trinkgläser weit und breit beliebt machten. Echt volkstümlich lautet die Inschrift eines Glases aus dem Jahre 1684:

„Ich bin schön hell und klar — aus Sand und Asch' gemacht,
Durch Menschenkunst und Wind — in solche Form gebracht,
Setzt man mich unsanft hin — so brech' ich gleich entzwei:
Mich dünkt, ein Mensch und ich — das ist fast einerlei."

Ein anderer Spruch heißt:

„Wie der Hirsch zur dürren Zeit
Sich nach frischem Wasser sehnt,
Wie ein Kindlein weint und schreit,
Wenn es von der Brust entwöhnt,
Also lechzet für und für
Meine Kehle stets nach Bier."

Das Charakteristische dieses Versleins ist, daß die Sehnsucht nach Bier auch schon vom Jahre 1621 an einen guten Trank in Lauscha hat brauen lassen, und die Bierbrauerei heutigen Tages dort so florirt, daß das Bier von Lauscha es wohl mit dem köstlichen Bier von Coburg und dem des benachbarten Baiern aufnehmen kann und einen ansehnlichen Erwerbszweig, der einen immer größeren Aufschwung nimmt, hier bildet.

Etwas Berauschendes hat schon die Natur hier, wenigstens hatte sie es für uns an den herrlichen Sommertagen, an denen wir durch die taufrischen Wiesen und durchsonnten Wälder, von Neuhaus am Rennsteig aus, so manches Mal hierher gingen. Das Dorf liegt so bezaubernd schön in seine Berge eingeklemmt, daß es einen gar nicht wundern kann, wenn ein Zug von angeborenem Schönheitssinn und von überquellender Ursprünglichkeit seine Bevölkerung adelt. Mit Recht heißt's im Lied:

„Nach der Lausch', nach der Lausch', zieh nicht nach der Lausch',
Vermeide es ja auf der Tour!
Sonst trinkst Du Dir hier einen mächtigen Rausch
An all' unsrer schönen Natur!"

Nie werde ich den überaus malerischen Eindruck vergessen, den Lauscha auf uns machte, als wir es zum ersten Mal beim Austritt aus dem hohen Fichtenwalde vor uns liegen sahen. Steil bergab ging es durch die lange, enge Dorfstraße. Bei dem warmen Wetter standen alle Fenster in den Häusern offen, und man sah die Leute emsig bei ihrer Glasarbeit. Ein großer Gasometer im Thal versorgt sämmtliche Fabriken und Glasbläsereien im Dorf und in den benachbarten Orten mit Leuchtgas, und so hörten wir Haus an Haus die Apparate summen und rauschen und sahen die kleinen Stichflammen wie Leuchtkäfer aus dem dunklen Innern der Stübchen aufblitzen. Ein Hauptindustriezweig Lauschas ist der Christbaumschmuck, dessen Export von Jahr zu Jahr großartigere Dimensionen annimmt. Ein Land nach dem andern, das früher die Sitte des deutschen Christbaums nicht einmal dem Namen nach kannte, fängt jetzt an, unsere heimische Lieblingssitte auch bei sich einzuführen und verlangt, daß Deutschland ihm den Baum zum Feste aufputzen soll. Dies besorgt nun in erster Reihe das sangeskundige, liederfrohe, allezeit lebensfreudige Lauscha. Welche Bevölkerung paßte auch besser dazu, der Welt an ihrem strahlendsten Fest- und Freudentag den Tannenbaum zu schmücken? In den Fabriken hier werden noch sonst die mannigfaltigsten Glaswaaren gefertigt, Trinkgeräte, vielfarbige Spielkugeln, Instrumente und hundert andere anmutige oder wertvolle Dinge, in den Häusern überwiegt augenblicklich wegen der ungeheuren Nachfrage der Christbaumschmuck. Alle Augenblicke sahen wir vor den Haustüren die roten, blauen, grünen, silbernen und goldenen Glasherrlichkeiten, die bestimmt waren, Weihnachten an Millionen von Tannenbäumen über den ganzen Erdball hin zu glitzern, auf Bretter dutzendweise aufgesteckt, zum Trocknen stehen. Es gab der steilen Bergstraße, die in's Thal hinabführt, ein merkwürdig buntes, heiteres Aussehen, das einzig zu diesem Dorfe paßt. Denn bergab, bergauf zieht der Ort, in die eine Schlucht und in die andere, und noch in eine und wiederum weiter um die Berge herum, und denkst Du eben, Du hast sein Ende end-

lich erreicht, so thut sich Dir ein lauschiger Winkel auf, in dem so recht traulich und verstohlen wieder eine neue malerische Gruppe von Gebäuden zusammenhockt, und blickst Du empor, so grüßen Dich von den steilen, engen Bergwänden verwitterte Hütten mit schwarz geräucherten Bretterwänden, und entsetzest Du Dich eben über ihre Armut, so fällt Dein Auge gegenüber auf blumengeschmückte Terrassen mit schmucken Villen, deren Wände in den heitersten Mustern der hiesigen Schiefermosaik weithin in die Lande glänzen. Haus an Haus drängt sich lustig, hier bescheiden, dort behäbig, in den steilen Straßen, und hinter den Fenstern beobachtest Du immer wieder etwas Neues und Apartes. Hier hängt in einem armen Stübchen unter der ganzen Decke eine purpurrote Glaskugel neben der anderen, wie ein dunkelroter Himmel, dort siehst Du durch ein offenes Fensterlein einen jungen Mann einen Glasballon größer und größer blasen und erkennst, daß es eine jener silberglänzenden Riesenkugeln werden soll, wie sie in Gartenrestaurants die Gegend widerspiegeln und die, wenn Du so eitel bist, hineinzublicken, Dir eine so übertrieben schmeichelhafte Meinung von Deiner Schönheit beizubringen pflegen. Wieder ein Haus weiter und ein junger Tausendsasa zauberte Anderes hinter seiner Stichflamme. Mit großem Interesse beobachteten wir seine Geschicklichkeit, und alsobald öffnete er freundlich das Fenster und bot uns an, uns die Werke seiner Kunst zu zeigen. Wir traten ein, und zutraulich erklärte er uns, in welcher Weise er die unendlich mannigfaltigen Arten des modernen Christbaumschmucks herstellte. Der glühende Glaskörper wird in Silber, Gold, Purpur oder andere Farben und Lackmischungen sekundenlang eingetaucht oder der verschönernde Stoff hineingeblasen, und im nächsten Augenblick ist schon das reizendste Wunderwerk vor Dir erstanden. Manches hat dann noch ein Bad nach dem andern zu nehmen, bis es immer eleganter wird und zuletzt in allen Regenbogenfarben schillert. Zum Schluß wird es oft noch bemalt. Auch darin war der junge Blondkopf ein liebenswürdiger Erfinder. Was für allerliebste Dinge hatte nicht sein Pinsel auf die rosa, hellgrünen, dunkelroten und perlmutterfarbenen, oft seiden- und atlasartig glänzenden Glaskugeln phantasirt, Blumen und Vögel, wie sie hier die Wälder beleben, Insekten groß und klein, ja, sogar Landschaften mit murmelnden Bächen, Brücken und schlanken, doppeltürmigen Domen. Er konnte, wie es schien, Alles hexen, was er wollte, und da ihn unser Vergnügen daran freute, setzte er sich hinter seine Gasflamme, fing wieder an seine Gasröhre zu erhitzen, hineinzublasen, sie in neue Formen zu drücken, wieder hineinzuhauchen, sie herauszunehmen, zurechtzubiegen und abzuschneiden, und fast eben so schnell, wie ich es erzähle, lagen Haselnüsse, Wallnüsse, Brombeeren, Pflaumen, kurz, was sich unser Herz nur wünschen konnte, vor uns. Diesem jungen Arbeiter, der zugleich in der Malerei seines Faches gründlich ausgebildet war, machte seine Thätigkeit, wie er selbst gestand, Vergnügen, auch merkte man ihm an, mit welcher Lust er sie ausübte. Doch nicht immer ist das der Fall, oft hört man den Seufzer, daß die übertrieben große Konkurrenz, die auch auf diesem Gebiet so grausam rasch um sich greift, die an und für sich schon so bescheidenen Löhne allzutief niederdrückt. Aber nie klingt hier Bitterkeit und Unzufriedenheit durch, wie anderswo, nur Niedergeschlagenheit darüber, daß die anhaltendste Arbeit nicht mehr einbringt, gleich darauf bricht wieder die helle Lebenslust hervor. Wir gingen einige Schritte weiter, und vor einem offenen Fenster saß ein Mann und blies Hirsche aus seiner Glasröhre. Wenn ich es Euch doch nur zeigen könnte, wie graziös diese edlen Tiere mit ihren schlanken Beinen und den stolzen Geweihen aus der Flamme geboren wurden, theils in ganz kleinen Liliputverhältnissen, um eine Cigarrenspitze zu krönen, Hirsche, so klein, wie eine Stecknadel etwa lang ist, aber jedes Gliedchen naturgetreu, und das Geweih so fein ausgeführt, der Körper so charakteristisch, und das Alles frei aus dem Kopfe so zart hingehaucht, wir konnten uns kaum satt daran sehen. Nur der Sonnenschein lockte verführerisch weiter von Haus zu Haus, durch die engen Schluchten. Wo nicht Glas geblasen wurde, da sahen wir Malereien. Vor einem Laden standen wir still und entdeckten Kunstwerke von hohem Werte hinter dem Fenster, denn in der Porzellanmalerei, besonders in der Bemalung kleiner Porzellanplatten, mit Kopieen nach alten oder neuen Gemälden oder mit Porträts

nach Photographien, leistet man hier derart Vollendetes, daß Künstler wie Thumann, Kaulbach, Sichel u. A. den hiesigen Firmen das alleinige Vervielfältigungsrecht ihrer Arbeiten übertragen, und manche dieser kleinen Gemälde mit 600 Mk. und darüber bezahlt werden. Selbst der Einzug Karls V. von Makart wurde hier in Porzellanmalerei ausgeführt und bewies 1894 auf der Weltausstellung zu Antwerpen die hohe Stufe hiesiger Tüchtigkeit. Auch für die Verpackung aller dieser Schätze wird gleich am Ort gesorgt. Hier fabricirten geschickte Mädchen und Frauen die unzähligen großen und kleinen Kartonnagen, dort Männer die Kisten, die zum Versand gebraucht werden. Sägemühlen schnitten die Bretter zurecht, und die oben schon erwähnten Brauereien sorgten dafür, daß die durstigen Kehlen der eifrigen Heinzelmännchen allhier nicht zu verschmachten brauchen. Reges, geschäftiges Leben allüberall.

Und dazwischen die Jugend! Diese lustige Fülle von kleinen und allerkleinsten Kindern, die überall auf den Straßen herumkrabbelten und tollten, oder in kleinen Gruppen an und auf den hohen Eingangstreppen vor jedem Hause saßen. Viele hatten sich abgebrochene Enden von Glasröhren, die bergehoch im Walde am Eingang des Dorfes liegen, aufgelesen und machten Seifenblasen, genau so gewandt, wie sie die Eltern die Glaskugeln blasen sahen, und schienen sich äußerst wichtig vorzukommen in ihrer possirlichen Nachahmung. Kinder wohin man sah, Kinder wie Sand am Meere, Kinder zu Tausenden, Kinder zu Millionen, Kinder so viele, daß man denken konnte, das ganze Deutsche Reich habe seine kleinen Struwelpeters hier abgesetzt. Und reizend, wie es nichts Reizenderes geben kann, war das kleine Gelichter, trotz seiner Rotznäschen und seiner pechschwarzen Patschhändchen und seiner heidelbeerblauen Mäulchen und seiner eingeschmierten Kittelchen. Manche hatten auch nicht einmal ein Kittelchen, sondern krochen nur in ihrem kleinen Hemdchen in dem sonnigen, knietiefen Staub der Straße herum, ja einige der Allerkleinsten hatten sich in der großen Hitze auch des Hemdchens entledigt und sonnten sich, wie sie Gott geschaffen hatte, vor der elterlichen Hütte, und die Hühner mit ihren Kükenschaaren, und die Enten mit ihren kleinen Gösseln trippelten und watschelten dazwischen, daß wir immer bange sein mußten, auf ein Küken, ein Kind oder ein Gössel zu treten, und nur bejammerten, daß Ludwig Richter nicht mehr lebte, der wie kein Anderer verstanden hätte, diese göttliche Kinderwimmelei mit poetischem Stift wiederzugeben. Und da war die Schule eben wegen der Hitze geschlossen, und die tausend Kinder, die in der Dorfschule von Lauscha Weisheit schlürfen, strömten jauchzend und jubelnd in hellen Haufen daher, schwangen ihre Bücher über dem Kopf, knufften und pufften sich und vollendeten erst recht die heitere Physiognomie dieses entzückenden Bergnestes. Bei jeder Biegung des Weges lag irgend eine andere großartige industrielle Anlage mit dampfendem Schlot vor uns, und amtseifrig sprang die Lauscha in großen Sätzen über die Felsblöcke. Die arme Seele weiß kaum, wie sie mit all der Arbeit fertig werden soll, darum muß sie sich so hetzen. Da sind noch Massenmühlen für die Porzellanfabriken und Märbelmühlen und weiß Gott was für Mühlen sonst noch, die von ihr getrieben werden wollen, und in ihrer Angst, nicht allein auszureichen, ruft sie die kleine frische plappernde Göritz zu Hilfe, und die rauscht mit aller Kraft heran, und nun kommt auch die Steinach daher, die Lauscha ergießt sich selbstverleugnend in ihre Flut, und wie unternehmend braust nun die Steinach weiter, hinab in ihr herrliches Steinachthal, o wie schön das ist, ein armer Stümper wie ich kann das garnicht schildern, wo soll ich die Farben hernehmen, die tiefen, dunkeln Waldesschatten dieser geheimnißvollen Schluchten, die kühnen und doch auch lieblichen Formen dieser Höhen und schroffen Abstürze und den steten Wechsel dieser vor- und zurücktretenden Schluchten und verschwiegenen Thäler zu malen und diese Tannen, die bis in die Wolken steigen möchten. Kommt und seht, kann ich nur sagen, aber nein, bleibt lieber weg — denn unter vier Augen will ich es Euch gestehen, ein stiller Reiz dieser ganzen Gegend besteht darin, daß sie noch so unberührt vom eigentlichen Fremdentreiben geblieben ist. Kein karirter Engländer, keine radelnden Kilometerfresser, keine aufgezäumten Modedamen aus der Großstadt, die ihre Toiletten spazieren führen. Heilige Waldesein-

samkeit und doch das raschpulsirende Leben des regsten Industriefleißes dicht daneben, Eines dem Andern Zauber verleihend, eine Vereinigung, wie sie anziehender nicht möglich. Wir begreifen vollkommen, daß Lauscha seinem Regenten, dem Herzog von Sachsen-Meiningen, ganz besonders an's Herz gewachsen sein soll, wie uns die Leute in den umliegenden Dörfern erzählten. Alle beneideten sie Lauscha um die Vorliebe seines Herzogs und um seine gütige Fürsorge, aber sie selbst wurden auch nicht müde, die Originalität seiner Bewohner hervorzuheben. Wir hatten den Eindruck, Lauscha sei ein Liebling dieser Gegend in weitem Umkreise.

Als wir das letzte Mal hingingen, hörten wir es plötzlich über uns in der Höhe lustig donnern und krachen. Es war Schützenfest — der große Tag des Jahres — und droben am Schützenhaus, wo die Fahnen flatterten und die Guirlanden sich von Ast zu Ast schlangen, fing es an, lebendig zu werden. Noch sahen wir freilich in vielen Häusern die Männer hinter dem Glasbläsertisch, aber der eine und der andere fing schon an seine Arbeit fortzupacken und den Arbeitskittel an den Nagel zu hängen, und nachdem wir im „wilden Mann" zu Mittag gegessen, zogen schon in ihren festlichsten Kleidern die Leute, je Vater, Mutter und die zahlreiche — voran und hinterher trippelnde — kleine Sippschaft, empor die steilen Wege zum Festplatz, oder weiter hinaus in den Wald und in die Berge.

„Durch den finsteren Tannenwald führt Dich der Pfad,
Geschützt vor dem sengenden Strahl,
Du steigst zu des „Lauschensteins" schwindelndem Grat
Und schaust hinunter in's Thal.

Und Du steigst, ob das Pfädchen auch enge und steil,
Zur Wacht des Kroaten hernach,
Und schaust auf der Häuser nie endende Zeil
Mit des Schiefers hellschimmerndem Dach."

Auch wir stiegen hinauf und blickten von der Kroatenwacht am Walde lagernd in das Dorf hinab.

Aus hohen Schornsteinen zog der Rauch der Glashütten, aus den Höfen stattlicher Fabriken bepackte Wagen mit Kartons und Kisten, bunte Blumen nickten von den saubern Fensterbrettern, und die Vögel, die in Käfigen an den meisten Häusern „im Stellerland" hier hängen, zwitscherten mit einander um die Wette, dazwischen rollte das Echo der Schüsse vom Schützenhaus durch die engen Schluchten und hallte von allen Seiten munter wider. Lauscha wollte gerade aufhören, „lauschig" wie kein zweiter versteckter Waldwinkel zu sein, — da kam gerade ein bildhübsches junges Ehepaar von den Bergen hernieder und trat aus dem dunkeln Walde heraus. Ihnen voran zogen ihre drei kleinen Mädchen von 5, 6 und 7 Jahren, kraushaarig alle drei und in hellen rotkarirten Staatskleidchen, sie hatten sich alle Drei angefaßt und sangen mit den hellsten, glockenreinsten Stimmchen:

„Wer hat Dich, Du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben!"

Wahrlich, noch nie hat mir das herrliche Lied lieblicher geklungen!

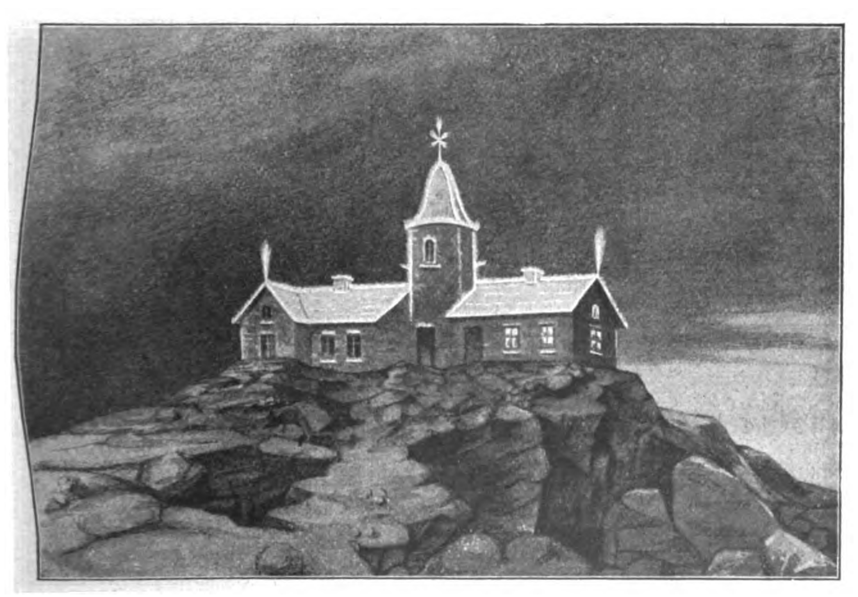
So rein und frisch wie es daher hallte, so rein und frisch lagen die Berge und die Thäler und die friedlichen Hütten und Häuser vor uns, und ein frohes hoffnungsvolles Gefühl durchströmte mich: mein geliebtes Vaterland, wie schön bist Du, bis hinein in Deine abgelegensten Ecken und Winkel, und wie strotzest Du von Gesundheit und Kraft und Tüchtigkeit! Es muß Dir, so Gott will, noch von Jahr zu Jahr eine schönere Blüte bevorstehen!



Illustrirte Bibliographie.

Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. — Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. —

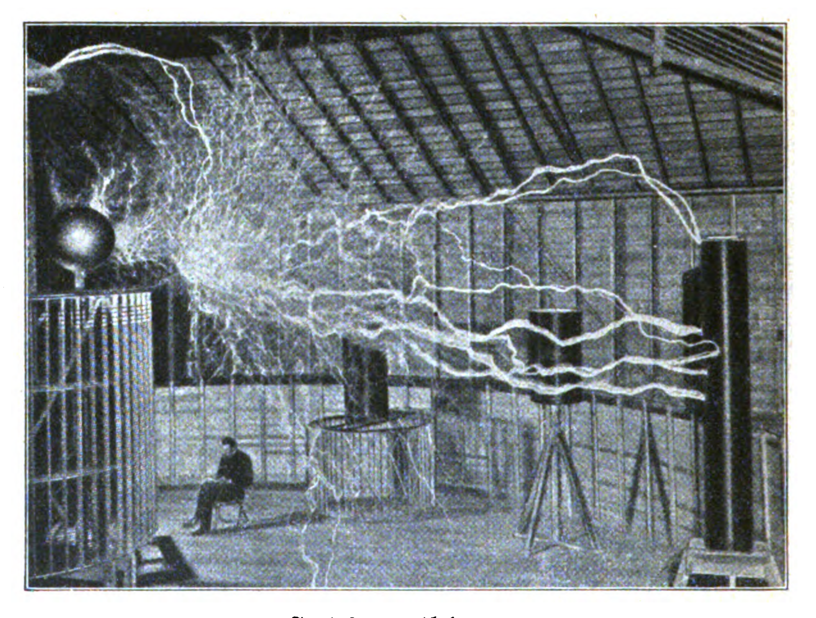
Der als Astronom und früherer Leiter der Berliner Urania allgemein bekannte Verfasser präcisirt zunächst in einem sehr beachtenswerten Vorwort des vorliegenden umfangreichen Werkes (671 S.) seinen Standpunkt bei der Abfassung des letzteren. Dasselbe



Elmsfeuer auf dem Sonnblick. Nach einer photographischen Aufnahme.
Aus: M. Wilh. Meyer, Die Naturkräfte. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

will kein Lehrbuch der Physik oder Chemie sein, sondern es will den Versuch machen, die verschiedenen Erscheinungsgruppen hinsichtlich ihres inneren und einheitlichen Zusammenhanges zu betrachten. „Aus diesem Grunde bringt das Werk nach der einen Richtung weniger, nach der anderen mehr als ein gewöhnliches Lehrbuch.“ Es ist aber in sich ein

Ganzes und nicht etwa blos eine Zusammenstellung von Beobachtungen und Tatsachen. Als Astronom hatte es für den Verfasser einen besonderen Reiz, mit dem von der modernen Forschung beliebten Aufbau der molekularen Systeme, Parallelstellen mit den großen Systemen der Himmelskörper aufzusuchen. Bei der Massenhaftigkeit des zu verarbeitenden Materials hat er, wo es erforderlich war, sich bester Quellen bedient. Wie es in dem geheimnißvollen Wesen der Naturkräfte begründet liegt, mußte auch der Hypothese der nötige Raum gewährt werden, und gerade durch solche Betrachtungen wirkt das Werk Meyers besonders anregend; auf der zweifellosen Richtigkeit der an einzelnen Stellen angeführten eigenen Ansichten will er keinesfalls bestehen. Im Allgemeinen ist der Versuch zu einer Erklärung immer erst gemacht worden, nachdem eine Reihe von Erscheinungen eine specielle Beschreibung gefunden haben. Auf Meinungsverschiedenheiten näher einzugehen, wäre im Rahmen des geplanten Werkes gar nicht möglich gewesen. So exakt wie möglich zu sein und nicht blos in gedrängter Form das ganze Wissen über



Teslastromentladungen.
Aus: M. Wilh. Meyer, Die Naturkräfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

die Materie zusammenzutragen, das hat der Verfasser sich als Aufgabe gestellt und diese in vortrefflicher Weise gelöst. Das Werk enthält nach einer orientirenden Einleitung, in der Ueberblick und Abgrenzung der zu beschreibenden Erscheinungen, ferner die Festlegung der Grundbegriffe der Naturforschung (Raum, Zeit, Bewegung, Kraft und Stoff, Unermeßliches) und die Rolle der Sinneswerkzeuge für die Naturforschung erörtert werden, drei Teile. — Der erste Teil beschäftigt sich mit den physikalischen Erscheinungen und ihren Gesetzen (die großen Bewegungen im Weltall, Schwerkraft, Mechanik, Schall, Wärme, Licht, Magnetismus und Elektricität, Kathoden-, Röntgen- und Bequerelstrahlen). Im zweiten Teil werden die chemischen Erscheinungen (anorganische und organische Verbindungen, die Krystalle, der chemische Zustand mit Bezug auf Temperatur, Licht und Elektricität) betrachtet. Der dritte Teil giebt eine zusammenfassende Darstellung aller Erscheinungen der Natur: „Die Welt der Atome, die Welt des Greifbaren und die Stufe der Weltkörper.“ Es enthält demnach dieser dritte Teil das eigentliche „Weltbild“, das gegen die Details der beiden ersten Teile gleichsam als ein „Gesammtgemälde“ sich hervorhebt. Aus dem umfangreichen Material kann hier natürlich nur Einiges — unter Beifügung bezüglicher Illustrationsproben — angeführt werden. — Das in der Gegenwart besonders

im Vordergrund stehende Kapitel über Magnetismus und Elektricität ist recht interessant behandelt. Bekanntlich liegen die ersten ernsthaften Versuche mit dieser Erscheinungsgruppe nur wenige Jahrhunderte zurück, und erst seit diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume hat sich die moderne Elektricität in großartigster Weise entwickelt und die wunderbarste aller Naturwirkungen in den Dienst der Menschheit gestellt. Der Erdmagnetismus, die statische Elektricität, der galvanische Strom, der Erdmagnetismus, der Induktionsstrom, die Elektrooptik, die Thermoelektricität und Elektrolyse werden in außerordentlich klarer Weise besprochen. Der elektrische Funke und der Blitz finden bezüglich der sogenannten Glimmentladungen, der Kugelblitze und des Elmfeuers besondere Beachtung. Das letztere erfolgt zuweilen hinsichtlich der Spitzenausstrahlung in besonders reizvoller Weise, wie dies auf dem Sonnenblick beobachtet worden ist (s. Abbildg. 1). Speziell hervorzuheben



Zusammenleben verschiedener Wasserpflanzen mit ungleichem Nahrungsbedürfniß.
a Wasserschere, b Seerose, c Armleuchter, d Wasserrohr.
Aus: M. Wilh. Meyer, Die Naturkräfte. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

ist auch das Kapitel über Kraftübertragung der Elektricität, über Wechselstrom-, Gleichstrom und moderne Dynamomaschinen sowie über Teslaströme. Wie bekannt, sind diese letzteren trotz ihrer hochgradigen Spannung, in Folge des gleichmäßig fließenden Stromes, dem Menschen nicht gefährlich, während dies bei gleicher Spannung die gewöhnlichen Induktionsströme in Folge ihrer Schwankungen in hohem Maße sind. Der rasche Wechsel der Teslaströme wird von den Muskeln als Gleichstrom empfunden. Wie die Abbildung 2 zeigt, sitzt der Erfinder dieser Ströme ruhig und sicher unter gewaltigen elektrischen Entladungen. Hieran anschließend seien die Teslalampe, das vom Erfinder benannte „Licht der Zukunft", die Funkentelegraphie und die neuen Strahlen erwähnt. Der dritte Teil schildert, wie schon angedeutet, die Stufenfolge der Naturvorgänge. Hier kam es dem Verfasser sichtlich darauf an, ein Gesammtbild aller dieser Erscheinungen in ihrem inneren Zusammenhang zu geben und im Geist den Aufbau der Welt, vom Atom bis zu den mächtigsten Himmelskörpern zu versuchen. Herausgegriffen aus diesem hochinteressanten Kapitel sei das Verhältniß zwischen der Pflanzen- und der Tierwelt, das sich bisher so regulirt hat, daß weder die Menge des Sauerstoffes noch der Kohlensäure in der Luft

einer für uns merklichen Schwankung unterliegt. Auf die Pflanze näher eingehend, entwickelt der Verfasser in gewandter Darstellung das Wachstum derselben. Jede Pflanze sucht sich aus dem umgebenden Boden nur die für sie nötige Nahrung heraus. Die Mengen der von den Pflanzen gebrauchten Mineralien sind sehr gering. Als Beispiel (s. Abbildg. 3) werden verschiedene in demselben Sumpfe nebeneinander lebende Pflanzen: „Wasserscheere, Seerose, Armleuchter und Wasserrose" angeführt und durch besonderes Experiment der Verbrauch dieser Pflanzenarten an Kali, Natron, Kalk und Kieselsäure nachgewiesen. Die Rolle, welche die aufgenommenen Materialien in den Pflanzen spielen, ist sehr verschieden, wie dies an Beispielen dargelegt wird. Anschließend an den Vorgang der Aufnahme organischer Stoffe durch die Pflanze wird die Verwandlung der Materie durch den tierischen Körper betrachtet. Den Schluß dieses hochinteressanten dritten Teils bildet der Kreislauf der Materie im Großen auf der Erde und im Weltall. —

Das am Schluß mit einem umfangreichen Register versehene Werk ist äußerst anregend, klar und gewandt geschrieben und entspricht vollkommen dem Stande der neusten modernen Forschung; dabei ist es von dem bekannten Bibliograph. Institut ganz vorzüglich ausgestattet und mit zahlreichen ausgezeichneten Abbildungen, darunter auch solche in sehr gelungenem Farbendruck, versehen worden. — Bei dem hohen Interesse, das in gegenwärtiger Zeit die Naturwissenschaften allgemein in Anspruch nehmen, ist das vorliegende Werk als eine anerkennenswerte Bereicherung der bezüglichen Litteratur zu bezeichnen und sei hiermit auf's Wärmste empfohlen.

K.

Bibliographische Notizen.

Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Lamprecht, Prof. Dr. Richard M. Meyer, Professor Dr. Erich Schmidt und vielen Anderen von Prof. Dr. G. Witkowski (Universität Leipzig). Leipzig, Max Hesse. Preis pro Band 30 Pfennige.

Eine solche Sammlung der Meisterwerke der deutschen Bühne ist gewiß ein recht verdienstvolles Unternehmen. Wir lesen im Prospekte, daß schon Schiller und Goethe einmal mit einem derartigen Plane umgingen. Allein erst heute bei dem so weit vorgeschrittenen Unternehmungsgeiste des zwanzigsten Jahrhunderts scheint aus solchem Vorhaben Wirklichkeit — und natürlich nun auch in anderer Gestaltung, als man damals etwa hätte planen können, Wirklichkeit — werden zu sollen.

Die Erläuterungen, die dem Text vorangehen sollen, werden dem Leser eine sehr wertvolle Vorbereitung für seine jedesmalige Reise in's Genieland gewähren. Die Bequemlichkeit des modernen Hotellebens und Reisens hat sich auch auf die Litteratur erstreckt. Man versorgt den Wanderer mit Allem, was ihm etwa nützlich werden kann. Er wird fast verwöhnt.

Professor Georg Witkowski, der mit unermüdlicher Fürsorge seines segensvolle Klarheit spendenden Amtes als Litteraturhistoriker waltet, wird hoffentlich an diesem großen, gemeinnützigen und liebenswürdigen Vorhaben die verdiente Genugthuung des Erfolges erleben. H. L.

Wie beurteile ich meine Handschrift? Allgemein verständliches Lehrbuch der Graphologie zur Förderung der Selbsterkenntniß und Menschenkenntniß von Hans H. Busse. Mit 70 Handschriftenproben, 5 Tafeln und einem Graphometer. Berlin, Leipzig, W. Vobach u. Co.

Der auf dem Gebiete der Graphologie bereits rühmlichst bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden kurz gefaßten Lehrbuch (92 S.) einem wirklichen Bedürfniß Rechnung getragen, indem er in knapp gehaltener Form das Wissenswerte aus der Graphologie zusammengestellt hat. Man hat also nicht nötig, zu umfangreichen Werken zu greifen, sondern kann in diesem kurz gefaßten Lehrbuch die erforderlichen Studien durchführen. In 5 Kapiteln behandelt der Verfasser das Wesen und die Geschichte der Graphologie, die Einwendungen gegen dieselbe, die Handschriften-Eigentümlichkeiten und ihre Bedeutung, die Eigenschaften und ihre graphologischen Zeichen und schließlich die Anwendung der Graphologie nebst einem Verzeichniß der Eigenschaften. In allen Kapiteln treten Klarheit und Gründlichkeit hervor. Das kleine Lehrbuch ist hübsch ausgestattet mit einer weißen Titelschrift auf dunkelrothem Umschlag versehen, die sehr an die Handschrift Kaiser

Wilhelms II. erinnert. Zahlreiche Handschriftenproben dienen zur Erläuterung des Textes. Die Anschaffung des Buches ist durch den billigen Preis von 1 Mk. nach Möglichkeit erleichtert. K.

Liebesleben in der Natur. Von Wilh. Bölsche. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. (Dritte Folge 1903.)

Der letzte, dritte Band von Bölsches „Liebesleben in der Natur" ist nun als abschließende Gabe des wundersam tiefsinnigen Dichter-Predigers, des gelehrten und gestaltungsfrohen Meisters, zu uns gekommen, und es gilt somit Abschied zu nehmen von dem lieben reichen Werke, das uns eine Welt der erhebendsten Naturgeheimnisse zu wonniger, andachtstiefer Bewunderung und Begeisterung erschloß. Nicht ohne Wehmut läßt sich da scheiden. Der Abgesang, der auf die vorangehenden Stollen gefolgt ist, erweckt ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß es nun aus sein soll, daß nicht noch mehr von solcher Speise in Aussicht gestellt wird. Aber der Freund dieser Gaben wird ja wohl ähnliche Dinge noch andernorts von dem fruchtbaren Künstler zu erhoffen haben. Es kommen uns die Früchte seiner umfassenden Studien und die Schätze seines rein gestimmten Innern so oder so immer wieder genußreich und erhebend zu Gute, sodaß es auch hier im besten Sinne kein Letztes und kein Ende geben darf und kann, mag der Autor auch bisweilen eine Schlußvignette unter seine gedankenvollen Ausführungen setzen lassen. — Und dann ist ja bei befreundeten Büchern auch die Wiederholung der Lektüre, so oft und wo man will, eine angenehme Möglichkeit. Der Leser ersetzt sich vielleicht dann und wann das der Notenschrift eigene Wiederholungszeichen durch einen Strich am Rande, der zur Wiederkehr aufruft, wo man sich recht wohl befunden. — H. L.

Robert Volkmann. Sein Leben und seine Werke. Nebst Bildern, Faksimiles, Briefen des Meisters und systematischen Verzeichnissen seiner gedruckten Kompositionen und deren Bearbeitungen von Hans Volkmann. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Die sorgfältige Arbeit Hans Volkmanns über den großen Musiker macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Liegt es an dem Fleiße, der hier liebevoll für alles, das Größte wie das Kleinste, mit selbstloser Hingabe Sorge trug? Oder hat der Baumeister sein hübsches, reinliches Häuschen gerade an einem so rührend schönen Fleck Erde aufgerichtet? Ich weiß es nicht zu entscheiden. Ich sehe nur, daß manches zusammentrifft, diese Arbeit zu einem rechten kleinen Juwel zu machen. Der Musikbeflissene wird aus der Biographie sich ganz besonders neue Lust und Liebe zu seiner Kunst schöpfen.

Die Sprache des Verfassers gleitet leicht und flüssig über das an Anregungen so reiche Thema hin. Schlicht und würdig ist das behutsam gefällte Urteil gehalten. Die tiefsten und innigsten Schönheiten des musikalischen Genusses werden nur mit weise abgewogenen Worten sanft umspielt. Es kommt zu keiner aufschäumenden Leidenschaft; die still gemessene Art aber schließt doch eine langanhaltende innere Bewegung, das treue Lieben vieler Jahre, die ruhige Herzensglut, die nimmermehr vernichtet werden kann durch flackerndes Spiel momentaner Regungen, nicht aus. So ist uns hier ein reifes und im edelsten Sinne schönes Werk in die Hand gegeben. Aus dem Himmel, wenn es einen giebt, muß ein Engelsgruß des dahingeschiedenen Meisters wohl den treu Beflissenen köstlich innerlich belohnen. H. L.

Musikalische Studienköpfe von La Mara. Fünfter Band. Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

La Maras „Musikalische Studienköpfe" sind längst populär geworden und gelten als Familienbücher im besten Sinne des Wortes. Der in dritter neu bearbeiteter Auflage kürzlich erschienene und mit 24 Bildnissen geschmückte 5. Band beschäftigt sich mit den Frauen, die im 19. Jahrhundert als Sängerinnen, Klavier- und Violin-Virtuosinnen Hervorragendes geleistet haben und zum Teil noch jetzt Zierden der Koncertsäle und Opernhäuser sind. Das Buch beginnt mit der größten und edelsten Künstlerin des 19. Jahrhunderts, Klara Schumann, und schließt mit Marcella Sembrich, Ellen Gulbranson und Nelli Melba ab. Die einzelnen Artikel enthalten die wichtigsten biographischen Daten, sowie kritische Würdigungen und Charakteristiken der Künstlerinnen. eb.

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Vierter Teil. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Liszts an seine langjährige Freundin gerichteten Briefe haben mit dem vorliegenden vierten Bande ihren Abschluß erreicht.

Er umfaßt die Zeit vom 1. Januar 1873 bis zum 6. Juli 1886 und giebt Auskunft über Liszts gesammtes Leben und Schaffen während dieser Jahre, sowie über die künstlerischen Großthaten (Uraufführungen des Nibelungenringes und des Parsifal 2c.), an denen Liszt teilnahm. Wenige Wochen nach dem letzten Briefe starb er (31. Juli), die Freundin folgte ihm am 8. März des nächsten Jahres nach. Abbildungen der Grabkapelle Liszts auf dem Bayreuther Friedhofe und des Grabes der Fürstin Wittgenstein auf dem deutschen Friedhofe an St. Peter in Rom sind am Schlusse des Bandes beigegeben. — Die Briefe sind in elegantem Französisch geschrieben; für Anmerkungen in deutscher Sprache und für ein sorgfältig gearbeitetes Register über die in den vier Teilen der Briefe vorkommenden Namen hat die Herausgeberin gesorgt. eb.

Hugo Wolfs Briefe an Emil Kauffmann. — Berlin, S. Fischer.

Von dem nach längerer geistiger Umnachtung am 22. Februar 1903 gestorbenen Komponisten Hugo Wolf sind bisher nur wenige Briefe in die Oeffentlichkeit gedrungen. Der vorliegende im Auftrage des Hugo-Wolf-Vereins in Wien von Edmund Hellmer herausgegebene Band enthält die in den Jahren 1890—98 an den Tübinger Universitäts-Musikdirektor Emil Kauffmann gerichteten Briefe. Die beiden Männer waren in inniger Freundschaft verbunden, und Wolf hat Kauffmann nicht nur über sein gesammtes Schaffen auf dem Laufenden erhalten, sondern ihn auch zum Vertrauten seiner Lebensschicksale und seiner Leiden gemacht. Die Briefsammlung hat demnach künstlerischen und biographischen Wert. Wolf führt in seinen Briefen eine feine, aber bisweilen doch auch recht scharfe Feder. Die schlimmsten und krankhaftesten Ausfälle gegen noch lebende Kollegen sind wohl vom Herausgeber ausgemerzt worden, immerhin aber wird man noch manches drastische Wort, manchen unmotivirten und heftigen Gefühlserguß finden. eb.

Heinrich Bulthaupt. Dramaturgie der Oper. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Von Bulthaupts in Fachkreisen wie beim Laienpublikum gut angeschriebener „Dramaturgie der Oper" ist unlängst die zweite, neubearbeitete Auflage ausgegeben worden. Der Plan des Werkes ist im Allgemeinen derselbe geblieben, wie bei der ersten Auflage. Der erste Band ist Gluck, Mozart, Beethoven u. Carl Maria von Weber gewidmet, der zweite beschäftigt sich nach kurzer, aber kräftiger Abfertigung Meyerbeers fast ausschließlich mit Wagner. Neu hinzugekommen sind mannigfache Details, die auf den besten Specialforschungen der letzten 15 Jahre basiren, eine Uebersicht über das nach Wagners Tode Geleistete (bis zu Richard Straußs „Feuersnot" reichend) und zur Erläuterung der Hauptmomente des Textes ein 140 Seiten starkes Bändchen Notenbeispiele. Bulthaupt ist ein scharfer Kritiker und ein objektiver, nie in einseitigem Parteitreiben aufgehender Denker, in der Schätzung und Anerkennung wirklicher Verdienste ist er ebenso freimütig, wie im Tadel und der Verurteilung unkünstlerischer Erscheinungen. Sein nahezu 300 Seiten umfassender Artikel über Wagner gehört zu dem Vernünftigsten, was in der letzten Zeit über den großen Dichter-Komponisten geschrieben worden ist. eb.

Frankreichs Küsten - Verteidigung. Für Offiziere aller Waffen von W. Stavenhagen. — Berlin, Richard Schröder.

Der Verfasser hat ein interessantes und insofern auch zeitgemäßes Thema zu seiner Studie gewählt, als Frankreich sich in voller Thätigkeit befindet, für den Schutz seiner bisher vernachlässigten Küsten Maßregeln zu ergreifen. Das französische Küstengebiet hat bei bedeutender Ausdehnung eine sehr verschiedene Beschaffenheit hinsichtlich seiner Gestaltung und geographischen Beschaffenheit. Dieselbe unterzieht der Verfasser, namentlich auch im Hinblick auf ihre Verteidigungsanlagen einer eingehenden militär-geographischen Schilderung, und zwar werden von Norden angefangen getrennt behandelt: „Der Kanal la Manche, die atlantische Front und das Mittelmeer, letzteres mit Bezug auf die europäische und afrikanische Küste." Die überseeischen Kolonien werden nur in Kürze berührt. Den Schluß bildet eine nähere Betrachtung der aktiven Streitmittel der französischen Küste, der französischen Kriegsflotte und ihrer besonderen Aufgaben, wobei der Bau der französischen Kriegsschiffe mit dem der englischen einem Vergleich unterzogen wird. Die zur Erläuterung dem Text beigefügten Tafeln sind ganz instruktiv, aber in der Schrift so klein gehalten, daß man sich zum Lesen einer Lupe bedienen muß. Die Studie ist zu empfehlen. K.

Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Von Karl Lamprecht. Zweiter Band. Erste Hälfte. (Wirtschaftsleben. — So-

ciale Entwicklung.) Freiburg im Breisgau, 1903.

Wer hat nicht schon einmal eine Fensterscheibe im Regen beobachtet, wenn die Tropfen gegen das Glas prasseln und wenn sie dann auf wunderlich verschlungenen Wegen herabrinnend sich auf der Fläche verteilen, wobei sie Spuren hinterlassen, daß das Ganze aussieht wie eine Landkarte mit Gebirgen, Thälern und Flüssen. Jeder Tropfen wählt die bequemste Straße nach unten, wohin ihn die Schwerkraft treibt. Er geberdet sich dabei fast wie ein lebendes Wesen; denn er rollt nicht etwa gleichmäßig schnell und in gerader Linie herab, sondern hin und her im Zickzack, wie es die mannigfachen Widerstände gerade mit sich bringen. Es hat dabei den Anschein, als besinne er sich bisweilen auf seinem Wege, als halte er nachdenklich prüfend inne, bevor er sich des Weiteren für die kürzeste Strecke nach seinem Ziele zu entscheidet. — Wer dies beobachtet, muß sich zugleich sagen, alle diese Tropfen regiert die gleiche, ewige physikalische Gesetzmäßigkeit. Es sind überall die unweigerlich befolgten Regeln, die uns in scharfsinniger Analyse ein mathematischer Geist im abstrakten Kräfteproblem wird angeben können. Die Berechnung all der Tropfenbahnen wäre demselben Kalkül unterstellt wie die astronomischen Geschehnisse. Interessirte sich ein unsterblicher Geist für diese Fensterscheibe ohne Unterlaß, so würde er in langwieriger Arbeit ein rechnerisches Abbild herstellen können, in dem für all' die mannigfaltige, einander sich bedingende Kräftewelt die logisch geordnete Ableitung ersichtlich wäre.

Die historische Welt, in der wir leben, ist ebenso gesetzmäßig durchgliedert, hat ebenso viel Kräfteprobleme im Leibe, wie jene Glasscheibe mit den Regentropfen, die auf ihr phantastische Bilder entwerfen. Aber wie wir die Glasscheibe nicht berechnen können, sondern nur dem Bewegungsspiel auf ihr mit überraschtem Auge folgen, so vermögen wir uns auch kein geschichtliches Kalkül mit exakter Sicherheit zu bilden, sondern sind auf die Beobachtung des Laufes der Welt im Großen wie im Kleinen angewiesen.

Lamprecht schildert mit großem Fleiße, was er aus tausend Büchern und Zeitungen zusammengerafft, oder auch selbst gesehen und erlebt hat. Er ist ein gewaltiger Materialverarbeiter. Das sieht auch sogleich der Laie.

Ich habe, wenn ich mich der Führung eines solchen Buches anvertraue, das Gefühl, als fahre ich auf einem Schiffe, ohne selbst von der Kunst der Schifffahrt etwas zu verstehen, also als Fahrgast, der in seiner Kajüte leiblich bequem untergebracht ist und, ohne den Kapitän oder das Schiff dafür verantwortlich machen zu wollen, nur leise bisweilen für sich klagt, wenn es allzu sehr schaukelt. Dabei denkt dann vielleicht der Fahrgast: das ist immer noch die beste Art des Fahrens heutzutage, aber vielleicht in späteren Zeiten giebt es möglicher Weise noch besser gebaute Schiffe. Der Kapitän hat andere Gedanken. Er steht auf seiner Brücke und blickt zum Himmel, nach dem er sich orientiert. Er erkennt in der Ferne diese oder jene kleinen Zeichen, die ihm sagen, wo er sich befindet. Und Alles, Alles: See und Himmel, Schiff und Insassen wird am Ende von denselben Gesetzen regiert, die Niemand völlig kennt, wenn er auch sehr lange auf dem Meere gefahren ist. — H. L.

William Shakespeare und Käthchen Minola. Von Hermann Jacobson. Dresden, 1903. E. Piersons Verlag.

Es giebt freilich viel Litteratur über Shakespeare, und wer sich eine Aufgabe stellen will, bei der er etwas Eigenartiges der Welt sagen möchte, dem wird man vermutlich leichter einen andern Anhaltspunkt anraten, als den großen Dichter Englands, über den zu schreiben, wie man von vornherein glauben möchte, fast nichts mehr übrig bleibt. Man wird dem jungen Autor sagen: Zu dem Manne wirst Du nicht mehr recht zugelassen! Es sind ihrer zu viel in den Audienzzimmern. Geh' lieber zu einem ärmeren Geistesherrn und laß den überreichen König! — So wird man sagen und wird sehr Unrecht thun, wie immer, wenn man „von vornherein" eine Meinung hat. Das Schicksal ist den Urteilen a priori nicht freundlich. Es liebt die unerwarteten Wendungen, das unvorhergesehene Ereigniß.

Als Dr. Hermann Jacobson die Richterrobe mit dem wallenden Wanderersmantel vertauschte, um nach Albion zu pilgern, da ahnte wohl keiner seiner Freunde, daß diesem Glückskinde beschieden sein sollte, ihn selbst sehen und sprechen hören zu dürfen. Ja, er war bei ihm selbst. Er sprach allein mit ihm und hat da Dinge erfahren, die mitzuteilen nun als schöne Aufgabe auf ihm lag; denn wie Wenigen ward das zu Teil!

Und wovon hat der unsterbliche Dichter zu ihm gesprochen? Von einem seitab gelegenen, einem „minderen" Werke. Er liebte dies Kind darum doch von Herzen. Die Zähmung der Widerspänstigen

war das Thema der Unterhaltung. — Was uns hier Neues gesagt, so wunderschön ernst gesagt wird, mag den Leser überzeugen, daß ich nicht gelogen habe, wenn ich von dem Verfasser sagte: Der hat ihn selbst gehört! — H. L.

Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück. Von Wilhelm Jensen. Dresden, Carl Reißner.

Aus einem recht hübschen Einfall hat Wilhelm Jensen diese anmutige, Traum und Wirklichkeit bis zur Unmöglichkeit ineinander wirrende Erzählung, die er deshalb, um den Kritiker zu entwaffnen, als ein Phantasiestück bezeichnet hat, heraus gesponnen. Es giebt vielleicht auch heute noch Leute, welche die recht unzeitgemäße Eigenschaft haben, bei hellem Tage zu träumen; Leute, denen diese Eigenschaft aber in so hervorragendem Maße eigen wie Jensens jungem Archäologen Norbert Hanold dürften heute kaum mehr in Freiheit herumlaufen. Diesem Norbert Hanold hat es die ungewöhnlich anmutige Fußstellung einer schreitenden weiblichen Gestalt auf einem antiken Relief angethan. Er träumt von dem pompejanischen Modell des alten Künstlers. Giebt es so etwas in der Wirklichkeit? Er macht sich auf die Suche; er reist nach Italien, wo er von Fliegen und verliebten Hochzeitsreisenden viel zu leiden hat, und findet in den Ruinen von Pompeji um die „Mittagsgeisterstunde" das Urbild: die „Gradiva rediviva". Ein Mann wie Norbert Hanold zweifelt nicht an solcher Möglichkeit. Aber schließlich wird selbst ihm klar, daß er statt einer vor 1900 Jahren von heißer Asche begrabenen Pompejanerin eine echte lebende Münchenerin vor sich hat, die sich noch dazu als seine Jugendgespielin enthüllt. Nun wird das Träumen einer ungewöhnlichen Phantasie von einem schönen realen Liebesglück abgelöst, das auch für die Herstellung einer normalen geistigen Verfassung bei dem Nachtwandler am Tage Hoffnungen erweckt. Geht auch der kopfschüttelnde Leser nicht so weit mit dem Dichter und seinem wunderlichen Helden, als jener möchte, so umfängt doch der sonnige Mittagszauber uns zeitweilig mit süßem Stimmungsbann, und ein schalkhafter Humor klingelt dazwischen mit silbernen Glöckchen. O. W.

Der neue Tag. Drama in 3 Akten. Von Franz Servaes. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger.

Man kann dies Drama als eine künstlerische wertvolle Ergänzung zu der schönen Kleistbiographie von Franz Servaes auffassen. Es führt uns den Menschen Kleist leibhaftig vor Augen, und man merkt, ein wie feiner Kenner dies Porträt entworfen hat, an manchem schönen Zuge. Der klare Verstand des genialen Helden, seine Gemütstiefe, dazu das herbe, verschlossene, scheue, keusche Wesen wird uns vom Dichter sehr zartsinnig zur Anschauung gebracht. Einer herzlichen Rührung kann man sich gegenüber dem so schlichten, kleinen Liebesdrama, das sich da vor uns abspielt, nicht entziehen. Kleists Gestalt hat etwas von dem Geiste, den Goethe im Tasso verkörpert. Es ist ein armes, gequältes, ruheloses Menschenkind, ohne Gleichgewicht der Seele, dazu eine Don Quichotte-Natur mit überspannten, äußersten Forderungen auf Schritt und Tritt, ein Fanatiker und Phantast, der schwer an sich selbst leidet. Zugleich aber fühlt er doch, daß etwas Göttliches ihn gerade so zu leiden antreibt, und daß er sein Genügen finden wird nach Gottes Ratschluß anders als andere Menschen. Lieblich läßt Servaes sein Drama im Gebet der Verlassenen keusch und hold ausklingen. Man spürt, es schwebt mehr zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, und man fühlt, daß dem Reinen Alles zum Besten dient. H. L.

Aus dem Tagebuch einer Sünderin. Von Gudda Behrend. Berlin, Stuttgart, Axel Junker.

So wenig schön der Titel klingt, man traut dem nordischen Namen. Man erwartet nie eine Niete, wenn ein Buch nordische Signatur trägt. Und es ist gleichgiltig, ob ein Mann oder eine Frau es geschrieben. Die Behrend ist eine nordische Schriftstellerin. Aber die Behrend ist die erste Enttäuschung, die mich der Norden erleben läßt. Nicht als ob ihr Buch schlecht wäre. Sein künstlerischer Gehalt reicht aus, um ein viertel Dutzend ähnlich betitelter Bücher von deutschen Frauen lebendig zu machen. Trotzdem: unbefriedigte Hoffnungen verbittern; die Behrend ist keine Künstlerin. Eine anklagende Frau ist sie, eine Kämpfende, die ihrem beleidigten Geschlecht ihre Waffe weiht. Aber sie ist nicht die Künstlerin, die ihre Anklagen nur aus dem dunklen, schmerzübersäten Vorhang des Lebens leuchten läßt. In ihrer Psychologie ist viel Absicht, die schmerzliche Feinheit jener sprunghaften Willkür fehlt, mit der doch das Leben so unerbittlich logisch seine Zwecke verfolgt. Wir schauern vor keinen Seelenabgründen. Aus psychologischen Errechnungen gestaltet sich die Form dieses Tagebuches, nicht aus innerlichen Wälzungen, die die Seele des schreibenden Mädchens bedrängen. Weil die Behrend

die Geschichte der Gefallenen, womöglich in typischer Form, erzählen will, muß das sündige Kind sein Tagebuch verfassen. Und sie thut es naturgemäß, nicht wie ihr Herz, sondern der beweisende Verstand der Behrend es will. Das Stoffliche wird überwiegend betont, psychische Regungen nur insoweit hervorgehoben, als sie dem Endzweck nützlich sind, aber es fällt kein Licht auf jene psychischen Seltsamkeiten, auf jene krausen, abgründigen Linien, in denen die verzerrende Hand des Lebens ihr grausig-prachtvolles Zeichen gegraben. In fauliger Phosphoreszenz müßte dieses Höllenzeichen aus dunklen Unterschichten hervoräugen, mit dem unheimlichen Gleißen der Schlange, mit der bannenden Kraft jener Farben, die Natur Allem verliehen, was zerstört und zerstört wird. — Aber die Behrend litt an keiner Dämonie, sie ist im Grunde kalt. Und ihr Buch, das sittlich sein will, muß das Dämonisch-Berückende verschmähen. So bringt man ihm den Respekt entgegen, den Ernst und Würde verdienen. Aber man dankt ihm keinen Rausch.

A. K. M.

Der Musterjüngling. Von Tristan Bernard. München, Albert Langen.

Das leichte Buch eines kecken Franzosen, der die Schicksale eines tölpelhaften zwanzigjährigen Jungen vom ersten Erwachen der Liebe bis hinein in's Ehebett mit ziemlich matter Ironie verfolgt. Das Buch ist von einem banalen Kaffeehausstandpunkte geschrieben, mit der offenbaren Absicht, sich über den armen „Helden“ lustig zu machen, ist mit süffisantem Lächeln in künstlicher Trockenheit erzählt, mokant, ohne Humor. Der Verfasser hat keine Liebe zu seinem Gegenstand. Das berühmte lächelnde Thränenauge fehlt. Es fehlt auch die eigentlich künstlerische Potenz, das originale Gestalten. Und dem Witzeln, das grausam ist, weil es ohne Verstehen, geht die zündende Verve ab, der genialische Funke. Das Ganze wirkt nicht einmal amüsant, es ist unausstehlich breit. Nur Eins versöhnt: das tüchtige Stück Selbstironie, das aus mancherlei Intimitäten hervorblinzelt.

A. K. M.

Einer, der seine Frau besucht. Von Richard Schaukal. (Dramatische Skizzen.) Linz, Oesterreichische Verlags-Anstalt.

Aus einer französisch leichten Laune heraus ist dieses Buch entstanden. Anatols Champagnerseele belebte es mit sprühenden Tropfen, und des Verfassers forcirte Männlichkeit gab ihm einen gewissen Wildgeruch, an dessen Echtheit man freilich nicht recht glaubt. Schaukal hat gewiß nichts von der weichen, süßen Sentimentalität des Dichters, den er getreulich nachahmt, des Schnitzlers, der die Liebelei schrieb; härter und fester geformt, hat er dennoch zu viel südliche Kultur in seinem Blute, um den starken Zügen starrer Männlichkeit mehr als einen feinen, witternden Instinkt entgegenzubringen. Will er auch anders scheinen: er ist ein Féminin, wie alle Wiener Poeten. Und wie alle Féminins: ein feiner Stimmungskünstler zugleich und — ein Witzbold. Ein lyrischer Schwärmer und ein Roué mit Hautgoût-Neigungen. Der das eine Auge, das träumerisch überschimmerte, frei trägt, in das andere aber keck und herausfordernd das Monocle klemmt; über dessen Lippen in blitzendem Wechsel Spott und Ernst flackernd hinweghuschen. Schaukals Talent ist unbestreitbar; aber es ist aus zweiter Hand. Was er schafft, bemüht sich dem Muster zu gleichen, aus dessen Anregung es stammt. So bleibt etwas Unsicheres, Stümperhaftes an ihm hängen. Das Gracile, Leichte, Bewegte fühlt einen störenden Zug zur Erde. Und der Ernst gräbt nicht tief genug.

A. K. M.

Frau Königin. Von Felix Hübel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Hübel, der raffinirte Analytiker psychischer Komplikationen, ward ein Märchenerzähler. Natürlicherweise muß man sagen. Les extrêmes se touchent, wie das Schlagwort heißt, das scheußliche. Die Pfade einer höchsten Kultur vereinen sich mit den Wegen einfach-kindhafter Natur. Aber die innigstrestlose Verschmelzung dieser Extreme gelingt selten Einem. Nur die Gunst genialer Instinkte vermag einer Entwicklung Anfang und Ende ohne Härte, ohne Not in einander aufgehen zu lassen. Nur Hübel ist kein Genie. Ein feines, parfümirtes Talent, das die Kraftstöße großzügig gestaltender Naturgewalt nicht mehr kennt. Ein Talent, das sich wohl auskennt in den letzten Lebensbezirken sterbender Seelen, jedoch nicht mehr zu fassen vermag, welcher Reichtum, welche Weite und Höhe eine kindlich-schlummernde Psyche spannt. Darum ist sein Buch simpel, wo es einfach sein will. Arm, wo es Ahnungen weltweiten Reichtums auslösen will. Kein Märchen für die grenzenlos spinnende Phantasie der Kinder. Kein Buch für die nach verborgenen Weisheiten spürende Vernunft der Erwachsenen. Arm, seicht, trivial. Ein geistverlassenes Nichts. Warum muß auch ein Hübel Märchen schreiben? Ich be-

baure ihn. Aber eigentlich ist der ein Schelm, der Anderes geben will, als er kann. Und Grenzen halten ist jedes gereiften Künstlers erste Pflicht.

A. K. M.

Das Kind. Von Karin Michaëlis. Berlin, Stuttgart, Axel Junker.

Wenn Frauen dieses Buch lesen, weinen sie, wie sie selten weinen. Mit ein paar großen stillen Thränen, die, aus einer schmerzenden Wortlosigkeit geboren, das Auge quälen statt es zu erlösen. Und die ganze kalte Last der thränenarmen Wehmut zerrt an der bedrückten Seele, daß sie nicht atmen kann, zerrt an ihr, daß das feine verängstigte Wesen, in einem blitzhaften Aufzucken mühsam um sein duftzartes Blütenleben ringend, die leidenvolle Ruhe des stummen Antlitzes durchbricht. — Die Frauen weinen, wie sie selten weinen. Mit einer hilflosen Geberde, mit einer abwehrenden Geste stehen sie vor diesem Schmerz, der über allen Thränen ist. Und müssen es schließlich doch dulden, daß er über sie kommt und ihre Herzen gefangen nimmt und seine dörrende Hand über die Augen führt, daß sie brennen, und über den Mund, daß er stille wird.

Sie müssen es dulden, denn ihrer Mitschwestern eine, die nun in ihnen diesen Schmerz erzeugt, hat auch einst vor ihm gezittert. Hat auch mit flehender Geberde vor dem Leben gestanden, ihre junge, jauchzende Seele nicht anzutasten mit seiner kalten, tötenden Hand, und hat es doch leiden müssen, daß die befreiende Kraft ihres Lachens und Weinens langsam zerbrochen ward, hat es doch leiden müssen, daß ihr lichtes, lebendiges Leben, ihr feines, schönes Blühen ertrinken mußte in der Dumpfheit eines hilflosen Stammelns, in der Versunkenheit eines müden Stilleseins. Sie hat es leiden müssen wie Alle; wir Alle werden einmal geknickt. Sie hat es tiefer, blutender fühlen müssen wie viele Andere; aber sie bleibt doch mit diesen Anderen und ihrem Schicksal von einem Geschlecht. Nur das unterscheidet diese einzigeinzige Frau von uns andern, die wir in Allem uns ihr verwandt wähnen: das, was man die Wiedergeburt nennen möchte, die Auferstehung vom — Leben. Diese Frau mit dem lächelnden Munde und den dunklen Augen, deren Tiefen sich nicht entschleiern, diese Frau, in deren Seele gewiß noch das Jugendschicksal ein geheimes Bluten nachgelassen, steht vor diesem grausamen Leben in einer Ferne, die kein Groll ausfüllen mag, kein Aufruhr bitter verzerrenden Schmerzes, in einer Ferne, die nur Verstehen ist, gelassenes, tiefes, erschütternd tiefes Verstehen . . . Und die Gelassenheit ihrer formenden Hand greift nun unbeirrbar in den Stoff des eigenen Lebens, mischt bildend Lachen und Thränen hinein, Jubel und Todesschrei, immer mit dieser starren, großzügigen Ruhe, scheinbar anteillos, unfühlend das Schicksal ihrer Geschöpfe lenkend wie die furchtbare Macht, die im Leben waltet; in lebendigen Linien, die gerade und ungebrochen ihrem natürlichen Ziele entgegeneilen, wächst ihre Schöpfung aus dem Boden empor, der mit ihrem Blut und ihren Thränen genährt ward, und kein Hauch von Mitgefühl, kein Zittern der Hand verwischt diesen Linien die traurig-feierliche Spur.

Was die Spitzen dieser herrischen Linien tragen, fragt ihr? — Was denn? Nicht viel. Ein todtes Kind. Ein gemordetes Seelchen. Die arme süße Andrea. „Das Kind mit dem warmen, warmen Herzen". Ja, so heißt sie. Der Onkel Steffen nennt sie so, und auf ihrem Grabstein steht's auch: Das Kind mit dem warmen, warmen Herzen. Und dieses Kind müßt ihr lachen hören, und dieses Kind müßt ihr weinen hören und müßt mit bebendem Schauer fühlen, wie dieses herrliche, frei aufjauchzende Lachen einer reichen, unschuldigen, gebenedeiten Seele mählich zerschnitten wird von einem tückischen, schleichenden Schmerz, wie es doch immer von Neuem emporbricht, leiser, verlegener, kichernder, selbst im Tode noch aufleuchtend über dem Dunkel, in dem ihre sterbenden schluchzenden Aengste sich begraben. Leben müßt ihr und weinen, wenn die Süßigkeit dieses Kinderlachens blitzhaft umschlägt in den furchtdurchschauerten, bitteren Krampf, und müßt staunen vor der Gelassenheit dieser schaffenden Hand, die von dem Letzten, Unsagbarsten einfältig-gleichmüthig den hüllenden Schleier hinwegzieht . . .

A. K. M.

Brömmels Glück und Ende. Roman von Karl von Heigel. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1903.

Wer kennt Brummel — oder, wie der Autor ihn bei uns einführt, Brömmel? — Ich glaube, Wenige werden ihn kennen. Und doch war Brömmel so wichtig, so tonangebend bedeutend! Er wurde einmal mit Napoleon in einem Atem genannt, Napoleon, der in die Geschichte von seinem Glück und Ende die Menschheit in so gewaltigem Umfange mit hineingezogen hat. — Aber auch Brömmel war einmal wichtig, für eine andere Welt freilich als die, in der sich die Schlachtge-

witter entladen. Es ist der historische Dandy. Brömmel gab die Mode an. Und wie der arme Teufel dann die Gnade seines Fürsten und die Gunst der Gesellschaft verlor, wie er in der Fremde zu Grunde ging, findet der Leser möglichst getreu nach zeitgenössischen Ueberlieferungen im Buche geschildert." Der Autor aber meint dazu mit Balzac: L'élegance c'est la vie. — Ja wenn es die rechte Eleganz ist! . . H. L.

Fallende Blätter. Neue Gedichte v. Stephan Milow. Kassel, Verlag Georg Weiß.

Es muß Einer fest im Ton sein, um nicht in die Melodie zu verfallen, die von Andern gepfiffen wird. Zu diesen tonfesten eigenartigen Sängern gehört St. M. Nicht die Poesie der klangvollen Worte und schönen Stimmungen, des Uebermenschen und des Ueberbrettls, sondern die der harmonischen Gedanken und veredelten Gefühle lebt und webt in ihm. Was Wunder, nennt er doch die Entsagung seine Muse. Entsagung aber ist untrennbar von Reflexion, von weiser Erwägung und weitblickender Betrachtung. Am kürzesten und klarsten klingt dieser Grundton seines neuen Buches aus dem kleinen Gedicht: Vornehmheit. „Was vornehm heißt im tiefsten Wesensgrund, wie fass' ich's wohl und thu' ich recht es kund? Es ist: mit schlichter Anmut Andern geben aus seinem innern Reichtum, wie es eben für Jeden paßt und wie's die Stunde will; doch so empfangen auch, gesammelt still, was die Umgebung beut, wie arm sie sei. Das Garst'ge in des Lebens Vielerlei mit mildem Auge schau'n, das Alles merkt und sich am froh erkannten Schönen stärkt. Nichts fremd sich fühlen, nichts, was echt Natur, doch Freund sein dem erles'nen Edlen nur." Mag er von „Leben, Kampf und Schmerz" oder von „Natur" und „Liebe" singen, mag er „Aus Zeit und Welt" oder in „Sprüchen und Distichen" Proben seines idealistischen Strebens geben, immer zeigt er sich als wahrer Priester des Schönen, der dem Schlechten wehren und zum Guten bekehren will. Wie beherzigenswert ist heutzutage im wüsten Lärm der streitenden Parteien sein Mahnwort: „Was soll zuletzt das viele Reden? Was sollen diese ewigen Fehden? Hier braucht es keiner anderen Waffen, hier gilt nur Eines: Schönes schaffen!" N.

Aus meiner Welt. Gedichte von Johanna Friedberg. Straßburg i. E., Verlag von Josef Singer.

Auf S. 25 schildert J. F. treffend ihre dichterische Eigenart: „Ich habe meine Harfe gehängt an einen Rosenbaum, nicht in den Wind; ich bin ein thöricht Kind! Jetzt hört man sie kaum. Jetzt tönt sie so leise, immer nur eine verlorene Weise — wie aus einem Märchenbronnen; rosenumhaucht, verträumt — versonnen." Wie Paganini spielt sie nur auf einer Saite, auf der Himmel und Hölle beschwörenden Zaubersaite der Sehnsucht. Ihre Welt ist mehr hoch und tief als groß und weit. Ihre Verse sind glatt, glockentönig, glühend, ohne unklare Bilder, ohne gewagte Wendungen. Als warme Empfehlung der streng gesichteten und 72 Seiten zählenden, durch und durch poetischen Sammlung diene: In einer Sommernacht. „Ich bin so müde, selbst die Nacht ist heiß, und auch die roten Rosen drücken schwer; ich gäbe gerne meinen Kranz nun her, wenn ich nur wüßte, was doch keiner weiß. Ich möchte wissen: wenn das dunkle Boot einst landen wird an jenem stillen Strand, ob dann vergessen meiner Kindheit Land und ob die Sehnsucht einmal wirklich tot. Und ob es dort noch ein Erinnern giebt, wo jede Welle schwarz an's Ufer schäumt? Ich fürchte Eines: daß mir einmal träumt, daß Du noch lebst und ich Dich so geliebt." N.

Erlebt, erdacht und mitempfunden. Gedichte von Gabriele von Rochow. Leipzig, Verlag von Paul List.

Schon die Widmung: „Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin u. s. w." empfiehlt das Buch und bürgt für einen standesgemäßen Inhalt. Dieser besteht aus 9 Theilen. I. Liebeslieder. II. Frühlingslieder. III. Jägerlieder. IV. Humoristische Gedichte. V. Patriotische Gedichte. VI. Schiffslieder. VII. Religiöse Gedichte. VIII. Gelegenheitsgedichte. IX. Gedichte verschiedenen Inhalts. Wäre auch etwas weniger mehr gewesen, so zeugt doch die Mehrzahl der 211 Gedichte von einer richtigen Auffassung der Erklärung, die Lamartine mit den Worten giebt: „La poésie est le souvenir et le pressentiment des choses; ce qu'elle célèbre n'est pas encore mort, ce qu'elle chante existe déjà." N.

Wanderkameraden. Gedichte von Anna Behnisch-Kappstein. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach, Leipzig.

Kein Geringerer als Meister Peter Rosegger schrieb diesen Gedichten einen beherzigenswerten Geleitbrief und beglückwünschte die Dichterin, ohne ihr überschwängliche Hoffnungen zu machen: „In großen Schaaren werden Ihnen die Leser ja nicht

zuströmen, aber eine verständnißvolle und dankbare Gemeinde werden Sie finden. Denn es giebt selbst heute noch Leute, die Stimmung haben für Gott, Natur, Liebe, Treue und Anderes, was uns den Mut des Herzens und den Frieden der Seele bringt. Solche müssen sich von Ihren reinen Poesien angemutet fühlen, es ist kaum anders möglich." Dieses kurze und treffende Urteil ist die beste Empfehlung. N.

Gärten der Träume. In Memoriam und andere Verse. Von Theodor Suse. Berlin, Verlag von A. Asher u. Co.

Was Th. S. auf S. 63 von dem Hohenlied der Liebe sagt, gilt auch von seinen eigenen Gedichten: „Es liegt ein Zauber auf dem fremden Lied, so rein und keusch und doch so glutdurchflossen — die Palmen wehn, wie Balsamdüfte zieht es durch das Herz . . ." Mag er in „Gärten der Träume" selige sonnige Erinnerungen heraufbeschwören, oder „In memoriam" der heimgegangenen Geliebten eine tiefempfundene Nänie weihen, mag er durch „Nachklänge", „Stimmungen und Bilder" und „Vermischte Gedichte" seinen Gedanken und Gefühlen poetische Gestalt geben, immer beweist er künstlerisch die Wahrheit seiner Worte: „Es strebt nach Befreiung der Gott — wer reinen Herzens sich naht, Ehrfurcht in atmender Brust, dem enthüllt sich das goldne Geheimniß, schleierlos schaut er die Schönheit, und der Schöpfung heiliger Strom durchflammt ihn mit zeugender Glut." N.

Hans. Ein feucht-fröhlich Burschenlied aus Altheidelberg von Theodor Vaillant. Kassel, Verlag Georg Weiß.

Altheidelberg, Du Feine, Du mächtige Zauberin, nun hast Du mir auf's Neue bezaubert Herz und Sinn. So wird mit dem Dichter gewiß auch jeder Leser seiner poetischen Erzählung ausrufen. Wer den Lenzhauch des lachenden Uebermutes und sonnigen Humors alter, goldner Burschenherrlichkeit atmen will, der nehme dieses in wohlgefügten vierfüßigen Trochäen geschriebene und mit feingestimmten Liedern durchwebte Büchlein zur Hand. Der hier angeschlagene helle, natürliche, reindeutsche Ton wird nicht nur bei der akademischen Jugend frohen Anklang finden, sondern auch bei allen Verehrern des Scheffelschen Wortes: „Nicht rasten und nicht rosten, Freiheit und Schönheit kosten, Durst löschen, wenn er brennt, die Sorgen versingen mit Scherzen; wer's kann, der bleibt im Herzen zeitlebens ein Student. N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Achill und Homer. Von F. Lienhard. Litt. Echo V. 13.
Anthropologie, Anmerkungen zur. Von A. Strindberg. Gnosis I. 9.
Böcklins, Arnold, Verhältniss zu Poesie und Musik. Von A. Frey. Westermanns Monatshefte 47, 7.
Carducci, Giosué. Von S. Samosch. Kultur I. 19.
Carlyle, Thomas. Von P. Meschke. Gegenwart 63, 15.
Dichterischen Schaffen, Vom. Von A. Bartels. Monatsblätter für Litteratur VII. 6.
Dover, Der Kriegshafen von. Von W. Stavenhagen. Nord und Süd. Juli 1903.
Frenssen, Gustav. Von O. Frommel. Deutsche Rundschau 29, 7.
Goethe als Pathe. Von S. K. v. Stradonitz. Zukunft XI. 25.
— **als Philosoph.** Von S. Sänger. Zukunft XI. 29.
Hebbel als Dramaturg. Von H. Gartelmann. Neue Bahnen III. 6.
Holtei, Karl von, und Karl Weinhold. Von O. Schiff. Nord und Süd. Juli 1903.
Holz, Arno. Von R. Schaukal. Litt. Echo V. 13.
Hörer und Dichter. Von R. Dehmel. Zukunft XI. 27.
Impressionisten und Neu-Impressionisten. Von E. Kraus. Türmer V. 7.
Kaulbach, Wilhelm, Erinnerungen an. Von H. Kaulbach. Deutsche Revue 1903, April.
Kunstempfindung, Zur Pflege der. Von P. Warncke. Deutsche Monatsschrift II. 6.
Kunstgewerbe, Unser. Von W. Fred. Zukunft XI. 30.
Lauff, Joseph als Dramatiker. Von W. Müller-Waldenburg. Internat. Litteraturberichte 10, 7.
Leibeigenen des Satans, Die. Von E. Sokal. Nord und Süd. Juli 1903.
Legende, Ueber Stil und Wesen der deutschen. Von J. Zeidler. Kultur IV. 2.
Leo XIII., Papst. Von M. Spahn. Westermanns Monatshefte 47, 7.
Litterarische Streiflichter. Von C. Busse. Monatsblätter f. Litteratur VII. 6.
Malerei, Frühlingstriebe der niederländischen. Von E. Felder. Nord und Süd. Juli 1903.
Malerei und Zeichnung. Von Th. Lipps. Deutschland 1903. 7.
Melanchthon. Von G. Egelhaaf. Deutsche Rundschau 29, 7.
Organischen und Unorganischen, Das Verhältniss des — zu einander. Von E. v. Hartmann. Gnosis I. 10.
Religion der alten Babylonier, Die. Von Berkenbusch. Türmer V. 7.

Rechtsstudium. Von B. Juris. Nord und Süd. Juli 1903.
Ruskin, John und sein Werk. Von F. Lienhard. Deutsche Monatsschrift II. 6.
Shaw, Bernard, Der Dramatiker. Von G. Brandes. Zukunft XI. 27.
Shakespeare und Racine. Von M. Wolff. Zukunft XI. 26.
Strauss, David, Friedrich und Eduard Mörike. Von H. Mayne. Deutsche Rundschau 1903. 7.
Tanz, Kultur und Frauenbewegung. Von A. Schreiber. Kultur I. 20.
Ury, Lesser. Von Ph. Stein. Nord und Süd. Juli 1903.
Verlaine, Paul. Von L. Kiesgen. Kultur IV. 2.
Wagner-Erinnerungen. Von W. Golther. Litt. Echo V. 12.
Wiederverkörperung, Ueber die. Von F. Hartmann. Gnosis I. 10.
Wolf, Hugo. Von O. Neitzel. Kultur I. 19. — Von K. Storck. Türmer V. 7.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen und Text-Illustrationen. Band XVII. Heft 5. Mai 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Anton, Dr. C., Grosses illustrirtes Kräuterbuch. Mit nach der Natur gemalten Abbildungen. Lieferung 1. Regensburg, E. Stahls Verlags-Buchh.
Arens, Wilhelm, Thatkraft. Novelle. Dresden und Leipzig. E. Pierson Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Bücherverzeichniss der öffentlichen Bibliothek und Lesehalle Berlin S. W. 13. Alexandrinenstrasse 26. Abgeschlossen im März 1903. Berlin, Hugo Heimann.
Buchwald, Valeska, Wenn Frauen lieben. Moderne Novellen. 1.—10. Tausend. (Eckśteins Moderne Bibliothek No. 30.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Carneri, B., Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Zweite überarbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
Cook, Fred, A., „Die erste Südpolarnacht.“ Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolarregion. Deutsch von Dr. Anton Weber. 8o. XX. u. 390 Seiten. Mit zahlreichen Text-Illustrationen. Vollbildern, darunter vier farbige Kunstblätter und drei Karten. Preis brosch. 10 Mk., in Leinwand gebd. 11.50 Mk. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.
Derys, Gaston, Der Mädchenjäger. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Sigfrid Benignus. 4. Auflage. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft. Kunst und Litteratur in Böhmen. Jahrgang 2. Heft 8. München, G. D. W. Callwey.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft, Wien. XXV. Jahrgang. Heft 9. Juni 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Duncker, Dora, Mütter. Zwei Novellen. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 25). Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Ebner-Eschenbach, Marie von, Agave. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Gebrüder Paetel.
Emerson, R. W., Gesellschaft und Einsamkeit. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad. Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs.
Georg, Albert, Zwei Frauen. Novellen. (Ecksteins moderne Bibliothek No. 27.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Gewissen, Das, Erzählung von Leo Graf Tolstoj und Nikolaj Kostomarow. Deutsch von A. Scholz. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 29.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Zweiundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Grabein, P., Ein Frauenliebling. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Griebens Reiseführer. Band 3. Thüringen. Band 6. Berlin, Potsdam und Umgebungen, mit Abbildungen. Band 18. Das Riesengebirge. Berlin, Albert Goldschmidt.
Hahn, Ida, Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Hilm, Carl, Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance“ (Otto Lehmann).
Jaffé, A., Gedanken und Gleichnisse. Berlin, Max Schildberger.
Jensen, Wilhelm, Mettengespinnst. Eine Novelle. Zweite Auflage. München, Eduard Koch.
Kohut, Dr. Adolph, Ernstes und Heiteres von berühmten Aerzten, Apothekern und Naturforschern. Berlin N. W., Claudiusstrasse 15, Berlinische Verlagsanstalt.
Kossak, M., Unschuld. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
— Wenn man dem Teufel ein Kreuz vorhält und anderes Modernes. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 28) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Majestät a. D., Psychologische Romanstudie aus dem fürstlichen Frauenleben zu Beginn des 20. Jahrhunderts. 1.—3. Tausend. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).
Mesnil, Jacques, Die freie Ehe. Autorisirte Uebersetzung von Karl Federn. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance“ (Otto Lehmann).
Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- u. Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell unter Mitwirkung von L. v. Marnitz & P. Perwow. 33. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 26. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Meyers grosses Konversations-Lexikon. Sechste gänzlich neubearbeitete und verm. Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Dritter Band. (Bismarck-Archipel bis Chemnitz.) Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.
Meyer, Dr. M., Wilhelm, Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Mit 474 Abbildungen im Text u. 29 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. Aetzung. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Münz, Bernhard, Litterarische Physiognomien. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Photographische Korrespondenz. 1903 Juni. Wien u. Leipzig, Verlag der Photogr. Korrespondenz.

Raubvögel Mitteleuropas, Die. Mit 118 Einzelbildern auf 53 Tafeln in Vielfarben- und 8 Tafeln in Schwarzdruck. Lieferung 1. Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler.

Rehren, Ludmilla von, Moderne Nonnen. Novellen und Skizzen. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 26) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Romocki, L. von, Die Montecarlisten. Jeu- und Sportroman. 3. Auflage. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Sammet, Rudolf, Nach Sonnenwende. Eine Gedichtsammlung. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Schliesmann, Hans, Rache. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 32.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Schneider, J., Finanzieller Berater in allen Grundstücks- und Hypotheken-Angelegenheiten des städtischen Grundbesitzes. Berlin S. W. 47, Hermann Schild.

Seewald, H., Fränkisch. Ein Roman aus den sechziger Jahren. München, Eduard Koch.

Speck, Georges, Snob. Roman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Steinmüller, Paul, An der Himmelpforte. Eine Erzählung vom Nordharz. Band 1 und 2. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Tiere der Erde, Die. Von Dr. W. Marshall. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben, worunter 25 ganzseitige Farbendrucktafeln. 2. Lieferung. (Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilung). Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tolstoy, Graf Alexis, Zar Iwan der Schreckliche. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Lange. Zweite Auflage. Berlin, Franz Wunder.

Truth, Uebermenschen. Novellen. Ausgewählte neue Folge. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Turquan, Joseph, Frau Récamier und ihre Freunde. Ein Frauenbild aus bewegter Zeit. Nach historischen Quellen und bisher noch unveröffentlichten Dokumenten. In freier Uebertragung von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Ulreich, Alois, Herr Lehrer! Socialer Roman aus der Gegenwart. (Sammlung moderner Kampfschriften No. 4|5.) Wien, XVIII, Sternwartestrasse 45, Verlag der „Sammlung moderner Kampfschriften."

Weinbach, B. Freifrau von, geb. Kaulbach, Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

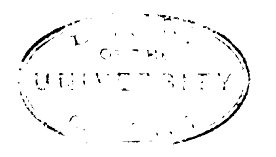
Wengerhoff, Philipp, Tragödie einer Ehe. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Moderne Bibliothek No. 31). Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 47. Jahrgang No. 9. Heft 561. Juni 1903. Braunschweig, George Westermann.

Willy, Claudine geht. Einzig berechtigte Verdeutschung nach der achtundfünfzigsten Auflage des Originals von Georg Nördlinger. Budapest, G. Grimm.

Wormser Universal-Exlibris. Gezeichnet von Otto Hupp. 1—20 in Umschlag. Worms, H. Kräuter'sche Buchhandlung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Carl Hauptmann

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

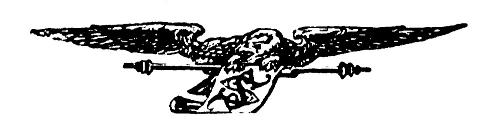
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVI. Band. — August 1903. — Heft 317

Mit einem Portrait in Radirung: Karl Hauptmann.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Carl Hauptmann

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVI. Band. — August 1903. — Heft 317.

Mit einem Portrait in Radirung: Karl Hauptmann.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.





Rotkäppchen.

Von

Henrik Pontoppidan.

— Hilleröd. —

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann.

(Schluß.)

V.

Als der Nachtwächter auf Sofiehöj in der dunklen Regennacht seine dritte Runde um die großen Scheunen, vorüber an den Ställen und dem langen offenen Holzschuppen, durch den Park und zurück nach dem Schloß gemacht hatte, stieg er mit dem ihm eigentümlichen tiefen Brummen und Fluchen in den Keller hinab, um wie gewöhnlich gegen ein Uhr seine Nachtmahlzeit zu verzehren und einen Krug warmen Bieres zu trinken, der in der Ofenröhre stand und auf ihn wartete. Gleichzeitig machte er in der Regel eine kleine Unterhaltung mit den Küchenmädchen, die in der Kammer hinter dem Gesindezimmer lagen, und von denen gewöhnlich die Eine oder die Andere durch den Schein seiner Laterne oder das Getrampel seiner schweren Stiefel geweckt wurde, wenn er sich in seinen dicken Nachtwächtermantel, die Laterne vor sich, an den Tisch setzte um seine Mahlzeit abzuhalten.

Da nämlich der Nachtwächter Sören ein alter Patron war, vor dem man sich nicht zu geniren brauchte, stand die Tür zwischen den beiden Räumen der Luft halber des Nachts offen; und da er außerdem trotz seines Knurrens und Brummens ein gespaßiger Kerl war, mit dem die Mädchen aus dem Schloß immer ihren Scherz hatten, waren diese nächtlichen Unterhaltungen beiden Teilen gleich unentbehrlich geworden, obwohl es im Allgemeinen keineswegs Liebenswürdigkeiten waren, die man durch die Tür hindurch austauschte.

Der Anfang wurde in der Regel aus den Betten heraus gemacht mit einer halbverschlafenen Frage nach dem Wetter, einem langen Gähnen oder einem schlaftrunkenen Fluch über dies „verdammte Rumoren", das er da betrieb. Aber Sören, dessen Specialität es war, Dinge zu sagen, die kein Anderer in den Mund zu nehmen wagte, und der namentlich Frauenzimmern gegenüber eine Befriedigung darin fand, die allerschredlichsten Wörter und Wendungen zu gebrauchen, verstand es immer, selbst die unschuldigste Bemerkung so aufzufassen, daß sie eine unanständige Bedeutung erhielt. Und dann entstand da ein Kichern und Lachen unter den Federbetten, wenn nach und nach auch die andern Mägde erwachten und der Alte sein loses Mundwerk so recht laufen ließ.

Als Sören diese Nacht aus dem Regen hinunterstieg, hörte er indessen schon draußen auf dem Gang ein eifriges Schwatzen aus der Kammer heraus schallen; und als er hineingetrampelt kam, bemerkten die Mägde kaum sein Kommen, so in Anspruch genommen waren sie durch ihre eigene Unterhaltung.

Sören mußte begreifen, daß etwas Besonderes vorgefallen sei; aber wie es seine Gewohnheit war, sich taub zu stellen, bis er die Laterne angezündet und seinen Krug gefunden und sich am Tisch zurecht gesetzt hatte, tat er auch jetzt, als bemerke er nichts, und machte sich mit großer Gemütsruhe über seine Mahlzeit her.

Erst nachdem er eine Weile vergebens gewartet hatte, daß man Notiz von ihm nehmen solle, sagte er mit barscher Stimme, während er mit seinem rostigen Taschenmesser einen Streifen von seinem Brotknaust abschnitt:

„Was ist denn das für ein Leben bei Euch, Ihr Dirnen? — Ihr habt doch wohl nicht Mannsleute bei Euch?"

„Du kannst ja reinkommen und nachsehen, Sören," sagte endlich Eine.

„Ach, — so! — Du bist es, Lotte-Lise. Na, wart' Du man, eh' Du Dich's versiehst, bin ich da, mein Schnutechen. Ich bin ja schon alt, aber ich bin noch steif im Rücken, wie der Schneider sagt."

„Weißt Du was davon, warum die Frau morgen mit der Staatskutsche nach der Stadt will?" fragte eine Andere.

„Das ist nichts für Euch, Ihr kleinen Mädchen! Setzt Ihr Euch auf Euren Hintern, Kinder, und steckt Eure Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten."

„Kutscher Anders sagt, sie soll zum Verhör bei der Polizei," sagte eine Dritte.

„Herr Jemine, guten Abend, Sine Fettlamm! Sprichst Du von Anders? Kriech Du man zu ihm 'rauf, dann wirst Du schon Bescheid kriegen. Er ist ein Kerl, der seine Sachen in Ordnung hat. Frag' Du die kleine Ellen man!"

Es entstand plötzlich ein fürchterliches Gekicher unter den Federbetten, während eine junge Stimme in ganz beleidigtem Ton fragte:

„Was meinst Du damit, Sören?"

„Was ich damit meine? Ja, wenn ich das nur wüßte, woher sie so rundlich geworden ist, wie der Küster von der Braut sagte, als er Amen sagen sollte."

So fuhren sie eine Weile fort, bis Eine mit einer tiefen, heiseren Stimme sagte:

„Ach, verschone uns mit Deinem Unsinn. Mir däucht, wir haben Dein albernes Gerede lange genug mit angehört. Iß Du Dein Abendbrot und laß uns Andre in Ruh'; wir woll'n schlafen!"

„So! Bist Du auch noch da, Mutter Malene? Du hast heut' Abend ja ein gewaltiges Maulwerk!"

Aber die Mägde waren jetzt wirklich müde geworden; sie hatten auch über zwei Stunden wach gelegen und über das geschwatzt, was alle Gemüter auf Sofiehöj in Erregung gebracht hatte: nämlich daß Frau Engelstoft am Nachmittag den Bescheid erhalten hatte, am nächsten Tage vor Gericht zu erscheinen, um eine Erklärung abzugeben. Eine nach der Andern legten sie sich jetzt auf's Ohr und zogen die Federkissen in die Höhe, um zu schlafen.

„Gute Nacht, mein Schatz!" rief die Eine.

„Grüß Deine Großmutter und laß Dir Thee kochen!" sagte eine Andere.

Sören murmelte: „Ja, wartet Ihr nur! Ich will Euch mal zeigen, was 'ne Harke ist, dann werd't Ihr schon aus 'em andern Loch pfeifen. Was meinst Du, mein Lotteken?"

Aber jetzt antwortete ihm Niemand mehr. Bald ertönte von drinnen her ein mehrstimmiges Schnarchen, begleitet von dem melancholischen Flötenton einer verstopften Nase.

Nach einer Weile klappte Sören sein Messer zusammen, trank noch einen Schluck aus dem Bierkrug, fuhr sich mit dem Rücken seiner braunen Hand über den fettigen Mund, stieß ein paar Mal mit großem Wohlbehagen auf und stand endlich auf, um zu gehen.

Draußen hatte der Regen aufgehört. Auch der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet, und unter dem schwarzen, sternlosen Himmel trieben niedrighängende graue Wolken über die Wiesen dahin. Sören stieß seinen Krummstock gegen die Pflastersteine und sah zu der Wetterfahne über der hohen Scheune hinauf. Und indem er einige Worte von stürmischem Wetter vor sich hin murmelte, ging er zum Hoftor hinaus, um seine einsame nächtliche Wanderung von Neuem zu beginnen.

Nachdem er eine neue Runde gemacht hatte, ging er auf eine kleine Anhöhe hinter den Stallgebäuden und setzte sich auf einen Erdhügel

unter eine dunkle Tannenschonung, die den Gipfel der Anhöhe bedeckte. Hier stopfte er in aller Gemütsruhe eine kleine hölzerne Pfeife und zündete sie in seiner Pelzmütze an; und während er abwechselnd an der Pfeife sog und laut mit sich selber redete, starrte er mit einem grübelnden Blick vor sich hin.

Er konnte von seinem Platz aus den weitläufigen Gebäudekomplex übersehen bis hinab zu dem Eiskeller und der Schmiede und den geringsten Laut von da unten her bis zu dem Pfeifen der jungen Mäuse in den Heumieten auffangen. Da lag nun das alte Schloß vor ihm und ragte mit seinem kleinen Turme dunkel zu dem finstern Nachthimmel auf. Die Wolken hatten sich gerade über dem Schloß ein wenig gelichtet, und ein Stück des Mondes guckte aus ihnen hervor und beleuchtete die blaue Uhrscheibe und die vergoldeten römischen Zahlen.

Vierzig Jahre hatte er — Nacht für Nacht — hier gesessen und dies Heiligtum bewacht.

Und um die langen Stunden hinzubringen, durchlebte er im Geiste immer wieder das bewegte Leben, dessen stummer Zeuge er in diesen vielen Jahren gewesen war. Aber was hatte er hier auch nicht Alles gesehen und erlebt! Er konnte bis zu dem allerältesten Geheimrat zurückdenken, der ihn immer „einen Esel" gescholten und ihm einmal im Zorn in's Gesicht gespieen hatte. Er erinnerte sich noch ganz genau des Tages, als der König selber mit allen seinen Generalen hier gewesen war und ein Goldstück in seinen Hut geworfen hatte, als er durch das Tor fuhr.

Am längsten verweilten jedoch seine Gedanken in dieser Zeit bei alledem, was sich seit der Rückkehr „der Kröte" zugetragen hatte. In der Nacht, als der Gutsherr starb, hatte er hier auf demselben Hügel gesessen und drinnen im Park einen Uhu schreien hören, so daß ihm ganz schlecht dabei zu Mute geworden war. Denn, gerade als die Uhr elf schlug, war unten aus dem Schloß ein so wunderbares Geräusch zu ihm gedrungen, und als er unten angelangt war, kam der Schreiber gerade barhäuptig über den Hof gelaufen und erzählte, der Gutsbesitzer sei gestorben.

Er hatte sich gleich seine eigenen Gedanken über die Sache gemacht. Denn es war doch ganz sonderbar, daß sich der Tod gerade drei Stunden nach Ankunft der „Kröte" einstellen mußte. Er würde seine Hand dafür in's Feuer legen, daß sie ihm etwas eingegeben hatte, um zu dem Testament gelangen zu können.

Aber — Gott sei Dank! — das böse Weib bekam jetzt wohl ihre wohlverdiente Strafe. Er hatte selber den Ortsrichter gesehen, als er mit der Vorladung zu ihr kam. Er hatte auch gerade im Stall gestanden, als dann etwas später der Verwalter mit der Ordre kam, daß Anders am nächsten Vormittag Schlag 10 Uhr mit dem großen Landauer vor der Treppe halten solle. —

Aber während der alte Nachtwächter dasaß und sich mit diesen Gedanken beschäftigte, war plötzlich in ein paar Fenstern an der Seite des Schlosses, die nach dem Park hinaus lag und wo Frau Engelstoft ihre Zimmer hatte, Licht erschienen.

„Jetzt spukt sie!" sagte er.

Jede Nacht waren dieselben Fenster erleuchtet gewesen, zuweilen nur auf einen Augenblick, zuweilen stundenlang hintereinander, und er erklärte es sich damit, daß das böse Gewissen der „Kröte" eine natürliche Furcht vor der Dunkelheit habe. Jetzt aber stutzte er, als er einen Lichtschimmer auch hinter der langen Reihe von Saalfenstern an der anderen Seite des Ganges erblickte. Einmal hatte er nämlich früher schon dasselbe schwache, flackernde Licht auf den weißen Rouleaux gesehen, und er konnte nicht begreifen, was sie zu dieser Zeit der Nacht in dem leeren Saal zu tun haben könne, wo kaum ein Stück Möbel stand, in dem etwas zu verschließen war, nur einige Stühle und die alte Leierkastenuhr.

Er stand auf, fing an hinabzuschleichen, um möglicherweise vom Park aus etwas entdecken zu können. Im selben Augenblick aber verschwand das Licht im Saal, und gleich darauf erlosch es auch hinter den roten Fenstervorhängen in ihrem Arbeitszimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Schlag 10 Uhr hielt ein geschlossener Wagen mit florumwundenen Laternen unten an der hohen, halbbogenförmigen Fliesentreppe im inneren Hofe, und drinnen hinter den Kellerfenstern und hinter den Fenstern der Gutsschreiberstube in dem einen Seitenflügel waren eine Menge von Gesichtern flach gegen die Scheiben gedrückt; Alle wollten einen Schimmer von Frau Engelstoft erhaschen, wenn sie in den Wagen stieg.

Jetzt, nachdem sich die Polizei der Sache angenommen hatte, glaubte eigentlich Niemand außer dem alten Nachtwächter Sören mehr an ihre Schuld. Von dem Augenblick an, wo der Ortsrichter dagewesen, war die Stimmung auf Sofiehöj umgeschlagen, weil in Wirklichkeit nur die Wenigsten im vollen Ernst an ein Verbrechen geglaubt hatten. Die Uebrigen hatten sich nur zu den Demonstrationen gegen sie verlocken lassen, aus der allgemeinen menschlichen Freude, Anderen wehe zu tun.

Die Meisten waren jetzt wohl gar der Ansicht, daß man reichlich hart gegen sie vorgegangen war, freuten sich aber doch bei dem Gedanken, sie vor der Gerichtsschranke zu sehen, gezwungen, alle gestellten Fragen wie jeder Bettler zu beantworten. Es lag etwas so Berauschendes in diesem Gefühl, die Macht, zu demütigen, in der Hand zu haben.

Die Leute hinter den Fenstern sollten nicht lange warten. Nach Verlauf von wenigen Minuten erschien Frau Engelstoft auf der obersten Treppenstufe, tief verhüllt von dem langen, faltenreichen Wittwenschleier, der den neugierigen Blicken auch nicht einen Ohrzipfel preisgab.

Der dicke Kutscher auf dem Bock machte vorschriftsmäßig Honneur mit

seiner Peitsche. Die Haushälterin und die Kammerjungfer begleiteten sie schweigend mit Decken und Shawls an den Wagen.

„Vergessen Sie auch nicht, die Möbel in meinem Zimmer während meiner Abwesenheit zu klopfen," hörte man sie zu der Letzteren sagen, und ihre Stimme war so ruhig, ihr Ton so natürlich, als ob außer ihrem Haushalt nichts in der Welt ihren Sinn beschäftigte.

Oben im Zimmer, von einer Gardine verborgen, stand Esther und starrte mit ihren großen, luftblauen Augen zu der Mutter hinaus. Und als der Wagen davongefahren war, ging sie bleich und angstvoll im Zimmer auf und nieder, die gefalteten Hände gegen den Mund gepreßt. Schließlich setzte sie sich in die Ecke des Sophas, wo sie mehr und mehr zusammenkroch, während sie sich mit einem bangen Ausdruck im Zimmer umsah und bei jedem Laut in die Höhe fuhr.

Als die Haushälterin hereinkam, um nach dem Ofen zu sehen, faßte sie nach langem Besinnen endlich Mut und fragte, was denn eigentlich in dieser Morgenstunde vor sich gehe.

„Was vor sich geht? — Was meinen Fräulein Esther?" sagte die Alte und stellte sich ganz verständnißlos.

„Weshalb seid Ihr heute alle so sonderbar — und warum ist Mutter weggefahren? Sie wollte es mir nicht sagen."

„Aber mein Gott, daß die gnädige Frau in die Stadt fährt, ist doch nichts so Sonderbares. Die gnädige Frau hat wohl Geschäfte dort."

„Aber was sollte sie auf dem Polizeiamt? — Ja, ich weiß es recht gut, ich hörte heute Morgen, daß Anna und Maren Sofie draußen auf dem Gang darüber flüsterten. Hat Jemand gestohlen?"

„Wozu wollen Fräulein sich daran kehren, was so ein paar dumme Dirnen zusammenschwatzen?" sagte die Haushälterin, nachdem sie sich mit großer Anstrengung vor dem Ofen auf die Kniee gelegt hatte.

„Sie verbergen mir etwas, Mamsell Andersen."

„Na ja, wenn Fräulein schon so viel wissen, können Sie ja gern den Rest auch noch erfahren. Es ist sonst was, wovon Fräulein doch nichts verstehen und sich auch nicht mit zu befassen brauchen."

„Was ist es denn?"

„Ach es ist nichts weiter, als ein Papier von dem seligen Herrn, das weggekommen ist. Und darüber will das Erbschaftsgericht jetzt gern Bescheid haben. So hab' ich es wenigstens verstanden."

„Ein Papier? — — Dann muß es doch wohl ein wichtiges Papier sein?" —

„Ja, es ist wohl so was man ein Dokument zu nennen pflegt."

„Aber was hat denn Mutter damit zu tun? Sie kann doch nicht wissen, wo es geblieben ist."

„Ja, sehen Fräulein, vielleicht glaubt das Erbschaftsgericht das doch," — sagte die alte Haushälterin, besann sich aber sofort und fing auf das

Eifrigste an, in den glühenden Torfkohlen herumzustochern, aus Furcht, daß sie sich schon zu weit hatte fortreißen lassen.

Esther bemerkte es indessen nicht; sie war zu sehr von dem in Anspruch genommen, was sie selber in der letzten Nacht erlebt hatte. Schon am vorhergehenden Abend hatte sie bemerkt, daß etwas geschehen war, was die Mutter in Unruhe versetzte. Sie hatte sie bis zur Schlafenszeit in ihrem Zimmer auf- und niedergehen hören, und beim Abendbrot hatte sie nicht nur nichts gegessen, sondern war so geistesabwesend gewesen, daß sie „Guten Morgen" statt „Gesegnete Mahlzeit" gesagt hatte, als sie aufgestanden waren. Ganz gegen ihre Gewohnheit hatte sie sich früh zur Ruhe begeben, und da die Türen zwischen ihren Schlafzimmern des Nachts immer offen standen, hatte Esther hören können, daß sie ein Schlafpulver nahm, ehe sie sich hinlegte. Jeden Augenblick drehte sie sich im Bett herum, und mehrmals im Laufe der Nacht war sie aufgestanden und hatte — wie das ihre Gewohnheit war, wenn sie nicht schlafen konnte — die Lampe im Arbeitszimmer angezündet. Was jedoch Esther namentlich gewundert hatte, war, daß die Mutter einmal die abgeschlossene Tür nach dem Vorplatz geöffnet hatte und von hier aus in den großen Saal auf der anderen Seite gegangen war. Und als sie nach Verlauf einiger Zeit nicht zurückkehrte, war Esther von Angst erfaßt und hatte sich auf nackten Füßen durch das Zimmer geschlichen. Durch die Reihe der geöffneten Türen hatte sie da die Mutter an einem der Fenster drinnen im Saal stehen und beim Schein des Lichts, das sie vor sich auf die Fensterbank gestellt hatte, in einem großen Papier lesen sehen. Niemals hatte sie die Mutter so alt aussehend gefunden. Sie war in ihrem Nachtgewand, das graue Haar fiel ihr über die Schulter herab, die rechte Hand lag mit gekrümmten Fingern über dem Mund und um das Kinn und erinnerte Esther an das schreckeneinflößende Bild einer Sibylle, das sie einmal in einem Reisewerk gesehen hatte. — Sie hatte sie noch nicht lange beobachtet, als die Mutter das Papier zusammenlegte und in einen verborgenen Raum unter dem Fensterbrett steckte. Im selben Augenblick sah sie sie zusammenfahren, als ob irgend ein Laut sie erschreckt habe, und gleich darauf löschte sie das Licht aus. Esther war schleunigst in ihr Bett zurückgeschlichen und lag längst unter der Decke, als sie hörte, wie die Mutter die Lampe in ihrem Zimmer ergriff und sich in die Tür zu ihrem Schlafzimmer stellte. „Schläfst Du, Esther?" hatte sie mit gedämpfter Stimme gefragt, Esther aber hatte still wie eine Maus gelegen und nichts geantwortet.

Diese nächtliche Erinnerung hatte sie während dieses ganzen unruhigen Morgens verfolgt, die Worte der Haushälterin stellten sie in eine noch unheimlichere Beleuchtung für sie.

„Sagen Sie mir doch, Mamsell Andersen," fragte sie, sie hatte das Kinn in die eine Hand gestützt, und ihre Stimme klang ganz einschmeichelnd unschuldig: „Wie sieht eigentlich ein Dokument aus?"

„Ein Dokument?"

„Ja, das ist doch ein großer Bogen Papier, nicht wahr? — Mit etwas darauf geschrieben?"

„Ja!"

„Und in einem gelben Umschlag?"

Die Alte am Ofen wandte sich mit einem Lächeln um.

„Warum meinen Fräulein denn, daß der Umschlag gerade gelb sein soll?"

Jetzt war Esther bange, daß sie etwas verraten haben könne.

„Nein, ich meine ja nur," beeilte sie sich hinzuzufügen. „Er kann ja auch ebenso gut rot oder blau oder grün sein."

„Ja, oder was sagen Sie zu gar keinem Umschlag?"

„Ja, freilich — freilich," rief sie mit krampfhafter Heiterkeit. „Gott, wie dumm das von mir gesagt war."

„Ja," sagte die Alte, indem sie sich stöhnend erhob. „Ich habe aber wirklich keine Zeit, hier zu sitzen und zu schnacken. Fräulein müssen ja auch bald Frühstück haben!"

„Ach nein, — Sie dürfen nicht gehen! — — Sie dürfen nicht weggehen!" schrie Esther beinahe in ihrer Angst. Und als die Alte an ihr vorüberkam, um zur Tür hinauszugehen, faßte sie sie mit beiden Händen um den Arm, um sie zurückzuhalten. „Liebe, gute, prächtige Mamsell Andersen — bleiben Sie hier bei mir. Hören Sie doch! Sie dürfen nicht weggehen!"

„Aber Fräulein Esther!"

„Ich fürchte mich so, Mamsell Andersen! Ich mag nicht allein sein. Ich habe fortwährend ein Gefühl, als wenn Jemand da drinnen im Saale ginge. Können Sie nicht noch ein wenig hierbleiben? Nur noch eine Stunde — nur fünf Minuten!"

„Sie müssen sich nicht so ängstigen, kleines Fräulein. Hier im Hause ist wirklich Niemand außer uns. Beruhigen Sie sich nur. Ich will schon von Zeit zu Zeit bei Ihnen einsehen, wenn ich vorüberkomme. — Aber da kommt ja der Kaplan durch das Hoftor gegangen! Dann haben Fräulein ja Gesellschaft. Und er sieht noch obendrein aus, als wenn er etwas Neues zu erzählen hätte."

Das hatte er auch wirklich. Und der junge Geistliche war selber so davon erfüllt, daß er beinahe mit den Galoschen in's Zimmer gekommen wäre. Als er erfuhr, daß Frau Engelstoft nicht zu Hause war, sah er durchaus nicht enttäuscht, sondern vielmehr erfreut aus und fragte garnicht, wo sie sei.

Dahingegen ergriff er Esthers beide Hände, hielt sie lange fest und sagte, noch ehe die Haushälterin zur Tür hinausgegangen war:

„Jetzt habe ich meinen großen Entschluß gefaßt. Heute Morgen habe

ich mein Gesuch abgeschickt. Und nun wollte ich, daß Sie, Fräulein Esther, die Erste sein möchten, die mir Glück wünscht."

Das, was er beschlossen, und was er seit längerer Zeit bei sich selber erwogen und worüber er auf seine offene Weise mit Freunden und Bekannten geredet hatte, war das Aufgeben seines Pfarramtes, um als Missionar in ein barbarisches Land im Innern Asiens zu ziehen. Schon seit mehreren Jahren, ja, eigentlich schon seit seiner Kindheit hatte er sich zur Missionswirksamkeit hingezogen gefühlt. Und im Grunde hatte er sich nie so recht wohl gefühlt als Pfarrer in der dänischen Volkskirche, wo — wie er fand — der wirklich lebendige und brennende Glaube von der Lauheit und der fromm maskirten Heidenschaft stets mit scheelen Blicken angesehen wurde.

Auch Frau Engelstoft gegenüber hatte er kürzlich von seinen Plänen gesprochen, und zu seiner großen Ueberraschung hatte sie dieselben sofort mit großer Wärme gebilligt. Namentlich aber hatte er Esther zu seiner Vertrauten in dieser Sache gemacht.

Gerade mit einer kühnen Hoffnung auf ihre junge, schwärmerische Seele hatte er jetzt angefangen zu handeln. Er wußte sehr wohl, daß sie selber noch ein Heidenkind war, eine kleine Wilde, unwissend und verzaubert. Aber in allen ihren kindlichen Phantasien mit Blumen und Sternen erblickte er nur eine irregeführte religiöse Sehnsucht, einen schlummernden Gottesdrang, der — einmal erweckt — die Pforten des Himmels stürmen würde.

Ganz aus der Luft gegriffen war seine Hoffnung nun auch nicht. Wie wenig Esther seine Gefühle für sie wohl noch ahnte, geschweige denn seine Absichten in Bezug auf sie kannte, war sie doch ganz Ohr gewesen, wenn er in Gegenwart der Mutter oder mit ihr allein von dem fernen Lande erzählt hatte, wohin er reisen wolle. Sie hatte still dagesessen und gelauscht wie ein Kind, das Märchen hört; und der Kaplan hatte in ihren Augen gelesen, wie Alles, was er erzählte, in ihr lebendig wurde, zu Bildern ihrer noch unreifen Sehnsuchtsträume wurde: die blühenden Magnolienbäume, die die Hänge der Berge bedeckten und die Luft in meilenweitem Umkreise mit Wohlgerüchen erfüllten, die Flußufer, wo Büffel lagen und sich in dem weichen Schlamm kühlten, und Schaaren blaßroter Flamingos zwischen kohlkopfgroßen Wasserrosen einherstolzirten — die Myriaden von Feuerfliegen, die des Nachts die paradiesische Landschaft erhellten, — die Strohhütten der Eingeborenen und die mächtigen grasreichen Ebenen, wo man — wie am Morgen der Zeiten — tagelang reisen konnte, ohne ein menschliches Wesen zu treffen, sorglos unter dem Sonnensegel in einer Ochsenkarre ruhend, oder auf dem Rücken eines Kameels schaukelnd —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kaplan war ganz enttäuscht durch die zerstreute Art und Weise, mit der sie ihn gerade heute empfing und ihm zuhörte. Kaum daß sie sich hinreichend zusammennehmen konnte, um ihm den Glückwunsch auszusprechen,

um den er gebeten hatte. Fast als fürchte sie sich vor ihm, hatte sie sich in die Sophaecke gedrückt und saß nun dort, die Hand unter dem Kinn, und starrte mit großen toten Augen vor sich hin.

Er konnte schließlich nicht umhin, sie zu fragen, weshalb sie so geistesabwesend sei. Und da erhob sie sich plötzlich, trat an das eine Fenster, preßte den Arm gegen die Stirn und stützte sich schwer gegen den Fensterpfosten, indem sie ganz unbeherrscht stöhnte:

„Ach ja, wenn man nur weit, weit von hier fort wäre!"

Im selben Augenblick fiel ihm erst der Grund zu Frau Engelstofts Abwesenheit ein, und damit erhielt er auch die Erklärung zu Esthers sonderbarem Wesen.

Er trat jetzt an sie heran, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte in seiner ruhigen, offenen Weise:

„Wissen Sie, Fräulein Esther, daß ich heute auch mit einem anderen Anliegen hierher gekommen bin? Ich wollte Sie fragen, ob Sie sich wohl vorstellen könnten, daß Sie meine Reisebegleiterin drüben nach dem fernen Lande würden — — ja, jetzt sehen Sie mich so entsetzt an. Aber ich meine es buchstäblich. Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Gattin werden wollten. Aber Sie sind heute, was ich sehr wohl verstehe, zu sehr von anderen Gedanken in Anspruch genommen, um mir antworten zu können. Morgen oder übermorgen, wenn Sie wieder mehr Ruhe und Frieden gefunden haben, um mit sich selber und mit Gott zu Rate zu gehen, will ich kommen, um mir Ihre Antwort abzuholen. Leben Sie wohl bis dahin. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi!"

VI.

Ein hoher Gerichtssaal mit einer Reihe nach Süden gelegener Fenster, durch die die Sonne lustig die großen kahlen Wandflächen bescheint. Quer durch den Saal läuft die Schranke, und dahinter thront der Hardesvogt in goldgestickter Uniform und dreht ungeduldig ein Lineal in der Hand hin und her. Links von ihm sitzt ein Schreiber an einem kleinen Tisch, ein mächtiges Protokoll vor sich, und an der Tür auf der anderen Seite der Schranke, durch die die Komparenten herein- und hinausgeführt werden, steht ein ellenlanger Gerichtsdiener und schläft halb in aufrechter Stellung, den Daumen an der Hosennaht.

Das Verhör des Dutzends vorgeladener Männer und Frauen nähert sich seinem Ende. Realschuldirektor Brandt war zuerst aufgerufen, um eine Erklärung abzugeben. Er hatte an Eidesstatt erklärt, daß er drei Stunden vor Gutsbesitzer Engelstofts Tode mit diesem gerade über sein Testament gesprochen, und daß nach seiner festen Ueberzeugung jeder Gedanke, auch an eine nur teilweise Aufhebung desselben dem Verstorbenen zu dieser Zeit vollkommen fern gelegen habe. Falls er deswegen wirklich ein paar Stunden später seine Einwilligung zu der völligen Vernichtung des Testaments ge-

geben haben sollte, müsse das in einem geistigen Zustand geschehen sein, in dem er sich der betreffenden Handlung nicht mehr klar und voll bewußt gewesen war, wodurch sie also auch in diesem Falle ohne gerichtliche Giltigkeit sei, im Uebrigen aber glaube er, der Komparent, nicht an diese Erklärung.

Auf die Frage des Hardesvogts, ob er denn Jemanden im Verdacht habe, sich das Testament angeeignet zu haben, hatte der Schuldirektor kühn ja geantwortet. Er zweifle freilich nicht daran, sagte er, daß Frau Engelstoft es in Uebereinstimmung mit ihrer Erklärung vernichtet habe, aber, wohl zu beachten, erst nach dem Tode des Gutsbesitzers, und ohne dessen Einwilligung dazu. Und er hatte hinzugefügt: wie unglaublich es auch klingen möge, daß eine Dame von Frau Engelstofts Stande eine so empörende Handlung begehen könne, so dürfe man doch nicht vergessen, daß offenbar in ihrer Familie eine Neigung zum Verbrechen vorhanden sei, indem Frau Engelstofts längst verstorbener Bruder, nach dem, was man bei dieser Gelegenheit in Erfahrung gebracht, sich an der Kasse seines Prinzipals vergriffen habe und nach Amerika geschickt sei, um der Strafe zu entgehen.

Dieser letzte Giftstich wurde in der wohl überlegten Erklärung des Schuldirektors wie der Punkt über dem i angebracht. So wenig fremd die angeführte Tatsache gerade dem Richter war, der seiner Zeit den armen Jungen gekannt und lebhaften Anteil an seinem Schicksal genommen hatte, machte die Erinnerung daran in diesem Augenblick doch einen gewissen Eindruck auf ihn.

Gleich darauf rief er jedoch, dunkelrot vor Zorn aus:

„Wenn diese losen Vermutungen, die Sie hier angeführt haben, Alles sind, worauf Sie Ihren Verdacht bauen, so fehlen mir allerdings die Worte, um Ihr Benehmen zu stempeln. — Oder haben Sie noch etwas vorzubringen?"

„Nein!"

„Dann können Sie gehen."

Hierauf war eine Reihe von Personen verhört worden, die sich an öffentlichen Orten über die Sache geäußert hatten, als wenn sie Bescheid darüber wüßten.

Der Schuldirektor und Rechtsanwalt Sandberg hatten im Verein mit dem bestochenen Schutzmann ihre Namen aufgestöbert und dafür gesorgt, daß sie vorgeladen wurden.

Die Erklärungen aller dieser Menschen verliefen als loses Geschwätz im Sande. Entweder leugneten sie überhaupt, etwas gesagt zu haben, oder sie redeten sich mit zeugenfähigen Aeußerungen heraus. Einer von den Knechten aus Sofiehöj selber, der eines Abends im berauschten Zustand erzählt hatte, daß er in der Nacht, als der Gutsbesitzer gestorben war, Frau Engelstoft, einen Beutel mit Geld in der Hand, in den Park habe schleichen sehen, geriet so außer Fassung, daß er vor der Schranke laut zu heulen

anfing; und der Schutzmann mußte ihn schließlich beim Kragen nehmen, um ihn wegzuführen.

Eine von den zuletzt Vernommenen war die Krankenpflegerin Schwester Bodil.

Sie wiederholte, was sie früher schon erzählt hatte, wie sie einige Zeit nachdem der Gutsbesitzer und Frau Engelstoft an jenem Abend allein im Krankenzimmer gewesen waren, gehört hatte, wie die Türen zu dem eisernen Schrank geöffnet und wieder geschlossen wurden, im Uebrigen aber wisse sie nichts von dem, was zwischen ihnen vorgegangen sei.

Der Hardesvogt fragte:

„In welchem Zustand fanden Sie den Kranken vor, als Frau Engelstoft Sie später hineinrief?"

„Der Todeskampf hatte damals eben begonnen."

„Wie lange nachher trat der Tod ein?"

„Ich glaube, es können wohl zehn Minuten vergangen sein."

„Sagte er während der Zeit etwas?"

„Nein — jedenfalls nicht so, daß ich es verstand."

„Haben Sie oder Frau Engelstoft das Sterbezimmer während der Zeit verlassen?"

„Nein."

„Aber später, nachdem der Tod eingetreten war?"

„Ich ging einen Augenblick in das anstoßende Zimmer, um Mamsell Andersen, die Haushälterin, zu rufen, die im Eßzimmer saß."

„Waren Sie so weit oder so lange entfernt, daß inzwischen Schränke oder Schubladen geöffnet werden konnten, ohne daß Sie es hörten?"

„Das glaube ich nicht."

Sie kannten ja den Verstorbenen nach einer so langen Pflege recht genau. Hatten Sie den Eindruck einer besonders erregten Gemütsstimmung bei ihm, als Sie hineingerufen wurden?"

„Nein!"

„Vielleicht fiel Ihnen das Gegenteil auf, — eine ruhige und versöhnliche —"

„Ich hatte nur den Eindruck eines Sterbenden."

„Sie bemerkten also kein Anzeichen eines unmittelbar voraufgegangenen heftigen Wortstreites, geschweige denn einer gewaltsamen Ueberredung?"

„Nein!"

„Wie erklären Sie sich denn den plötzlich eingetretenen Todesfall? Denn Sie waren doch nicht darauf vorbereitet, daß derselbe so bald eintreten würde?"

„Ich glaube wohl, daß die durch Frau Engelstofts Ankunft und durch die lange Unterredung hinterher hervorgerufene Gemütsbewegung den Tod

beschleunigt hat; im Uebrigen war Herr Engelstoft schon vorher so schwach, daß man jeden Augenblick auf eine Katastrophe gefaßt sein konnte."

Nachdem der Hardesvogt noch einige Fragen an sie gerichtet und die ganze Verhandlung zu Protokoll gegeben hatte, wurde dasselbe ihr vorgelesen, und sie erhielt einen Wink, abzutreten.

Aber sie blieb stehen und bat, ob sie nicht noch etwas sagen dürfe.

„Was nun noch?" rief der Richter ungeduldig aus, in dem augenblicklichen angstvollen Gefühl einer drohenden Gefahr.

Sie sagte, sie wünsche Frau Engelstoft so wenig wie sonst einem Menschen Anderes als Gutes; aber sie müsse um ihres eigenen Gewissens willen etwas sagen, was sie — und wahrscheinlich nur sie allein — mit Bestimmtheit wisse.

„Ja, der Ansicht waren die Anderen ja auch. Aber so reden Sie doch, und machen Sie ein Ende mit der Sache."

Sie wolle nur das Eine sagen, sie habe gehört, daß das bestrittene Testament nach Frau Engelstofts Aussage in Gegenwart des Gutsbesitzers verbrannt sein solle; aber das könne nicht gut der Fall sein.

„Und warum nicht?"

„Weil zu jenem Zeitpunkt in dem Ofen im Schlafzimmer des Gutsbesitzers kein Feuer gewesen ist oder gewesen sein kann."

„Was soll das heißen? Als ob man ein Stück Papier nicht auch in einem Ofen verbrennen kann, ohne daß vorher Feuer darin gewesen ist!"

„Herr Hardesvogt mißverstehen mich. Es kann zu dem Zeitpunkt überhaupt unmöglich im Ofen etwas verbrannt sein, weder Papier noch sonst etwas."

„Wie können Sie das nur mit einer solchen Bestimmtheit sagen?"

„Ja, denn das Ofenloch war voll von Wattenstücken, die ich benutzt hatte, um die Arme des Gutsbesitzers des Abends vor dem Einschlafen mit Spiritus einzureiben. Am Tage, nachdem der Gutsbesitzer gestorben war, lagen die Wattestücke noch im Ofen; und es ist doch einleuchtend, namentlich da sie mit einem brennbaren Stoff getränkt waren, daß sie bei der geringsten Berührung mit Feuer augenblicklich in Flammen hätten aufgehen müssen."

Der Hardesvogt hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und die Arme gekreuzt. Während sein Hundegesicht sich zu einer schreckeinjagenden Grimasse zusammenzog, betrachtete er ängstlich Schwester Bodil hinter den gesenkten Brauen mit einem einfältig blinzelnden Blick.

„Das ist ja sonderbar. Wie sind Sie nur auf die eigentümliche Idee gekommen, gerade im Ofen nachzusehen?"

„Es ist meine Pflicht, ehe ich ein Haus verlasse, das Zimmer zu reinigen, in dem mein Patient sich aufgehalten hat, und Alles wegzuschaffen, was mit dem Kranken in Berührung gekommen ist."

„Nun, — Sie entfernten auch die Wattestücke?“

„Ja, ich habe sie verbrannt. Es fiel mir ja damals nicht ein, daß sie von irgend welcher Bedeutung werden könnten.“

„Hm — hm!“

Es trat eine kurze Stille ein.

„Ich nehme an, daß Sie sich klar darüber sind, welche Bedeutung Ihre Mitteilung möglicherweise für die Sache haben kann, um deren Aufklärung es sich hier handelt. Ich hoffe, daß Sie deshalb Ihre Worte genau erwogen und nichts weiter gesagt haben, als was Sie nötigenfalls durch Ihren Eid bekräftigen können. Sind Sie dazu bereit?“

„Ja, ich bin dazu bereit!“

„Ja, dann habe ich Sie in diesem Augenblick nicht mehr zu fragen. Aber Sie haben wohl die Güte, hierzubleiben, weil ich möglicher Weise später noch Ihrer bedürfen werde.“

Jetzt wurde Frau Engelstofts Name aufgerufen, und die Augen des Schreibers, wie die des türöffnenden Gerichtsdieners standen förmlich aus dem Kopfe heraus, als sie, nachdem sie eine Weile auf sich hatte warten lassen, im Saal erschien.

Der Hardesvogt, dessen Gesicht einen grübelnden Ausdruck angenommen hatte, begrüßte sie mit so viel von der ihm angeborenen Galanterie, wie es die Heiligkeit des Ortes und die Würde des Richterstuhles gestattete.

Er machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Stuhl vor der Schranke, auf dem den Honoratioren unter den Vorgeladenen Platz angewiesen wurde; aber sowohl die Ungeschicklichkeit dieser Handbewegung, als die ganze unsichere Art und Weise, in der er das Verhör leitete, verrieten, welche Verlegenheit er über die Gewalt empfand, die ihm in diesem Augenblick kraft seiner Stellung über sie gegeben war.

Frau Engelstofts Wesen war außerdem mürrisch und abweisend. Sie hatte den Schleier vom Gesicht zurückgeschlagen und erstattete ihren einleitenden Bericht mit einer Sicherheit, aus der ein feingeübtes Ohr leicht etwas Einstudirtes herausgehört haben würde. Die Fragen des Richters, die immer nichtssagender wurden, beantwortete sie dahingegen nur kurz oder garnicht. Sie kannte ihre Macht über diesen Mann und war entschlossen, sie zu benutzen.

So vergingen wohl zehn Minuten mit zwecklosem Hin- und Herreden, bis der Richter endlich Mut faßte und die entscheidende Frage stellte.

„Sie halten also daran fest,“ sagte er und begegnete zum ersten Mal ihrem Blick, „Sie halten also daran fest, daß das Testament auf des Verstorbenen eigenen Wunsch vernichtet ist?“

„Ja.“

„Und in Gegenwart des Verstorbenen?“

„Ja!“

„Und auf welche Weise wurde es vernichtet?“

„Es wurde ganz einfach verbrannt.“

„Im Ofen?“

„Ja.“

„In dem Ofen, der im Zimmer des Verstorbenen stand?“

In der Art und Weise, wie diese Frage gestellt wurde, wie auch in dem gespannten Gesichtsausdruck des Richters, lag etwas, das ihr plötzlich ein ängstliches und schwindelndes Gefühl einflößte, als befinde sie sich am Rande eines Abgrundes. Ohne sich zu besinnen, antwortete sie:

„Nein.“

„Aber wo dann?“

„In dem Ofen im Saal nebenan, — damit kein Rauch oder Qualm den Atem des Kranken beschweren sollte.“

Es war, als falle eine centnerschwere Last von den Schultern des Richters.

Die Angst hatte ihm förmlich den Schweiß auf die Stirn getrieben. Ganz befriedigend war ihre Antwort bei genauerem Erwägen nun freilich nicht. Es war dadurch ein Widerspruch in ihre Aussage gekommen, der allerdings an und für sich ohne Bedeutung war, die ganze Erklärung aber doch ein klein wenig erschütterte.

„Sie sagten vorhin, die Vernichtung des Testaments sei in Gegenwart des Verstorbenen vor sich gegangen?“

„Ja.“

„Das war also nicht ganz korrekt. Was drinnen im Saal vor sich ging, konnte der Verstorbene nämlich nicht von seinem Bette aus verfolgen.“ —

„So buchstäblich sollten die Worte natürlich nicht aufgefaßt werden. Im Uebrigen ist das ja auch ganz ohne Belang.“

„Das ist wohl wahr, — ich räume das ein,“ sagte er abermals ganz verlegen und verwirrt, bei Spitzfindigkeiten ertappt zu sein, die als Ausdruck eines Verdachtes gegen sie aufgefaßt werden konnten.

„Das Entscheidende ist natürlich, daß es mit Einverständniß des Verstorbenen geschah, mit seiner vollen, freiwilligen Billigung. Und in Bezug hierauf halten Sie also an Ihrer früheren Erklärung fest, die Ihnen jetzt vorgelesen werden soll.“

Nachdem hierauf das Protokoll verlesen und von ihr richtig befunden war, fuhr er mit einer entschuldigenden Verbeugung fort:

„Es ist jetzt meine mir vorgeschriebene Pflicht, Sie zu fragen, ob Sie Ihr Gewissen wohl genau erforscht und die Folgen wohl bedacht haben, falls Sie später zu einer anderen Erkenntniß kommen sollten? Und ob Sie schließlich ohne Furcht die abgegebene Erklärung mit Ihrem Eidschwur bekräftigen können?“

„Ja!“

Sie sagte das in der Hoffnung, daß der Eid nicht selber von ihr ver-

langt werden würde. Während sie ihren falschen Bericht über die Ereignisse der Todesnacht, die sie übrigens jetzt so oft wiederholt und in ihren Gedanken durchlebt hatte, daß sie nahe daran war, an die Richtigkeit zu glauben, erstattete, hatte sie die Angst vor dem Eidschwur noch nicht überwinden können.

Der Hardesvogt aber war sich die ganze Zeit darüber klar gewesen, daß nur eine beeidigte Aussage ihrerseits die Kraft haben würde, das Mißtrauen niederzuschlagen; und da er trotz Allem nicht den geringsten Zweifel über ihre Unschuld hegte, griff er vertrauensvoll nach dem Eidesformular, um zu der feierlichen Handlung zu schreiten.

Er erhob sich und gab der „Komparentin“, die einen scheuen Blick auf das schwarz eingebundene Formularbuch geworfen hatte, zu erkennen, das auch sie sich erheben solle. Der Gerichtsdiener, der sich auf das Ende einer Bank an der Tür niedergelassen hatte, erhob sich ebenfalls wieder, um die Gelegenheit zu ergreifen, mit seinem militärischen Anstand zu glänzen, während der Schreiber sich damit begnügte, die Feder niederzulegen.

„Der Schwörende versichert, daß er die Wahrheit, die reine, unverfälschte Wahrheit ausgesagt hat, so daß er nichts erklärt hat, was er nicht wußte, und nichts verheimlicht hat, was er zur Aufklärung dessen, worüber ihm eine Erklärung abgefordert wurde, mußte, sich auch keines Vorbehalts bedient, sondern die Worte aufrichtig und in der Meinung gebraucht hat, in der er wußte, daß sie verstanden wurden. Er steht vor dem Gericht der Menschen, das den Meineidigen hart strafen wird, wenn Gott die Wahrheit an's Licht kommen läßt, und Aller Herzen werden sich demjenigen verschließen, der mit dem schrecklichen Namen eines Meineidigen gebrandmarkt ist. Er steht vor dem Angesicht des allwissenden Gottes, der in das Verborgene sieht und offenbarlich bezahlt; wie er den Fluch ausgehen ließ, daß er in das Haus des Diebes kommen soll und in das Haus dessen, der fälschlich bei seinem Namen schwört.“

Während der Richter diese Sätze schnell und ausdruckslos vor sich hinmurmelte wie etwas Auswendiggelerntes, hatte Frau Engelstoft die eine Hand auf die Lehne der Schranke gelegt, um sich darauf zu stützen. Sie fühlte, wie ihr der Boden unter den Füßen schwankte.

Und jetzt erhob der Richter seine Stimme, die das Gepräge eines gewohnheitsmäßigen priesterlichen Pathos annahm, indem er das schicksalschwangere Schlußwort des Formulars verlas:

„Er hebe der alten Sitte gemäß die drei Finger der rechten Hand, und dies sichtbare Zeichen soll ihn daran erinnern, daß er den dreieinigen Gott zum Zeugen anruft, und daß, falls er falsch schwört, er der Gnade, des Schutzes und des Segens Gottes entsagt hat; er hat den Erlöser der Welt verleugnet und kann keine Zuflucht bei ihm suchen in den Nöten des Lebens oder am Tag des Gerichts; er hat den Weg zu Gottes Geist verschlossen und auf allen Trost des Wortes Gottes in der Not des Lebens

wie des Todes verzichtet. — — Während er hier auf Erden wandelt, wird sein Herz zittern, und sein Glaube wird keine Ruhe finden; darauf wird er hingehen, wo Jedem nach seinem Verdienst bezahlt werden wird, denn was ein Mensch säet, das wird er auch ernten.

Mit dieser Ermahnung und Warnung haben wir das Unsere getan; das Uebrige überlassen wir dem allsehenden und allwissenden Gott. Ein Jeder, der bei der Wahrheit bleibet, lege unverzagt seinen Eid ab; ein Jeder hüte sich aber dann bei dem Namen des Höchsten falsch zu schwören."

Der Richter hielt inne und warf das Formular neben sich auf den Tisch.

Darauf wandte er sich an Frau Engelstoft und fuhr mit einer zweiten ehrerbietigen Verbeugung fort, wodurch er die vorschriftsmäßige Geradheit der Worte wieder gut zu machen suchte:

„Sie erheben die drei Finger der rechten Hand mit diesen Worten: Daß die von mir abgegebene Erklärung mit der Wahrheit übereinstimmend ist, bekräftige ich hiermit bei meiner Seligkeit mit dem Eide, so wahr mir Gott und sein heiliges Wort helfe."

Obwohl nicht das Geringste in Frau Engelstofts Zügen etwas Anderes verriet als natürliche Gemütsbewegung bei der Verrichtung einer feierlichen Handlung, war sie in Wirklichkeit nicht mehr bei Bewußtsein. Die ganze Spannkraft ihres Geistes mußte sie aufbieten, um die äußere Ruhe zu bewahren und ein Zittern zurückzudrängen, das sie jeden Augenblick zu übermannen und zu verraten drohte.

Der Richter, der der Ansicht war, daß sie ihn nicht verstanden habe, da sie zögerte, berührte jetzt ihren rechten Arm, um ihr zu erkennen zu geben, daß sie ihn erheben solle. Und diese Berührung einer Menschenhand erfüllte sie mit einem solchen Grauen, einem solchen Trotz, einer solchen Rachgier, daß sie im selben Augenblick die Finger in die Höhe hob.

Mit lauter, ruhiger Stimme sprach sie die feierliche Versicherung nach:

„Daß die von mir abgegebene Erklärung übereinstimmend mit der Wahrheit ist, bekräftige ich hiermit bei meiner Seele Seligkeit durch einen Eid, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort." — —

Wenige Minuten später saß sie in ihrem Wagen, der unten auf der Straße gehalten hatte, und fuhr in der hereinbrechenden Dämmerung nach Sofiehöj zurück.

Mit einem wollüstigen Gefühl der Befreiung hatte sie den Eid gesprochen. Noch während des ersten Teiles der Heimfahrt siedete das Blut in ihren Adern wie bei einem Rausch. Aber allmählich, als sich die Erregung des Gemütes legte und die Gedanken sich klärten, schwand auch die flammende Röte ihrer Wangen. Die heftigen Frostschauer, mit denen sie während des ganzen letzten Teiles des Verhörs gerungen hatte, kehrten wieder und ließen sich nicht bezwingen. Obwohl sie sich zuletzt in alle Teppiche und Shawls hüllte, die die Haushälterin ihr mitgegeben hatte, und

obwohl die Luft milde, beinahe sommerlich war, kroch sie frierend in der Wagenecke hinter den geschlossenen Fenstern zusammen.

Sie dachte, ob sie wohl nicht ernstlich erkrankt sei. Vielleicht hatte sie sich erkältet, während sie in den langen Gängen des Gerichtgebäudes gewartet hatte. Dieser Gedanke beruhigte sie einen Augenblick; — — bald aber erbebte ihr Körper wieder unter krampfhaften Kälteschauern, die ihr die Zähne im Munde klappern machten.

VII.

Vier Tage später begegneten sich der Kaplan und Esther nach vorhergegangener Verabredung in einer langen Eichenallee am äußersten Ende des Parkes, wo sie Aussicht hatten, ungestört zu sein.

Der Kaplan war schon am vorhergehenden Tage in Sofiehöj gewesen, um sich die Antwort des jungen Mädchens auf seinen Antrag zu holen; aber er hatte ihr Wesen ihm gegenüber wieder so eigenartig scheu gefunden, daß er es für das Richtigste gehalten hatte, ihr nochmals vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. Es hatte auch geregnet, so daß er nicht — so wie sonst — einen Spaziergang in den Garten vorschlagen konnte, und die Mutter hatte das Zimmer, in dem sie sich aufhielten, sozusagen nicht verlassen. Es war fast, als ahne sie etwas und wolle sie verhindern, allein zu bleiben. Er hatte, ehe er ging, gerade noch Gelegenheit gefunden, Zeit und Ort zu einer neuen Begegnung ohne Zeugen zu nennen.

Um nicht gesehen zu werden, hatte er den Weg durch den Wald eingeschlagen, von wo aus ein Ueberstieg in den Park führte. Er ging langsam, weil die Zeit der Begegnung noch nicht da war, auch war er darauf gefaßt, eine gute Weile warten zu müssen. Sobald er aber in die Eichenallee einbog, sah er Esther dort schon auf einer Bank unter der gelblichroten Laubwölbung sitzen.

Als er ungefähr zehn Schritte von ihr entfernt war, erhob sie sich und kam ihm gesenkten Hauptes entgegen.

Wie ein übermüdes Kind, das Ruhe sucht, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und flüsterte „Ja", noch ehe er mit ihr gesprochen hatte.

Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Brust.

„So willst Du mir denn ohne Furcht und Reue in die Welt hinausfolgen?"

„Ja!" wiederholte sie.

„Weit fort von Vaterland und Mutterhaus und Kindheitserinnerungen?"

„So weit Du willst, — so weit Du kannst!"

Er fragte, ob sie noch wisse, was er ihr gesagt habe, daß das Land, wohin sie ziehen wollten, für alle Weißen das Land des Todes genannt werde, daß die großen Sümpfe Fieber aushauchten, daß in den Wäldern Tiger und Hyänen hausten und im Grase giftige Schlangen, daß ihr Heim eine Strohhütte oder ein Zelt und ihre Nahrung Früchte oder gedörrte Wurzeln sein werde. — —

Sie aber erwiderte, sie fürchte weder wilde Tiere noch Hunger noch Not; nur vor den Menschen hege sie Furcht.

„So segne denn Gott unsern Bund! Er verbinde unsere Seelen in gemeinsamem Glauben, Liebe und Hoffnung, bis uns der Tod scheide, um uns in der Schaar der Heiligen droben in der himmlischen Herrlichkeit wieder zu vereinen! Amen! Amen!"

Er hatte den strahlenden Blick zum Himmel erhoben. Jetzt beugte er sich über sie und küßte sie auf den Mund.

Eine Weile gingen sie dann Arm in Arm in der Allee auf und nieder, aber der junge Geistliche merkte gar bald, daß Esther selbst in diesen Augenblicken zerstreut und scheu war und ihm kaum zuhörte. Deswegen zweifelte er jedoch nicht an der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle. Er kannte ihre Angst vor dem Zorn der Mutter und glaubte hierin die ganze Ursache ihrer Mutlosigkeit zu erblicken. Kaum hatte er denn auch die Mutter genannt, als sie sich wieder an seine Schulter schmiegte und sagte:

„Was sollen wir doch nur machen? Was wird sie sagen?"

Sie einigten sich dahin, daß sie ihr vorläufig nichts sagen, sondern ihr erst Ruhe lassen wollten, um sich von den Gemütsbewegungen der voraufgehenden Tage zu erholen, die sie augenscheinlich sehr angegriffen hatten. Der Kaplan wollte sie dann allmählich auf die unvermeidliche Trennung vorbereiten und sie zu der Einsicht bringen, daß sie kein Recht habe, sich ihrem gemeinsamen Willen zu widersetzen.

Aber obwohl der entsetzliche Kampf damit in's Ungewisse hinausgeschoben war, hielt Esthers fieberhafte Unruhe an. Und da gingen dem Bräutigam endlich die Augen auf. Er zog sie an sich und sagte, indem er zärtlich bemüht war, ihrem eingeschüchterten Blick zu begegnen:

„Du verbirgst mir etwas, Esther."

Sie fing an zu zittern und wandte schweigend ihr bleiches Antlitz ab. Selbst ihm konnte sie das schreckliche Geheimniß nicht anvertrauen, das nahe daran war, sie zu ersticken.

„Aber Du machst mich ganz besorgt, Esther! — Was ist denn nur geschehen?"

„Ich **kann** es nicht sagen — heute nicht — Verlange es nicht!"

Es lag eine solche Angst in dem flehenden Ausruf, daß der Kaplan begriff, jetzt würde es ihm nichts nützen, in sie zu dringen.

„Dann wollen wir uns hier trennen, Esther. Dein Gemüt bedarf der Ruhe. Morgen aber komme ich wieder. Und dann darfst Du kein Geheimniß mehr vor mir haben."

* * *

Am nächsten Tage um dieselbe Zeit hielt sich Frau Engelstoft wie gewöhnlich in ihrem Arbeitszimmer auf. Sie saß, die beiden Hände vor dem

Gesicht, an dem großen Schreibtisch, der immer mit Papieren- und Anschreibebüchern bedeckt war, und hatte sich lange nicht gerührt.

Die letzten vier Tage hatte sie in ununterbrochener, rastloser Arbeit verbracht. Dies Betäubungsmittel hatte ihr schon früher über schwere Krisen hinweggeholfen, und sie zweifelte nicht daran, daß es auch diesmal schließlich ihrem Gemüt sein Gleichgewicht und seine Kraft wiedergeben würde. Von des Morgens um sechs Uhr bis spät in die Nacht hinein hatte sie dort am Tische gesessen und Befehle erteilt, Rechnungen durchgesehen und Pläne für einen ganzen Umbau des Pachthofes und Veränderungen seines Betriebes gemacht. Und wie sie keine Schonung gegen sich selber kannte, fröhnte sie auch allen Vorsichtsrücksichten ihren Untergebenen gegenüber. Drei Mal täglich mußten der Verwalter und der Vogt bei ihr erscheinen, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen; und weder die Küchenmägde, noch die Leute in den Ställen und Scheunen konnten mehr sicher sein, bei ihrer Arbeit nicht von ihr überrascht zu werden.

Ihr äußeres Wesen war jedoch gleich ruhig und beherrscht, vielleicht sogar eher ein wenig abgedämpft; aber sie scheute nicht mehr vor einer Herausforderung ihrer Feinde zurück. Namentlich war der Gutsschreiber an den Rand der Verzweiflung gebracht. Obwohl er wußte, daß seine verschiedenen Radirungen in den Anschreibebüchern mit Meisterhand ausgeführt waren, empfand er jedes Mal, wenn er zu ihr beschieden wurde, und das geschah oft nur mit einer Stunde Zwischenraum, heftiges Kneifen in seinem großen Magen. In der Regel wollte sie jedoch gar nicht über die Rechnungen mit ihm sprechen, sondern vielmehr über ihre Umbaupläne. Sie gab nicht nur selbst die Ideen hierzu an, sondern arbeitete auch die Kostenanschläge und die Zeichnungen aus. Und — was ihr so gar nicht ähnlich sah — sie hatte fast jeden Tag einen neuen Plan, der den alten über den Haufen warf. Sie mußte immer in Atem sein. Sie konnte ihr Gehirn nicht in Untätigkeit lassen. Um die Spannkraft ihrer Seele zu bewahren, häufte sie eine Arbeit auf die andere, ließ eine Anstrengung der anderen folgen — — bis sie plötzlich, wie von einem Blitz getroffen, betäubt und verwirrt, zusammensank.

So hatte sie jetzt eine halbe Stunde unbeweglich dagesessen und ihr Antlitz in den Händen geborgen, um den eigenen Anblick zu meiden, und namentlich die rechte Hand nicht zu sehen, die ihr in einzelnen Augenblicken eine wilde Angst einflößen konnte.

Sie wußte sehr wohl, wie töricht das von ihr war. Sie wußte, daß es der Schatten des lauernden Wahnsinns war, der in solchen Augenblicken ihren Verstand umnebelte. Aber sie konnte sich nicht von der Einbildung befreien, daß die drei Finger, die sie an jenem Tage bei der Eidesablegung gen Himmel erhoben hatte, täglich kleiner wurden — hinwelkten.

Daß sie doch nicht darüber lachen konnte! Sie fühlte, daß, wenn sie nur ein einziges Mal in ein herzliches Lachen über sich selbst ausbrechen

könnte, das Ungeheuer des Wahnsinns für immer verscheucht sein würde. Das war es überhaupt, wonach sie ein so schmerzliches Verlangen empfand, nur einmal wieder so recht aus vollem Herzen lachen zu können. Oder wenn sie auch nur einen Tag den Gedanken an die dummen Finger verbannen könnte! Aber es erging ihr damit gerade so, wie mit dem Testament, das zu vernichten sie sich nicht hatte überwinden können, und zu dem sie sich Tag und Nacht gleichsam in einem wollüstigen Banne hingezogen fühlte, obwohl sie wußte, oder vielleicht gerade weil sie wußte, daß die Entdeckung dieses Schriftstückes ihr das Leben kosten würde.

Endlich erhob sie den Kopf und sah sich um. Drinnen im Saal hatte die alte Rokoko-Uhr soeben ihre kleine Walzermelodie gespielt. Und nun scholl die Grabesstimme der Turmuhr durch das Haus und machte sie frieren. Sie konnte diese Töne niemals hören, ohne an Niels' Tod erinnert zu werden, den sie an jenem Abend gleichsam angekündigt hatten. Stunde für Stunde, bei Tag und bei Nacht riefen sie ihr immer wieder von Neuem Alles ins Gedächtniß zurück, was sich damals an dem Sterbebett zugetragen hatte. Wenn sie nicht gefürchtet hätte, Verdacht dadurch zu erregen, würde sie schon längst Befehl gegeben haben, die Uhr anzuhalten, eine solche Angst überkam sie, sobald sie diese Töne hörte, als sei es Niels' Stimme, die sie aus dem Jenseits rief.

Namentlich des Nachts, wenn sie in der tiefen Stille allein dasaß, verfolgte diese Vorstellung sie, so daß sie nirgends Ruhe oder Frieden finden konnte. Sogar bis in ihre Träume hinein fand die Grabesstimme ihren Weg und weckte sie, sobald sich der Schlummer auf ihre Augen herabsenkte. Sie hatte seit Niels' Tode noch nicht eine Stunde ruhigen Schlaf gehabt.

Jetzt hörte sie draußen Schritte. Die Kammerjungfer öffnete die Tür und sagte nur:

„Der Kaplan!“

Der junge Mann hatte stets freien Zutritt bei Frau Engelstoft, die sich aus Klugheitsrücksichten — um sein Benehmen Esther gegenüber bewachen zu können — freundschaftlich zu ihm stellte, während sie gleichzeitig daran arbeitete, ihn für immer vom Hause zu entfernen. Sie hatte begriffen, daß es jetzt die höchste Zeit war, ihn fortzuschaffen, falls sie nicht ihre Tochter verlieren und erleben wollte, daß Alles, was sie in einem zwanzigjährigen Kampf der Selbstentsagung für sie gesammelt, ja, was ihr jetzt den Frieden ihrer Seele und halbwegs ihren Verstand gekostet hatte, den Launen eines Fremden preisgegeben wurde.

Sie empfing ihn mit dem Ausruf:

„Wie? Sind Sie noch hier?“

Sie hatte ihn in der letzten Zeit regelmäßig mit derselben erheuchelten Ueberraschung empfangen und hinterher ein paar scherzende Worte hinzugefügt, daß sie ihn längst über alle Berge geglaubt habe.

Aber der Gesichtsausdruck des Kaplans war heut so ernsthaft, daß sie statt dessen sogleich fragte, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei.

„Ja," erwiderte er mit einem kleinen Seufzer. „Ich komme voraussichtlich für's Erste nicht hier fort."

„Wieso?"

„Ich habe heute Morgen einen Brief von dem Direktor der Missionsgesellschaft gehabt. Er antwortet mir, daß noch nicht hinreichend Geld für meine Reise eingekommen sei. Die Einnahmen eines Bazars, den man veranstaltet, haben den Erwartungen nicht entsprochen. Es fehlten noch mehrere tausend Kronen, folglich hat es lange Aussichten damit."

„Und Sie können das Geld nicht anderswo erhalten?"

„Wie meinen Sie?"

„Nun, ich meine, wenn Sie wirklich so große Lust dazu haben — — ich meine, wenn Sie einen so starken Wunsch in sich fühlen, gerade diesen Beruf zu ergreifen, so wird Ihr Vater Ihnen diese Summe wohl schon vorschießen. Für ihn kann das nichts bedeuten; er ist ja ein reicher Mann."

„Mein Vater würde mit Freuden das Zehnfache geben, um mich zurückhalten zu können. Sie wissen, wie es ihm — leider — immer zuwider gewesen ist, daß ich den geistlichen Stand erwählte; und namentlich ist er ein Gegner dieser Missionsreise gewesen. Er betrachtet sie als meinen sichern Tod, das Klima da drüben soll ja für Europäer sehr ungesund sein."

„Ich habe davon gehört. Aber dergleichen wird immer sehr übertrieben."

„Das glaube ich auch."

Es entstand ein kurzes Schweigen, dann fragte der Kaplan:

„Ist Fräulein Esther heut nicht zu Hause?"

Frau Engelstoft stellte sich, als habe sie die Frage überhört, und sagte:

„Ist die Summe, die dem Missionsverein fehlt, wirklich so groß?"

„Viertausend Kronen, glaube ich."

„Ja, das ist viel Geld!"

Sie saß noch immer am Schreibtisch, die Hand unter der Wange, das Gesicht abgewendet. Ihre Augen schweiften hinaus über die Bäume des Gartens mit einem sinnenden Blick, der, indem sie die letzten Worte noch einmal wiederholte, einen eigenartig finstern Ausdruck annahm.

Als Esther sich noch immer nicht sehen ließ, kam dem Kaplan der Gedanke, daß sie ihn vielleicht unten in der Eichenallee erwartete, um mit ihm allein sein zu können. Er ahnte nämlich nichts von dem Schicksal, das sie betroffen hatte, seit er sie verließ. Er wußte nicht, daß Frau Engelstoft Unrat geahnt hatte, als sie die Tochter am vorhergehenden Tage von ihrem Spaziergang im Park hatte zurückkommen sehen, und daß sie nach einem scharfen Verhör schnell die ganze Wahrheit aus dem verschüchterten Kinde herausgebracht hatte.

Esther saß nun in ihrem Zimmer eingesperrt, und es war der feste

Entschluß der Mutter, sie unter Schloß und Riegel zu halten, bis der Kaplan hinreichend weit entfernt war.

Der junge Bräutigam wollte sich gerade erheben, um sie aufzusuchen, als ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß es wohl das Richtigste sein würde, Frau Engelstoft so allmählich auf ihre Verbindung vorzubereiten. Er fing deswegen an, von den Gerüchten zu reden, die auch ihm zu Ohren gekommen seien, nämlich von den großen Umbauten, die auf Sofiehöj bevorständen. Er hatte gehört, sagte er, daß unter Anderem der ganze Molkereibetrieb verändert werden solle, um ein Procent Buttterertrag mehr zu gewinnen, und er äußerte in unverblümten Worten sein Erstaunen über die ungeschwächte Energie, mit der sie fortfuhr, ihre materiellen Interessen zu wahren, „die doch schon im Voraus hinreichend gesichert erschienen".

„Ich weiß es sehr wohl," erwiderte sie, „das es für eine Frau als verächtlich angesehen wird, wenn sie sich um ihre Angelegenheiten kümmert. Die Moral gebietet, daß man sich dem „Schicksal" preisgiebt. Sammelt deswegen nicht in die Scheuern! — Eure Schätze sollen im Himmel sein."

„Ihr Spott trifft mich nicht, Frau Engelstoft. Freilich ist das Loos der Menschen hienieden dem Wechsel unterworfen, aber ich begreife doch nicht, wie man, wenn man sich die kurze Dauer des Lebens so recht klar macht, das Bedürfniß oder die Lust empfinden kann, so tief in dem Irdischen zu wurzeln.

Es ist, als wolle der Schmetterling ein Nest bauen und für eine Weitervermehrung sorgen, obwohl er doch nur einen Tag lebt!"

„Sie lassen Eines außer Acht, daß unser Leben in unseren Kindern fortgesetzt wird."

„Nein, das lasse ich keineswegs außer Acht. Aber ist das viel mehr als eine Phrase? Den Fall gesetzt, daß die Kinder, wenn sie heranwachsen und geistige Reife erhalten, gar keinen Wert auf unsere mit so großen Opfern gefüllten Scheuern setzen. Ich denke dabei sowohl an die geistigen, wie materiellen Güter, die wir ihnen zu hinterlassen bestrebt sind, und das kommt doch vor. Ich kann selber ein wenig davon mitsprechen. Und kann man sich wohl etwas Nichtigeres, Verfehlteres denken, als ein solches Leben, das der Erlangung eines Gutes geopfert wurde, das von demjenigen, für den es in erster Linie bestimmt ist, verachtet und vielleicht gar als ein Uebel angesehen wird? — — Aber einem solchen, wirklich tragischen Schicksal, setzt sich ein Jeder aus, der sein Lebensziel außerhalb des Ewigen, Unwandelbaren sucht."

„Sind das die Lehren, die Sie hier zu verbreiten bestrebt gewesen sind?"

„Ja."

„Dann ist es ein Glück, daß junge Leute fünfundzwanzig Jahre alt sein müssen, ehe sie Erlaubniß erhalten, über sich selbst zu bestimmen. Ist

erst das Alter erreicht, so hat das Leben sie im Allgemeinen gelehrt, was zu ihrem Besten dient."

Der Kaplan fing an zu verstehen, daß sie etwas ahnte. Sie hatte mit starkem Nachdruck gesprochen und sandte ihm bei den letzten Worten einen Blick zu, der wie ein hingeworfener Handschuh wirkte.

„Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie wohl leider Recht," sagte er. „Sie scheinen also ausnahmsweise einen Schutz in den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu finden."

„Ausnahmsweise, — ja!"

„Im Uebrigen gilt ja die Altersgrenze, die Sie nannten, ausschließlich für Männer und für unverheiratete Frauen. Ich bin kein Jurist, aber so viel weiß ich denn doch, daß eine minorenne Frau, wenn sie sich verheiratet, durch ihren Gatten völlige freie Verfügung über sich selber, wie über das, was sie persönlich besitzt, erhält."

Frau Engelstoft erwiderte nichts. Sie fühlte sehr wohl die Drohung, die in seinen letzten Worten verborgen lag. Und derselbe finstere Ausdruck trat wieder in ihre Augen, als sie ihn von der Seite ansah.

Er fühlte, daß er es diesmal nicht wagen dürfe, weiter zu gehen, deswegen erhob er sich und ging.

Frau Engelstoft, die beim Abschied nur mit einer Neigung des Kopfes gegrüßt hatte, ohne ihm, wie sonst, die Hand zu geben, blieb in derselben Stellung wie bisher am Schreibtisch sitzen, die eine Hand unter der Wange, während ihr Blick über die Bäume des Parkes hinausschweifte.

Sie schrak zusammen, als nach einer Weile an die Tür gepocht wurde. —

Es war wieder die Kammerjungfer.

Sie kam schüchtern herein und fragte, ob die gnädige Frau nicht einen Augenblick zu Fräulein Esther kommen wolle. „Fräulein Esther ist so unruhig," erklärte sie.

„Ich werde kommen. —"

Esther saß mit unordentlichem Haar und Anzug auf dem Rande ihres Bettes und schluchzte laut, als die Mutter hereinkam. So sanft und schüchtern sie im Allgemeinen war, konnte doch hin und wieder einmal „ein böser Geist in sie fahren", wie die alte Haushälterin sagte, der sie als Frau Engelstofts Tochter kennzeichnete. Während ihrer fast vierundzwanzigstündigen Einsperrung hatte sie sich anfänglich mit gewöhnlicher Nachgiebigkeit dem mütterlichen Willen unterworfen; allmählich aber erwachte der Trotz in ihr, sie wollte nicht essen, nicht schlafen, nicht antworten.

Und als sie nun vor einer halben Stunde die Stimme ihres Verlobten gehört hatte, als dieser die Treppe hinaufkam, ließ sie sich zu einem hysterischen Ausbruch der Verzweiflung hinreißen, ging händeringend im Zimmer auf und nieder und rief Gott und Jesum Christum an.

Die Mutter setzte sich zu ihr auf den Rand des Bettes, ergriff ihre eine Hand und sprach in ruhigem Ton mit ihr.

Sie sagte, sie dürfe sie nicht mißverstehen, sondern daran glauben, daß das, was sie von ihr fordere, — selbst wenn sie es jetzt auch nicht verstehen könne — dennoch zu ihrem eigenen Besten sei.

Sie sagte, sie sei noch zu unerfahren, um beurteilen zu können, wie viel für sie Beide auf dem Spiele stünde, und daß der Mann, auf den sie ihre Gedanken gerichtet habe, ein Phantast, ein Abenteurer sei, der sie und sich selber in's Unglück stürzen würde.

Sie erinnerte sie an ihr eigenes Schicksal und erzählte von ihrer Mutter, die an den Bettelstab gebracht sei, weil sie keine Kraft gehabt habe, sich dem Willen ihres Mannes zu widersetzen.

Esther aber hatte seit jener Nacht, als sie der Mutter Treiben im Saal beobachtet, einen unüberwindlichen Abscheu vor ihr bekommen. Vor Furcht, sie zu sehen, hatte sie sich jetzt, als sie sie kommen hörte, hier auf den Rand des Bettes gesetzt, das Gesicht in den Händen geborgen; und bei der bloßen Berührung ihrer Hand fing sie an zu zittern.

Schließlich gelang es ihr denn auch, ihre Hand frei zu machen und an das andere Ende des Zimmers zu fliehen.

Und hier faßte sie Mut, erhob den Kopf und sagte, daß Armut sie nicht schrecke, daß sie allen Reichtum der Welt hingeben würde für die Freiheit, dem folgen zu dürfen, den sie liebe, und daß sie nie bereuen würde, was sie getan, wenn sie auch in Zukunft auf bloßen Füßen von Tür zu Tür gehen und um das trockene Brot betteln solle.

Frau Engelstoft schwieg bei diesen Worten. Nach einer Weile erhob sie sich und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Hier blieb sie eine Weile am Fenster stehen und sah hinaus, während sie mit den Fingern auf das Fensterbrett trommelte. — Jetzt mußte gehandelt werden. — Dieser Pfarrer, dieser Störenfried mußte aus dem Wege geschafft werden, gleichviel mit welchen Mitteln. Später konnte sie dann ja ihre Einwilligung zu der Verlobung geben. War er nur erst aus dem Gesichtskreise, so würde Esther schon zur Besinnung kommen. — Und dann — aus dem Lande, wohin er ging, kehrte Niemand zurück.

Entschlossen setzte sie sich an den Schreibtisch, nahm ein bedrucktes Blatt aus einem der Schubfächer, um eine Anweisung auf viertausend Kronen an ihren Kopenhagener Bankier darauf auszufertigen, der die Summe anonym an die Direktion der Missionsgesellschaft senden sollte.

Sie war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß sie ihn mit dieser Anweisung direkt in den Tod sandte. Sie hatte die Sache genau untersucht und wußte, daß nicht ein einziger von den Missionaren, die bisher diese Gegenden bereist hatten, lebend heimgekehrt war.

Sie machte sich aber keine Gewissensbisse daraus. Sollte eine Mutter die Mittel abwägen, wo es sich darum handelte, einen Menschen aus dem

Wege zu schaffen, der das Leben ihres einzigen Kindes zerstören wollte? Von allen Verbrechen der Gesetzgebung erschien ihr keins teuflischer als das, welches jedem jungen Manne, der die Sinne eines jungen Mädchens verlockt hatte und gewillt war, ein Papier, den sogenannten Trauschein, zu bezahlen, gestattete, sie sofort aus ihrem Heim und ihrer Familie zu entführen, die Mutter bei Seite zu stoßen und hohnzulachen über die einzige Liebe, die stark ist, wie der Tod. Und eine Mutter sollte sich nicht zur Wehr setzen, sondern sich ruhig darein finden, zum Opfer eines solchen Justizmordes gemacht zu werden?

Sie griff mit denselben drei Fingern, mit denen sie an jenem Tage geschworen hatte, nach der Feder und tauchte sie tief in das Tintenfaß. Dann füllte sie langsam die Anweisung mit großen, deutlichen Buchstaben und Zahlen aus. Als sie schließlich ihren Namen daruntersetzte, geschah dies mit dem schwindelnden Gefühl, als unterschreibe sie das Todesurteil ihres gefährlichsten Feindes.

VIII.

Noch am selben Abend erhielt der Kaplan einen verzweifelten Brief von seiner Braut. Sie hatte die alte Haushälterin zu ihrer Vertrauten gemacht, und diese hatte ihm den Brief durch einen sichern Boten zustellen lassen. Sie legte ihm hierin eine vollständige Beichte ab, erzählte nicht nur von ihrer Einsperrung und von dem Grunde dazu, sondern vertraute ihm auch das Geheimniß an, von dem sie am vorhergehenden Tage wegen des schrecklichen Verdachtes, den es auf ihre Mutter werfen konnte, nicht zu sprechen gewagt hatte. Jetzt konnte und wollte sie es nicht länger ertragen, deshalb flehte sie ihn an, sie zu befreien, „selbst wenn sie dann ihre Mutter nie wiedersehen sollte“.

Das allererste Gefühl des Kaplans beim Lesen dieses Briefes war unvermischtes Entzücken. Er küßte sogar die Unterschrift, während seine Augen voll Tränen standen. Er erhielt hierdurch Beruhigung für die Angst, in der er seit dem Vormittag in Folge Esthers gänzlicher Unsichtbarkeit umhergegangen war.

Im nächsten Augenblick aber warf die Nachricht von ihrer Gefangenschaft einen Schatten über sein Gemüt. Es stand also ein Kampf bevor. Und er kannte Frau Engelstoft hinreichend, um zu wissen, daß dieser Kampf hart und langwierig werden würde.

Esthers Erzählung von den nächtlichen Wanderungen ihrer Mutter in dem großen Saal machte unter diesen Verhältnissen nicht sogleich weiteren Eindruck auf ihn. Er verstand sogar anfänglich nicht einmal, weswegen sie das Alles so weitläufig erklärte, oder was für ein Verdacht es sein sollte, den sie bei ihm hervorzurufen gefürchtet hatte.

Lange währte es jedoch nicht, bis die wahre Bedeutung der Mitteilung — und damit die des ganzen Briefes — ihm klar wurde und ihn mit

Entsetzen erfüllte. Er war so ganz unvorbereitet. Er hatte nie darauf hören wollen, was das Gerede der Leute ihm zutrug. Von seinen eignen Angelegenheiten erfüllt, wie er war, hatte ihn die ganze Sache überhaupt niemals beschäftigt.

Jetzt aber wurde ihm die Binde von den Augen gerissen. Je mehr er an Frau Engelstofts Gebahren in der letzten Zeit dachte, an die ganze innere Unruhe, die von Tag zu Tag deutlicher in ihrem Wesen hervortrat, seit jenem Abend, als er sie an das Sterbebett des Gutsbesitzers geholt hatte, um so besser verstand er Esthers Angst, daß ihre Mutter eine Betrügerin, eine Meineidige sein könne.

Nach einer ruhelosen, unter schweren Anfechtungen verbrachten Nacht ging er ganz früh am Morgen in die Stadt, um mit dem Hardesvogt über die Sache zu reden.

Es war dies ein schwerer Gang für ihn. Sein Gewissen klagte ihn an und gab seiner Handlung die häßlichsten Namen. Aber er kannte Gottes unumstößliche Gebote. Er wußte, daß er nicht das Recht hatte, etwas zu verheimlichen, was der Wahrheit dienen konnte, daß er keine Rücksicht auf die eignen Wünsche oder die Eingebungen des Herzens nehmen durfte. Niemand kannte die Wege, die Gott zu der Errettung eines Menschen ausersehen hatte, und Niemand durfte in Selbstüberhebung Vorsehung für seinen Nächsten spielen.

Der Hardesvogt wurde nervös und aufgeregt, sobald der Kaplan Frau Engelstofts Namen nannte.

Es war nämlich keineswegs so gekommen, wie er es erwartet hatte, daß sie durch eine Beeidigung ihrer Erklärung alles Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit niederschlagen würde. Ihre Gegner hatten ihn sogar gezwungen, eine Reihe neuer Vernehmungen anzusetzen, bei denen freilich nichts sonderlich Neues, geschweige denn etwas Belastendes herausgekommen war, die aber doch eine gewisse Unruhe bei ihm hinterlassen hatten, deren er nicht Herr zu werden vermochte.

Der Kaplan setzte ihm sein Verhältniß zu Frau Engelstofts Tochter auseinander, erzählte von ihrer Einsperrung und las schließlich den Teil des Briefes vor, der von dem nächtlichen Treiben der Mutter handelte.

Der Hardesvogt sagte lange nichts. Es hatte ihn wie ein Stoß durchzuckt, als der Kaplan von dem Dokument „mit dem gelben Umschlag“ vorlas; er erinnerte sich, daß das Testament wirklich einen solchen Umschlag gehabt hatte, und er hatte um so weniger Grund, an der Glaubwürdigkeit des im Uebrigen ein wenig phantastischen Berichts zu zweifeln, als er sich erinnerte, daß einer der in dieser Angelegenheit zuletzt vernommenen Leute — ein alter Nachtwächter aus Sofiehöj — erklärt hatte, daß er ein paar Mal einen Lichtschimmer aus dem Rittersaal habe dringen sehen, und zwar zu einer Zeit, wo sonst Alles ringsumher im Schlosse finster war, ausgenommen in Frau Engelstofts Zimmer.

Ein paar Stunden später fuhr der Hardesvogt in voller Uniform nach Sofiehöj hinaus. Der Kaplan begleitete ihn; aber es wurden nicht viele Worte gewechselt, und der Geistliche stieg aus dem Wagen, ehe dieser in die Allee einbog. Er wollte, um ungesehen zu bleiben, zu Fuße folgen und versuchen, sich mit der Haushälterin in Verbindung zu setzen, um Esther einen Gruß zu senden und sie auf das vorzubereiten, was jetzt möglicher Weise geschehen würde.

Frau Engelstoft saß in ihrem Arbeitszimmer und war im Begriff, dem Verwalter, der an der Thür stand, ihre Befehle für die Nachmittagsarbeit zu erteilen, als der Wagen auf den Hof fuhr.

„Sehen Sie nach, wer da kommt,“ sagte sie.

„Es ist der Hardesvogt,“ meldete der Verwalter, nachdem er von dem Gang zurückgekehrt war, dessen Fenster nach dem Hofe hinaus gingen.

„Was will der nur!“ murmelte sie vor sich hin. „Ja, dann können Sie gehen, Hansen!“

Sie war ganz ohne Furcht. Es fiel ihr nicht ein, daß er wieder des Testamentes wegen kommen könne. Die Sache, glaubte sie, sei aus der Welt, ohne andere Spuren als den Kampf in ihrem eignen Innern hinterlassen zu haben.

Erst als sie ihn unmittelbar hinter der Kammerjungfer eintreten sah, ohne abzuwarten, daß ihn diese angemeldet hatte, und obendrein in voller Uniform, ahnte sie eine Gefahr.

Sie erhob sich. Und wie ein Krieger, wenn er überrumpelt wird, Deckung hinter der ersten besten Waffe sucht, die ihm in die Hand fällt, so ging sie hastig auf ihn zu und sagte in einem barschen Ton, mit geheuchelter Empörung:

„Falls Sie mit mir zu reden wünschen, Herr Hardesvogt, muß ich Sie bitten, sich ganz kurz zu fassen. Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen.“

In die rotgeäderten Augen des Hardesvogts trat ein Ausdruck, als habe er einen Stoß vor die Brust bekommen. Trotz Allem hatte er sich bisher nicht überwinden können, an ihre Schuld zu glauben, sondern hatte gehofft, daß sie ebenso wie bei dem letzten Verhör eine befriedigende Erklärung für das würde geben können, was gegen sie vorgebracht war. Jetzt erlosch diese Hoffnung. So schwach entwickelt sein psychologischer Sinn auch war, war er doch hinreichend lange Untersuchungsrichter gewesen, um diese erheuchelte Empörung zu kennen, hinter der sich ein schlechtes Gewissen verbarg.

Und fast noch mehr verriet ihr Aussehen sie, als der Hardesvogt erst soweit zur Besinnung gelangt war, daß er sie genauer betrachten konnte.

„Sie sehen ermüdet aus, gnädige Frau,“ sagte er, nachdem sie einander schweigend eine Weile gegenüber gesessen hatten, jeder an seiner Seite

des Tisches, in der Nähe der Tür, die auf den Vorplatz und von dort in den Saal führte.

„Hier ist auch viel zu tun. Alles ist so vernachlässigt.“

„Freilich. Das weiß ich. Und wenn der Tag nicht ausreicht, so nimmt man die Nacht mit zur Hilfe, nicht wahr? Ich meine,“ fuhr er fort, als sie nicht antwortete, „ich habe gehört, daß die Leute Licht in Ihren Fenstern gesehen haben, gnädige Frau, bis in den hellen Morgen hinein.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich.“

„Daß Sie gezwungen sind, so viel zu arbeiten!“

„Was war es, worüber Sie mit mir zu sprechen wünschten, Herr Hardesvogt?“

„Gerade hierüber! Ich wollte Sie fragen, gnädige Frau, ob Sie nie, wenn Sie des Nachts so bei der Arbeit saßen, Jemanden hier in der Wohnung haben herumkramen hören?“

„Wie kommen Sie nur einmal darauf?“ fragte sie und sah ihn starr an.

„Ja, — dann scheint es wirklich, daß irgend ein geheimnißvolles Wesen um die Zeit der Nacht hier sein Wesen treibt. Der Gutswächter will mehrmals einen eigenartig flackernden Lichtschein im Saal gesehen haben, und daß dies keine Einbildung oder Augenverblendung war, ist von anderer Seite hinreichend bestätigt.“

„Ach!“ entgegnete sie mit einem kurzen, höhnischen Lachen. „Meinen Sie wirklich! Dasselbe hätte ich übrigens bestätigen können. Ich selber bin nämlich hin und wieder da drinnen umhergegangen, wenn ich von der Arbeit ermüdet war, um ein wenig Luft zu schöpfen.“

„Ach, so verhält sich die Sache, gnädige Frau! So verhält sich die Sache! — — Aber trotzdem müssen da noch Andere sein, die sich dort zu so ungewohnten Zeiten zu schaffen machen. Ich habe meine bestimmten Gründe zu dieser Annahme, und ich erbitte mir deswegen die Erlaubniß, eine gründliche Untersuchung da drinnen vornehmen zu dürfen. Vielleicht wird eine solche ganz wunderbare Dinge an's Licht bringen.“

Sie sah ihn noch immer starr an. Sie glaubte noch Macht über ihn zu haben und ihn zwingen zu können, von seinem Verlangen abzustehen.

„Was erwarten Sie denn zu finden?“

„Ein Dokument — in einem gelben Umschlag — in einem Raum unter einem der Fensterbretter. Sie gestatten wohl, daß ich hineingehe und es hole?“ sagte er, indem er sich mit drohender Miene erhob.

Im selben Augenblick fuhr sie mit einem halberstickten Schrei vom Stuhle auf und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Tür, die zum Vorplatz führte, — leichenblaß und zitternd.

So standen sie einander einige Sekunden schweigend gegenüber und starrten sich in die Augen, wie ein paar wilde Tiere in der Angreifsstellung.

Es war bei dem Hardesvogt ebenso sehr die tiefe, persönliche Kränkung,

die sie ihm zugefügt hatte, indem sie ihn hinter's Licht führte, wie das Entsetzen über das begangene Verbrechen, das sein Gesicht verzerrte und ihm die Zunge band. Er hatte ja, sozusagen, seine Amtsehre zum Pfand für ihre Unschuld eingesetzt und hatte sich die besten Leute der Gegend verfeindet, weil er sie in Schutz nahm.

Lange währte es jedoch nicht, bis die alten Gefühle und die Macht der Jugenderinnerungen wieder die Oberhand in ihm gewannen. Indem er sich mit zitternder Hand auf die Lehne des Stuhles stützte, von dem er soeben aufgestanden war, sagte er:

„Dann ist es also wirklich wahr!"

Frau Engelstofts Körper sank plötzlich bleischwer zusammen. Sie schwankte von der Tür fort und glitt auf ihren Stuhl nieder, wo sie, die Hand unter dem Kinn, sitzen blieb.

Sie wußte, daß jetzt Alles vorbei war; aber im Grunde empfand sie nur eine Erleichterung. Das Leben war ihr schon lange eine Last geworden. Nur ihre Mutterpflicht hatte sie in einer Welt und in einer menschlichen Gesellschaft zurückgehalten, für die sie Verachtung empfand. Jetzt gebot ihr dieselbe Pflicht, fortzugehen und die Schande mit sich in's Grab zu nehmen, wodurch sie schneller in Vergessenheit geraten würde.

Sie fühlte sich schon von allem Irdischen losgelöst, in der Unendlichkeit schwebend, befreit, gleichsam betäubt. Sie hörte wohl, daß der Hardesvogt mit ihr sprach, daß er ihr vierundzwanzig Stunden Frist anbot, um wegzureisen, obwohl er — wie er sich ausdrückte — sein Amt und seine Ehre dabei auf's Spiel setzte; daß er ihr sogar versprach, seine Beamten auf eine falsche Spur zu lenken, bis sie in Sicherheit war, und ihr behilflich zu sein, einen Ort zu finden, wo sie auch später gegen Nachforschungen sicher sein konnte, — — sie hörte das Alles, aber nur undeutlich, wie aus der Ferne.

Sie antwortete auch anfänglich nur mit einem Kopfschütteln, sagte dann aber, daß sie keinerlei Dienste anzunehmen wünsche, weder von ihm noch von sonst irgend Jemand.

Nur einen Wunsch habe sie noch, und sie bat ihn, ihr den zu erfüllen, indem er ihr sagte, wie er der Wahrheit auf die Spur gekommen sei. Und als der Hardesvogt ihr das erzählte, und sie hörte, daß ihre eigene Tochter sie verraten hatte, Esther, die sie mit ihrem Herzblut genährt und deren Glück sie jetzt mit dem Leben büßen mußte, sah sie ihn zuerst verständnißlos an, brach dann aber in ein schallendes Gelächter aus, das ihm durch Mark und Bein ging.

Das war das aus dem Herzen kommende Lachen, wonach sie sich so sehr gesehnt hatte. Jetzt kam es mit der letzten Erlösung, dem endlichen Rausch. Dies hatte ihr noch gefehlt, — von ihrem eigenen Kinde in den Schmutz getreten zu werden. Mehr würde sie kaum noch erleben können. Der Kelch des Lebens war für sie bis auf die Neige geleert.

Wie sie sich freute, als sie den Hardesvogt bestätigen hörte (was dieser von dem Kaplan wußte), daß seine Verlobung mit Esther eine vollendete Tatsache war. Sie dachte an ihre viertausend Kronen, die bald in den Händen des Missionsdirektors sein würden. Die Beiden würden sich nun wahrscheinlich so bald wie möglich heiraten, um in ihrer Verblendung dem sichern Tode drüben in den Sumpfländern der Pest entgegenzureisen, und sie würde noch im Tode Rache an ihrer Tochter nehmen!

Obwohl — weshalb sterben? Sie schuldete Niemandem dies Opfer mehr. Sie wollte jetzt gerade, daß ihre Schande leben und für ewige Zeiten den Namen brandmarken sollte, den sie getragen hatte. Sie wollte keine Versöhnung, kein Mitleid. Sie verachtete die Tränen, die an einer Leiche vergossen wurden, die Reue, die zu spät kam. Sie wollte gerade jetzt leben, damit der Haß flammen und die Gemeinheit triumphiren konnte, und die Diebe sich hier auf Sofiehöj ohne Gewissensqualen mästen konnten. Wie sie sich selbst und den Schoß ihrer Mutter verfluchte, dessen Besudelung sie ihr Leben verdankte, sollte Fluch auf Allem liegen, was ihr gehört hatte. — —

Sie empfand außerdem einen Widerwillen davor, Hand an sich zu legen. Ihr graute vor ihrer eigenen Person, vor diesem welken Körper, der mit jedem Tage deutlicher seinen Kern offenbarte: das grinsende Knochengerippe. Ein Selbstmord war auch etwas viel zu lächerlich Feierliches für diese elenden Ueberreste eines Menschenlebens. Sie war so großen Aufhebens wirklich nicht wert. Was noch an ihr übrig war, konnte ebenso gut in dem lebendigen Begräbniß, das man ein Gefängniß nannte, verfaulen.

Sie erhob sich und sagte, sie kenne ihr Schicksal und sei darauf gefaßt. Sie bat ihn, nur eine Viertelstunde auf sie zu warten, dann würde sie bereit sein, ihm zu folgen.

Gleich nachdem sie gegangen war, kam der Kaplan leise aus dem Nebenzimmer herein. Er hatte sie in ihr Schlafzimmer gehen hören und wollte gern wissen, ob sie gestanden habe.

Der Hardesvogt ging im Zimmer auf und nieder. Er war ganz außer sich, und der Anblick des jungen Geistlichen, ohne dessen Eifer vielleicht noch Gras über das ganze Elend hätte wachsen können, machte seine Worte und sein Benehmen noch unbeherrschter, so daß er sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, die für einen königlichen Beamten sehr kühn waren.

Er sagte, Frau Engelstoft sei im Grunde nur insofern zu bedauern, als sie für eine Zeit lang der Freiheit beraubt werden würde. Von der Schande zu sprechen, verlohne sich gar nicht der Mühe, und was die Gesellschaft anbeträfe, in der sie jetzt leben würde, so sei er eigentlich der Ansicht, daß das die alleranständigsten Menschen im ganzen Lande seien, „weil diese Leute doch im Allgemeinen eingestanden hätten, daß sie Verbrecher seien“. Er klagte sich selber an, daß er die Hand dazu gereicht habe, ihren Glauben

an die Menschheit und an die Gerechtigkeit zu untergraben, als er kraft eines unbarmherzigen and wahnsinnigen Gesetzes ihre Ehe aufgelöst hatte. Und er erklärte schließlich sehr feierlich, wie bereits schon mehrmals früher, daß er nun Ernst machen und sein Amt niederlegen wolle, um nicht länger Henkersknecht im Dienst der Unmenschlichkeit zu sein.

„Ich wage, die Behauptung aufzustellen, daß dies verbrecherische Ehescheidungsgesetz in erster Linie Schuld trägt an der Unzuverlässigkeit, die der Krebsschaden der modernen Gesellschaft ist. Kann man sich auch etwas Unlogischeres denken, als so an dem Fundamente selber zu rütteln, auf dem die ganze bürgerliche Gesellschaft aufgebaut ist — an dem ehelichen Heim! Ist es zu verwundern, daß ein Haus schwankt, wenn man Jahr aus, Jahr ein den Grund darunter aushöhlt? — Aber unsere bürgerliche Gesellschaft wird auch eines Tages in Schutt und Trümmer zusammenstürzen. Nichts ist so gewiß als das! Eine Rückkehr zu den alten Eheformen ist jetzt eine Unmöglichkeit. Es muß die Aufgabe des neuen Jahrhunderts sein, den Grund zu einer neuen Gesellschaftsordnung auf breiterer Basis und mit freierer Aussicht zu legen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später verließ Frau Engelstoft Sofiehöj als Arrestantin. Sie hatte von Niemand Abschied genommen, auch nicht von ihrer Tochter.

In den folgenden Tagen wimmelten die Zeitungen von den Berichten über ihre Untaten; und in ihnen allen wurde sie als eine Person dargestellt, die ihr Leben lang ein Ungeheuer gewesen, die sozusagen von ihrer Geburt an zur Verbrecherin bestimmt gewesen war.

Obwohl der Hardesvogt besser Bescheid wußte, nahm er trotzdem auch diesmal seinen Abschied nicht. Er begnügte sich damit, seine allabendlichen Groggs im Klub noch einen Grad stärker zu brauen und mit ihrer Hilfe die Gegenwart zu vergessen und sich mit der Erinnerung an das „kleine Rotkäppchen" zu trösten, so wie er sich ihrer aus jenen Weihnachtsferien in seiner Jugend entsann, wo er sie jeden Tag im Sonnenschein, den kleinen Bruder getreulich an der Hand, über die großen Schneefelder daherkommen sah.

Im Uebrigen sollte ihr Gefängnißleben nicht von langer Dauer sein. Bald nachdem ihr Urteil gesprochen und sie in das Zuchthaus abgeführt war, starb sie.

Sie blieb sich bis zuletzt treu und verlangte, in ihrer Gefängnißtracht begraben zu werden, ohne Geistlichen und Glockengeläute.



Carl Bädeker und Thos. Cook.

Von

Herman Frank.

— Breslau. —

Bekannt und trivial geworden ist das Histörchen von einem Harmlosen, der in einer Aufführung von Schillers „Räubern" bei den Worten „Spiegelberg, ich kenne Dich" gegen seinen Nachbar gewendet, ausrief: Ist das ein alter Witz! Aehnlich mag es uns ergehen, wenn man irgend einer Kernäußerung über Bädeker begegnet, oder über die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Reisens, oder wenn Jemand pathetisch unsere ganze Zeit charakterisirt: Wir stehen unter dem Zeichen des Verkehrs! Und Thos. Cook, der ins Amerikanische „übersetzte" Bädeker! — was in aller Welt, soll man den Leuten hierüber sagen? „Interessant! er will über Bädeker, über Thomas Cook etwas sagen!"

Der Zweite ist neuer, ist praktischer! Wird er den Ersteren aus dem Felde schlagen? Cook fing mit den Ländern an, mit denen Bädeker aufhörte. Wir reisen mit Bädeker; aber Thos. Cook reist mit uns. Dies ist der Unterschied. Genial fing Cook mit den exotischen Ländern an, wo nicht das Buch den Führer entbehrlich macht; er gewöhnte uns allmählich an die Bequemlichkeit, so daß wir sie nirgends, auch selbst in den Ländern nicht entbehren wollten, durch welche er uns anfangs nur auf der Durchreise nach exotischen Gegenden geleitet hatte. Der Deutsche gewöhnte uns an die Schwierigkeit, so daß wir — vielleicht? — sie auch unter den schwierigeren Verhältnissen des Orients besiegen konnten. Und so sind sich die Konkurrenten zum Nahkampf endlich in's Gehege gekommen. Der Amerikaner trifft den roten Reiseonkel im Orient. Das deutsche Buch den

amerikanischen Herrn hier diesseits des Oceans auf dem Kontinent. Der Mann ficht gegen das Buch! Eine Geisterschlacht.

Man möchte sich versucht fühlen, dieses Ringen der Konkurrenten mit dem Kampf zwischen einem Landwesen und einem Wassertier zu vergleichen oder etwa dem einer Flotte mit einem Landheer, kurz, mit zwei Gegnern, die sich bekriegen, ohne sich auf gemeinschaftlicher Arena zu treffen. Sie müssen erst eine Metamorphose durchmachen.

Aber was sollen die Redensarten? mag der Leser ausrufen. Was geht das überhaupt das Publikum an? Was sollen die Aeußerungen eines „Dritten"?

Hm, wenn es im Allgemeinen keinen rechten Zweck haben mag, so vielleicht im Besonderen!? Denn wir wissen, daß Bädeker sein Reisehandbuch über Rußland zu seinen jüngeren Kindern zählt, während eben die ersten Nachrichten auftauchen, daß auch in Rußland Thos. Cook seine Agenturen zu eröffnen im Begriff steht*).

In der Tat, auch mit dieser Einschränkung auf das Besondere können wir die berechtigten Fragen obgemeldeter Art nicht zum Schweigen bringen. Denn was ist „Publikum"? jener merkwürdige Begriff, zu dessen Bezeichnung, wir Deutschen wenigstens froh sind, ein Fremdwort gefunden zu haben. Und was geht das Publikum das Publikum an? Welche Solidarität hat es? welchen socialen, humanen, sittlichen Bezug? Nicht daß diese Fragestellung den Egoisten kennzeichnet, der den Anderen nicht berücksichtigen will, aber edler berücksichtigen müßte. Nein, wir schließen diese Bezüge aus dem logischen Zusammenhang der Sache überhaupt als logisch ungerechtfertigt aus.

Wir würden also einen Mißgriff tun, unser Thema veredeln und würdiger gestalten zu wollen, wenn wir unseren Reisehelfern irgend eine ethische Begriffsnüance gütigst beigesellen.

Zwar, daß der Handel in der Kulturgeschichte einen Kulturfortschritt bedeutet, wer wollte das leugnen? Welchen Eintrag sollte es dieser Vorstufe zum Allgemein-Menschlichen tun, daß der Einzelne als Kaufmann, nicht mit der Absicht der Verbreitung allgemein menschlicher Beziehungen, sondern mit dem Wunsch, seinen Säckel zu füllen, ausgezogen ist und auszieht? Nun, einer gleich korrekten Nüchternheit der Anschauung wollen wir uns auch hier befleißigen. Das mag Mancher bedauern: Bädeker, wird es da heißen, habe sich zu einem wahren und ehrlichen Freund des Publikums gemacht. Daß er eine ganz kolossale Fülle der Lokal-Reiseführer-Litteratur geschlagen habe, sei eine einfache Folge seiner Wahrheitsliebe und Unbestechlichkeit. Er habe sich damit ethisch über Alles erhoben, wodurch reisendes Publikum irgend wohin „gelockt" werde — —; und von Cook: ihm sei es zu danken, Vielen das Reisen in schwer zugängliche Gegenden überhaupt

*) Dieser Aufsatz war ursprünglich in und für Rußland geschrieben.

erschlossen zu haben. Das sei ein ganz anderer viel genialerer Gesichtspunkt als der Bädekers. Denn wenn Letzterer als treuer Ratgeber Einem, dessen Reiseziel z. B. Italien, tausend Aergerlichkeiten erspart, die Reisekosten vermindert, und seine Reiseeindrücke, weil von vielem Ungemach bewahrt, zu einer würdigeren Höhe verhülfe, so könne immerhin, ohne diese Beihilfe, ein intelligenter Reisender auf eigene Hand ebenso, und der Reisende vom Mittelschlag fast ebenso, wenn auch mit größerem Kostenaufwande, seine Reise ausführen. Aber Cook ermögliche für die Länder, wo der Rassenunterschied viel bedeutender, die fanatische Absonderung viel strenger und daher der humane Wert der Annäherung viel gewichtiger, überhaupt erst das Reisen dahin, und für viele Tausende seiner Klienten entstehe garnicht die Wahl, sich die Schönheit und den Nutzen exotischer Reiseeindrücke entweder mit Cooks Hilfe, oder wenn schon bedeutend kostspieliger, auf eigene Hand einzukaufen!

Bei dieser Sachlage heiße es für Beide: ein jeglicher Arbeiter ist seines Lohnes wert! Daher dürfe sich die Dankbarkeit des Publikums und die Bewertung eines ethischen und humanen Gesichtspunktes nicht durch die hier ganz nebensächliche Erwägung stören lassen, daß es sich in beiden Fällen um eine zunächst rein kaufmännische Unternehmung handele. Daher habe Bädeker ganz richtig kalkulirt, daß die Reellität seiner Auskünfte die Konkurrenz der Lokal-Reiseführer schlagen und sich in einem Mehrumsatz ausdrücken werde. Und Cook habe durch sein Netz von Agenturen den Einzelreisenden allmählich genötigt, sich ihm anzuschließen, um nicht durch Vorwegnahme und Belegung gewisser Reisekommunikationen von der Weiterreise gehindert und ausgeschlossen zu werden.

Also vom erhöhten Standpunkt einer humanen Bewertung sei der persönliche kaufmännische Gewinnfaktor ganz auszuschließen! Jetzt scheint sich der vorhin abgewehrte ethische und der hier eliminirte kaufmännische Faktor ganz gut zu vereinigen, und wir werden jetzt sagen müssen, im Einzelfalle hänge es vom Geschmack ab, so oder so zu urteilen, aber in der Gesammtheit sei die Fragestellung die:

Welchen Kulturfortschritt bezeigen die durch Bädeker und Cook inaugurirten Vermehrungen des Reiseverkehrs, d. i. die Annäherung des gegenseitigen Völkerverkehrs im Allgemeinen und die Bildung und Erweiterung des Gesichtskreises der Reisenden und Bereisten im Besonderen.

Wir sehen hier: die Trivialität des Themas, die uns vorhin die Zunge zu lähmen schien, ist hier ein willkommener Zuwachs, indem wir den Einzelnen in Bewegung setzen, aus seinem persönlichen Wissen eines so bekannten Themas den Kulturgewinn sich nach Maßgabe seiner eigenen Erfahrung klar zu machen.

Statt das Thema auf dieser Seite weiter zu verfolgen, gehen wir aber noch einer anderen, ganz von der vorigen verschiedenen Betrachtungsweise nach.

Stellen wir uns zum Beispiel vor, wir blätterten neugierig und absichtslos in den Bänden einer außer Ordnung geratenen Bibliothek herum.

Da fällt uns unter allerlei Fachlitteratur auch ein Bädeker in die Hand — und der wirkt komisch. Irgend etwas macht uns lächeln. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Da giebt es einen Abriß der Kunstgeschichte, dort ein wenig Weltgeschichte, da Kultur- und Sittengeschichte; jetzt kommt ein wenig Philologie, Vokabular, Phrasen der Umgangssprache.

Wir blättern weiter, kommen in einer Residenz an. Hotel . . . Restaurant, Kaffees, Konditorei, Vergnügungen, Koncerte — —. Ein paar Zeilen weiter sind wir schon in einer ernsten Kirche und studiren in den gebildetsten Ausdrücken die schwierigsten Baustile.

Dabei werden wir durch die Sternchen (**) fortwährend auf Schönheiten und Merkwürdigkeiten gestoßen. Kurz wir werden unbarmherzig zwischen Magen, Kopf, Herz, Augen, Geldbeutel hin und her gezerrt, wie wenn wir einen Dialog von Don Quixotte und seinem Knappen Sancho genössen.

Das ist es! Das wirkt komisch! Und vor unserem Auge taucht der Reisende mit dem bekannten roten Buche in der Hand auf.

Ein Mensch, der direkt vor einem Objekt steht. Er wäre fast mit der Nase angerannt, denn er schaut nicht herum, sondern er liest. Was er wohl dort in Wind und Wetter, Sonnenbrand oder Regen machen mag? Neugierig lachend schaart sich die Straßenjugend um ihn! — was er wohl studiren kann? Sagt denn etwa auch Jemand:

„Seht Euch den Architekten, den Maler, den Geographen — den Fachmann an?“ O nein! Sein Gebahren ist ganz anders. Sein Benehmen auf der Kunstreise reizt Niemanden zum Lachen. Er hat seine Bücher im Kopfe.

Aber der da mit dem roten Buch in der Hand ist ein komischer Kerl. Ein Don Quixotte, er liest seine Bücher nicht im Studirzimmer, sondern draußen. Es ist die personificirte Oberflächlichkeit. Das Urbild des Dilettantismus. Er kapirt die Welt um ihn her garnicht, er liest, guckt nach den Sternen (**); wo etwas zu sehen ist, da ersieht er es aus dem Buche.

Dazu kommen aber auch manche Nebenerwägungen. Der Mann mit dem Bädeker ist vielleicht nichts weniger als ein Ignorant. Aber er ist abgehetzt und ermüdet, kann nicht mehr recht fassen noch aufmerken. Das begegnet uns tausend Mal auf Reisen! Aber dürfen wir still liegen und rasten? Die Zeit ist edel und das Reisen teuer! Es seien noch drei Stunden bis zur festgesetzten Abreise übrig. Im bequemen Eisenbahnwagen werden wir ausschlafen. Welcher noch so Ermüdete hätte sich da nicht aufgerafft und das Wichtigste an der Sankt . . . . Kathedrale, mit dem

Bädeker in der Hand lieber oberflächlich angeschaut, als die langen Stunden bei gepacktem Koffer in einem öden Hotelzimmer oder auf dem Bahnhof verbracht. Und so steht er da und guckt auf Türme und Buch abwechselnd; weder andächtig lesend noch andächtig schauend! Besser etwas als nichts.

Diese Erwägungen führen uns dahin, nicht die Spottsucht, nicht die Freude am Verkleinern als Motiv zu finden, sondern eine gerechte und sozusagen philosophische Abwägung, indem wir von vornherein uns als notwendig klar machen, zum Licht auch den Schatten zu suchen. Beide Seiten fordern sich gegenseitig!

Wenn wir daher vorhin des humanen Faktors d. h. des Kulturgewinns durch die Annäherung der Völker gedachten, so wird uns nicht überraschen, auf den Vorstufen zum gegenseitigen Bekanntwerden das Staunen, Stutzen und Lachen zu finden.

Daß der Durchschnittsreisende, kenntlich am roten Bädeker, mit seiner abweichenden Landestracht und häufig den Zeichen einer leichten Verwilderung, namentlich in weniger besuchten Gegenden einigermaßen auffällt, das ist ja ganz natürlich. Auch brauchen wir hier nicht nur an die augenfälligeren Unterschiede einer ausländischen Tracht zu denken. In entlegenen Tälern ist bereits der Städter mit oder ohne Kniehosen und Wadelstrümpfen à la Defregger eine Erscheinung, welche die Heiterkeit der biederen Bergbewohner wachruft, wie umgekehrt der unverfälschte Gaggenbauer dem nivellirten Städter zur scherzhaften Figur wird. Und Hand auf's Herz, sind wir nicht selber auch einmal und nicht nur in jüngeren Jahren wie jene gamins gewesen, die dort lachend und laute Bemerkungen machend um den dombegaffenden Reisenden herumstehen, der schon längst, sich unmutig umblickend, den verräterischen roten Band in die geräumigen Taschen seines flatternden Staubmantels verschwinden ließ? Laßt die Einen lachen, den Anderen sich ärgern. Beide können daraus lernen. Dem Einen wird sein Kleben an heimatlicher Tracht, (die vielleicht wirklich im fremden Lande sehr unzweckmäßig beibehalten wurde), den Lachern ihre Unkenntniß des Fremdländischen allmählich abhanden kommen; beide Seiten werden ihre Weltkenntniß erweitern; und aus einem bloß Aeußerlichen wird unvermerkt ein Inneres, eine Humanität und Urbanität der Gesinnung entstehen.

Allein auch wir, unserem Gedankengange folgend, können lernen. Und indem wir den Eindruck des Komischen zergliedern und seinen Gründen nachgehen, werden wir finden, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil jener Reisenden — jene Fexe mit dem Bädeker in der Hand — nirgends lernt, sondern überall spöttelt, und dem unaufmerksamen Schüler gleich lieber Schwächen und Aeußerlichkeiten des Lehrers nachspürt, als seinen Worten folgt. Ja, wir meinen hier das unbequeme, unwürdige Reisepublikum, welches sowohl die Leute des bereisten Landes, als auch die eigenen Mitreisenden überall stört, jene unwürdigen, widerlichen Gesellen, die lieber zu

Hause bleiben sollten, wenn sie an allem Fremden nur lächerliche Abweichungen oder tadelnswerte Unbequemlichkeiten finden, jenes Reiseungeziefer, das besser in der Heimat bliebe und auch bleiben würde, wenn es Karl Bädeker nicht zum Reisen verführte und uns somit auf den Hals lüde.

Ein bekanntes Kapitel: Nationale Vorurteile — gereizter Meinungsaustausch! Die gute Lebensart hat mit Recht dieses Gesprächsthema aus der besseren Gesellschaft verbannt. Wenn in alten Zeiten ein fabellustiges Volk seine Reiseeindrücke in Sagen von Drachen und Stymphaliden mitbrachte, wenn die Irrfahrten des Odysseus der klassische Niederschlag eines antiken Seemanns-Lateins geworden sind, wenn die Kreuzfahrererlebnisse uns die geographischen Phantasien des „Herzogs Ernst" unter die „deutschen Volksbücher" gebracht haben: so sind wir heute zwar sachlicher, aber wahrlich noch nicht gerecht geworden.

Der Deutsche hat aus flüchtigen Eindrücken des russischen Grenzlebens ohne Kenntniß des feinen russischen Familienlebens mit seiner unübertroffnen Gastlichkeit nur das Bild des Russen im Kabak, mit der Wotkiflasche in der Hand, mitgebracht, und mancher Ausländer scheint den Deutschen nur hinter dem Bierkrug sitzend zu kennen; der englische Parvenü vom Rhein und in der Schweiz borgte uns Kontinentalen die Züge zum Universalbild des Engländers, und so Mancher kommt aus Italien zurück, lediglich erfüllt von dem Greuel mangelhafter Hotels, einer schlechten, d. h. ihm nicht zusagenden Küche, der Insekten- und Bettlerwelt. Uebersehen wir ja nicht, daß dieses Kapitel nicht etwa in einem nur zufälligen Zusammenhang mit unserem Thema stünde; sagen wir nicht, daß das Reisehandbuch für solche Leute nicht verantwortlich sei; fügen wir nicht hinzu, daß ein gutes Reisehandbuch auch solche Leute allmählich zu den Schönheiten hinführen und erziehen werde.

Nein, gerade wie die sogenannten Schülerpräparationen und Uebersetzungen der Klassiker die Schüler meistens zur Oberflächlichkeit anleiten, so schickt uns das Reisehandbuch die Leute unpräparirt zu, sie haben keine Ahnung, welcher Vorbereitung es zu einer Reise bedarf, um ihrer würdig zu sein.

Ganz eigentlich: das Reisehandbuch wirkt hier nicht nur nicht, es schadet positiv, es hilft den Leuten auf die Beine, welche statt Bildung, Wissen, Humanität viel mehr falsche und schädliche Vorurteile heimbringen, mit denen sie gleichgestimmte Seelen in der Heimat inficiren.

Hiermit glauben wir der Wurzel und den Gründen nach klargelegt zu haben, was es mit dem Gefühl des Lächerlichen und des Widerwillens auf sich hat, das uns ein so großer Teil des rot eingebundenen Reisepublikums einflößt. Die Sache ist nicht nur so, sie hat auch ihre guten Gründe.

Eine kleine Ueberlegung lehrt uns, daß das Gesagte nach der guten

wie der schlechten Seite hin in erhöhtem, noch genialerem Maßstabe auf das Cook'sche Unternehmen Anwendung findet. Im Guten: denn die Bereisung exotischer Länder von ganz abweichenden Verhältnissen und viel umständlicherem, ja auch gefährlicherem Reisen wäre sonst überhaupt nicht in nennenswertem Maße möglich; die nationalen Gegensätze klaffen zu Verschiedenheiten der Rasse, ja der Weltanschauung auseinander, und die Ueberbrückung solcher Gegensätze ist tausendmal tiefer, nachhaltiger, weltumspannender, als es das Reisen in Ländern abendländischer Civilisation je sein könnte.

Im Schlechten: denn die Führerrolle Thos. Cooks bringt ein noch unfähigeres Reisepublikum zusammen, als es je ein Reisehandbuch tun könnte. Und erstere Art des Reisens gleicht schon mehr dem Reisen im Glaskasten oder der Betrachtung eines fremden Landes unter Glas, oder dem Durchblättern eines Bilderbuches.

Ist der lesende Tourist schon ein verdrießlicher Anblick, was sollen wir dann erst vom Cook'schen Heerdentier sagen? Der einsame Reisende, der mit tausend Entbehrungen den Jugendtraum seiner einsamen Nächte erfüllt sieht und an den Abhängen der klassischen Akropolis endlich mit leiblichem Auge die Trümmer der Theater der komischen und tragischen Muse durchmustert und die friedliche Schaar langhaariger weißer Ziegen zwischen den Trümmern der Bühne des Aristophanes weiden sieht, mag sich bei der friedlichen Gedankenlosigkeit dieser Tiere nicht mit Unrecht einer Touristenschaar erinnern, die sich, eilig von einem Impresario durch die Weideplätze und Triften des Reiseprogramms getrieben, durch die Stätten unvergleichlicher Kulturerinnerungen und der ewig jungen Ausblicke unverblühender landschaftlicher Schönheiten grasend hindurch bewegen. Den Ziegen läßt der Hirt Zeit zum Verdauen, nicht so der Impresario seinen Touristen.

Kehren wir zu unserem Eingangs gewählten Standpunkt zurück, so können wir daher vorläufig, auf Grund unserer Auseinandersetzung erneut dem banalen Gedanken, als Resultat, Ausdruck verleihen, daß viel Licht und viel Schatten beisammen seien, daß der Gewinn an Kulturverbreitung und der Schaden durch Oberflächlichkeits-Züchtung im Gleichgewicht; daß die Absicht des Schadens so wenig dem deutschen wie dem amerikanischen Reisereformator zu imputiren sei; daß die Absicht zu nützen beide Mal hinter der kaufmännisch-gewinnsüchtigen Absicht verschwinde und daß endlich wiederum der kaufmännische Gesichtspunkt den Ruhm der Sache ebensowenig beeinträchtige, als die Gewinnsucht des einzelnen Kaufmanns mit dem Kulturgewinn vermischt werden dürfe, den in der ganzen Weltgeschichte der internationale Handel dem Völkerleben und seiner Entwickelung gebracht hat.

Daher kann unsere Darstellung mit Reklamezwecken auch nichts gemein haben, und es kann völlig dem Geschmack des Einzelnen überlassen

bleiben, ob er sein Reisegeld und seine Mühewaltung bei Thos. Cook & Son in Pension geben will, oder ob er und viele Tausende — die Menge bringt es — zum buchhändlerischen Gewinn eines Reisebuchverlages beitragen will, um so wenigstens einen Teil der Reisemühen auf eigenes Konto zu übernehmen.

Ingleichen wollen wir nicht vergessen, daß wir nicht zu einer vernünftigen Seele, sondern zu einem rätselhaften Proteus, dem Publikum, reden, einer Art Gliedertier, welches seine Seele in jedem einzelnen Körperteile stecken hat, den wir von ihm abreißen, obwohl die Gesammtheit der Glieder nun doch zum vollen Begriff dieses Lebewesens gehört; und in diesem Sinne werden wir garnicht gefragt, ob unser Feldgeschrei „hie Welf“ oder „hie Waiblingen“ lautet. Es ist auch kein Organ vorhanden, welches sich beschwert fühlen könnte, wie scharf man sich auch ausdrücken möge. Denn wir alle sind Publikum, und Keiner citirt uns im Ganzen vor unser Forum.

Zweiter Teil.

Trotz dieser Vogelfreiheit der ganzen Sache wollen wir doch versuchen, dem Gegenstand einen ernsten und würdigen Gesichtspunkt aufzudringen. Und in der Tat liegt in der Art und Verschiedenheit beider Elemente unseres Themas eine tiefsinnige Allegorie der alten und der neuen Welt, und seltsamer Weise eines Alt- und eines Neugermanismus, — aber immer eines Germanismus.

Die nüchterne kühle Luft des Merkantilismus weht durch beide Einrichtungen, aber der Altgermane wendet sich an den Individualismus, der Amerikaner an den Kollektivismus.

Doch wollen wir uns zunächst den Kothurn der termini technici abschnallen und deutlicher reden.

Einige Aeußerlichkeiten des Bädeker'schen Buches, seines Systems, müssen uns aufmerksam machen. Habent sua fata libelli.

Daß Englands insulare Lage den Handel und den Zug in's Weite begünstigte; daß seine wirtschaftliche Lage und seine eminent geleitete Handelspolitik zu der Zeit, da die kontinentale Handelspolitik noch unfertig dalag, einen Goldstrom in der Themse stromaufwärts leitete; daß dem Engländer das Reisen in goldärmeren Ländern billiger als das Alltagsleben in England selber zu stehen kam; daß der Verkehr mit seinen zahllosen Kolonien Albions Söhne zwangsweise auf die Reise trieb: dies Alles sind Punkte, die nicht mehr als selbstverständlich erscheinen lassen, wenn nicht nur das Reisen, nicht nur die Reisepraxis sich ausbildete, sondern dem ganzen Volk ein praktisches, nüchternes Wesen anerzogen wurde, welches den Engländer nicht sowohl befähigte, dieselbe Praxis wie jeder Andere in gleicher Lage sich zu erwerben, sondern auch bewirkte, daß das einmal im ganzen Volke ausgebildete Talent in jedem Einzelfalle schneller und praktischer sich in die Tat umsetzte, als dies bei

einem Nichtengländer der Fall sein würde. Was Ausnützung von Zeit und Geld anlangt, was die Kunst mit dem geringsten Aufwand und gleichzeitig größter Bequemlichkeit (der Engländer nennt es mit einem unübersetzbaren Ausdruck comfortable) zu reisen, angeht: darin ist der Engländer Allen so über, daß er ein Recht zum Gefühl der Ueberlegenheit hat, und ihm eine Entschuldigung zur Seite steht, wenn er dies auch äußerlich markirt. Es ist nur ein Beispiel aus vielen, wenn wir der häufig gemachten Erfahrung hier gedenken, daß der Engländer auch bei den Strapazen längerer Reisen stets sauber, nie abgerissen aussieht, und daß der Engländer — besserer Klasse — sich im Nu zum Gentleman umformen und zum Diner niedersetzen kann. In Allem, was rechts und links dieser Linien liegt, zeigt er dafür eine Nonchalance, die an's Flegelhafte streift; das mitten liegende Maß der Selbstständigkeit hat eine so strenge Ausbildung gewonnen, daß die Gleichförmigkeit der Uebung und die Sklaverei der Unterwerfung unter dasselbe seltsam mit dem sonstigen Hang zur Freiheit kontrastirt. Die ruhige, kaltblütige Art des Briten ist der geistige Abklatsch seiner sonstigen Ueberlegenheit, und der bornirte Anglophobe möge den Geschmähten im Augenblick der Gefahr einmal kennen und schätzen lernen.

Wir spannen diesen Gedanken einigermaßen aus, um zu erwägen, daß der Engländer auch das erste und beste Reisehandbuch haben müsse.

Hier kommt nämlich noch Eins dazu. Eine solche — zugegeben nicht unberechtigte — britische Ueberlegenheit zeitigt selbstverständlich auch für fremde Eigenart eine Blindheit, deren üble Begleiterscheinungen man sich leicht ausmalen kann. Die Sache hätte sich von selbst vielleicht korrigirt, wenn nicht der Brite auf dem ganzen Erdenrund seinesgleichen, seine Klubs, seine Sitten, seine Kolonien, seine Schiffe, seine Sprache wiederfände. Daß sich sein nationaler Dünkel unter solchen Umständen bis zum Unangenehmen steigern mußte, ist nur zu selbstverständlich. Dem Franzosen ist ja vermöge seiner stark ausgeprägten Nationalität auch schwer, Nicht-französisches zu verstehen, und noch schwerer: es zu würdigen. Aber dem Engländer ist es fast unmöglich, sich den guten Willen dazu anzueignen. Er will garnichts davon wissen. Daher ist er auf Reisen so oft die komische Figur, ohne sich je bessern zu wollen, und das Reisehandbuch schneidet ihm den Braten zurecht. Keinen Reisenden kann man sich daher schwerer als den Engländer ohne Reisehandbuch vorstellen. Wir sind ausführlich genug gewesen, um den Leser jetzt mit der Frage zu überraschen, wie es möglich war, daß Bädeker den Murray verdrängen, ein internationales Reisehandbuch werden konnte, und sodann: wie ist es möglich, daß Cook keine englische, sondern eine amerikanische Erfindung ist?

Um die erste Frage zu beantworten, würde ersichtlich die Erklärung durch eine Zerlegung der Systematik des Murray'schen und des deutschen Reisehandbuches gefunden werden, und es wird von vornherein feststehen, daß der Brite (als kompetentester Beurteiler) nach einer nicht nur strengen,

sondern sicherlich animosen Prüfung des „made in Germany“ dieses deutsche Machwerk praktischer, ausführlicher und doch in der Form knapper gefunden hat, und so sind dem Briten andere Nationen gefolgt, Uebersetzung reihte sich an Uebersetzung, und endlich ist Bädeker ein internationales Reisehandbuch und schließlich „Das Reisehandbuch“ geworden; ja er erntete das höchste Lob, welches der Geist erteilen kann; er beauftragte seinen Unterrichtsminister, den Sprachgeist, das nomen proprium zum erblichen nomen appellativum zu ernennen, wie er vorher schon seinem Justizminister, dem Zeitgeist, die Uebersetzung Bädekers in andere Zungen zu befehlen geruht hatte. Und so ist denn „Bädeker“ eine Bezeichnung geworden, welche ohne Zusatz „Buch“ ein „Reisehandbuch“ bedeutet und selbst ohne von Bädeker verfaßt zu sein; so daß z. B. ein „Bädeker für Berlin“ schlechthin einen Reiseführer à la Bädeker für Berlin bedeuten könnte.

Der Gang der Darstellung brachte es eben so mit sich, daß wir ein komisches Element fanden, in dem buntscheckigen Gewande historischer, geographischer, kunsthistorischer, ethnographischer u. s. w. u. s. w. Flickerchen, untermischt mit nützlichen Winken über das beste Bier, den süffigsten Wein, das sauberste Hotel, die unverschämtesten Vetturini, und diese weihelosen Intermezzi inmitten des zerstreuenden Wirbels der Reiseeindrücke erinnerten uns gewissermaßen an Episoden der Schulzeit, wo sich in der französischen Stunde plötzlich eine Digression in die Mathematik ergab, oder in der Geschichtsstunde der Herr Professor durch einen zufälligen Ideenzusammenhang eine Abschweifung in's Gebiet der Religionsstunde machte, und wir ihm garnicht antworten wollten oder konnten, weil sich unsere Gedanken in anderer Richtung bewegten. Die Auffassung wird aber eine andere, wenn wir die Sache vom technisch-buchhändlerischen Standpunkt betrachten. Denn wir dürfen ja wohl alle Leistungen nach dem Maße, wie sie ihren Zweck erfüllen, nicht nach der Skala dessen, was sie dem Gegenstande nach bedeuten, in Parallele setzen, und je nach den Umständen kann uns die wohltätige Meisterleistung eines Schuhmachers mehr entzücken, als die Intelligenz eines Ministers, der eine Vorlage durchdrückt.

Wenn daher wiederum unser Allerwelts-Bädeker, als Philologe in der Westentasche, an den alten seligen Ahn mit seinen überraschenden Gedankenwendungen (hast Du den Koch meines Onkels gesehen? nein, aber ich habe den Ochsen jenes Mannes geschlachtet. — Hast Du ihm das Buch gegeben? nein, ich habe es nicht gegeben — meine Kousinen haben das Buch der Mutter jenes Greises gegeben“ u. s. w.) erinnert, so wird unser Lächeln bald verschwinden, wenn wir selbst einmal in einem Lande mit exotischer Sprache beim Weiterreisen in's wilde Land hinein uns ein Vokabular des Nötigsten zusammenstellen müssen. Wir seien in den nächsten Wochen ganz auf uns selber und unser Vokabular angewiesen. Nun wird's ernsthaft. Dann mögen wir das Modell Bädeker vornehmen und uns überzeugen, mit welchem Aufwand von Scharfsinn und langer Beobachtung des kleinen

Lebens diese so scherzhaft klingenden Vokabeln und Gespräche zusammen gestellt sind. Ein gleiches Experiment können wir auch auf anderen Gebieten anstellen. Ein Reisender kommt, wollen wir uns vorstellen, auf einer exotischen Reise bei einer Nebentour, die er schwerlich zum zweiten Mal macht, an ein Bauwerk, und sei von früheren Reisen an die Beihilfe Bädekers gewöhnt. Die Zeit zum Skizziren ist knapp bemessen, oder das Wetter abnorm, oder die Gesundheit angegriffen, oder die Uebermüdung zum Auffassen zu groß — in dieser Lage soll man plötzlich den Architekten spielen und der registrirenden Erinnerung diejenigen nützlichen Daten überliefern und schnell aus einem Trümmergewirr herauslesen, auf die es hauptsächlich ankommt — dann wird man am besten ermessen, mit welchem treuen Fleiß und mit wie mühsamer Ueberlegung der Deutsche aus den verschiedenen Gebieten ernsten Wissens gerade das ausgelesen hat, was dem Durchschnitt des vernünftigen Reisenden nützen kann. Es kann uns die Erwägung nicht ernstlich verkümmern, wenn im Hintergrunde nicht der treue Lehrer steht, der fördern will, sondern der Kaufmann, der sein Buch so einrichtet, daß es von recht Vielen gekauft wird.

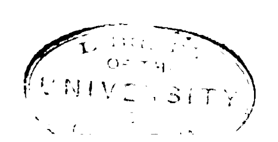
Wir brechen hier ab; einesteils, weil dieser Gesichtspunkt mehrfach, insbesondere beim Geburtstagscentenar von Karl Bädeker beleuchtet worden ist, anderenteils, weil für unsere Aufgabe sich unseren Blicken ein noch höherer Bergrücken entgegenstellt.

Wenn wir oben auf den Begriff „Publikum" in ungenügender Weise zu sprechen kamen, und dem Sprachgeist für dieses Wort bestens dankbar waren, so können wir doch jetzt wenigstens den Versuch machen, unter „Publikum" vorläufig das zu definiren, was sonst „die Leute, die Menge" bedeutet, also eine formlose Masse, deren inbegriffene Einzelnen durch keine äußeren Beziehungen zusammengehalten werden, und sich dadurch von „Volk, Race, Stand, Kaste u. Ae." unterscheidet. Fehlt aber auch dieses zusammenhaltende Band, so ist „Publikum" immerhin nicht gleichbedeutend mit „Menge, Menschen, Leute", sondern ist ein eingeschränkterer Begriff; nur ist eben die Einschränkung keine fixirte und dauernde, sondern eine zufällige und wechselnde, je nach der Beziehung, die sich aus dem Zusammenhange ergiebt. Sprechen wir z. B. vom Publikum, welches ein modernes Stück auspfiff, so meinen wir den Teil der Leute, die zufällig jenen Abend die Einheit der Theaterbesucher bildeten. Oder sprechen wir von der Entrüstung, die sich des Publikums über eine Tierquälerei auf offener Straße bemächtigte, so verstehen wir darunter den Teil der Bewohnerschaft, welcher die Gesammtheit der zufällig auf der Straße oder an den benachbarten Fenstern befindlichen Zuschauer bildete. Eben um dieser Zufälligkeit der gemeinsamen Beziehung willen und wegen der zufälligen Grenze, die um die Gemeinschaftlichkeit in jedem Falle gezogen ist, müssen wir das Publikum als Ganzes für so blind und dumm halten, als z. B. nur je ein Philosoph den Weltwillen definirt hat. Am allermeisten aber dann, wenn wir unter

Publikum das Reisepublikum verstehen. Dies ist ja eine Gemeinschaftlichkeit und zusammengehalten durch eine Beziehung, die eben wegen der Reisebewegung der Einzelnen sich von Moment zu Moment ändert. Vor Allem: die Meisten sagen sich „einmal und nie wieder"; und ziehen vor, zu zahlen, zu fliehen, zu schelten, statt Recht und Abhilfe zu suchen. Sie zerstreuen sich in alle Winde, ihre Klagen, ihre Warnungen, ihr „Eingesandt" erreichen nie „das Reisepublikum", sondern nur einen Interessentenkreis, der natürlich kleiner ist, als das „Publikum", z. B. nur die Bewohner einer kleineren Stadt, in welcher der geprellte Reisende eine bekannte und einflußreiche Persönlichkeit ist; oder nur die Leser eines Blattes, eines Buches, in dem der empörte Reisende seine Invektiven gegen die Unverschämtheit schweizerischer Gastwirte oder Londoner Droschkenkutscher oder Neapolitanischer Bootsleute niederlegte. Aber gesetzt, das Alles sei auf ein Maximum erhöht, und die Klage der Wanderers erschien in einem Weltblatt, welches von hunderttausend Menschen gelesen wurde, so sind doch die tadelnden Urteile von so verschiedener Art und so verschiedenen Gesichtspunkten und Einzelurteile, obwohl im besonderen Falle gewiß nicht unbegründet, in der Gesammtheit oft so widersprechend, daß auch solche Urteile selten oder nicht in genügender Weise das Publikum zu einem Boykott der betreffenden Gegenden oder zu einer Abstellung gerügter Ungehörigkeiten veranlassen können. Endlich aber ist die Reisesteuer (wir können wohl sagen, daß ungerechtfertigt hohe Preise den Hauptgegenstand der Beschwerden bilden) ja eine Skala, zu welcher das Publikum von selbst die Gegenden und Städte, Natur und Kunst, nach ihrer Bedeutsamkeit einschätzt. Und Jeder weiß von selbst, daß, je besuchter eine Gegend ist, desto üppiger die Reiseeinrichtungen und desto höher die Hotelrechnungen werden. Ein Unbemittelter wird daher je nachdem seinen Lieblingswunsch, in seine Landeshauptstadt, in's Nachbarland, nach Italien, um die Erde zu reisen, aufgeben müssen, wenn dies seinen Mitteln nicht entspricht, ohne daß ihn die Klagen und Denunciationen eines ergrimmten Reiseberichtes zu warnen brauchen. Und diese Sachlage nehmen sich die Leute, welche vom Schicksal eingesetzt sind, Natur- oder Kunstschönheiten zu pachten und zu versteuern, gründlich wahr. Publikum? wer ist denn das verehrte Publikum? mögen sie schreien, schelten, einerlei! nächstes Jahr kommen tausend Andere und werden wieder gerupft. Denn das Publikum ist blind und dumm, eine form- und organlose Masse. Hier helfen selten auch einmal die nationalökonomischen Grundsätze der Konkurrenz. Sehe man nur z. B. auf einer Reise vor Ausbruch der Reiseepidemie die Zurüstungen eines Gebirgs-Badeörtchens für den Sommerfeldzug mit an. Sehe man, wie die Armen sich postiren. Der als Blinder, Jener spielt auf der Drehorgel, ein Vierter schießt Echo, ein Fünfter fängt ein harmloses Rinnsal als Wasserfall ein und bindet ihn „an die Strippe", ein Sechster pachtet sich eine Burgruine, ein Siebenter bekränzt den Hut des Opferlammes! Dort wird ein Zaun gezogen, und vor dem Portal übernimmt ein Achter

die Specialführung zu den Herrlichkeiten hinter dem Zaun. Dort giebt es einen Trunk aus der Quelle, da Blumen zu verkaufen, hier Andenken mitzunehmen, dort Erfrischungen — — schamlos!

Noch ein anderes Kapitel in diesem Zusammenhang, die Trinkgelder. Ich beanspruche irgend eine nationalökonomische Leistung. Hier steht ein Glas Bier, dort liegt mein Geld. Aber nein! Das genügt nicht. Ein vom Publikum selbst großgezogener Brauch nötigt mir einen ungewissen Steuerzuschlag auf, selbst bis 50%. Wozu? Damit mir die Diener des Hergebenden das hinstellen, was ich bezahlt habe. Denke man, daß in einem Kaufladen die gekaufte Waare zum normirten Preise erst mit 50% Zuschlag für die Leute des Ladeneigentümers belegt würde, damit sie mir auch übergeben werde. Stellt jene außerordentliche Zuzahlung wenigstens einen Reingewinn, einen Vorteil für die armen geplagten Menschen dar, die bei dem gesundheitswidrigen Beruf als Kellner 2c. ihr Brot suchen? Auch das nicht! Es ist vielmehr ganz bekannt, daß im Verhältniß, wie die Trinkgelder steigen, die Besoldung der Angestellten sinkt, ganz fortfällt, sich sogar in eine Leistung verwandelt, durch welche der Angestellte seine Stelle kauft oder pachtet. Wirtschaftlich kann somit der Lohn seiner Arbeit gut, mittelmäßig oder schlecht sein; jedenfalls steht seine Ausgabe, die sich zusammensetzt aus der Aufwendung für seinen persönlichen Lebensunterhalt und der Kauf- oder Pachtsumme für jene Stelle, einer Einnahme gegenüber, die je nach der Frequenz durch das Publikum eine schwankende ist. Die wirtschaftliche Schwierigkeit dieses Verhältnisses hat sich nun so ausgeglichen, daß in größeren Etablissements ein kapitalkräftigerer Oberangestellter das Risiko des Schwankens der Einnahmen allein übernimmt und gegen Uebernahme des Zahlgeschäftes und der Trinkgelder seinen Helfern eine feste Einnahme garantirt, d. h. dieselben aus eigner Tasche bezahlt. Die Sache ist hiermit zu ihrem anfänglichen Verhältniß zurückgekehrt, aber damit äußern sogleich diejenigen Faktoren wieder ihren Einfluß, welche bereits im Anfang die geschilderte abnorme Gestaltung dieser Art der Erwerbsverhältnisse hervorgebracht hatten. In vielen Etablissements also hat sich bereits wieder der Gebrauch eingebürgert, trotz der Ablösung der Trinkgelder an einen einzigen Kassirer seinen bedienenden Helfern ein Trinkgeld zukommen zu lassen. Das soll eine mitleidige Privatgabe, eine direkte Einnahme vorstellen, würde aber, wenn der Gebrauch allgemein wird, zu einer Minderung des Fixums der Bedachten führen, mithin dem beabsichtigten Zweck direkt entgegenarbeiten. Wie soll man dergleichen nennen? verrückt (d. i. von seiner Stelle gerückt) ist ein noch zu milder Ausdruck. Allein die Sache existirt, ist besprochen, nationalökonomisch erklärt, gebilligt. Es läßt sich auch kaum etwas Neues darüber sagen. Es ist so! Gebe man zu, das Publikum habe sich selbst die Sache großgezogen, habe durch den Versuch pflichtwidriger Bestechung aus dem Wunsche der Bevorzugung sich freiwillig eine gleichmäßige Steuer auferlegt und trage durch sein Verhalten zur Aufrechterhaltung dieses Wider-



sinns bei! gut, es soll Alles so bleiben, kein Centime gespart werden; aber ändere man die widerwärtige Form, verwandle man das Unbestimmte in ein Fixum, zahle man die Summe in Eins, statt im Augenblick der Abreise in zehn verschiedene Hände. O, diesen Gedanken hat gewiß mancher Abreisende gehabt, als er in allen Taschen nach Kleingeld suchte und hinter sich Verwünschungen oder spöttisches Lachen hörte. Diese Uebelstände kennt Jeder! aber wie abhelfen? Das Publikum ist rechtlos, ohne Parlament, ohne Ausschüsse, ohne Resolutionen. Es besteht aus hilflos im Walde verhallenden Klagen Einzelner!

In dieser Sachlage also hat sich seit der Zeit, wo Oberkellner, Portier, Hausknecht, Zahlkellner u. s. w. unter Führung des Wirtes mit Spieß und Schwert hinter dem Busche lauerten, — nur die Form geändert. Das Publikum — nachdem es bereits reichlich gezahlt hat, was es dem Wirte schuldet — ist gegen diese Räuberbande gewissermaßen ebenso wehrlos wie im Mittelalter.

Daß sich, davon ganz abgesehen, die Unsolidität der Preise gegen den unkundigen reisenden Fremden allmählich auch auf alle Kleinigkeiten des Verkehrs und Handels erstreckt, kann Jeder wahrnehmen, der längere Zeit in viel bereisten Gegenden wohnt. Die Einwohner, um modern zu reden, schließen unter sich vertragsmäßig die Konkurrenz aus, bilden einen Ring, und so bewirkt der bequeme Verdienst und das Zuströmen des Geldes allmählich eine Steigerung aller Preise, und es liegt auf der Hand, daß davon auch der ansässige Bewohner einen absoluten Schaden hat, falls er diesen nicht durch eine Teilnahme an dem Saisonverdienst ausgleicht. Wenn ihm Gesinnung, Beruf und Stellung dies aber verbieten, so wird er trachten, solchen Aufenthalt mit einem anderen zu vertauschen, wo er höhere wirtschaftliche Gegenleistungen gegen sein Geld eintauschen kann.

Wir wollen die Beispiele nicht häufen, um die Organlosigkeit und Unsolidarität der „Publikum" genannten Gesammtheit darzulegen. Aber es wird durch das Gesagte bereits der Gedanke nahegelegt, welche Rolle einem Buche wie Bädeker zukommt und vielleicht in erhöhtem Maße noch zukommen wird. Es ist eine geistige Macht, ein Organ des Publikums.

Daß Bädeker diese Rolle spielen konnte, Anwalt des rechtlosen Publikums werden konnte, dies ist begreiflicher Weise keine schnell gereifte Frucht. Daß ein bestimmter Verlag, ein verantwortlicher Verleger mit Nennung bestimmter Namen, mit einer Wiedergabe bestimmter Preise, mit einem, wenn auch noch so zurückhaltenden Urteil über Preiswürdigkeit sich an's Publikum wendet, das ihm nur durch Ankauf seines Buches danken kann: bedenke man, was das heißt. Das Publikum ist nichts weniger als ein gerechter Richter, es wartet mit den Denksäulen meistens, bis der Autor verhungert ist; es lohnt den feilen Schmeichler, den sensationellen Skribenten, vergißt ihn aber in der Regel eben so schnell, es läßt das selbstständige spröde Genie auf Lorbeeren warten, um es dann in widerlicher Weise zu

belästigen, gleich undelikat in Gleichgiltigkeit, wie in Verehrung. Man möchte es daher mehr eine Art glücklichen Zufalls, als berechnenden Eigennutz nennen, wenn das Publikum auch seinerseits Bädeker zu dem werden ließ, wozu er sich selbst gemacht hat, zu einem Organ des Publikums.

Wenn mithin der einsichtige Reisende, der sich zu seinen Reisen würdig vorbereitet, nicht nötig hat, sich mit der Nase auf das Sehenswürdige stoßen zu lassen, nicht Sehen mit Lesen zum Schaden Beider vermengt, ja vielleicht des Bädekers kaum bedarf und den Anblick der Leute mit dem roten Buch als Komik empfindet, — so tut doch auch ein solcher Reisender gut, eine Spende auf dem Altar des Hermes niederzulegen und den Bädeker zu kaufen.

Verachte man nicht die Namen und Aeußerlichkeiten. Wie es der Pflanze einerlei ist, ob sie mit botanischem Namen benannt wird, allein doch ein wenig botanische Kenntniß den Reisenden in den Stand setzt, sich den botanischen Charakter eines durchreisten Landes zu merken, so wird es auch dem Maler, dessen Auge die individuellen Eindrücke der Landschaft trinkt, nichts schaden, wenn er weiß, wo er reist, und behält, wo er gereist ist. Und auch der poetische Geist mag und muß sich die Prosa des Lebens gefallen lassen: er dichte den Faust und ißt doch seine Suppe, er male die Madonna und trinkt doch seinen Chianti.

Ein Gefühl für Symmetrie läßt uns vermuten, daß eine entsprechende Schlußbemerkung über Thos. Cook hier geschuldet wird.

Wir begannen unsere Betrachtung entsprechend mit dem Briten und seiner Befähigung zum Reisen, und wie entwickelten die natürlichen Bedingungen, die ihn zum Reisen brachten.

Aehnliche Bedingungen walten auch hier ob. Daß Amerika, eine Welt für sich mit seinen arktischen Zonen, seinen Indianerresten, seinen Wäldern, Seen, Steppen, seinen Anden, seinem Niagara, so viel Reisesehnsucht nach der alten Welt übrig ließ, hat wohl seine natürliche Erklärung zunächst auch in wirtschaftlichen Verhältnissen. Stellen wir uns ein Land vor, wo Alles vom Schachergeist — wenn auch in noch so imposanten Maßen beherrscht wird, wo der Wert des Menschen sich in Dollars ausdrückt, wo Kunst und Wissenschaft im Schlepptau des Merkantilismus erscheint, wo der europäische Professor von Ruf wie eine Art Racepferd hin verschrieben wird, wo die Staatsleitung, wo Krieg und Frieden, wo Alles nach Börse duftet, daß von dorther das Reisen in ein Land, wo der Dollar zum Vierfachen wird, zum besonderen Vergnügen wird, und das Behagen an dem herrlichen und nützlichen Schlüssel dieser Welt, dem schmutzigen Gelde, dann so recht wächst, dies ist ja ganz natürlich. Eine schöne Gegend, eine uralte Kultur, ist gewiß etwas Schönes. Aber sicherlich wirkt die Erwägung, ob der Rheinfall schöner als der Niagara, und die Alpen schöner als die Rocky Mountains, viel weniger, als die unbestrittene Tatsache, daß der Dollar überall

mehr als in Amerika bedeutet, wie wir umgekehrt uns weniger nach Amerikas Schönheit sehnen, wo der Rubel in unserer Hand auf den Kaufwert des Grivenik und die Mark auf die des Nickels herabgedrückt wird. Wie nun Amerika mit seinen Minimal- und Maximaltarifen auch die Verkehrsanstalten, wie alles Andere in die großkaufmännische Spekulation hineinzog, so lag nicht fern, die Touren nach der alten Welt zu einer Art Spekulation zu machen und durch die Masse am Einzelpreis zu verdienen. Hingegen konnte ein Zuschlag zu der eigentlichen Reise auf dem Kontinent, wie er durch die Ueberfahrt von Dover nach Calais oder von Queenborough nach Vlissingen hervorgebracht wird, diese Rolle niemals spielen. Nun, und auch in der alten Welt machte sich der amerikanische Großkrämergeist sogleich über die entlegeneren Länder her, und da man dorthin nicht fliegen konnte, so mußten die Zwischenländer ohnedies mit einbezogen werden. Der geringe Verdienst eines Reisehandbuches lohnte die Mühe nicht, und so fing der Amerikaner mit einem Scharfsinn, dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können, an, die alte Welt bis zum Orient hin zu studiren. Mit genialem Geschick wurden Reihen fester Punkte nach Art der Etappenstraßen angelegt. Das Publikum ahnt wohl nicht, mit welchen großen Kosten und mit welcher Mühe das Terrain erobert werden mußte. Es galt Positionen zu schaffen, welche die Konkurrenz nicht erstürmen konnte; es galt im Orient, diesem eine Reiseorganisation zu geben und ein Routennetz überzuwerfen, deren Verlegung oder Aufhebung [den Einbezogenen oder Ausgeschlossenen etwas bedeute; es galt, die Agenten in solche Beziehung zu dem Lande und seiner Regierung zu bringen, daß deren Erhaltung im Interesse der Lokalbehörden lag. Obwohl nicht gesagt sein soll, daß die nachfolgenden Zahlen genau einem Tourist office entnommen sind, kann man sich gleichwohl den Geschäftsgang wie folgt vorzustellen suchen: Der Chef des amerikanischen Unternehmens sagt sich etwa: die Beförderung eines amerikanischen Vergnügungsreisenden Ocean — Frankreich — Schweiz — Italien — Aegypten — Syrien — Konstantinopel kostet 3000 Dollar. Ich nehme dafür 3500 Dollar und rechne auf den Mehrbetrag Zinsen und Amortisation für meine früheren Aufwendungen zur Schaffung von Reise- und Verkehrsbeziehungen. Aber dem einzelnen Reisenden kosten unzählige Belästigungen und Prellereien, die mein Agent kostenlos oder einmal für allemal begleichen und wegschaffen kann, 1000 Dollar, die also von meinen Baaraufwendungen pro Person fast ganz abgehen. Ferner verdiene ich auf jede 100 Touristen an Rabatt für alle Arten der Kommunikation auf den Strecken mit festen Preisen 40 %, auf den Wegen im Orient, wo meine Agenten den Herleihern der Beförderungsmittel die Preise stellen können, aber 50 %. Dies ist eine sehr honette Rechnung; denn der einzelne Reisende kann *ohne genaue* Kenntniß des Orients entweder gar nicht oder mit enormen Kosten, *mit solcher* Kenntniß (wenn er nicht selbst Orientale ist) nur aber meistens auch teurer und mit zahllosen Belästigungen reisen, die ihm als Einzelnem die

Reise wahrscheinlich teurer machen würden, als ihm Cook selbst unter Zubilligung eines guten Zuschlages zu den Baaraufwendungen kosten würde. Er spart also, während Cook durch seine Mühe und vorher aufgewandten Kosten auch einen guten und honetten Verdienst hat, gegen den kein Mensch etwas einzuwenden hat. Das Publikum scheint also alle Veranlassung zu haben, mit dieser Einrichtung sehr zufrieden zu sein. Die Zahl der Reisenden nimmt daher jährlich zu, die Bequemlichkeit und Sicherheit vermehrt sich stetig, der Komfort folgt den Touren, und durch Oberägypten z. B. macht der Reisende eine Nilfahrt auf einem der trefflich eingerichteten Dampfer mit vortrefflicher Verpflegung. Es ist ausgeschlossen, sich als Einzelner zum gleichen Preise und in gleich knapper Zeit auf eigene Person ein Gleiches leisten zu können. Auch im türkischen Orient ist nun eine Art des Reisens geschaffen, von welcher sich früher kein Reisender hätte träumen lassen. Wendet z. B. ein Cookagent für den Wegfall vexatorischer Maßregeln oder Erleichterung der Formalitäten oder noch weiter gehende Orientkunststückchen eine bestimmte Summe an einen gewissen hohen Beamten auf, so haben seine Touristen einen Vorteil, den ihnen kein Konsulat, auch selbst hohe Fürsprache nicht gewähren kann, denn obgleich letztere beiden Quellen in einem Lande der Beamtenwillkür die größten Hindernisse mit spielender Leichtigkeit wegräumen können, so sind diese Vorteile doch mit sehr erheblichen Anstandsausgaben verbunden. — Werden einem Cookagenten die erkauften Vorteile aber in Frage gestellt, so ist er in der glücklichen Lage, mit Wegfall persönlicher Einnahmen oder mit Verlegung einer ganzen Tour drohen zu können. Schlimmsten Falls bringt eine Extraspende die Sache in's Gleichgewicht. Alle anderen Gebiete aber mehr privaten Charakters kann der Cookagent schon ziemlich nach seinem Willen exploitiren. Sollte z. B. die Bahnverwaltung Jaffa-Jerusalem seinen berechtigten oder unberechtigten Wünschen nicht nachkommen, so würde er derselben mit einem Ausfall von 40—60 000 Franks für Billete (soviel setzt die Bahn in einer einzigen Saison an Cook ab) drohen können und den Strom seiner Touristen auf Wagen oder Reittieren befördern. Daß die kleinen Leute vom Bootsmann und Lastträger bis hinauf zum Hotelier der Uebermacht des Kapitals sich beugen müssen, ist ganz selbstverständlich. Wir setzen z. B. den Fall, daß der Hotelier in Jericho mit dem Cookagenten sich über die vereinbarten Preise nicht einigen oder seine Räumlichkeiten zu Gunsten der Cookstouristen von Nicht-Cookstouristen nicht bereitwillig oder schleunig genug reinigen kann, so würde die Drohung, die Touristen künftig in Zelten kampiren zu lassen, einen vernichtenden Schlag gegen den Mann bedeuten. Was die Entziehung oder Zuwendung der Küstenfahrt Jaffa, Heifa, Beirut u. s. w. für eine der Dampfschifffahrtsgesellschaften in der Levante besagen will, begreift sich nach dem Gesagten von selbst; und kein Dampferagent würde wagen dürfen, dem Cookagenten die Hergabe sämmtlicher Plätze zu Gunsten einzelner, vielleicht vorgemerkter Reisenden abzu-

schlagen. Mit der Zunahme der Touristenzahl aber wächst das Uebergewicht dieser Reiseunternehmung. Es kann also heute schwerlich eine andere Unternehmung, geschweige denn der einzelne Reisende mit Cook konkurriren. Aber wen stört das? Man reist eben mit Cook und kommt dabei eben so gut fort wie Cook selber. Das Publikum nimmt dies mit Vergnügen wahr und meint, eine Konkurrenz wie die von Gaze sei der Sache nur nützlich. Gewiß, das ist jede Konkurrenz. Es fragt sich nur, wie lange dort eine Konkurrenz überhaupt möglich sein wird. Die Kenner des Orients werden nicht übersehen, daß hier hinter den Koulissen von einem kapitalkräftigen Institut Vorkehrungen getroffen werden können, die das Einsetzen einer Konkurrenz überhaupt nicht ermöglichen. Ein Beispiel: Die Tramways in den orientalischen Städten, von Konstantinopel angefangen, in Salonik, Smyrna, Teheran, sind in einem Zustand, welcher den bessern Klassen der Gesellschaft die Benützung dieses wichtigen Beförderungsmittels leider unmöglich macht. Nicht Kontrollvorschriften, noch Klagen des Publikums, sondern eine Konkurrenz würde diesem fühlbaren Mangel mit einem Schlage abhelfen. Aber eine Konkurrenz kann nicht einsetzen. Und die Fäden sind meistens so fein gesponnen, daß nicht ohne Weiteres ersichtlich ist, wo und wie diese geheimnißvollen Einflüsse zu überbieten sind. Es wäre sonst nicht schwer, daß der Konkurrent für eine Koncession dort 10000 Franks böte, wo der erste Erwerber vielleicht 5000 zahlte.

Damit ist aber die Sache noch nicht zu Ende.

Als einst Strousberg und Baron Hirsch auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues ihre Erfahrungen und Kenntnisse aus der amerikanischen Schule verwandten, da herrschte große Entrüstung. Und doch hat es auch später seitens des amerikanischen Großkapitals nicht an Versuchen gefehlt, sich in europäischen Bahnen zu engagiren. Glücklicher Weise aber hat in Europa die Abneigung dagegen, Eisenbahnen der Konkurrenz und Privatspekulation zu überlassen, die Oberhand behalten. Da indessen die Vorbereitungen zu Trusts und Monopolen stets mit großer Zurückhaltung getroffen werden müssen, so ist ein wenig Mißtrauen wohl nicht zu tadeln. Das Publikum, das heute noch mit großer Harmlosigkeit für irgend welche Inlandstouren in Cooks Office läuft und dort die Fahrkarten kauft, ahnt wohl nichts von der Gefahr eines ausschließenden Reisemonopols, also eines direkten Zwanges, mit Cook zu reisen. Ist aber dieser Standpunkt einmal erreicht, so kann Cook die Schraube gegen die Orientalen etwas schärfer anziehen und auch bei seinen Touristen so weit höhere Ansprüche stellen, als diese nicht durch zu hohe Anforderungen abgeschreckt werden. Allein groß ist diese Gefahr nicht. Denn Amerika ist reich genug, um die nötige Zahl von Touristen lange noch zu stellen; und diesen wird es wohl nur erwünscht sein, wenn ein höherer Preis die Teilnehmerschaft auf die Angehörigen des high life einschränkt.

Es sei nun gestattet, diese mehr theoretischen Erörterungen durch einiges praktische Material zu ergänzen.

Wenn die im Orient lebenden Europäer oder selbst Eingeborene einmal nicht zum Vergnügen reisen, sondern amtlich oder geschäftlich sich zu einer Reise entschließen müssen, so können sie schon jetzt recht unliebsame Erfahrungen machen.

Man hat z. B. von Haifa sich landeinwärts, nach Nazaret oder Tiberias, zu begeben. In Haifa oder vielleicht erst in Nazaret heißt es, es sei kein Reittier zu haben. Vielleicht denkt man Anfangs, dies sei eine kleine Kriegslist, um den Preis zu erhöhen oder eine Lässigkeit dessen, der mit Besorgung der Tiere beauftragt war. Man hält also selber Umfrage und wird beim nächsten Mukâri (Tierverleiher und Tiertreiber) erfahren, daß alle Mühe vergeblich ist. Cooks Agent hat nämlich seit vorgestern eine Schaar von 400 Tieren aus der ganzen Umgegend aufgeboten und nach Jerusalem dirigirt, um eine Cooks-Karawane nach Sichem oder Hebron oder nach irgend einem berühmten Ruinenfeld im Hauran gehen zu lassen. — — Oder, man hat schon in Jerusalem mit Mühe, bei einem Freunde, Unterkunft gefunden, weil die Hotels mit Cooks Touristen besetzt waren, und will nach Jaffa zurück. Die Sachen sind gepackt, und man eilt zur Bahn, denn täglich wird nur ein einziger Zug abgelassen. „Ich bitte um ein Billet nach Jaffa.“ „Bedaure, es giebt keins mehr!“ „Aber mein Gott, es fehlen doch noch dreiviertel Stunden zum Abgang! Wie kann es keine Billete mehr geben?“ Cook hat den Zug mit Beschlag belegt und verfrachtet seine Touristen. Wenn man zufällig den betreffenden Herrn Agenten persönlich kennt, so ist noch eine schwache Aussicht vorhanden, mitzukommen. Wo nicht, so kann man seine Abreise um 24 Stunden verschieben. Der Privatmann, der Eile hat und den Dampfer in Jaffa nicht versäumen will, ist begreiflicher Weise nicht im Stande, ohne große Kosten und Zeitverlust für sich allein einen Wagen zu nehmen oder nach Jaffa zu reiten. Aber nehmen wir an, wir seien durch einen deus ex machina rechtzeitig nach Jaffa gelangt und eilen zum Schiffsagenten: „Bedaure, der Dampfer ist schon besetzt.“ „Nun, einen einzigen Platz wird es wohl noch geben, während der schönen Nacht auf See kann ich auf eine Kabine verzichten und schlafe auf Deck, ich fahre also als Deckpassagier!“ „Es tut mir unendlich leid, aber ich habe keine Verfügung mehr über das Schiff, es ist von Cook im Ganzen belegt.“ „Nun dann werde ich mich hier bei Bekannten einmieten und bitte um eine Karte für Ihr nächstes Schiff. „Ich bin untröstlich, Ihnen sagen zu müssen, daß auch dieses bereits im Voraus von Cook belegt ist.“ Nun hilft es nichts, man begiebt sich zu Cooks Agenten. „Sie wissen, mein lieber Herr N. N., wie gern ich Ihnen gefällig bin, aber es geht wirklich nicht. Das heutige Schiff ist gänzlich gefüllt. Herr M. selbst führt die Touristen über Beirut nach Damaskus, es steht nicht in meiner Macht, Billete für dieses Schiff auszugeben, hier ist die Liste der Passagiere, welche wegen Visirung der Pässe eingereicht ist, und nächsten Mittwoch ist auch Alles besetzt.“ Es ist lediglich ein glücklicher Zufall,

wenn in nicht zu langer Zeit vielleicht das Schiff einer Konkurrenzlinie geht, ohne von Herrn Cook belegt zu sein.

Ein Zug mag voll, ein Schiff besetzt sein, aber mit Geld und guten Worten und Hinnehmen einiger Unbequemlichkeit wird irgendwie eine „lumpige Person" dann wohl noch zu befördern sein. Aber dieses ausschließliche Belegen ganzer regulärer Fahrgelegenheiten mit Ausschließung eines Jeden, der nicht „mitmacht", ist eine Monopolisirung, deren Gefahr Jedem einleuchten muß. Demgegenüber spielen kleine Unbequemlichkeiten keine Rolle. Daß zu Pfingsten gelegentlich alle Hotels besetzt, konnte man in Dresden früherer Zeit öfter erleben. Daß die Unterkunftshäuser auf hohen Bergen in der Saison einmal so mit Fremden angefüllt waren, daß man weiter wandern mußte, auch dies hat Mancher oft erlebt, zu oft, als daß man aus solchen Notständen einen „Fall" konstruiren und gegen Thos. Cook das Publikum einzunehmen versuchen würde. Allein vergesse man nur nicht, daß im Orient solche Fatalitäten der ohnehin nicht immer leichten Unterbringung besonders störend sind. Und der mildeste Fall ist noch der, daß der Hotelwirt, etwa der einzige am Orte, allenfalls erklärt: Bis heut Abend kann ich Sie noch beherbergen, aber dann sehen Sie, wo Sie bleiben. Der Agent hat mir die Ankunft von 100 Touristen noch heut Nacht angezeigt. Was nicht untergebracht werden kann, muß in Zelten kampiren.

Daß auch Bootsleute, Kofferträger, Diener ꝛc. bei solchen Gelegenheiten weder zu haben noch zu überbieten sind, ist gegen solche Unannehmlichkeiten nur Bagatelle, jedenfalls auch sehr erklärlich. Denn gegen die Aussicht dauernden guten Gewinnes in der ganzen Saison wird für 4 Franks Gewinnaussicht jeder lieber zur Verfügung Cooks bleiben als gegen einen einmaligen Mehrgewinn von mehreren Franks dieser Aussicht verlustig gehen.

Es würde zu weit gehen und auch eine ungerechte Kritik in sich schließen, wollte man all die großen und kleinen Kriegslisten zur Beförderung des eigenen Vorteils und zur Ausschließung fremder Konkurrenz der amerikanischen Firma als Sünden vorhalten. Das tut der Handel überall, und man kann da dem Publikum nur zurufen: „Trau, schau, wem!" Aber es darf nicht verschwiegen bleiben, daß in den von Cook noch weniger besetzten Ländern die Agenten natürlich das Bestreben haben, die Ratsuchenden auf die beschränkte Zahl der Cook'schen Routen listig hinzuleiten. Vielleicht ist auch die Gewohnheit, im Bädeker einen getreuen Eckart, einen Berater zu finden, der ganz auf Seite des Publikums steht, daran schuld, daß der Reisende auf der Reise in fremdem Lande beim Anblick des bekannten Thos. Cook & Son Tourist office vermeint, für seine Weiterreise einen getreuen und objektiven Berater zu finden. Time tables, kleine Karten und Eisenbahnskizzen werden auch sehr bereitwillig dort ausgehändigt; aber wenn man den Bädeker nicht zur Hand hat und leichtsinnig meint, jene Reisenotizen so wie die Bädekerschen zu benutzen, so ist man gewaltig im Irrtum.

Will man zum Beispiel in Kopenhagen, bei beschränkter Zeit, sich einen

Gang nach den Bahnhöfen sparen und eilt vergnügt auf's Cook Office am Kongens Neu torve zu, um sich über einen Ausflug nach Schweden, den man schnell geplant, Auskunft zu erholen, so läuft man Gefahr, recht wenig richtig beraten zu werden. Oder wer in gleicher Lage zum Beispiel in Wien, um Gänge und späteres wiederholtes Geldwechseln zu sparen, ein kombinirtes Land- und Seebillet über Salonik nach dem Orient bei Cook im Innern der Stadt lösen will, der wird zu seinem Staunen bemerken, daß das Billet nicht etwa billiger, noch zum gleichen Preise, wie die Addition der Beträge beider einzelnen Fahrten ist, sondern noch einen schönen Zuschlag aufweist. Davor muß mit Recht gewarnt werden. Denn im vorigen Beispiel konnte man schließlich billigerweise von Cooks Agent in Kopenhagen nicht erwarten, daß er andere als seine eigenen beschränkten Routen empfiehlt. Aber hier in Wien, wo es sich darum handelt, auf Cooks eigener Route und auf von ihm vertriebene Fahrkarten zu fahren, muß der Tourist doch annehmen, daß er billiger kauft, weil Cook ja anlocken will, oder daß er zu gleichem Preise liefert, weil er doch am Rabatt der Engrosübernahme von Billeten verdient. Der Einsichtige wird sicherlich die Gelegenheit herausfinden, wo sein Interesse mit dem Cooks zusammentrifft und ohne Gefahr für die Gesammtinteressen des Publikums Cooks Dienste in Anspruch genommen werden können. Wer beispielsweise bei beschränkter Zeit und auf dem Schiffe im Hafen von Neapel liegend, den Vesuv besteigen will, der findet nur durch Cooks hier vortrefflich organisirte Verkehrseinrichtung die Möglichkeit zu bestimmt normirten Kosten und zu genau abgemessener Zeit ohne jede Belästigung durch italienische friedliche „Wegelagerer" seinen Plan präcis auszuführen und zu rechter Zeit wieder auf seinem Schiffe einzutreffen. Das müßte schon ein sehr gewandter Reisender sein, welcher auf eigene Hand und in gleicher Zeit dasselbe vollbringen könnte, es aber auch mit der gleichen Kostenaufwendung zu machen, dürfte fast unmöglich sein! Man mache die Probe, um zum Beispiel zu finden, daß man hier von den übertriebenen Ausgaben an Trinkgeldern unter der Aegide Cooks befreit bleibt. — Viel mehr ist die Domäne, wo dem Publikum durch die Cook'sche Monopolisirung ernstlich Gefahr droht, der Orient. Hier also sollte das Publikum auf sich selbst Rücksicht nehmen.

Bei der berühmten Jerusalemfahrt zur Einweihung des Dormitoriums erhoben die Patrioten ein entrüstetes Geschrei darüber, daß dem Amerikaner der Vorzug eingeräumt wurde. Ja, das war bitter, aber durchaus nötig, denn so weit ist es in der Tat gekommen, der scharfsinnige Amerikaner hätte jedem Konkurrenten das schrecklichste Fiasko und der ganzen hohen Reise vielleicht peinliche Zögerungen bereiten können.

Es kann bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen werden, daß uns in der alten Welt vom amerikanischen Import überall, nicht nur durch Cook'sche Orienttouren Ueberraschungen drohen. An Strousberg und Baron Hirsch,

die Handelsschule nach amerikanischem Muster gelernt haben, wurde schon erinnert. Die mitteleuropäische Eisenbahnpolitik wurde mit genauer Not vor einer amerikanischen Invasion bewahrt, und nur wenige Jahre ist es her, das diese Neu-Anglo-Germanen uns im Gegensatz zu Prometheus, das irdische Abendfeuer, das Petroleum unserer Studirlampen, durch einen Welttrust verkümmern wollten. Und wenn das Projekt einer Vertrustung des europa-amerikanischen Oceanverkehrs verwirklicht würde?

Der Handel ist nicht human, sondern rücksichtslos! Was er in humanitärer Hinsicht im Völkerleben geleistet, daran ist er völlig unschuldig; es ist eine durchaus unbeabsichtigte Nebenentwickelung.

Seien wir gerecht, durch welches Verdienst hätten wir den Zufall späterer Geburt wie einen Anspruch zu reklamiren auf ein Leben: edler, besser, schöner, humaner, als es die Kinder der sogenannten finsteren Zeiten führten?

Können wir wirklich annehmen, Veranstaltungen zur absoluten Verminderung der Arbeit, der Erdenmühe treffen zu dürfen? Hören wir je auf zu arbeiten, zu lernen? Sahen wir nicht, wie mutatis mutandis dem heutigen Reisenden noch gerade so ungerecht die Taschen geplündert werden, wie einst Theseus den Sinnis, Prokrustes, gleichsam antike Hoteliers, am Wege vorfand?

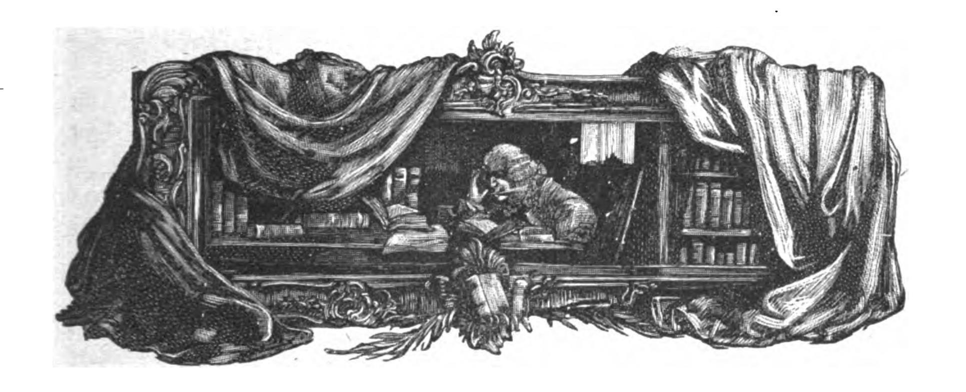
Alte Zeiten laborirten am Straßenraub mangels einer gehörigen Organisation, und wir Enkel schlagen uns mit entsprechenden Umständen mangels einer Organisation des Publikums herum.

Es war ja nur ein einziges Beispiel, welches wir auf unserem Gedankenweg versuchsweise berührten. Wichtig genug ist es in einem Zeitalter, das im Zeichen des Verkehrs steht.

Hat das Publikum daheim zur Milderung wirtschaftlicher Kalamitäten den Konsum-Verein eingerichtet, fängt es an, weiteren Schwierigkeiten, zum Beispiel dem Bodenwucher, durch Villenkolonie-Bauvereine zu steuern, so möge es auch auf Reisen dazu ein Analogon durch Unterstützung gesunder Reisebücher und lebendiger Reiseführer ausbilden. Wird das Publikum anfangen, Verständniß für die Sachlage zu gewinnen, so wird es auch aufhören, lediglich vom Bedürfniß der Bequemlichkeit geleitet, parasitische Reiseeinrichtungen zu frequentiren, d. h. den Kuckuck im eigenen Neste groß zu füttern.

Wie aber zur Zeit die Sachen liegen, so kann der, welcher sine ira et studio seine reichen Reiseerfahrungen überdenkt, kaum zu etwas Anderem als dem Resultat kommen:

Bädeker, eine deutsche Nutzpflanze.
Cook, ein amerikanischer Parasit.



Ralph Waldo Emerson*).

Von

Ch. Achelis.

— Bremen. —

Unsere Zeit bildet nach allen Richtungen das Bild einer Uebergangsepoche mit ihren Schwächen und Vorzügen; auf der einen Seite steht eine starke demokratische Strömung, die socialistisch alles Hohe und Erhabene nivelliren und auf die Ebene des Milieu zurückführen möchte, die nur den öden Rhythmus des Mechanischen kennt, durch den sie alle quälenden Welträtsel mit spielender Leichtigkeit lösen zu können vermeint, auf der anderen erhebt nicht minder trotzig sein Haupt ein rücksichtsloser Radikalismus und Skepticismus, der mit aller Ueberlieferung und Autorität bricht, jede Kontinuität des Werdens und Geschehens leugnet und nur in der inhaltlosen Selbstherrlichkeit des modisch aufgeputzten Uebermenschen sein Ideal, besser gesagt, seinen Götzen findet. Dazwischen eine Reihe mehr oder minder scharf ausgeprägter Versuche, für unser Gemüt und Erkennen eine gleichmäßig befriedigende Antwort in dem Wirrsal des Daseins zu finden, eine heiße Sehnsucht nach dem Erlöser, der uns das verlorene Gefühl des echten lebendigen Menschentums trotz socialer Versklavung in aller Freiheit und Selbstständigkeit wieder verschaffe, häufig auch sehr

*) Eine vortreffliche deutsche Ausgabe von Emersons Werken ist im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig in vier Bänden erschienen. Bd. I. Essays. 1. Reihe. Uebersetzt von Wilhelm Schölermann. Bd. II. Vertreter der Menschheit. Uebersetzt von Heinrich Conrad. Bd. III. Gesellschaft und Einsamkeit. Uebersetzt von Heinrich Conrad. Bd. IV. Lebensführung. Der Preis beträgt 3 Mk., geb. 4 Mk. für den Band.

energische Anläufe, über die Stumpfheit des Alltagslebens in die Tiefe der Dinge zu dringen und sich in ätherische Höhen emporzuschwingen, aber trotzdem fehlt es an einer großen machtvollen Persönlichkeit, die Alles um sich sammelt und der ganzen Zeit ihr charakteristisches Gepräge aufdrückt. Und doch giebt es einzelne Männer, die, auf der Höhe der wissenschaftlichen Kultur stehend, wenigstens eine kleine Gemeinde von Gläubigen um sich sammeln, die ihren Worten wie mystischen Enthüllungen lauschen. Daß der große Einsiedler von Sils Maria diese führende Rolle gespielt hat und in einigen Kreisen noch spielt, obwohl gewissen Anzeichen nach sein hellstrahlender Ruhm im Abnehmen begriffen zu sein scheint, ist bekannt, weniger gewürdigt ist der eigenartige amerikanische Denker und Dichter Emerson, dessen hundertjährigen Geburtstag die Gelehrtenrepublik in diesem Jahre begeht. Auf ihn selbst trifft im vollen Umfange das zu, was er von den führenden Geistern der Menschheit verlangt: Wahrlich, es muß etwas Göttliches in dem sein, der die gemeinen Triebfedern der Menschheit abstreift und es wagt, selbst ein Werkmeister und Pfadfinder zu werden. Hoch sei sein Herz, treu sein Wille, klar sein Blick, auf daß er in Echtheit sich selbst Gesetz, Religion, Gesellschaft sein kann, daß sein schlichter Endzweck ihm soviel gelte, wie Anderen die eiserne Notwendigkeit. Wenn Jemand den heutigen Zustand von dem, was vorzugsweise „die Gesellschaft" genannt wird, betrachtet, so wird er die Notwendigkeit einer solchen Ethik erkennen. Sehnen und Mark der Menschheit scheinen ausgesogen, und wir sind ängstliche, verzagte und wehleidige Geschöpfe geworden. Wir fürchten uns vor der Wahrheit, vor dem Glück, vor dem Tode, vor uns selbst und vor Anderen. Unsere Zeit zeigt keine starken und abgeschlossenen Persönlichkeiten. Wir brauchen Männer und Frauen, die das sociale Leben erneuern; statt dessen sind die meisten bettelhaft, können ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen, haben einen Ehrgeiz, der ganz außer Verhältniß zu ihrem Können steht, lungern und hungern bei Tag und bei Nacht. Wir sind Salon-Soldaten, wir scheuen die rauhe Schlacht des Schicksals, wo die Stärke geboren wird. Auch in der Wertschätzung der Persönlichkeit gleicht Emerson im Ganzen und Großen Nietzsche, dessen paradoxer Ausspruch bekanntlich lautet: Die Weltgeschichte ist der Umweg zu einzelnen großen Männern. Aehnlich klingt es in folgenden Sätzen: Jeder echte Mann ist ein Panier, ein Land, ein Zeitalter; unendliche Räume, Zahlen und Zeiten sind nötig, um seine Sache zu Ende zu führen, und die Nachwelt scheint seinen Spuren wie seine Klientel zu folgen. Ein Cäsar wird geboren, und für Jahrhunderte haben wir ein römisches Reich. Christus wird geboren, und Millionen wachsen und ranken an seinem Genius empor, bis er selbst mit der Tugend und dem Erreichbaren alles Menschlichen verwechselt wird. Eine Institution ist der Schlagschatten eines Menschen: Mönchswesen vom Eremiten Antonius, die Reformation von Luther, das Quäkertum von Fox, Methodistentum von Wesley, Sklavenbefreiung von Clarkson. Milton nennt Scipio die Höhe

Roms, und die ganze Weltgeschichte verdichtet sich in die Lebensgeschichte weniger echter und ernster Menschen.

Schon aus diesen Ausführungen dürfte, was wir gleich zuerst bemerken möchten, die eigenartige persönliche Färbung des Stils bei Emerson hervorgehen, der ähnlich wie Goethe in Bildern und Anschauungen denkt. Das, was er von Montaigne rühmt, dem Erfinder des Essays, könnte man mit demselben Recht auch auf ihn anwenden: Ich weiß kein Buch, das weniger geschrieben scheint. Wenn man diese Worte schneidet, so müssen sie bluten, so lebendig und gefäßreich sind sie. Deshalb bietet auch die Lektüre seiner Schriften einen so seltenen ästhetischen Genuß, noch ganz abgesehen von dem jeweiligen Inhalt, — das will in unserer verzopften, verbildeten Zeit der Schreibmaschinen immerhin schon etwas bedeuten. Nachdem zuerst H. Grimm auf ihn aufmerksam gemacht*), ist neuerdings durch verschiedene mustergiltige Uebersetzungen (erschienen in dem Verlag von O. Hendel in Halle a. d. S. und bei Eugen Diederichs in Leipzig) die Kenntniß seiner Schriften und damit sein Einfluß unzweifelhaft im Wachsen begriffen. Es ist z. B. sehr bezeichnend, daß der deutsche Kritiker und Litterarhistoriker bekannte, er habe sich vergeblich bemüht, in präcise Worte zu fassen, worin das Geheimniß von Emerson bestünde, aber der Einfluß sei in der Tat überwältigend. Seine Worte scheinen oft auf den ersten Blick banal und willkürlich, und zuletzt erkenne man stets, daß hinter dem scheinbar gewöhnlichen Satze eine tiefe und neue Wahrheit sich verberge. Doch zunächst mögen einige kurze biographische Daten folgen.

Ralph Waldo Emerson wurde am 25. Mai 1803 als Sohn eines puritanischen Geistlichen in Boston geboren. Da er seinen Vater sehr früh verlor, so teilten sich verschiedene Frauen in seine Erziehung. Von seiner Tante stammt der charakteristische Ausspruch: Tue immer das, was Du zu tun Dich fürchtest! Von seiner Mutter wurde erzählt, Niemand habe sie je ungeduldig gesehen oder eine unzufriedene Aeußerung von ihr vernommen; dabei war sie äußerst tatkräftig. Von ihr soll der Sohn das schöne Gesicht, die gleichmäßige Ruhe und Haltung des Wesens und endlich das musikalische Organ geerbt haben. Ralph studirte alter Ueberlieferung in der Familie zufolge gleichfalls Theologie, wurde Prediger in Boston, zog sich jedoch, da seine freien Ansichten bald Anstoß erregten, auf ein kleines Gut zu Concord bei Boston zurück, wo er den grötzten Teil seines Lebens, nur durch gelegentliche Reisen unterbrochen, verweilte, eifriger schriftstellerischer Muße hingegeben. Seine erste Frau, eine berühmte Schönheit, leidenschaftlich veranlagt, künstlerisch hoch begabt, aber von äußerst zarter Gesundheit (die Ehe währte nur anderthalb Jahre), feierte er in folgendem Gedicht:

*) Gr. vergleicht ihn mit dem heiligen Franz von Assisi auf dem Bild von Giotto, der die Toten berührt, sodaß sie sich erheben und sprechen können, solange sie der Finger des Heiligen belebt.

Noch leuchten Deine Augen mir,
Obgleich ich weit in's Land gezogen,
Wie ich den Strahl des Sterns, der mich
Nicht sieht, seh' zittern auf den Wogen.
Im Nebel klomm ich auf den Berg
Und streifte rings durch grüne Haide,
Du schwebtest vor mir auf dem Pfad
Im stillen Tau — Du, meine Freude!
Wenn leis der Fink die Schwinge hebt
Und zeigt der Seiten Purpurflammen,
Wenn eine Rosenknospe reift,
Les' ich in Beiden Deinen Namen.

Diese Stille des ländlichen Lebens, er preist sein Landgut in starken Tönen, unterbrach er nur durch Vorträge in verschiedenen Städten, die dem hinreißenden Redner überall begeisterte Zuhörer zuführten. Als 1872 sein Haus niederbrannte, wurde ihm dasselbe auf dem Wege einer Nationalsubskription wieder aufgebaut. Am 27. April 1882 ist der hochherzige und geistvolle Vertreter einer echt idealistischen Weltanschauung gestorben.

Emerson, der bei aller Kraft der Phantasie doch einen durchdringenden Verstand und eine gute Selbstbeobachtung besaß, äußerte einmal: Ich bin ein geborener Dichter, unzweifelhaft geringen Ranges, aber doch ein Dichter. Mein Singen ist wohl meist unbeholfen und meist in Prosa, dennoch bin ich ein Dichter, insofern als ich die Harmonien im Geiste und in der Materie erkenne und innig liebe. Das ist insofern auch äußerst bezeichnend, als er unzweifelhaft eine mehr intuitive, als diskursive Natur war, mehr, wie bereits bemerkt, in konkreten Bildern und Anschauungen dachte, als in abstrakten Begriffen und logischen Formeln. Daher auch seine warme Vorliebe für Platon, für den eigenartigen Mystiker Svedenborg, dem er eine fast abgöttische Verehrung widmet.

Aus den zahlreichen Zeugnissen heben wir nur folgende Auslassung heraus: Die moralischen Bekenntnisse Svedenborgs, seine Verbesserungen volkstümlicher Irrtümer, die ethischen Gesetze, die er verkündigte, weisen ihm eine unvergleichliche Stellung unter allen modernen Schriftstellern zu und berechtigen ihn zu einem Platz unter den Gesetzgebern des Menschengeschlechts, der noch durch einige Generationen unausgefüllt bleiben wird. Der langsame, aber mächtige Einfluß, den er gewonnen hat, wird wie der eines jeden religiösen Genius eine Zeit lang ein übermäßiger werden und wird seine Gezeiten durchmachen, bis er ein entsprechendes und dauerndes Maß gefunden haben wird. Welcher Ernst, welche Gerechtigkeit! Sein Auge schweift nie ab, nie finden wir die leiseste Spur von Eitelkeit, nie auch nur einen Blick auf sich selbst, nicht eine der gewöhnlichen Formen des Litteratenstolzes. Ein theoretischer, ein spekulativer Geist, dem doch kein praktischer Mann in der Welt mit Verachtung hätte begegnen können. Plato ist ein Professor, sein Gewand, obgleich von Purpur und beinahe aus Himmelslicht gewoben, ist ein akademischer Talar, dessen mächtige

Falten die Bewegung hindern. Aber dieser Mystiker ist einem Cäsar gewachsen, und Lykurg selbst würde sich ihm beugen. Es ist dies, beiläufig bemerkt, ein Beweis für die moderne Natur Emersons, daß er diese starke, gerade jetzt bei uns auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens zum Durchbruch kommende und merkwürdiger Weise viel zu wenig gewürdigte Richtung in ihrer vollen Bedeutung und Wirksamkeit erkannte und schätzte, obwohl er, auch Svedenborg gegenüber, durchaus nicht für die Schwächen desselben blind war. So sehr ihm die unmittelbare Intuition, diese fast übernatürlich erscheinende Offenbarung, der Zustand der Verzückung und Ekstase begreiflich und sympathisch war, so unumwunden tadelt er bei dem nordischen Seher den Versuch, eschatologische Fragen ergründen zu wollen, indem er sich an christliche Symbole klammerte, anstatt auf dem sittlichen Gefühl zu bauen, das unzählige Christentümer, Humanitäten und Göttlichkeiten in seinem Herzen trage. Deshalb auch seine Neigung zu Plato, dem er in der geistigen Geschichte unserer Rasse den höchsten Rang anweist, und von dem er erklärt: Ein Philosoph muß mehr als ein bloßer Philosoph sein. Plato ist mit allen Fähigkeiten eines Dichters bekleidet, ja er steht als Dichter auf der höchsten Stufe und ist, obwohl ich vermute, daß ihm die entscheidende Gabe des lyrischen Ausdrucks fehlt, hauptsächlich deshalb kein Dichter, weil er es vorzog, seine poetische Gabe zu einem anderen Zwecke zu verwerten. In jener Forderung, daß wir in dem echten Philosophen, dem ragenden Lichtbringer für seine verdüsterte Mitwelt, einen mächtigen Propheten, einen Künder verborgener Geheimnisse, einen Herrscher im Reiche des Geistes sehen müssen, berührt sich übrigens, wie klar zu Tage liegt, unser Denker abermals mit Nietzsche.

Es verstand sich für den Theologen Emerson von selbst, daß ihn sein Studium auch zu religionsphilosophischen Problemen führte, und auch hier bekundet er denselben Freisinn, dieselbe Unerschrockenheit dogmatischen Formeln gegenüber, wie sie in unseren Tagen der radikale Stürmer und Dränger, der schwärmerische und doch so tief ernste Apostel Leo Tolstoi zeigt. Vor allem ist es die immerfort so heiß begehrte unio mystica, die hier gefeiert wird: Unaussprechlich ist jede seelische Vereinigung Gottes mit dem Menschen. Der schlichteste Mensch, der in seiner Ganzheit Gott ehrt, wird selbst Gott; doch für immer und ewig bleibt dies Einströmen des besseren Selbst neu und geheimnißvoll. Es flößt Ehrfurcht und Erstaunen ein. Wie kostbar, wie besänftigend ist das Auftauchen der Gottesidee für den Menschen! Die Einsamkeit bevölkert sie und löscht die Wunden unserer Irrtümer und Täuschungen aus. Wenn wir den Gott unserer Ueberlieferung zertrümmert und den Götzen der Redekunst aufgegeben haben, dann mag Gott das Herz mit seinem Sein durchglühen. Es ist die Verdoppelung des Herzens, seine unbegrenzte Ausdehnung mit der Fähigkeit allseitigen Wachstumes. Ein untrügliches Vertrauen überkommt den Menschen u. s. w. Natürlich muß für eine solche tief innerliche Auffassung die Bedeutung der

Dogmen als völlig inhaltsleerer Formeln verblassen, zumal sie durch die fressende Skepsis einerseits und durch die wachsende Gleichgiltigkeit der großen Massen ihre treibende Kraft längst verloren haben. Das Bild, das unser Gewährsmann von dem Zustande unseres religiösen Lebens entwirft, ist daher nur ein recht abschreckendes: Die Anhänger des alten Glaubens klagen, daß unsere Zeitgenossen, sowohl Gelehrte wie Kaufleute, einer allgemeinen Mutlosigkeit und Müdigkeit verfallen, einer ängstlichen Sorge: sie glauben nichts mehr. In unseren großen Städten ist die Bevölkerung gottlos, materialistisch, — kein gemeinsames Band, kein Brudersinn, keine Begeisterung hält sie zusammen. Das sind keine Menschen, sondern Heißhunger, Durst, Fieber und Habsucht laufen umher. Wovon leben diese Menschen, ziellos wie sie sind? Nachdem sie ihre Pfeffersäcke in Sicherheit gebracht, scheint es, als ob nur der Kalk in ihren Knochen sie zusammenhielte, kein würdiger Lebenszweck. Niemals hat es solche Leichtfertigkeit in Glaubenssachen gegeben; man beobachte nur das Heidentum im Christentum: diese periodischen Wiedergeburten, diese Vorausbestimmungen und Berechnungen vom Eintritt des tausendjährigen Reiches, das pfauenhafte Zurschautragen von Kirchengebräuchen und gottesdienstlichen Verrichtungen, die Rückfälle in den römischen Papismus ꝛc. Dieser erschreckenden Religionslosigkeit gegenüber erklärt Emerson die Religion als den Seelenzustand derjenigen, die die Einheit, Echtheit und innige Verbindung der natürlichen und sittlichen Welt erkennen und schauen, daß allem Schein zum Trotz das Wesen der Dinge in alle Ewigkeit nach Wahrheit und Recht strebt. Aber sein Geist wohnt nicht nur in den ätherischen Höhen religionsphilosophischer Betrachtung oder in den unergründlichen Tiefen der Mystik, sondern seine ganze Glut feuriger Beredsamkeit entfaltet sich auf dem Gebiet der **Ethik**, die seinem ausgeprägten Individualismus das vielseitigste Material bot zur Entfaltung eines unerschütterlichen, vom Optimismus beherrschten Idealismus. Es ist nicht der brutale Wille nach Macht des Nietzsche'schen Herrenmenschen, der unbekümmert um das Wohl und Wehe der Mitmenschen nur dem Kultus des Ich fröhnt, sondern die warmherzige Gesinnung eines echten Menschenfreundes, die aus dieser Predigt zu uns spricht: Wir sollen einander die täglichen Nöte und Pflichten des menschlichen Lebens veredeln, sollen sie uns durch Mut, Weisheit und Einheit verschönen. Freundschaft soll nie zu etwas Gewöhnlichem, Selbstverständlichem herabsinken, sie soll immer wach, immer erfinderisch sein, und dem, was sonst Plackerei ist, Würze und Sinn verleihen. Auch die Liebe hilft zum wahren, inneren Wachstum, zur Entfaltung der feinsten und zartesten Triebe des Menschen, die ihn in dem rohen Kampf um's Dasein stärken. Das körperlich Schöne dient dazu, uns des Himmlisch-Schönen und Guten zu erinnern. Der Mann, der innerhalb des weiblichen Geschlechts eine solche Gestalt gewahrt, eilt zu ihr hin und findet die höchste Freude daran, die Gestalt, die Bewegung, das geistige Leben dieser Persönlichkeit zu betrachten, weil sie ihm

die Gegenwart desjenigen offenbart, das in Wahrheit Kern und Ursache dieser Schönheit ist. So muß selbst die Liebe, die Vergöttlichung der Personen, jeden Tag unpersönlicher werden.

Die Läuterung des Geistes und des Herzens von einem Jahr zum anderen ist die wahre Ehe. Bei solchen Grundsätzen und Zielen kommt über den Menschen eine sieghafte Freudigkeit, ein unbeschreiblicher Heroismus, der ihn turmhoch über alle Misere des Daseins hinweghebt und auch Andere mit gleichem Sinn und Streben erfüllt. Diesem großen Glauben, der aus den innersten Tiefen der menschlichen Seele emporsteigt, gesellt sich die Wahrhaftigkeit zu, wie Goethe und Schopenhauer schon bemerkt, das untrügliche Zeichen des Genie, die Lauterkeit des Gemüts und des Ausdrucks, die sich immer getreu bleibt, wo und wann der Mensch sein mag. Die Seele, die so hoch gestiegen ist, um den großen Gott zu verehren, ist einfach und wahr. Sie hat keine Rosenfarben, keine eleganten Freunde und begehrt nicht nach Eurer Bewunderung; jeder Augenblick und jede Kleinigkeit sind für den Geist porös und werden vom Lichtmeer eingesogen. Sowie wir mit einem Geist von erhabener Einfachheit sprechen, erscheint die ganze Litteratur wie Wortklauberei. Deshalb ist, wie es an einem anderen Orte heißt, das Suchen nach großen Menschen der Traum des Jünglings, die ernsteste Sorge des gereiften Mannes. Der ist groß, der die meisten Wohltaten verteilt. Wir schätzen das ganze Menschengeschlecht nach jenen Großen. Ich halte den für einen großen Mann, der eine höhere Gedankenwelt bewohnt, zu der sich Andere nur mühsam emporheben. Darum streben wir stets danach, mit überlegenen Menschen umzugehen, oder wenigstens im Geiste mit ihnen zu verkehren. Auch hier ist sichtlich der Heroenkultus, der Emerson so innig mit Carlyle verband, im ethischen Sinne vertieft — ganz im Gegensatz zu Nietzsche.

Wir nannten oben den amerikanischen Denker nach seinem eigenen Zeugniß einen Dichter, und wir möchten, gerade um des eben berührten ethischen Moments willen, darauf noch mit einigen Worten zurückzukommen. Für Emerson ist diejenige Eigenschaft charakteristisch, die nach Goethe den wahren Dichter ausmacht, die Phantasie in ihrer Kraft und Unerschöpflichkeit, in ihrer Plastik und Anschaulichkeit, — deshalb eben der bilderreiche, unmittelbar packende Ausdruck. Aber es ist nicht das bloße geistreiche Spiel mit hohen Gedanken, ja mit der Sphärenharmonie, die unseren kosmisch geschärften Blick entzücken kann, — nein, auch der Dichter wurzelt in dem festen Mutterboden unserer Erde, er ist zunächst der Vollender und gleichsam der Erzieher seines eignen Ichs. Als um den Olympier Goethe in seinem Greisenalter die Wogen der romantischen Bewegung in wilder Empörung zusammenschlugen, legte er gleichsam als testamentarische Verfügung seine Ansicht in einer kleinen Schrift an die neueren Dichter nieder, wo er sich als den Befreier bezeichnete.

Diese Befreiung des Menschen ‚aus aller Not und Qual,‘ aus ‚scharf angeschlossenem Kettenschmerz‘, zu völliger innerer Selbstständigkeit, ist auch nach Emerson die Göttergabe des echten Dichters. Die Poeten sind in Wahrheit (so erklärt er) befreiende Götter. Die alten britischen Barden führten als Titel ihres Standes: Jene, die frei sind durch die ganze Welt. Sie sind frei und machen uns frei. Ich halte nichts in einem Werke für wirklich wertvoll, als das Transcendentale und Außerordentliche darin. Und wir haben allen Grund, diese Befreiung zu schätzen. Das Schicksal des armen Schäfers, der im Schneesturm verirrt und von den Flocken geblendet, wenige Schritte von der Tür seiner Hütte entfernt, im Gestöber zu Grunde geht, ist ein Sinnbild für den Zustand des Menschen. Am Rande des Wassers des Lebens und der Wahrheit sterben wir elend dahin. Auch jeder Gedanke ist ein Gefängniß, ja jeder Himmel ist ein Gefängniß. Darum lieben wir den Dichter, den Erfinder, der in irgend welcher Form, wie er durch ein Lied oder eine Tat, durch seine Blicke oder sein Betragen uns einen neuen Gedanken gebracht hat. Er schließt unsere Ketten auf und eröffnet unseren Blicken einen neuen Schauplatz. Als ein solcher Befreier kann auch Emerson gelten für Jeden, der sich noch inmitten all' des aufreibenden tagtäglichen politischen und belletristischen Gezänkes Sinn, Verständniß für die großen, ewigen Fragen des Menschengeschlechts bewahrt hat.

Man wird unzweifelhaft, wie wir schon wiederholt betont haben, den so eindringlichen Verkünder einer barmherzigen, idealistischen Weltanschauung zu den energischen Individualitäten rechnen dürfen, die sich zu dem Motto Goethes aus dem West-östlichen Diwan bekennen:

> Volk und Knecht und Ueberwinder,
> Sie gestehn zu jeder Zeit:
> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Sei nur die Persönlichkeit.

Aber es ist eben die sittlich vertiefte und gereifte Persönlichkeit, der es nicht wie Nietzsche, nur um den frivolen Kultus der eignen, ungezügelten egoistischen Instinkte zu tun ist, sondern die umgekehrt nach der vollen Entfaltung aller Anlagen im Dienste des Volkes und der Menschheit trachtet. Nur diese ernste, ethische Perspektive verleiht unserem Ich einen Ewigkeitswert, der dem Individuum als solchem, das man gern nach social-psychologischer Anschauung als einen Schnittpunkt der großen allgemeinen kulturgeschichtlichen Strömungen einer Zeit bezeichnen kann, nicht zukommt. In diesem Sinne ist das Wort Goethes gemeint, um das hier auch noch anzufügen: Wir sind nicht auf einerlei Weise unsterblich. Und trotz dieses ausgesprochenen Indibidualismus weiß Emerson doch, wenn auch nur in ungefähren Umrissen, den Zugang zu der social-psychologischen Auffassung zu gewinnen, — ein Anzeichen dafür, wie beide Perspektiven sich nicht ausschließen, sondern umgekehrt ergänzen, ja geradezu fordern. In den Repräsentanten der Menschheit heißt es: Die Erforschung des Wesens vieler

Individuen führt uns in eine elementare Sphäre, in der das Individuum schwindet, oder in der alle mit ihren äußersten Spitzen einander berühren. Die Gedanken und Gefühle, die sich dort ergießen, lassen sich nicht mehr in die Schranken einer Persönlichkeit sperren. Dies ist der Schlüssel zur Machtfülle der größten Menschen, — ihr Geist ergießt sich von selbst durch jene Ströme in's Weite. Der Genius der Menschheit — das ist der einzig richtige Standpunkt für die Weltgeschichte. Auch für unsere zwiespältige Zeit könnte Emerson ein Bildner, jedenfalls ein fruchtbarer Erzieher werden; das meinte ein gelehrter Inder, wenn er einmal von ihm sagte, er hätte vor Jahrtausenden am Ufer des Ganges das Licht der Welt erblicken müssen.





Die Stellung der Albanesen in der Balkanfrage.

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

Die Balkanhalbinsel bildet den Zankapfel Europas wider die Türkenherrschaft. Das bunte Völkergemisch Südost-Europas hat bisher den Osmanen ihren europäischen Anteil gerettet. Von der Donau bis Morea sitzen seit fast anderthalb Jahrtausenden die üblen und stark gemischten Ueberbleibsel der Hellenen, slavische Völkerschaften und mongolische Horden, entweder die Nachkommen der Hunnen oder ein selbstständiger Stamm, die heutigen Bulgaren. Als Edelvolk ragt aus diesem Gemengsel der Stamm der Albanesen hervor. Die Berge ihrer Heimat bewahrten sie vor der slavisch-mongolischen Flut. Denn tatsächlich sind sie die Nachkommen der alten Illyrier, eines arischen Urvolkes der griechischen Halbinsel, jedoch mit dem hellenischen Stamm nicht verwandt. Die west-östliche Keltenwanderung verlieh ihnen einen starken Beisatz dieser Rasse, welche körperlich und sprachlich nach den neuesten Forschungen vom Germanentum kaum zu unterscheiden ist.

Aber auch germanische Stämme ließen ihre Spuren unter den Albanesen zurück, als die verschiedenen Gotenstämme den Balkan durchzogen und teilweise längere Zeit dort siedelten. Die Albanesen oder Arnauten sind somit ein arischer Urstamm, mit keltisch-germanischen Elementen stark versetzt. Die heutige Albanesensprache enthält viele germanische Wortwurzeln und gotische Wortbildungen, die auch mundartlich die volkliche Einwirkung unserer Vorfahren auf die illyrischen Bergstämme kundtun. Es ist ein grober Geschichtsirrtum, die gotischen Völkerschaften rassenhaft von den Westgermanen zu trennen, da nach dem Stande der gegenwärtigen Forschung die Stammsitze der Goten (Ost-, Westgoten, Gepiden, Bastarnen) und der Burgunden, Semnonen, Langobarden, Markmannen benachbart gewesen sind und teilweise sogar im Gemenge gelegen haben. Die europäische Urheimat sind fraglos die Tiefebene und das Mittelgebirge zwischen Ostsee und Donau.

In dem böhmischen Randgebirge und dem Karpathenzuge bis Siebenbürgen haben sich nachgewiesenermaßen Nachkommen der Quaden bis zum heutigen Tage erhalten, und erst an deren Siedlungen haben sich die späteren ostdeutschen Einwanderungen angeschlossen.

Natürlich sollen diese rassenhaften Beziehungen zu den Albanesen keine schwächliche Vorliebe für das Bergvolk begründen, da nicht nur die Westslaven, sondern auch die Ostslaven bis Moskau von der Völkerwanderung her noch stark mit germanischen Ueberbleibseln durchsetzt sind. In diesem Falle hat der Dilettant Chamberlain in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" recht, in dem er rassenhaft Kelten und Slaven dem Germanentum zurechnet, das beide Urstämme mit seinem Blute durchtränkt hat. Sprachlich sind im Uebrigen die Albanesen Iranier, also Ostarier im Gegensatz zu uns europäischen Westariern. Ihre nächsten Stammverwandten, die alten Thraker, sind volklich wie sprachlich in der slavischen Flut versunken. Bekanntlich sind die heutigen Griechen wesentlich Slaven mit neuhellenischer Sprache, wogegen die mongolischen Bulgaren die slavische Sprache angenommen haben. Reine Slaven sind blos die Serben und ihre erfolgreichsten Bedränger sind stets die Albanesen gewesen.

Während die slavischen Knechte des Balkans als verachtete Gjaurs den türkischen Herren frohndeten, verschmähten die stolzen Albanesen diese Sklavenstellung. Sie konnten freilich den türkischen Druck nur dadurch von sich abwenden, daß sie ihren christlichen Glauben abschworen. Aus diesem Grunde wurden sie Mohammedaner. Aber nicht erst der Wechsel des Bekenntnisses hat sie zu Widersachern ihrer slavischen Nachbarn gemacht. Der uralte Haß der selbstbewußten und höher gearteten Völkerschaft inmitten des dumpfen Slavenmeeres reizte die Albanesen stets zum Kampfe wider die slavischen Hörigen ihrer türkischen Herren. In Konstantinopel wußte man die Ueberlegenheit des Albanesenstammes wohl zu schätzen, und noch heute bilden die Albanesen die Auslese im Heer und in der Verwaltung der Türkei, wie auch die Leibwache des Padischah.

Sind nun die falschen Hellenen der Gegenwart ein verächtliches Völklein nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung, da sie bekanntlich die Juden des Morgenlandes sind, so ist mit Recht der Ruf der Bulgaren und Serben ein gleich schlechter. Ohne österreichisch-russische Hilfe, hinter der Europa steht, würde sich das serbische und bulgarische Staatengebilde sicherlich nicht halten. Auch die Hammeldiebe in den schwarzen Bergen sind zu russischen Soldknechten herabgesunken und genießen durchaus unverdientermaßen den Ruhm besonderer Heldenhaftigkeit. Den Türken lohnte es nicht, im kahlen Felsgebirge mit kargem Boden über eine ärmliche und spärliche Bevölkerung mit unverhältnißmäßigen Kosten ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, zumal sie schon Mühe hattten, die benachbarten Albanesen bei guter Laune zu erhalten. Daher rührt die Unabhängigkeit der Czernagorzen, deren Tapferkeit keineswegs die Unabhängigkeit errungen hat.

Besonders unter russischer Einwirkung ist die europäische Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die slavischen oder slavisirten Stämme der Balkanhalbinsel gelenkt worden, wobei die selbstsüchtigen Moskowiter nur an die Ausbreitung ihrer eigenen Herrschaft dachten. Ist doch seit der großen Katharina die Hagia Sofia das Ziel ihrer politischen Wünsche. Um die Albanesen kümmerte sich das christliche Europa nicht, da es in kirchlicher Beschränktheit in ihnen lediglich Bekenner des Islams sah, ohne ihren Ursprung und ihr Wesen richtig einzuschätzen. Die Wege Rußlands sind jedoch keineswegs die Europas. Besonders aber hat Oesterreich im eigenen Interesse die Verpflichtuug, den albanesischen Faktor nicht aus seiner politischen Berechnung fortzulassen. Die slavisirende Richtung in Oesterreich mag den politischen Blick zeitweise trüben, kann jedoch unmöglich die Gefahr verkennen, welche gerade für den Donaustaat in der Befreiung vom angeblichen Türkenjoch liegt.

Mit kräftiger Hand hat unter deutscher Mitwirkung Oesterreich den großserbischen Traum auf dem Berliner Kongreß zerstört, indem es das serbische Bosnien mit der Herzegowina sich einverleibte. Während Rumänien freilich als Entschädigung für den abgetretenen bessarabischen Anteil die bulgarische Dobrutscha erhielt, wurde absichtlich das selbstständige Serbien nicht um den türkischen Anteil, das sogenannte Altserbien, vergrößert. Gerade die groß-serbischen Bestrebungen im eignen Lande in der Gestalt eines Groß-Kroatiens, müssen Oesterreich zur Abwehr aller slavischen Unabhängigkeitsbestrebungen zwingen, zumal die kroatischen Rastelbinder sich auch durch einen höchst unnötigen Deutschenhaß geflissentlich auszeichnen, während ihre Abneigung gegen die Magyaren politisch nur gerechtfertigt wäre.

Die Albanesen sind ein uns stammverwandter, nicht slavischer Keil in dem südslavischen Walle, von dem aus Rußland dereinst die Türken aus Europa zu verdrängen gedenkt. Deutschland hat an diesem Beginnen keinerlei Interesse, da zur Zeit jedenfalls die türkische Kultur der slavogriechischen des Balkans beinahe überlegen ist. Die Gesittung dieser Rajah-Völker ist eine so erbärmliche, daß sie noch lange Zeit warten müssen, ehe man kulturell den Abzug der Türken aus Europa verlangen könnte. Der Islam der Albanesen kann unmöglich den Grund bilden, sie ihren minderwertigen Nachbarn nachzusetzen und in einen Topf mit den Osmanen zu werfen. Im Verein mit den Rumänen bilden sie ein wertvolles Element für die deutsch-österreichische Politik in Südeuropa, wo doch noch einmal die Knochen des pommerschen Grenadiers in die Wagschale geworfen werden müssen, mag auch die Entscheidung nicht im Balkan, sondern in der sarmatischen Ebene oder jenseits der Vogesen fallen.

Die augenblicklichen Katzbalgereien im Balkan aus Anlaß der bulgarischen Umtriebe in West-Rumelien (Macedonien) haben auch die Albanesen zu slavenfeindlichen Handlungen bewogen, die von Serben und Bulgaren unberechtigterweise als Störungen der türkischen Ruhe hingestellt werden.

Sie sind aber lediglich die Kehrseite der serbisch-bulgarischen Hetzereien, die sich naturgemäß auch gegen die mohammedanischen Albanesen richten müssen. Die Albanesen sind ein Herrenvolk, das sich durch die slavenfreundlichen Reformen nicht um seine vorherrschende Stellung bringen lassen will. Deutschland und Oesterreich haben aber keinerlei Interesse, für die Balkanslaven die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und müssen sich vielmehr die Albanesen für die Zukunft zu gewinnen suchen. Ohne den albanesischen Pfahl im serbischen Fleische würde längst ein Großserbien entstanden sein, was zugleich den Verlust aller österreichischen Südslaven für die Habsburger bedeuten würde, denn selbst die Slaven im Karst sind ein Zweig des großen Serbenstammes. Oesterreich hat erfreulicherweise die Rumänen als seine natürlichen Bundesgenossen im Kampfe wider das Südslaventum und mittelbar Rußland erkannt. Auf gleicher Stufe stehen aber die Albanesen, und es erheischt das deutsch-österreichische Interesse, gerade dieses freiheitsstolze Bergvolk wider die brandenden Wogen den Slaventums zu schützen.

Zur Zeit ist freilich auch Rußland nicht geneigt, der südslavischen Anmaßung auf der Balkanhalbinsel die Zügel schießen zu lassen. Das Einverständniß mit Oesterreich beruht ja wesentlich auf dem wohlgemeinten Druck gegenüber den Bulgaren und Serben. Die endliche Absicht dieser Völkerschaften muß sich aber naturgemäß auf die politische Unabhängigkeit von der Türkei und die Vereinigung aller Volksteile richten. Hierbei müssen die Albanesen die Zeche bezahlen, da die Montenegriner im Südwesten und die Serben im Nordosten ihre Hand auf deren Gebirgslandschaft legen würden.

Es mag bedauerlich sein, daß die Albanesen bisher dem Christentum nicht wieder zu gewinnen waren, obschon man es ihnen nicht verdenken kann, daß sie dessen griechisch-russische Form ablehnen. Aber dauernd werden sie den Islam nicht aufrecht erhalten können, wenn sie nicht in das Schicksal der Türken verwoben sein wollen, das nur mit der Flucht nach Kleinasien enden kann. Bisher haben die Albanesen in stolzer Unabhängigkeit im Gegensatz zu den kläglichen und feigen Slavenvölkern um die Gunst Europas nicht gebuhlt, woran sie freilich auch der Glaubensunterschied hinderte. Es liegt aber im deutsch-österreichischen Belangen, baldigst Fühlung mit ihnen zu gewinnen, und in ein gleiches Verhältniß wie mit den Walachen der unteren Donau zu treten. Sind die heutigen Daker als Rumänen unserer Liebe wert, so müssen es die Illyrier mit kelto-germanischer Blutbeimischung in noch viel höherem Maße sein. Sie bilden die Brücke für Deutschland und Oesterreich nach Saloniki. Gerade sein slavischer Besitzstand zwingt Oesterreich, den Gegensatz der Albanesen wider die Serben zu seinem Vorteil zu nutzen, um nicht selbst zum Bau eines Großserbiens beizutragen, das mit dem Dasein Oesterreich-Ungarns unvereinbar ist.

Hier liegt für uns eine viel wichtigere Frage, als der Unabhängigkeitsdrang der verrotteten Serben und Bulgaren. Wir haben keinerlei Inter-

esse daran, die Entfernung der Türken aus Europa zu beschleunigen, da die Erstarkung der Südslaven und die Bildung selbstständiger Balkanstaaten für uns mindestens gleichgiltig oder gegebenen Falls sogar gefährlicher als die schwache Türkenherrschaft sind. Die Zeiten der hellenischen und polnischen Begeisterung sind ja glücklicherweise für Deutschland vorbei, und der nüchterne politische Verstand fordert, auch mit den ungläubigen Albanesen wider die orthodoxen Serben und Bulgaren gemeinschaftliche Sache zu machen, ganz abgesehen davon, daß dieses tapfere Bergvolk uns volklich viel näher steht, als der slavisch-tatarische Völkermischmasch der unteren Donau. Zur Karolingerzeit hat Ludwig der Deutsche die hunnisch-tatarischen Bulgaren dem Ostreich angliedern wollen, wie schon sein großer Ahnherr die Avarenmark, also Steiermark und Krain, dem Germanentum wiedergewonnen hatte. Inzwischen ist ihre Slavisirung erfolgt, und nur die Rumänen bilden an der unteren Donau einen fremdvolklichen Wachtposten wider die Nord- und Südslaven zum Schutze unseres größten deutschen Stromes.

Unsere politische oder richtiger wirtschaftliche Freundschaft mit dem Sultan schützt uns vor einer Vorliebe für die nur äußerlich christlichen Rajahs, die an Wildheit und Unkultur keineswegs den Gläubigen Mahomeds nachstehen. Die Türkei bildet für uns ein neu erschlossenes Wirtschaftsgebiet, aus dem wir bereits teilweise die Engländer und Franzosen ebenso wie in den Donau- und Balkanstaaten verdrängt haben. Wenn der Nationalitätenhader und die dadurch mitbedingte österreichische Schlamperei uns leider auch zu erfolgreichen Nebenbuhlern der habsburgischen Monarchie gemacht haben, so wollen wir doch keineswegs Oesterreich wirtschaftlich in der Levante und auf der Balkanhalbinsel ausschalten. Nur müssen sich eben unsere Verbündeten an der Donau etwas mehr anstrengen, um gleichen Schritt mit uns zu halten. Bezeichnend ist der Rückgang des staatlich unterstützten österreichischen Lloyds gegenüber dem Erstarken der auf eigene Kraft gestellten deutschen Levante-Linie. Freilich ist die italienische Unzuverlässigkeit in dem nur äußerlich deutschen Lloyd in Triest nicht zu verkennen, und die Oesterreicher sind daher in der Lage, durch das jetzt fehlende deutsche Uebergewicht auch in diesem Geschäftsbetriebe ihren morgenländischen Handel wieder wettbewerbsfähig zu machen. Wenn Deutschland auch keine unmittelbaren politischen Interessen im Südosten Europas und in Kleinasien verfolgt, so liegt doch eine innige Verbindung mit Oesterreich dergestalt im beiderseitigen Vorteil, daß Oesterreich die politische Führung, dagegen Deutschland die wirtschaftliche zu übernehmen haben wird.

Eine verständige Auseinandersetzung mit Rußland im friedlichen Sinne, wie sie gegenwärtig angebahnt ist, kann die Erschließung der an Naturschätzen so reichen Lande auch in unserem Sinne nur fördern, aber Voraussetzung des deutsch-österreichischen Einflusses ist stets die Verhinderung einer ausschließlichen Slavenherrschaft, deren natürliche Widersacher die Rumänen und Albanesen sind, wie vielleicht auch aus sprachlichen Gründen die hellenisirten

Slaven Gegner ihrer nördlichen Volksgenossen sind. Es machen sich jedenfalls Zeichen bemerkbar, daß die heutigen Griechen trotz ihres slavischen Blutes in den Balkanslaven und deren russischen Beschützern ihre natürlichen Widersacher sehen, die sie an der Errichtung eines größeren Reiches, das auch die kleinasiatische Küste umfaßt, sicherlich hindern werden, denn auch die Neugriechen träumen von Byzanz als ihrer alten und künftigen Hauptstadt. Oesterreich hat in Serbien die peinliche Erfahrung gemacht, daß seine Slavenpolitik schließlich vor der Uebermacht des heiligen Rußlands hat zurückweichen müssen, da naturgemäß alle diese zersplitterten Slavenstämme des Südostens im Zaren ihren natürlichen Schutzherrn sehen, der an ihnen stets kriegsbereite Hilfstruppen, freilich minderwertiger Gattung, besitzt. In Wien hat man die Gefahr der groß-kroatischen Bewegung bereits erkannt und ist gegen den Erzbischof in Serajewo und den Bischof in Diakovar, natürlich beides geborene Deutsche und künstliche fanatische Großkroaten, mit Nachdruck eingeschritten.

Jedoch nur eine schärfere Betonung einer ausschließlich deutsch-österreichischen Politik kann endgiltig die großserbische Gefahr beschwören und darf die Wichtigkeit des albanesischen Bergvolkes wider seine serbischen Todfeinde nicht übersehen. Es war daher kein Zufall, daß der von einem bulgarischen Soldaten jüngst tödtlich verwundete russische Konsul in Mitrovitza, der Hauptstadt Altserbiens, kaum zulässigerweise an dem Kampf gegen die Albanesen für die Altserben teilnahm, die doch auch nur türkische Untertanen sind. Das Herz Rußlands steht natürlich auf der Seite seiner Volksgenossen, während wir diesem Kampfspiele um Menschenköpfe mit Gelassenheit zusehen dürfen, uns aber stets die slavische Gefahr auch im Südosten Europas gewärtig halten müssen, die die geborenen Slavenfeinde, die Albanesen, zu unseren natürlichen Schützlingen macht.

Die Vorgänge in Saloniki, wo die macedonischen Komités wie westeuropäische Anarchisten mit Dynamit wüten, haben inzwischen die Gefühlsseligkeit der Christenfreunde erheblich gedämpt. Die Regierungskreise haben sich schon früher trotz der üblichen englischen Quertreibereien, denen sich auch die Franzosen zur Erhöhung ihres christlichen Prestiges gesellten, der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Herrscherfähigkeiten dieser slavischen Balkanvölkerschaften noch weit unter der auch nicht gerade hervorragenden Regierungsweise der Türken stehen. Der Erbe des Westwinkels und damit Albaniens darf im deutschen Interesse nur Oesterreich werden. Eine Vergrößerung Serbiens erhöht die politische Unsicherheit und stärkt Rußland. Ohne den reichsdeutschen Bundesgenossen hätte Oesterreich Bosnien niemals erhalten. Möge es daher ebenfalls in seiner inneren Politik der Dankbarkeit für Deutschland Ausdruck geben, das ihm denn auch später den Weg zum Aegäischen Meere bahnen wird.

Zur Beruhigung frommer Gemüter sei übrigens noch erwähnt, daß wenigstens nach christlichen Berichten 3/10 der gegen 2 Millionen Seelen

zählenden Albanesen sich zum Erlöserglauben bekennen und zwar $^{2}/_{10}$ römisch- — und $^{1}/_{10}$ griechisch-katholisch sind. Moslemin wie Christen sind auch außerhalb ihrer rauhen Berge zahlreich über die europäische Türkei zerstreut und besonders in der Hauptstadt maßgebend. Der slavische Haß schildert die tapferen Gebirgsstämme gern als Räuberbanden, obschon die Hammeldiebe unter den großsprecherischen Montenegrinern und ihren übrigen serbischen Volksgenossen ein landesübliches Handwerk ausüben. Dagegen haben die Albanesen höchst eigennützige Schützer in den Italienern gefunden, die von der glänzenden Zeit der Venetianer her noch in der Stärke von 2000 Köpfen an der Küste und besonders in Skutari sitzen. Das selbst so verrottete Italien, das nur seinen ständigen Niederlagen und fremder Hilfe seine Einheit und Ausdehnung verdankt, hat mit Beistand der Kirche einen nationalen Bauernfang betrieben, der freilich mehr Europa täuscht, als bei den Albanesen selbst Gegenliebe findet. Da wir jedoch in Oesterreich die volklichen Fortschritte der Italiener verfolgen können, die trotz ihrer zahlenmäßigen Minderheit Friaul, Istrien und Dalmatien infolge der Schwäche der deutschen Staatsgewalt mit einer trügerischen wälschen Tünche überzogen haben und das adriatische Küstenland mit lärmender Unverfrorenheit für das Königreich in Anspruch nehmen, so ist das Trachten der italienischen Seenachbarn nicht unbedenklich und wirkt gleich der österreichischen Irredenta deutschfeindlich. Bezeichnenderweise ist der albanische Metropolit, der Erzbischof in Skutari, ein Italiener und ein natürlicher Förderer Roms auch in volklicher Beziehung. Schon lange hat das arme Italien viele Staatsschulen in Albanien unterhalten und gründet diese Fürsorge auf die vermeintliche gemeinschaftliche lateinische Rasse. Freilich sind viele römische Kaiser, vor allen Diokletian, Illyrer gewesen, wie es auch germanische gegeben hat, aber sie waren eben weder Italiener noch gar Römer. Germanisch ist viermal stärker in der albanesischen Mundart, als Lateinisch vertreten, und nur der frühere venetianische Handel hat die lateinischen Wörter in den Sprachschatz dieses illyro-kelto-germanischen Volkes gebracht. Oesterreich hat also gerechten Anlaß, den selbstsüchtigen Bestrebungen Italiens einen Riegel vorzuschieben. Leider hat aber gerade die Kirche erst die Verwälschung des Küstenlandes künstlich, aber beharrlich und unter der unverständigen Billigung der Hofburg in Wien bewirkt. Indessen die selbstbewußten Albanesen, die ja freilich keine Gelehrten sind, besitzen auch nicht die deutsche Nachgiebigkeit noch den slavischen Knechtssinn. Daher ist eine Unabhängigkeitspartei entstanden, deren geistiger Führer Thrènk Schiro Bey in Brüssel ist, wo er die in französischer und albanesischer Sprache gedruckte „Albania" mit der Loosung „Albanien den Albanesen" herausgiebt*). Das türkische Joch

*) Vergleiche auch die lesenswerte Schrift: „Bresnitz von Sydacoff, Aus dem Reiche Abdul Hamids, Leipzig 1903, Elischer Nachfolger." Trotz aller Türkenfeindschaft wird der Standpunkt der loyalen österreichischen Serben vertreten.

drückt wenig, aber den italienischen Schutz weist der Albanese trotz aller kirchlichen und staatlichen Mittel Italiens ebenso zurück. Oesterreich als die deutsche Vormacht des Südostens bleibt dann der einzige Hort des freiheitsstolzen Volkes, das das kräftigste Gegengewicht gegen das Südslaventum und italienische Uebergriffe bildet. Das wüste Treiben in Serbien und die russische Kriecherei in Montenegro lassen auch bei den österreichischen Serben, die ja zahlenmäßig den größten Volksteil ausmachen, den großserbischen Traum mit eigener Selbstständigkeit zurücktreten. Aber nur ein starkes Oesterreich kann dieser gefährlichen Unterströmung Herr werden und bedarf dazu örtlicher Stützpunkte. Albanien gehört zum natürlichen österreichischen Einflußgebiet auf türkischem Boden, da es bis Saloniki an die See streben muß, um seine Stellung im Osten zu behaupten. Freilich ist es auffällig, daß nach der halbamtlichen Verlautbarung das österreichisch-russische Balkanabkommen von 1897 keine Teilung der Wirkungskreise kennt. Der mohamedanische Leiter der „Albania" in Brüssel sollte daher seine Streitschrift auch der deutschen Sprache nicht verschließen, wie die vlämische „Germania" ebenfalls deutsche Beiträge enthält. Die Französlinge unterstützen nur die italienischen Absichten, und Französisch ist nicht mehr die ausschließliche Weltsprache. Allein die deutschen Großmächte haben ein ernsthaftes Belangen, das albanesische Volkstum im Kampf wider Slaven und Wälsche zu erhalten. Der stark verslavte Hellene ist uns daher auch nicht unwillkommen, sofern er gegen Bulgaren und Serben streitet.





Karl Hauptmann als Erzähler.

Von

Arthur Konrad Müller.

— Breslau. —

Ich gestehe, daß dieser Gegenstand mehr von meiner Liebe als von irgend einer ästhetisirenden Absicht gewählt worden, und ich bekenne ferner, daß ich kein Verlangen in mir trage, zu diesem Thema etwas wesentlich Neueres zu sagen, als ich früher schon an anderen Stellen über Karl Hauptmann geäußert habe. Es dünkt mich jedoch, man müßte ein Ding, das einem nicht bloß im Kopfe, nein, noch viel mehr und viel tiefer im Herzen sitzt, nicht so leichter Hand abtun; man müßte, denke ich, seine Liebe ein Licht sein lassen, das verborgener, unsichtbarer, aber eindringender als das kalte Leuchtfeuer unnahbarer Reflexion, immer wieder und immer wieder zu dem vornehmsten Gegenstande seiner Wahl zurückkehre, mit weicher Strahlenbiegsamkeit die letzten Fältchen, die äußersten Winkelchen außen und innen erforschend. Und ich glaube, ein schon Gefundenes ergänze sich und erhöhe seine Bedeutung durch eine neue Entdeckung, und man dürfe die Augen nicht schließen, wenn dem ruhelosen Blick für den fertigen Bau überstandener Gedanken sich neuere, tiefere Basen erschließen. Solcher Art ist mein Verhältniß zu dem obigen Thema. Aus Hauptmanns Erzählungen, die noch nicht betrachtet worden, denke ich wie stets ein Bild des Dichters herauszuheben, nur ein Bild, aber in seiner vertieften Charakteristik vollendeter und persönlicher, als es mir sonstwo gelungen.

Ich lasse mich von falschen Hoffnungen nicht blenden. Selten ist einem Ziele ein günstigerer Weg ausgesucht worden als hier. Das ist keine Fanfare der Eitelkeit. Das eigene Verdienst ist gering. Dem unbefangensten Auge, dem naivsten Gefühl enthüllen sich in dem Gewirr spontan hingeworfener Worte die markanten Linien der Persönlichkeit. Und selbst wo des Künstlers klar entschlossene Absicht die Ueppigkeit willkürlichen Gerankes

dämmt und sichtet, bleibt der Kern individuellen Instinktlebens fühlbar genug, um selbst von dem Empfinden ungeübter Seelensucher ergriffen zu werden.

In welcher Form der Dichtung aber strömt der Fluß individueller Rede am freisten? Man wird nicht zögern zu antworten: in der Lyrik. Ich füge hinzu, in der vom Zwange tyrannischer Formen erlösten Lyrik und — ungehemmter noch als in ihr, in der echten Erzählung. Denn hier bedrängt das lebendige Schwellen nicht ein einschnürendes Kostüm äußerlicher Regeln, hier auch wird der natürlichen Farbe nichts beigemischt von den nachgeahmten Tönen anderer, individuell verschiedener Sprechweisen. Und der feingeschliffene Becher eines kunstvollen Periodenbaues ist durchsichtig genug, um dem vom Lebenssaft geröteten Inhalt nichts von seiner lebendigen Frische zu nehmen.

Aber nun werfe man einen Blick, einen ganz oberflächlichen Blick auf Hauptmanns Erzählerweise. Da ist von einer gemächlichen, in zierlich abgesteckte Ufer gebetteten Strömung nichts zu merken; ein rastlos drängender Quell sprudelt hellschäumende Massen hervor, die um einen Fels hier, um eine Ufcrecke dort wirbelnd und reißend gischten. Es ist ein ewig unruhiges Sich-Befreien, eine unaufhaltsam beschleunigte Bewegung. Es kommt nicht darauf an, daß die aus dunklen Schächten hervorjubelnden Fluten öfters trüb und unklar sind, mit Erdstückchen beschwert, den Malen der gebärenden Mutter behaftet; nichts wird getan, sie zu reinigen: es ströme, was da strömen will. Aber was da auch immer jauchzend in's freie Licht sich stürzen mag, der Brodem einer überwältigend reichen, herrlich geburtskräftigen Seele dampft verklärend über den Strom.

Als ich, noch ehe ich Karl Hauptmann menschlich und künstlerisch näher kannte, einmal eine Erzählung von ihm las, den „stummen Wandel“*), hatte ich eine eigenartige Vorstellung. Ich sah einen Mann über einen Gebirgskamm schreiten, der in ruhelosen Nebeltüchern bald verschwand, bald zum Greifen deutlich wurde, indem seine schwarze Gestalt eine scharfe Silhouette an einen hellen Himmel warf. Mein müßiger Sinn sucht Alles zu deuten. Und ich fand, daß Hauptmanns Auge ein eigentümliches Zwitterding sei, das plötzlich mit einem unendlich scharfen Umblick die nächsten Gegenstände erfasse, um sie im folgenden Augenblick wieder loszulassen und in einer sehnenden Versonnenheit weit, weit in ein Leeres, Unbegrenztes, Unsichtbares zu starren, zu starren . . .

Ich habe da entschieden mehr zwischen den Zeilen als in ihnen gelesen. Wenn ich jetzt, wo die gesammelten Erzählungen in meiner Hand sind, noch einmal die Stellen überfliege, die dieses Gefühl mir erzeugten, finde ich keinerlei Anknüpfung an jene ersten Vorstellungen. Ich bemerke, daß die

*) In Hauptmanns „Kleinen Erzählungen, Aus Hütten am Hange“ bei G. D. W. Callwey, München.

Realistik außerordentlich klar und scharfäugig und in einer charaktervollen Beständigkeit, daß von einem Loslassen der Zügel, von einem selbstständigen Fortirren der Bewegung, während der Lenker Auge und Ohr nach innen gräbt, nur eine seltsam verwirrte Seele etwas spüren konnte. Eine Seele, die allerdings verwirrt sein mußte, weil ihr plötzlich die Stille hörbar ward und Fernen, im leisesten Duft verloren, sich entschleierten. Eine hellseherisch verwirrte Seele, die, von dem Strahl unsichtbarer Kräfte getroffen, zwischen den Reihen des wirklich Gesprochenen, real Deutbaren das ätherfeine Fluidum schöpferischer Geistigkeiten in seiner unirdischen Bewegung verfolgte. Denn was mir damals geoffenbart wurde, ohne daß es sich in den äußeren erregenden Umständen beglaubigte, hat die vertrautere Bekanntschaft mit dem Dichter vollauf bestätigt. Sein ganzes Dichten bebt auf jener schwanken Grenzlinie, die Gesehenes und Geahntes, Reales und Visionäres wie ein verschwimmendes Luftbild scheidet. Kann er nicht seinem, von der harten Nähe des Greifbaren leicht ermüdeten Auge in den ungemessenen Weiten des Gedankens Erholung suchen, so schenkt er ihm die erquickende Ruhe des Berglandes, dessen Einsamkeit nur ein silberner Himmel und die endlose Tiefe des blauüberschimmerten Kammes begrenzt. Und dieser kühle, schwere Atem einsamen Fühlens, einsamen Schauens haucht in allen Schöpfungen des Dichters, tränkt den Lyrismus der Sonnenwanderer und des Tagebuches mit einer reinen Herbe und giebt seinen Männern und Frauen ihre gereckte, schroffe Kraft. Ich habe keinen Grund mehr, auf Ephraims Breite und die Bergschmiede einzugehen, es liegt auch nicht im Rahmen dieser Arbeit. Aber wenn ich von seiner Mathilde spreche oder den Hauptgestalten seiner kleinen Erzählungen, kann ich es mit ungefähr denselben Worten tun. Das soll nicht heißen, daß ich damit einen Mangel an schöpferischer Kraft feststelle. Einfältiger könnt' ich mich nicht widersprechen. Aber so fein auch der Dichter die Macht des Schicksals, den Drang der Verhältnisse und die Wucht der eingreifenden Menschenhände den Charakter gestalten läßt, immer giebt er ihm ein Gran seines Wesens, seiner aufrechten, stämmigen Kraft mit. Einsam gehen diese Menschen umher, mit einsamen Gedanken, einsamen Wünschen. Sie reden nicht viel; was sie sagen, wird nicht geredet, ringt sich gleichsam von einem felsigen Innern, unter dem Schlag eines harten Geschehnisses, wie ein Funke vom Stein. Manchmal herrscht in der Familie eine warme Vertraulichkeit, ein inniges Sichverstehen, ein seelisches Sichumfassen. Dann ist es erst recht stumm. Dann verschmelzen sich die Seelen zu einer lebendigen Brücke, auf deren warmübersprühtem Bogen Blick und Gegenblick, Gebärde und Gegengebärde sich liebend locken und fröhlich vereinen. Oder wie Hauptmann es schildert: „Nein, nie hätte die Mutter zu kümmern und zu klagen gewagt, wenn der müde Mann eingetreten war, wenn er stumm neben sie trat und ihre Hände streichelte, die Hände, die so weiß waren, wie die von Engeln. Nie hätte sie gewagt, ihm mit Bedenken zu kommen, ihm den Frieden und die Demut

zu scheuchen, die um Alles lagen, sobald er seine Tasche erst am Eisenofen an den Boden geworfen und, ehe er sich am Tische niederließ, noch einmal der lächelnden Mutter über den schönen Scheitel zu streichen versucht hatte mit seinen groben, schwieligen, schwarzen Arbeitshänden. Auch die Kinder wußten das heimliche Einvernehmen jener beiden Seelen, der leidenden stillen Frau und dem demütigen, gebeugten Feuermann. Sie wußten es und sahen es immer wieder, daß Zweie vor einander saßen, die einander ohne Worte sich dargaben zu einem Einklang, so stumm und so innig wohl erkannt, daß jede Rohheit verklang, jedes derbe Wort stumm wurde . . ." (Die Bradlerkinder.)

„Jede Rohheit verklingt" — Das Wort ist bezeichnend für eine Reihe ganz eigenartig feiner Geschöpfe. Es giebt da in diesen niederen Bauernhütten, in dieser dumpfig häuslichen Atmosphäre, in der sich der Duft der Küche, der Geruch derber Naturkinder mit den Ausdünstungen dämpfiger Ställe mischen, einige Menschen von einer seltsam bewegenden Zartheit. Lilien auf einem Kartoffelacker, so muten sie einen an. Bei allem Mangel an städtischer Bildung tragen sie doch in diese erdhafte Rohheit den süßen Hauch einer in ihrer Natürlichkeit selbstsicheren Kultur. Sie schweigen ängstlich, wenn die allzu lauten Stimmen ungebändigter Triebe das Haus erfüllen, ziehen sich verschüchtert zurück, wenn die rauhe, erdfrohe Gesundheit der Anderen in Wort und Gelächter, das nichts verheimlicht, täppischen Händen gleich, den Staub ihrer zarten Hüllen zu verletzen droht: aber dennoch geht von ihnen ein heimliches Strömen aus, das schließlich die Ungebärdigsten bändigt, eine in ihrer Unbewußtheit allmählich aber sicher wirkende Kraft. Sei es, daß der schmerzlich-schöne Adel des Leidens das Wunder vollbringt, sei es, daß Natur einen wollüstigen Schauer empfindet, sich von feinen, stillen Händen in einer zarten kaum gespürten Umarmung fesseln zu lassen: das Laute wird stumm, das Rauhe überkleidet sich mit einem Schimmer zärtlicher Weichheit, die triebkräftige Sinnlichkeit meidet in Scheu vor dem Erröten wacher Sittsamkeit die allzudeutlichen Anspielungen, das sonst furchtlose Betasten der Geschlechtlichkeiten, die der Tag nicht sehen darf. Und wenn nun diese geheime fortwirkende Seelenkultur sich durch Generationen pflanzt, dann kann es, vermöge des Einschlags noch anderer Einflüsse schließlich zu dem Resultat kommen, das im stummen Wandel geschildert ist: einem Geschöpf, dem gegenüber man das Traumleben Maeterlinck'scher Gestalten nicht vergessen kann. Diese Novelle ist ein einzig feines Stück. Aus einem Guß; aus dem Nebel einer Vision gleichsam nur herausgeschält, daß ein Dämmer des Unirdischen die Gestalt der Eva, der kaum auf der Erde weilenden, umgiebt. Sie kann jeden Augenblick in das unbestimmte Wogen, in die nebelumhüllten Tiefen zurücktauchen, aus denen sie zu einem farblosen Dasein geboren ward. Man kann sich nicht wundern, wenn die kalten Fischaugen, die das Licht nicht sehen mögen, ein Leuchten bekommen, als sie hinter der harten Erde das kalte Land des

Grenzenlosen entdecken, das weite, verschwimmende Etwas, dem ihre Sehnsucht zustrebte auf der armen, ermüdenden Erde. Und man wundert sich nicht. Es ist alles in dieser Erzählung wie ein Zittern, wie ein kaum gewagtes Erfassen; Dunstschleier, die in der Sonne sich lösen; man wird ganz stumm. — „Seit sie mit ihrem Mann lebte, war sie fast ganz erstarrt und zu einer steinernen Maske geworden. Und wer sie sah, begriff nicht, daß ein Leben so jung, Monat um Monat, Jahr um Jahr hinstreichen kann, so im Vorsichhinsehen und Welt und Menschen nicht erkennen. — Stumm und starr ging sie, und ihre Augen sahen stundenlang in eine Ecke, während sie ihre kleine Arbeit tat, solange der Mann auswärts war. — Stumm und starr ging sie und Schritt um Schritt, als wenn selbst ein frisches Tempo im Lauf ihrer Seele wehe getan. Stumm und starr saß sie im Jahr mehrmals auf den Gräbern unten im Tal, wo die ganze Reihe Gebauer noch in Steinbegräbnissen lagen, und starrte nieder, und keine Miene bewegte sich in dem ernsten Staunen ihrer wasserhellen, jungen Augen. Und dann, als ihr einziges Kind gestorben, wird das Staunen in ihren Augen schier unbegreiflich groß, die Fischaugen sehen fast grausam drein, bis das Leben in ihr ganz gleichgiltig gegen das Irdische wird. Sie lächelte verloren dem guten frommen Pfleger zu, nahm kaum noch einen Schluck Wasser — dann und wann einmal, wenn sie lange wie eine stumme Tote schon hingestreckt auf ihrem Bette dagelegen — bis man sie begrub." —

Die lebensfeindliche Kälte dieses einzigen Wesens scheint in keinem Zusammenhang mit der sonst so frohen, derben Tüchtigkeit der Hauptmann'schen Gestalten. Und vollends, wenn man den Spuren seiner Mathilde*) nachgeht, die mit einer prachtvoll unbekümmerten Sicherheit an den Abgründen und Fallgruben des Lebens vorüberschreitet, einen Platz suchend, der, umfriedet und besonnt, ihrem Gedeihen Stetigkeit böte, so vergißt man in dem erdigen Geruch, der aus der gelockerten, keimfrohen Krume des Lebens entgegenschlägt, jene tötende Ruhe, um die nur der Duft des Grabes zittert. Und doch leugnet sich die Blutsverwandtschaft der Geschöpfe nicht, die eines Ursprunges sind. Denn diese Seelenkühle, die bei der Eva des stummen Wandels bis zur völligen Apathie gegen irdische Bedürfnisse emporgehöht erscheint, ist in ihrer natürlichen Gedämpftheit jenes Versonnenheitswesen, jener Hang zum versunkenen Vorsichhinsehen, der aus dem Blut des Schöpfers selbst stammt. Mag immerhin ein urgesundes Erfassen des Lebens, eine fröhliche Liebe zum Werk, eine kräftige Hingabe an die spielenden Gewalten wie eine Sonne aus diesen Menschen strahlen, sie zittert mit ihrem Licht über dunklen Wassern, die ihre Tiefen nie erhellen, die aber im unmerklichen Wirken die jauchzenden Farben des Lichtes kühlen

*) Mathilde, fünf Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau, bei G. D. W. Callwey, München.

und plötzlich ganz im Nebel ersticken. Man höre die folgende Stelle aus Mathilde: „Mathilde nahm die Suppe, ohne eine Miene zu ändern, begann zu löffeln — lautlos — und vergaß zu denken. Sie versank in's Vorausschauen, während sie lautlos Löffel um Löffel einnahm. Frau Weber stand allein am Bett, als wenn sich Mathilde garnicht um sie und um ihn kümmerte. Sie trat zu Mathilde, aber Mathilde sah sie nicht an, aß und schlürfte — und sagte nichts, auch wie ihr Frau Weber über die hudeligen Haare strich, fühlte sie es nicht. Sie erwachte nicht. Es kamen immer wieder innere Schrecken — und sie sah sie an — und wankte nicht. Und war versunken und erwachte nicht." — In diesem Zustand ihrer Seele unterscheidet sich diese kräftige Bauerdirne, die noch ein ganzes heißes Leben brünstig zu umfangen vorhat, in nichts von jener lebendig-toten Eva, für die das Grab nichts Anderes ist als ein bequemeres Bett. Und solche Momente, in denen die Augen den Glanz verlieren und die Seele zurückflieht vor den Wellenschlägen der Wirklichkeit, überhellen mit einem scharfen Strahl jenen markanten Zug, der die Familienähnlichkeit der Gestalten überraschend offenbart. Diese Aehnlichkeit, deren verstreute Splitter die geistige Physiognomie Hauptmanns selbst zu einem so nüancenreichen Gepräge vereint.

Und darin zeigt sich, worauf ich noch in einem letzten Wort zu sprechen kommen möchte, die Lyrikernatur des Dichters. Jeder echte Dichter ist ja im Grunde ein Lyriker. Und ich bin geneigt, Jeden aus dem Reiche der Dichtung auszuweisen, in dessen Schaffen ich nicht diese blutende Linie lyrischen Fühlens entdecke. Bei Hauptmann verfolgt man mit jedem Schritt, wie ich gezeigt habe, den Einklang seines Wesens mit dem seiner Geschöpfe. Ihre Schmerzen sind seine Schmerzen, ihre Freuden auch seine Freuden. Und wer in seinen Gedichten liest, fühlt wieder jenen seltsam kühlenden Athem sich entgegenwehen, in dessen herber Flut auch seine Menschen leben. Diese Gedichte sind mitunter hart in der Form, spielerische Grazie paßt nicht zu ihrem markigen Gehalt. Und ein visionäres Stammeln leitet öfters in verworrene Tiefen. Trotzdem ist dem Dichter ein idyllisches Lächeln und eine jauchzende Ekstase nicht fremd. Und ein Gedicht, dessen Einsamkeitsphantasien durch diesen ekstatischen Puls mit einer goldenen Frühlingswärme erfüllt sind, ist jener herrliche Osterhymnus aus seiner „Mathilde", der mir zu dem Erhabensten zu gehören scheint, das Hauptmann überhaupt gedichtet. Dieser Gesang, der, wie mir der Dichter versicherte, eine ebenbürtige Komposition soll gefunden haben, wurde in der Schreiberhauer Kirche zu Gehör gebracht; und in der Tat, ich wüßte kaum einen Gesang zu nennen, der mit heiligen Rhythmen sich tiefer in die Herzen schriebe, in gläubige und ungläubige gleichermaßen, der mit der wundervollen Gewalt seiner bald jauchzend geschwungenen, bald feierlich schwebenden, bald sphärensüß verklingenden Verse tiefer in ein andächtiges, jubeldurchzittertes Schauen versenkte als dieser. Mystisch, wie das heilige Wunder des Frühlings,

bebend, wie der erste Morgenstrahl, der die junge Erde umfängt, triumphirend, wie die himmelstürmende Siegersonne — ein Hochgesang der Erlösung. Aber seine quellende Innigkeit wird mehr vermögen als meine armen Worte. Er soll diese Zeilen beschließen.

Athem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lüfte getragen
    Durch die staunende Nacht.
Bäche murmeln in träumenden Ufern zu Tale,
Heimliche Stimmen schwellen mit einem Male:
    „Ist der Erlöser erwacht?"
Engel tragen ihn auf durch die staunende Nacht.

Ratlos irrend und schauend in bleichem Erregen,
Wo sie den lieben Herrn in's Grab gelegt,
Daß das Licht erlosch —
Wandelt Maria her auf nächtigen Wegen:
    „Gärtner, wo habt Ihr ihn hingelegt?
    Ach, das Grab ist leer und tot!"
Und der Gärtner lächelt sanft und spricht:
    „Weine nicht!
    Maria!"
Und der Liebereichen Wange färbt sich rot.

Atem aus Knospen, aus stumm geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lüfte getragen
    Durch die staunende Nacht.
Bäche murmeln in träumenden Ufern zu Tale,
Feierliche Stimmen schwellen mit einem Male.
    „Ist der Erlöser erwacht?"
Engel tragen ihn auf durch die staunende Nacht.

Jünger, stumm ergeben in nagendem Grame,
Gehen zum Grabe
Und suchen den gütigen Herrn —
Weinen — Zagen —
Erde und Himmel schweigen
Nah und fern —
Und es funkelt kein Stern.
    „Ach, das Grab ist leer und tot!"
Plötzlich, wie wenn heimliche Feuer lohten
Ueber'm Grabe Männer in glänzenden Kleidern: —
    „Engel!"
Einer lächelt und spricht:
    „Weinet nicht!
    Suchet nimmer den Lebendigen
    Unter Toten."

Atem aus Knospen, aus kaum geöffneten, zagen —
Reine Wunder bringen die Lufte getragen. —
    Durch die staunende Nacht

Treiben sie nieder von hellen, funkelnden Sternen,
Heimliche Chöre klingen aus weitenden Fernen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Engel singen es still durch die staunende Nacht.

„Ostern!" — schweigende reine Jungfrau'n schreiten —
Ihrer Augen heimliche Feuer glühn.
„Noch ist Nacht." —
„Doch die Sterne scheinen."
Tragen schimmernde Krüge zum Flusse hin.
Und die Sterne spiegeln in reiner Flut;
Morgenahnen geht durch junge Seelen;
Und am Himmel wächst die Morgenglut.
„Ostern" glänzt's aus den strahlend erwachenden Wellen!
„Ostern" springt's aus den Knospen. Am Uferrand
Stehen die Jungfrau'n, tauchen die schimmernden, hellen
Krüge bis zum Rand,
Wandeln ungesehen,
Sprengen selig — heilig
Aus den Osterkrügen
Mit der jungen Hand.

Blüten! — Blüten! die kaum geöffneten, zagen —
Ewige Wunder blühn und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht!"
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Tale,
Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
Schwanden Tod und Nacht."
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten —
Ueber Gräbern Männer in glänzenden Kleidern:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
Suchet nimmer den Lebendigen
Unter Toten!"





Wandrers Abendlied.

Von

Theobald Nöthig.

— Grevesmühlen in Mecklenburg. —

I.

Auf Strom und Au hinab ich schau',
Zu Füßen mir im Walde
Harft leicht und lind der Abendwind:
Wart nur, auch du ruhst balde!
Zu Häupten loht wie der Freiheit Rot
Und überwölbt die Bresche
Des Wegesrands mit Purpurglanz
Die Frucht der Eberesche.
Und ich fühle mich frei von dem Schmerzensschrei,
Der mir das Herz zerrissen.
Und frage mich: Wie konnt ich dich,
O Liebe, je vermissen?
Gib ein Zeichen mir! Bin ich nicht von dir,
Urquell des Alls, ein Tropfen
Und du das Meer? — da zu mir her —
Ich höre das Herz laut klopfen —
Wie Sphärenklang das Tal entlang
Hallt fernes Glockenläuten . . . .
Tust du dich kund durch solchen Mund,
Soll ich's als Antwort deuten?

II.

Stunde verrinnt auf Stunde,
Jede schlägt eine Wunde,
Raubt dir vom Leben ein Stück.
Dennoch deshalb nicht klage!
Mit dem sinkenden Tage
Kommt auch dir die Ruhe, das Glück

Seele, was sorgst und bangst du,
Was ersehnst und verlangst du?
Ist doch das Leben nur Traum!
Warte nur, beim Erwachen
Wirst du verwundert lachen:
Was dich quälte, weißt du dann kaum.

Weißt nur, wie sich zum Ringe
Tod und Leben verschlinge,
Unheil sich wandle zum Heil;
Fühlst im Ganzen verloren
Dich von neuem geboren
Als des Einen, Ewigen Teil.





Der Unterricht in der Musik.

Von

Hans Schmidkunz.

— Berlin (Halensee). —

I.

Es ist wahrlich nicht wenig, was die Pädagogik bisher und schon seit Langem auf dem Gebiete des Unterrichts in zahlreichen Lehrfächern geleistet hat, sowohl zur praktischen Ausgestaltung, wie auch zur theoretischen Bearbeitung, wie endlich auch zur historischen Erforschung. Nur wird nicht bald in einem Wissens- und Könnenszweige so viel unterrichtet, wie in der Tonkunst, und zwar in den verschiedensten Weisen und Höhen des Unterrichts. In unteren, mittleren und höheren Schulen wird, erstens, Musik als Schulfach wie andere Schulfächer gelehrt, nicht um der Musik selber willen, sondern wegen ihres Wertes als Bestandteil der allgemeinen Schulbildung. Ferner wird, zweitens, im Privatunterricht wie auch im Schulunterricht Musik um ihrer selber willen gelehrt, sofern wir nicht sagen müssen, sie werde wegen ihres Wertes als Unterhaltungsmittel gelehrt: denn hier kommt zunächst der Fall in Betracht, daß der Unterricht nur der Liebhaberei, des Dilettantismus halber stattfindet. Gerade dieser Fall trägt zu der ungeheuren oder jedenfalls wenigstens ungeheuerlichen Ausbreitung des Musikunterrichts wohl das Meiste bei. Es folgt, drittens, die Heranbildung des Musikers von Beruf, zumeist durchgeführt in öffentlichen oder privaten Lehranstalten, weniger — und dann am ehesten auf den alleruntersten und alleroberſten Stufen — im Privatunterricht. Hier soll sowohl der reproduktive oder ausübende, wie auch der produktive oder schaffende Musiker, und hier soll sowohl der das Leben fristende Handwerker des Faches, wie auch der blendende und geblendete Virtuose, wie auch der hochstrebende ideale Künstler

herangebildet werden. Endlich bedarf, viertens, noch einer Erwähnung der Unterricht in der Musikwissenschaft — als welche es ebenso geben muß, wie überhaupt zu jeder Praxis eine wissenschaftliche Theorie gehört, und als welche nach langem Latenzstadium nun endlich wenigstens die Anfänge ihrer öffentlichen Würdigung, zum Teil sogar manche besondere Gunst, genießt; ein Unterricht, der sich jedem anderen wissenschaftlichen Unterricht gleichordnet.

Man sollte nun annehmen, ein so ausgedehntes und — wie wir noch sehen werden — nicht mehr neues Unterrichtswesen sei reichlich ausgebildet und durchforscht, bilde also nach drei Richtungen: praktisch, theoretisch und historisch, einen ehrenwerten Bestandteil der Pädagogik als einer Kunst und als einer Wissenschaft. Diese drei Richtungen sind so zu verstehen, daß auf dem betreffenden Gebiet erstens nach dem Stand der unterrichtlichen Tätigkeit selber zu fragen ist, also nach ihrer Vollkommenheit als Kunst des didaktischen Vorgehens; daß zweitens nach der Besinnung über das Gut und Schlecht dieses Vorgehens, also nach dem kritischen Bewußtsein dessen, was wir tun, und tun sollen, und nach seiner wissenschaftlichen Ergründung und Zusammenstellung gefragt wird; und daß drittens auch die Frage an die Reihe kommt, wie weit die bisherige Entwicklung der Dinge in der Geschichte durchforscht und beschrieben worden ist. Man mag nun oberflächlicher oder genauer hinblicken; man mag diese Verhältnisse nach den in der Natur der Sache liegenden Anforderungen, oder aber nach dem Maßstab dessen beurteilen, was auf anderen Unterrichtsgebieten geleistet zu werden pflegt: immer wird man recht ungünstige Eindrücke haben und wird wohl nur durch einzelne Spuren von Besserungen aus der jüngsten Zeit, einschließlich eines anscheinend häufiger werdenden Gebrauchs der Bezeichnung „Musikpädagogik", getröstet werden. Wir dürfen leider schlechtweg sagen: mit dem Musikunterricht ist es derzeit noch ganz unverhältnißmäßig schlimm bestellt, sowohl was seine Praxis, als auch was seine Kritik und Theorie, als auch, was seine historische Erforschung und Darstellung betrifft.

II.

Nehmen wir den dritten Punkt, den historischen, als den einfachsten und anscheinend — oder für weitere Kreise tatsächlich — wenigst wichtigen zuerst. Man erinnere sich nun, was alles von der Geschichtswissenschaft, zuvörderst von der deutschen, in ihr Bereich gezogen wird, besonders seitdem sie von der Beschränkung auf die mehr äußerlichen, auf die politischen Verhältnisse der Menschen fortgeschritten ist zu einem Umfassen der mehr innerlichen Verhältnisse in ihren verschiedentlichsten Richtungen, also des Kulturgeschichtlichen, Wirtschaftsgeschichtlichen, Wissenschaftsgeschichtlichen, Kunstgeschichtlichen — befindet sich ja doch derzeit auch die Musikgeschichte wenigstens in einem günstigen Zug ihrer Bearbeitung. Sprachen

und Sitten, Burgen und Glocken: Alles wird historisch betrachtet, und das Interesse auch weiterer Kreise steht dafür bereit. Ungünstiger verhält es sich mit der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, zumal die Pädagogik — praktisch, theoretisch und historisch — kein integrirender Bestandteil des Wirkens der Universitäten ist, und also die specifisch gelehrten Kräfte zu ihrer Behandlung in der Hauptsache fehlen. Indessen ist auch da bereits eine ansehnliche Fülle von Leistungen vorhanden, soweit es sich um Erziehung und Unterricht im Allgemeinen, und dann im Besonderen um die allgemein-bildenden oder „lebensbildenden" Schulfächer handelt. Dahinter ist zweierlei ganz ärmlich zurückgeblieben: erstens die Geschichte des Unterrichts in den Wissenschaften — was uns hier nur für den Unterricht in der Musikwissenschaft interessiren kann; und zweitens die Geschichte des Unterrichts in den Künsten — was uns hier also für den Unterricht in der Tonkunst interessirt. Der Umstand nun, daß wir bisher noch keinerlei Geschichte des Musikunterrichts besitzen, darf wahrlich als eine bedauernswerte Lücke beklagt und als ein Grund für die Forderung betrachtet werden, daß endlich dieses brachliegende Gebiet angebaut werde. Jeder auch nur halbe Kenner muß doch sofort sehen, wie Vieles und Wertvolles da noch verborgen liegt, und wie tragikomisch sich dagegen das fortwährende Bearbeiten längst behandelter Gebiete ausnimmt. In unseren Encyklopädien — allgemeinen wie pädagogischen — sucht man nach solchen Artikeln in der Hauptsache vergebens, und ebenso vergebens nach theoretischen Artikeln über Musikunterricht, was für das Folgende gleich hier vorweg genommen sei.

Zur Geschichte können wir nun auch die gegenwärtigen Verhältnisse rechnen, hier also den Gegenstand einer „Geographie" des Musikunterrichts. Davon ist ebenfalls so gut wie nichts vorhanden. In besonders auffälliger Weise wird das dabei Nötige vernachlässigt von den Zusammenstellungen über gegenwärtiges Unterrichtswesen, auch wenn sie sich sonst nach der Aufzählung aller Arten von Unterrichtsanstalten bemühen. Beispielsweise giebt es aus dem Jahre 1889 ein anonymes „Verzeichniß der technischen Hochschulen, Kunstakademien und Kunstschulen, Bergakademien" u. s. w., „sowie einer großen Anzahl ähnlicher Lehranstalten" 2c. Trotz dieser Umfassendheit fehlt die Musik. Auch das zwar enger gehaltene, aber anscheinend verläßlichere Büchlein von Dr. Paul Stötzner „Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart", 1901, schweigt sich über Musik aus. Ebenso das regelmäßig erscheinende „Jahrbuch der höheren Schulen". Die ehemalige prächtige „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" hat die Phänomene des Musikunterrichts nur mit geringem Interesse bedacht; um so bemerkenswerter sind zwei oder drei Ausnahmen in ihr, die jedoch nicht über das 16. Jahrhundert herüberreichen. Zerstreute Spuren dessen, was wir suchen, finden wir da und dort immerhin; es gilt eben ihre Ergänzung und Zusammenfassung. Besuchern der Berliner Bach-

ausstellung von 1901 wird vielleicht in Professor Fleischers „Führer" eine Notiz (S. 14) über die Unterrichtsmethode Bachs und seines Schülers Kirnberger aufgefallen sein. Ferner finden sich an solchen Stellen, wie es die Vorreden oder Erstlingskapitel von Lehrbüchern der Musiktheorie sind, manche Notizen über Geschichte des Unterrichtes in Komposition (so bei Richters und bei Riemanns „Lehrbuch des Kontrapunkts"). Die neue „Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft" brachte bisher nur vereinzelte Artikel solcher Art, und auch diese nicht historisch.

Wenden wir uns nun unmutig von diesem geringen Notizenwerk ab, so ist das Einzige, was uns von zusammenhängenden Leistungen noch entgegentritt, ein dürftiges Häuflein von Schriften über die Geschichte einzelner Konservatorien — noch dürftiger vielleicht als das ohnehin schon unansehnliche Häuflein von geschichtlichen Darstellungen einzelner Schulen der bildenden Künste.

Hervorhebenswert sind hier zwei Bücher, ein italienisches, ein deutsches; jenes ist das vierbändige Werk „La Scuola musicale di Napoli e i suoi Conservatorii" (Neapel, 1880—84, 2. Auflage des „Cenno storico" 2c., 1869 und 1871) von Fr. Florimo, das neben Biographien eine Geschichte aller Konservatorien und Musikschulen enthält, die jemals in Neapel bestanden haben; das andere Werk ist des berühmten Musikhistorikers A. W. Ambros Jubiläumsdenkschrift „Das Konservatorium in Prag" (1858). Wenige Einzelheiten brachte auch Nefs Buch „Die Collegia musica in der deutschen reformirten Schweiz" u. s. w. (St. Gallen 1897). Von den musikdidaktischen Schriften Wilhelm Langhans' gehören die meisten zur Kritik der Unterrichtspraxis: eine (1873) behandelt „Die Königliche Hochschule für Musik zu Berlin". — Nicht einmal eine Skizze der Geschichte des Musikunterrichts, sondern lediglich eine Andeutung dessen, woran künftige Bearbeitungen dieser Geschichte anknüpfen mögen, enthielt ein Aufsatz von dem Schreiber dieser Zeilen: „Hochschulpädagogik der Musik", im „Musikalischen Wochenblatt", 29. Jahrgang 1898, Nr. 45—52; dazu kamen seither einige ähnliche Artikel des Verfassers und Anderer.

Hier sei nur eine Notiz darüber gegeben, an welchen verschiedenen Stellen zu verschiedenen Zeiten der künftige Historiker des Musikunterrichts vorwiegend nachzusuchen haben wird. Im Mittelalter bei der Musiktheorie, Musik-Mathematik und Musikspekulation, die das rein Künstlerische und Technische nach sich zwangen und die Universitäten viel regelmäßiger beschäftigten als heute, sowie bei den Singschulen und Stadtpfeifereien. In der Renaissance bei den Meistern des Kontrapunkts, erst ohne Lehrbücher, dann mit solchen; ferner bei der Popularisirung der Musik, die im 16. Jahrhundert teils durch musikalische Wandlungen, teils durch die Reformation, teils durch die nun beginnenden Konservatorien eintrat. Im 17. und 18. Jahrhundert beim italienischen Kunstgesang, im 18. bei der Wandlung der reinen und der ungleichmäßig temperirten Stimmung zur gleichmäßig temperirten („wohltemperirten") Stimmung und des kontrapunktischen Musikdenkens

zum harmonischen, sowie bei dem Auftreten eines üppigeren Dilettantismus, dem nun besonders die Instrumentenlehrbücher zu Hilfe kamen (die ersten hervorragenden: für Violine Montéclair 1720, Geminiani 1740 und Leopold Mozart 1756; für Klavier Ph. Em. Bach 1753 und 1762, Türk 1789 u. A.). Werke wie Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste" 1771 ff., zugleich das wichtigste Ursprungswerk der Phrasirungslehre, und etwa das „Jahrbuch der Tonkunst für Wien und Prag" (aus dem Ambros, in der angeführten Schrift, für das Jahr 1796 Didaktisches citirt) werden dem historischen Forscher wohl noch manches Wertvolle bringen und gehören im Uebrigen eher zu unserer späteren Betrachtung der kritischen und theoretischen Litteratur. Im 19. Jahrhundert sind es nun die Konservatorien und eine verhältnißmäßig reichliche Litteratur von Lehrbüchern, „Methoden" u. s. w., die ihm voraussichtlich das meiste Material bieten werden. Was alles noch in den Archiven der Konservatorien schlummern mag, wird hoffentlich in nicht zu später Zeit an's Tageslicht treten.

Vielleicht darf man einige günstige Erwartungen knüpfen an die nun bereits mehrere Jahre alte hochschulpädagogische Bewegung, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, der Pädagogik der unteren Schulstufen eine Pädagogik der Wissenschaften und Künste, in Rücksicht auf deren hauptsächliche Stätten kurz als Hochschulpädagogik bezeichnet, an die Seite zu stellen. Auch sie verlangt eine Förderung ihres Gebietes nach der praktischen, der theoretischen, der historischen Seite; sie strebt danach, daß es an unseren Hochschulen besser oder noch besser werde, daß man sich in den zugehörigen Kreisen auf das eigene Tun wissenschaftlich besinne, und daß man die Wohltat historischer Behandlung auch diesem eigenen und verwandtem Treiben zukommen lasse. Sie hat auch Einiges davon tatsächlich erreicht: Es sind Anläufe gemacht worden, wenigstens die theoretischen und historischen Aufgaben im Allgemeinen wie auch für dieses oder jenes einzelne Fach zu behandeln, beispielsweise also den Unterricht einerseits in der Kunstwissenschaft, andererseits in der Architektur nach seinen allgemeinen, seinen gegenwärtigen, seinen vergangenen Principien zu erörtern und zu durchforschen und so seine Behandlung zu einem gleichberechtigten Gliede der gesammten Pädagogik zu machen.

III.

In gleicher Weise wird nun auch unser Teilgebiet, der Unterricht in der Musik, neben seiner historischen Erforschung und Darstellung — gemäß dem zweiten jener drei Punkte — eine theoretische Behandlung bekommen müssen, also eine Erörterung der für ihn sich ergebenden Grundsätze, Formen u. s. w. Wir sprachen dabei früher von theoretischer Behandlung nicht allein, sondern auch von kritischer. Diese spielt in den gegebenen Verhältnissen insofern eine beträchtliche Rolle, als es schon viel ist, wenn gegenüber den Tatsachen der Praxis, statt sie zu lassen, wie sie

sind, das kritische Bewußtsein erwacht, wenn über ihr Besser und Schlechter raisonnirt wird. Man mag dies mit Recht als eine Vorstufe zur theoretischen Ergründung der Sache betrachten; für sich allein führt es allerdings nicht so weit, wird vielmehr einer Ergänzung dadurch bedürfen, daß die Lehren der sonstigen Pädagogik von heute auf dieses Teilgebiet angewendet werden. Daran fehlt es im Allgemeinen ganz. Wie es bisher keine Gesammtgeschichte des Musikunterrichtes giebt, so auch keine Gesammttheorie desselben. Den bisherigen Elementarpädagogiken und Gymnasialpädagogiken hätte — abgesehen von einer Wissenschaftspädagogik überhaupt und einer Kunstpädagogik überhaupt — eine Musikpadagogik an die Seite zu treten. Einstweilen finden sich lediglich Anläufe zu einer Specialpädagogik oder wenigstens Specialdidaktik dieses oder jenes einzelnen Musikzweiges. Indessen scheinen sie über die Bedeutung rein technischer Anweisungen wenig hinauszugehen, wie sich denn auf allen neueren Gebieten der Pädagogik die merkwürdige Erscheinung zeigt, daß die Absicht, eine Sache, z. B. eine Kunst, didaktisch zu behandeln, allermeistens nicht dazu führt, sondern vielmehr nur wieder zurückleitet zu Erörterungen über die Sache selbst.

In den gebräuchlichsten Musikzweigen, dem Gesang und dem Klavierspiel, ist eine solche Litteratur verhältnißmäßig am reichsten vertreten. „Gesangspädagogische" Bücher, Broschüren und hie und da auch Zeitschriften, sind ein bekannter Artikel, reich an gegenseitiger Zerfleischung der Fachmänner, und wieder mehr aus rein gesangstechnischen als aus gesangstechnisch-didaktischen Darlegungen bestehend, sodaß die Pädagogik überhaupt von dieser Specialität, kurz gesagt, nicht viel hat. Die Gründe davon dürften hauptsächlich zwei sein. Erstlich sind ja die Vertreter solcher Einzelfächer keine gelernten Pädagogiker — worin eben eine Hauptlast des ganzen hochschulpädagogischen Gebietes liegt; hier walten Gelehrte und Künstler, aber keine Lehrer mit Lehrbewußtsein und Lehrwissenschaft, wenn auch mit manchem Lehrgeschick. Zweitens sind in diesen musikalischen Fächern die Fragen nach dem sachlichen Können und Wissen selber zu wenig erledigt, als daß die Fragen nach dem Weitergeben, dem Uebermitteln dieses Könnens und Wissens einen festen Boden unter sich hätten. Bekanntlich gilt ja in der Pädagogik der Satz, daß man erst mit einer Sache selber fertig sein muß, ehe man an ihre Didaktik herangehen soll. Rein praktisch sind aber jene Gesangslehrschriften und dergleichen doch so bemerkenswert, daß die Pädagogik Grund genug hat, sich um sie zu kümmern und die Folgen zu beachten, die aus den oft beinahe mörderischen Verfehlungen in diesem Fach entstehen.

Etwas gelinder und vernünftiger geht es im Klavierfach zu. Auch hier ist die Lehrlitteratur überaus üppig, wenn sie sich auch wieder vorwiegend mehr fachtechnisch als didaktisch hält. Doch besteht hier verhältnißmäßig weniger Widerstreit über die Sache selbst als im Gesang, sodaß sich

das Methodische reiner entwickeln konnte. Direkten Anschluß an die allgemeine Pädagogik fand ich in dem Titel eines Werkes von Robert Höcker: „Der Klavierunterricht nach den Forderungen der modern-wissenschaftlichen Pädagogik. Für Seminare, Musikinstitute und Lehrer des Klavierspiels" (Leipzig, Hesse; vergl. „Pädagogische Blätter", Gotha 1898, 27. Band, 7. Heft, S. 415; auch die herbartoziller'schen Formalstufen sollen hier angewendet sein). Mit geringerem Anschluß an die allgemeine Pädagogik, doch mit einer dankenswerten Fülle von wertvollem didaktischem Inhalt und mit Achtung auf analoge andere Bemühungen operirt die nun im 26. Jahrgang stehende Zeitschrift „Der Klavierlehrer", Berlin, insonderheit jetzt, nachdem die Fragen der Lehrerberechtigung und dergl. angeschnitten worden sind; man sieht speciell daraus, wie sehr derzeit auch anderswo die unterrichtlichen Erörterungen aus der Musik anschwellen (siehe z. B. 1901 Nr. 6 ff.) Bereits tönt uns aus diesem Bezirk der wohlbekannte Satz zurück oder entgegen, es sei ein Irrtum, daß Einer, was er könne, deswegen auch schon zu lehren vermöge. Der weiteren Entwickelung dieser Dinge sollte von der allgemeinen Pädagogik aus nicht nur Interesse, sondern auch Hilfe und Korrektur entgegengebracht werden. — Nicht zu vergessen ist hier die ehrwürdige Gestalt eines zu früh Verblichenen, des früheren Herausgebers jener Zeitschrift, des Professors Emil Breslaur. Seine vielseitigen Bemühungen um die Klavierpädagogik, unter denen sein Hauptwerk „Methodik des Klavierunterrichts" (1886, 2. A. 1895), vielleicht nicht einmal die gelungenste ist, sichern ihm in der Geschichte der Wissenschafts- und Kunstpädagogik für immer einen Ehrenplatz; und der hochschulpädagogischen Bewegung ist in ihren Anfängen auch er mit Interesse zur Seite gestanden. Der Nekrolog auf ihn im „Klavierlehrer", 1900, Nr. 14, 15, ist reich an Aufschlüssen über unser Gebiet.

Weit weniger als hier ist kritisch und theoretisch für den Unterricht in der sogenannten Musiktheorie getan, also in der musikalischen Grammatik — gerade einem Gebiet, auf dem die wissenschaftliche Didaktik vielleicht leichter eingreifen könnte als in den künstlerischer Freiheit wohl noch näher stehenden Fächern der ausübenden Musik. Allein hier ist erst recht, verstreute Bemerkungen ausgenommen, so gut wie Alles dem individuellen Geschick überlassen. An Zusammenhängendem ist vielleicht einzig noch zu nennen Jadassohns „Methodik des musiktheoretischen Unterrichts", 1899, die aber ebenfalls mehr die Sache selbst als ihre Uebermittelung betrifft.

Abgesehen von diesen Specialfächern sind sonst noch manche theoretische Anläufe und kritische Rufe zu verzeichnen. Auch die „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" hat sich in einem Artikel (I/5 S. 245 ff.) u. A. des Musikunterrichts angenommen. Die kräftigsten kritischen Rufe gingen in der jüngsten Zeit von Hugo Riemann aus, zumal durch seine Aufsätze „Unsere Konservatorien" und „Musikunterricht sonst und jetzt" (in „Präludien und Studien" I und II), über die wir hier, wenn Raum wäre,

gern berichten würden. Wer Weiteres sucht, wird dafür und dann auch für die direkte Unterrichtspraxis mancherlei finden in den Briefen Hans von Bülows (herausgegeben von Marie von Bülow, welche Herausgabe allerdings scharfe Kritik erfuhr). Auch seine Ausgabe der „60 ausgewählten Klavier-Etuden von J. B. Cramer" enthält in der dritten Auflage pädagogische Beigaben. Daß Schriften, wie die von L. Meinardus „Des einigen deutschen Reiches Musikzustände" (2. Aufl. 1873 — Kritik in der „Deutschen Warte" IV/2), von H. Ehrlich mehreres, z. B. „Musikstudium und Klavierspiel" (1891) und weiter zurückliegend W. Tapperts „Musik und musikalische Bildung" (1867), schließlich auch mancherlei Beiträge des bekannten W. H. Riehl hier zu nennen sind, sei wenigstens für litterarische und bibliographische Interessen erwähnt. Und daß die „Musikpädagogischen Blätter" (1896—1898) eines frühen Todes verblichen sind, ergiebt eine scharfe Charakteristik des Standes unserer Dinge. Das Neueste sind einige Aufsätze von H. Kretzschmar.

Gehen wir noch weiter zurück, zu den Personen und Zeiten, die uns ferner liegen, die bereits „historisch" zu nennen sind; fragen wir also, wieweit man in der nahen und weiten Vergangenheit die jeweiligen Tatsachen des Musikunterrichts kritisirt und diesen theoretisch — sei es mehr empirisch, sei es mehr spekulativ — erörtert hat: so mögen uns, außer Manchem in den vorerwähnten historischen Schriften, folgende paar Daten als Anhalt dienen. Der üppigen Musiktheorie der Antike dürfte wenigstens einigermaßen etwas wie eine musikpädagogische Theorie zur Seite gestanden sein; schon in der pädagogikgeschichtlichen Chrestomathie Niemeyers „Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts," (2. A. von R. Menge, Halle, S., 1898) finden sich entsprechende Stückchen aus Aristoteles, Quintilian u. A. Bei der üblichen geringen Achtung unserer Forscher auf Pädagogikgeschichte und Wissenschaftsgeschichte im Mittelalter wird aus diesem wahrscheinlich wohl nicht so bald etwas für unsere Zwecke gefunden werden. In der Neuzeit sind zunächst gesangsdidaktische Erörterungen zu erwähnen, und zwar besonders seit der Vorrede von Caccinis „Nuove musiche" 1602. Weiterhin ist es charakteristisch, daß musikpraktisch und musikhistorisch wichtige Werke wie Matthesons „Der vollkommene Kapellmeister" 1739 und Scheibes „Kritischer Musikus" (1745) nichts Direktes für unsere Zwecke enthalten. Immerhin interessirt uns Scheibe auch insofern, als er (S. 572) wünscht, die Musik solle als Wissenschaft und Kunst — welche Beiden ja eng verbunden seien — an Universitäten vertreten werden; sie sei an diesen noch nicht genügend geachtet. Schwerlich wird der Suchende mehr Glück haben bei Georg Joseph Vogler, dem „Abt Vogler", dessen „didaktische und theatralische Natur" und dessen breites Aesthetisiren bekannt sind. Werke wie seine „Kurpfälzische Tonschule" 1778 und seine Monatsschrift „Betrachtungen der Mannheimer Tonschule" (1778—1781) werden wohl nur geringe Ausbeute gewähren. Ersteres ist mehr dem allgemeinen, dieses mehr dem speciellen Musikverständniß, mit An-

knüpfung an gleichzeitig veröffentlichte Stücke, gewidmet. Ein „Vorschlag zur öffentlichen Klavierschule" (II S. 102—104) und ähnliches Dürftige verdienen wenigstens eine Notirung.

Ein sicherer Markstein pädagogischen Interesses ist ein Werk, das aus der Zeit des fruchtbarsten Wirkens Pestalozzis und seiner Anregungen stammt und selber von den Lehren des Meisters Zeugniß geben will. Es ist dies die „Gesangsbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen pädagogisch begründet von Michael Traugott Pfeiffer, methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli," dem vielverdienten Förderer des Liedertafelwesens in dessen süddeutscher, auf weitere Kreise berechneter Gestalt. Die „Erste Hauptabteilung der vollständigen und ausführlichen Gesangschule" erschien Zürich 1810, die „Chorgesangschule . . . Zweite Hauptabteilung . ." ebenda 1821, die „Gesangbildungslehre für den Männerchor", als Beilage zur zweiten Hauptabteilung, ebenda 1817. Wir werden auf dieses Werk noch später in dem die Unterrichtspraxis betreffenden Teil unserer Betrachtungen zurückkommen. Einen weiteren Aufschwung des kritischen und theoretischen Behandelns der musikdidaktischen Probleme scheint Pestalozzis Wirksamkeit mit wenig Ausnahmen nicht eben hervorgerufen zu haben.

Dagegen wendete der Künstler, der die Wandlungen des musikalischen Lebens während mehr als zweier Menschenalter gleichsam in seiner Person verkörperte und zugleich als Lehrer direkt und indirekt weithin wirkte, Franz Liszt, seine Aufmerksamkeit auch schriftstellerisch der Musikpädagogik zu. Im Jahr 1835 erschien in der Pariser „Gazette musicale" sein Aufsatz „De la situation des artistes"; in diesem fordert er umfassende Reformen der staatlichen Ordnung des musikalischen Erziehungswesens und der öffentlichen Musikpflege u. s. w. (H. Riemann „Geschichte der Musik seit Beethoven", 1901, S. 400). Zu dem vielleicht klassischsten Werke der musikdidaktischen Litteratur führt uns aber der Name des berühmten Musiktheoretikers Adolf Bernhard Marx. Schon seine Schrift von 1841: „Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit," ging neben ihrem hauptsächlichen Interesse für Musiktheoretisches auch auf Musikdidaktisches ein; gegen sie ist der Aufsatz von G. W. Fink, Verfasser zahlreicher Werke zum Musikunterricht, gerichtet: „Der neumusikalische Lehrjammer" (1842). Dann aber hat Marx in seiner Schrift von 1855 (2. Aufl. 1873): „Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege" eine Leistung gegeben, die er selbst (in der Vorrede zum 1. Band seiner „Kompositionslehre") als eine „allgemeine Musik-Lehrmethode" bezeichnet; in ihr habe er das Wichtigste niedergelegt, was er über die Lage und Förderung von Kunst und Kunstlehre zu sagen vermocht. Tatsächlich ist dieses Buch, trotz seines etwas hoch und breit gehenden Stiles, als ein Meisterstück zu preisen nicht blos der allgemeinen und der speciellen Musikdidaktik, sondern auch der Kunstdidaktik überhaupt sowie besonders der Entwerfung des Ideals eines Lehrers. (Siehe besonders S. 13 f. und S. 477 ff.)

Aus der Welt der nun immer zahlreicher werdenden Klavierlehrer und Klavierlehrschriften ragt ein Mann hervor, der selbst allodidaktisch nur ganz wenig und autodidaktisch umsomehr gelernt, dafür aber sich vom Lernen und Lehren so eindringend Rechenschaft gegeben hat wie nicht bald ein Künstler und Lehrer. Es ist dies Friedrich Wieck, Clara Schumanns leiblicher und geistiger Vater. Unter seinen musikdidaktischen Werken steht obenan: „Klavier und Gesang. Didaktisches und Polemisches" (1853; die dritte Auflage, 1878, ist vermehrt durch einen Anhang von Aphorismen aus seinem Tagebuch). Man wird auch in dieser Schrift über die eigentlichen Interessen der Musiklehre hinaus Einblicke in die Kunst des Pädagogen erhalten; und Worte wie das (im 16. Kapitel): „Die Kunst ist nur immer durch die Künstler gefallen," sind jedenfalls auch pädagogisch bedeutsam. — Robert Schumanns „Musikalische Haus- und Lebensregeln" bedürfen hoffentlich keiner Empfehlung mehr.

Indirekt von höchstem Wert für die Fragen der Bildung des Tonkünstlers, wenngleich nirgends direkt didaktisch, sind die Schriften Richard Wagners. In einem gewissen Sinn wird man sie leicht als eine „hohe Schule" des Musikers und selbst auch des Regiekünstlers bezeichnen können. Sind so sein Aufsatz „Ueber das Dirigiren" (1869) und noch einer oder der andere über Aufführungsfragen reich an Winken für musikalisches Gestalten, so sind sein „Bericht . . . über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule" (1865) und eine oder die andere speciell auf Bayreuth bezügliche Auslassung unmittelbar als Kritik und Reformruf über Verhältnisse der Musikbildung gedacht. Tatsächlich aber gehören auch diese Schriften, zumal der „Bericht", von dem ja ganz besonders ein Eingehen in das Innere der Pädagogik zu erwarten wäre, zu den vielen, die sich ein pädagogisches Thema stellen und von diesem doch wieder sofort zurückschwenken zu den Problemen der Kunst selber, zumal zu denen der künstlerischen Richtung. (Einiges über Wagners eigenes Lernen sowie aus seinen Bemerkungen darüber ist zusammengestellt in Eugen Segnitz' „Richard Wagner und Leipzig", 1901.) — Manches, was wir hier ohne die Absicht einer Geringschätzung übergangen haben, wurde benützt in der aufschlußreichen Abhandlung Peter Raabes, „Zur Reform des Musikgeschichtsunterrichtes an den Musikschulen" („Allgemeine Musik-Zeitung", 1897, Nr. 50—52); doch leidet sie an Mängeln und Verwechslungen in ihrem Unterscheiden dessen, was Sache des Gelehrten, des Lehrers und des Künstlers ist. Vgl. auch H. Goldschmidt „Zur Frage der musikalischen Erziehung" in der „Allgemeinen Musik-Zeitung", 1901 Nr. 1 und 2.

III.

Das Gesagte mag uns genügen als Ueberblick über die bisher zu findenden Interessen für eine kritisch und systematisch theoretische Behandlung musikpädagogischer Dinge. Es schließt sich daran — gemäß dem ersten der

vordem erwähnten drei Punkte — unsere Aufgabe, die gegenwärtige Praxis der Musikbildung daraufhin zu betrachten, wie weit sie den Forderungen entspricht, die sich aus der Natur des Unterrichtes in einer Kunst, hier also der Tonkunst, ergeben.

Man denke sich eine Beschäftigung mit der Malerei ohne Gebrauch des Auges, eine Ausbildung in ihr ohne Erziehung des Auges, und man wird sich von da aus leicht eine Vorstellung davon machen, wie es mit einer Musik ohne Gebrauch des Ohres, mit einer Ausbildung in ihr ohne Erziehung des Ohres steht. Eine solche Unnatürlichkeit aber ist die Signatur unserer gegenwärtigen Musikbildung. Sie wendet sich hauptsächlich an die Finger, großenteils an das Auge, zum Teil auch an das unsinnliche Vorstellen, zum allerwenigsten an das Hören. Wie derzeit die Dinge liegen, ist unter „unserer gegenwärtigen Musikbildung" hauptsächlich zu verstehen die Ausbildung der weitereren Kreise, welche sich an der Musikpflege sowohl durch ihr passives Interesse wie auch durch ihr Mittun als Liebhaber beteiligen; in zweiter Linie die Ausbildung der die Musik von Berufs wegen Ausübenden, der Berufsmusiker. Für diese gilt das Gesagte natürlich weniger und großenteils gar nicht; zu einem beträchtlichen Teil jedoch immerhin in einem hohen Maß. Was wir meinen, wird wohl dadurch am klarsten, daß man einen der typischen Musikdilettanten, wie sie sich wohl in jedem Haus und namentlich unter der weiblichen Jugend finden, auf sein musikalisches Können und Verstehen hin prüft. Man wird allermeistens finden, daß ein solcher Dilettant mit einiger, oft beträchtlicher Fertigkeit ein Instrument spielt, daß dies als die selbstverständliche Hauptsache angesehen wird, und daß bei diesen Betätigungen oder Ausschweifungen der Finger, zumal wenn es das unselige Klavier gilt, zwar das Auge viele Dienste leisten muß, das Ohr aber höchstens zur Kontrolle der Töne auf ihre Richtigkeit oder Falschheit verwendet wird. Ob das bemitleidenswerte Wesen, das da spielt oder einem Spielen zuhört, die dabei zum Vorschein kommenden Töne auch genügend wahrnimmt und kennt: danach fragt Niemand. Man muß gewärtig sein, daß ein solches Wesen Dur- und Moll-Akkorde, die man ihm vorspielt, nicht durchs Gehör als solche unterscheidet; daß es die vorgespielten Intervalle nicht benennen kann (relatives Tongehör) — wobei man das Erkennen von Tonarten (Tonartengehör) und das von einzelnen Tönen (absolutes Gehör) als besondere Schwierigkeiten noch ganz beiseit lassen mag, obschon dafür wenigstens der gute Wille erwartet werden kann, durch Uebung fortzuschreiten. Bei einem solchen Mangel an Gehörsbildung für Töne und elementare Tongruppen ist es dann auch kein Wunder, daß sich das Gehör für künstlerische Zusammenhänge von Tönen ebenfalls nicht ausbildet, und daß dadurch nun auch der „Vortrag" im Spiel des Dilettanten — meist einer der Punkte seines besonderen Ehrgeizes — ungenügend kontrolirt wird und dementsprechend unschön, zumal gestaltungslos, erscheint.

In musikalisch sehr fein denkenden engeren Kreisen ist zur Ausbildung des Gehörs ein Mittel eingeführt worden, dessen geringe Anerkennung und Verbreitung dem gegenwärtigen Musiktreiben und Musikunterrichtswesen kein günstiges Zeugniß ausstellt: das Musikdiktat. Es ist dies völlig analog dem gewöhnlichen Schreibdiktate: wie bei diesem Sätze und größere Stücke vorgesprochen werden und so vollständig wie genau nachgeschrieben werden sollen, ebenso gilt es dort, musikalische Absätze und größere Stücke auf das Vorspielen hin getreu nachzuschreiben. Diese Uebungsweise, dieser Unterrichtsgegenstand — natürlich nicht zu verwechseln mit dem Nachschreiben vorgesagter Noten, dem Notendiktat — ist aller Wahrscheinlichkeit nach viel älter, als sich zunächst durch ganz greifbare Daten feststellen läßt. Sowohl in der antiken wie auch in der mittelalterlichen Musik läßt schon der damalige Grundzug des Künstlichen und Verwickelten vermuten, daß die Unterweisung darin komplicirt genug gewesen sei, um eine solche Studienhilfe willkommen zu heißen. Auch die subtile Schulung der Gesangskünstler in der älteren Blütezeit des italienischen Kunstgesanges, mit ihrer Zerlegung und jeweiligen Sonderbehandlung der verschiedenen Seiten der Sangeskunst, läßt die Einbeziehung des Musikdiktates vermuten. Zu einer solchen Hypothese drängt auch die Verwandtschaft dieses mit einer anderen Uebungsart, mit dem Primavistasingen, dem Treffen von einzelnen Tönen oder Tonverbindungen im Gesang unmittelbar nach mündlicher oder schriftlicher Angabe des Verlangten (vgl. Max Battke „Primavista. Eine Methode, vom Blatt singen zu lernen". Berlin, R. Sulzer N., 1900; über dessen Verhältniß zu der Methode Galin-Paris-Chevé von 1838 siehe die Polemik in der Zeitschrift „Der Klavierlehrer", 1900, N. 20—23). Dieses Primavista-Singen ist anscheinend bereits doch in etwas weiterem Umfang beliebt als das Musikdiktat; es läßt sich mit diesem zweckmäßig kombiniren, ist aber von ihm sehr wohl zu unterscheiden und vermag es weder zu ersetzen noch auch von ihm ersetzt zu werden. Natürlich fördert Eines das Andere in hohem Maße, und ebenso fördern Beide das Gehör nach jeder musikalisch wichtigen Seite.

Eine hohe Stufe des Gehörs, insbesondere ein absolutes Tongedächtniß sowie die Fähigkeit genauer Erinnerung an gehörte Musik, ist Manchem der Hauptsache nach angeboren. Um aber eine solche Anlage, wo sie vorhanden, zur Wirksamkeit zu bringen und, wo sie nicht vorhanden, zu ersetzen, dazu ist eben ein eigens darauf gerichtetes Studium nötig. Dies schon deshalb, weil das Nachschreiben als solches jedenfalls nicht angeboren sein kann, sondern gelernt sein will. Hören wir also in der Musikgeschichte von außerordentlichen Gehörsleistungen, so dürfen wir auch auf außerordentliche Unterrichtsleistungen im Musikdiktat und eventuell im Primavistagesang schließen. Die Nacherzähler der berühmten Anekdote von Mozarts Aufschreibung des Allegri'schen Miserere nach ein- bis zweimal Hören versäumen meistens die Vermutung, daß Papa Leopold Mozart mit seinem Söhnchen

auch Musikdiktat getrieben haben wird. — Eine bestimmte Einschaltung dieses in den Musikunterricht findet sich, soweit im Augenblick die Kenntniß des Schreibers dieser Zeilen reicht, in jener Gesangsbildungslehre von Naegeli, von deren erstem Bande die 5. Abtheilung die „Notirungskunst" behandelt. Hugo Riemanns Musiklexikon erwähnt (5. Auflage S. 768), daß auf die Bedeutung des Musikdiktates seit Mitte des 19. Jahrhunderts vielfach hingewiesen worden ist, so von Pflüger in der „Anleitung zum Gesangunterricht in Schulen" (1853). Den hauptsächlichen Aufschwung erhielt die Sache seit ihrer Einführung in das Pariser Konservatorium durch Ambroise Thomas in seinem Direktorat (von 1871 an) und später besonders seit 1882 durch einschlägige Schriften. In Deutschland ist vor Allem Hugo Riemann selber in Schrift und Tat dafür eingetreten, zumal durch seinen „Katechismus des Musikdiktats" (Leipzig, Max Hesse), der diesen Gegenstand mit der Phrasirungslehre verbindet. Max Battke in Berlin hat hinwieder das Musikdiktat in die „Elementarlehre" verarbeitet (siehe sein Büchlein dieses Titels, Berlin, R. Sulzer N., 1898) und hat den Aufbau des Musikunterrichtes auf Gehörsbildung überhaupt durchgeführt in seiner „Hochschule für angewandte Musikwissenschaft" jetzt „Seminar für Musik").

Nun setzt aber, wie schon angedeutet, das Musikdiktat die Fähigkeit des Nachschreibens oder genauer: es setzt das Nachschreiben von Tönen, das Schreiben von Noten voraus, während hinwieder dieses Notenschreiben, auch abgesehen von seiner hier gemeinten Verwertung, schon überhaupt für Musikpflege und Musikstudium so gut wie unentbehrlich ist. Solange der Schüler, zumal aber einer im Kindesalter, das in der Musik Gelernte nicht von der Aktivität des Schreibens aus widergiebt, wird es ihm wahrscheinscheinlich stets mit einiger Unklarheit behaftet bleiben. Es kann zu der Einschaltung des Notenschreibens in den gewöhnlichen Musikunterricht um so eher und dringender geraten werden, als wir in der „Vollständigen Notenschreibschule" jenes früh verstorbenen Musikpädagogen Professor Emil Breslaur (Leipzig, Breitkopf und Härtel) einen vorzüglichen Führer durch dieses Gebiet besitzen. Es ist kaum zu sagen, welcher hohe Wert in diesen systematischen, mit den elementarsten Strichen beginnenden und bis in die Accordlehre reichenden Uebungen des schriftlichen Fixirens liegt. Natürlich sollen nun nicht etwa viele Menschen zu musikalischen Kalligraphen gemacht werden; vielmehr gilt es, vor allem, jedem an der Musik Teilnehmenden seine Vorstellungen von den musikalischen Dingen zu klären, zu verdeutlichen, zu festigen, und ihn zum selbsttätigen Herstellen solcher Dinge, wenigstens nach einer Seite, anzuleiten. Scheinbar führt gerade diese Forderung, die ja nach einer Schule der Handbewegungen und zum Teil auch des Auges strebt, von dem Ziele der Gehörsschulung ab. In der Tat aber fördert sie auch diese: erstens als Fixirung des Erkennens des Gehörten, und zweitens — was diese Fixirung nur eben in weiteren Formen wiederholt — als Hilfsmittel des „musikalischen Vorstellens" überhaupt.

Dieses „musikalische Vorstellen“ ist es ja eben, was im Wesentlichen den wahrhaft musikalisch Gebildeten von dem nur scheinbar musikalisch Gebildeten unterscheidet. Der letztere muß ein Stück erst spielen, um es kennen zu lernen; er hat nicht die Fähigkeit erworben, das Gesehene in Gehörtes umzusetzen, d. h. hier: zu den abgelesenen Notenzeichen sofort die zugehörigen Töne sich innerlich vorzustellen, kurz also: sich ein Gehörsbild des Stückes zu machen. Ja, es ist sogar noch eine große Frage, ob der typische Scheinmusikalische sich auch nur von gehörter Musik ein einigermaßen entsprechendes Gehörsbild machen kann, d. h. ob er — ganz abgesehen von genauem Erkennen und Behalten und von ästhetischem Verständniß — überall mehr als irgend ein Gewirre von Tönen hört. Am ehesten tritt ihm, zumal bei der Gewöhnung an's Clavier, noch die Oberstimme, die im weiteren Sinn sogenannte Melodie, deutlich hervor; günstigen Falles auch noch die Unterstimme, der „Baß“. Weiter in ein Stimmengewebe einzudringen, hindert ihn schon unsere über einige Generationen zurückzudatirende Entwöhnung vom „polyphonen Hören“, d. h. von dem Verfolgen mehrerer gleichzeitiger Stimmen. In der Zeit vor und mit Bach dürfte diese Fähigkeit, entsprechend dem damaligen polyphoneren Stil der Musik, größer und verbreiteter gewesen sein, was wieder anscheinend in Wechselwirkung gestanden ist mit dem auch sonst höheren Bildungsniveau der damaligen weiteren Teilnehmer an der Pflege der Musik. Es ist nun für einen wahrhaften Musikunterricht wohl ein Leichtes, das Notenschreiben und das Musikdiktat auch zu einer Heranbildung des polyphonen Hörens zu benützen, ja überhaupt auf Schritt und Tritt gegen die bequeme Uebermacht der „Melodie“ anzukämpfen. Schon bei der Vorstufe des Musikdiktates, bei dem Benennenlassen gehörter Töne, wird man gut tun, bald je zwei gleichzeitige Töne benennen (eventuell auf einem Instument nachspielen) zu lassen, also eine zweistimmige Fortschreitung von Tönen als Höraufgabe zu geben. Kommen dann im Theorieunterricht die Dreiklänge, so liegt die Dreistimmigkeit der Hörübungen ganz nahe, und der Schritt zu ihrer Vierstimmigkeit ist sowohl durch die Verdoppelung eines Dreiklangtones wie auch durch die Septimenaccorde (oder durch Vierklänge überhaupt) ebenfalls leicht gemacht.

Alle diese Studien bieten je zwei Ausdrucksweisen dar. Beim Benennen gehörter Töne wird aus der Gehörssprache in die Lautsprache der Tonbezeichnungen übertragen; beim Musikdiktat wird aus der Gehörssprache in die Schriftsprache der Tonbezeichnungen übertragen; beim Notenschreiben als solchem wird allerdings zunächst nur diese eine Sprache als solche geübt, oder es findet — bei dem etwa so zu nennenden „Notendiktat“ — eine Uebertragung aus der Lautsprache der Tonbezeichnungen in ihre Schriftsprache statt. Allein ebenso wie der selbsttätige Gebrauch der Lautzeichen für die Töne (c, d u. s. w.) wenigstens einige Hilfe zum Vorstellen dieser selbst bietet, ebenso bietet auch der selbsttätige Gebrauch ihrer Schriftzeichen

eine derartige Hilfe. Und beim Nachspielen vorgespielter Töne wird aus der Gehörsprache in die Sprache der Fingerbewegungen übertragen. Kurz: allüberall wird hier ein Anspruch auf ein möglichst bestimmtes Vorstellen von Tönen erhoben und damit das Ideal einer wahrhaft musikalischen Bildung wiederum nähergerückt.

V.

Vorgearbeitet kann diesen Studien schon innerhalb der Kinderspiele dadurch werden, daß man den Kindern eine Anzahl möglichst gleich aussehender klingender Gegenstände giebt, also etwa Stimmgabeln oder Stäbchen oder Glöckchen oder dgl., die in musikalischen Intervallen abgestimmt sind und aus vorläufiger Ungeordnetheit heraus vom Kind in ihre musikalische Ordnung gebracht werden sollen. An erster Stelle empfiehlt sich die Darreichung einer „chromatischen Oktave," d. h. der 13 in halben Tonstufen ansteigenden Töne von irgend einem Ton an bis zu seiner nächsthöheren Oktave, also etwa c cis d dis e f fis g gis a ais h c_1. Hat das Kind 13 solche Glöckchen, Stäbchen, Hohlkügelchen oder dgl. ungeordnet vor sich, so soll es nun diese in der chromatisch aufsteigenden Tonfolge nebeneinanderlegen und sie dann ebenso nacheinander „anschlagen". Später wird dies erweitert zu zwei chromatischen Oktaven, also mit 25 Tönen, etwa von c zu c_2.

Der Grund, warum wir eine derartige chromatische, nicht eine diatonische oder accordische Ordnung voran gestellt wissen wollen, ist einfach der, daß in ihr zugleich schon diese anderen und eventuelle noch weitere Ordnungen enthalten liegen. In c cis d u. s. w. bis c_1 oder c_2 steckt bereits auch die Reihe c d e u. s. w. bis c_1 oder c_2, steckt auch die den Halbtönen ausweichende Tonleiter einiger musikalisch minder entwickelter Völker c d e g a c_1 und steckt endlich jeglicher Dreiklang (c e g, c e gis, d f a u. s. w.) sowie bei chromatischer Doppeloktave jeglicher Vierklang) c e g h, g h d_1 f_1 u. s. w.) Insbesondere aber verfügen wir hier bequem über den Gegensatz halber und ganzer Töne. Auf diesem Gegensatz (der mit kleinen und großen Sekunden, mit übermäßigen Primen und verminderten Terzen, also überhaupt mit Intervallen vorerst noch gar nichts zu tun hat) beruht ja die Bildung unserer diatonischen Tonleitern. Die Stellen, an denen hier statt der ganzen Töne halbe auftreten, einschließlich der „anderthalb" Töne in der „harmonischen" Molltonleiter (zwischen 6. und 7. Stufe), sind sozusagen die Wende- oder Knotenpunkte für die Bildung der Tonleitern und sind es natürlich auch für ihr Vorstellungs-Verständniß.

Es ist sehr zu bezweifeln, ob jeder musikalisch Interessirte jene beiden Arten von Tönen (Töne hier = Tonstufen genommen) hörend unterscheiden kann. Wer sich darüber ein Urteil bilden will, mag seine musikalischen Bekannten daraufhin durchprüfen: er wird wahrscheinlich über den ungünstigen Ausfall recht erstaunt sein, wie denn überhaupt derartige Prüfungen so manchen Unbildungsschlamm an die Oberfläche bringen dürften. Es scheint

mir nun, die zuerst erworbene sichere Vertrautheit mit halben Tönen, denen gegenüber nachher die ganzen Töne sich scharf unterschieden ausprägen, werde einer solchen Unbildung besser vorbeugen, als wenn gleich mit der Kombination ganzer und halber Töne in der Durskala angefangen wird. Schon aus diesem Grunde reichen die unter den üblichen Spielsachen vorkommenden Xylophone oder Metallophone mit ihrer Oktave oder Doppeloktave in Dur an das nicht heran, was wir meinen. Eine Lücke in unserer Spielwaarenindustrie ist es jedenfalls, daß sie dieses Thema nicht ausbeutet, wie sie denn auch das analoge Thema „optischer Spielereien" ebenso wenig ausbeutet, obwohl hier ein „gutes Geschäft" sehr zweckmäßig mit Bildungsidealen Hand in Hand gehen könnte. (Vgl. den Artikel „Spiele und Spielsachen" in der „National-Zeitung," Berlin, Sonntagsbeilage Nr. 28, 14. Juli 1901, zu Nr. 408.)

In diesen Arrangements musikalischer Spielübungen oder Uebungsspiele sollte auch eine Einrichtung nicht fehlen, welche die sogenannten Naturtöne oder Partialtöne oder Aliquottöne darbietet, also zu einem Grundton (etwa c) folgende Obertöne oder Nebentöne oder Beitöne: seine Oktave (c_1), deren Quinte (g_1), Oktave (c_2), deren Terz (e_2), Quinte (g_2), und endlich außer der Naturseptime (ungefähr b_2) die dritte Octave (c_3) des Grundtones; dazu etwa noch der 9. bis 12 Partialton (d_3, e_3, f_3 oder fis_3, g_3). Sind diese 8 oder 12 Naturtöne wiederum durch ebensoviele klingende Stäbchen — noch besser durch möglichst obertonfreie Stimmgabeln — vertreten, so soll ihnen noch eine eigene Tonquelle gegenüberstehen, die mit dem gleichen Grundton, wie ihn jene Reihe hat, auch möglichst viele der in ihr vertretenen Obertöne besitzt. Es wird dann eine gute Uebung sein, diese Obertöne mit Unterstützung durch jene ihnen gleichen Einzeltöne „herauszuhören", so weit sie vorhanden sind, und die Unhörbarkeit oder schwierigere Hörbarkeit der darin nicht gut vertretenen Obertöne ebenso zu konstatiren. Im Uebrigen dienen die 8 oder mehreren einzelnen Tonquellen zum Spielen fröhlicher „Fanfaren".

Alle die zuletzt erwähnten Gehörsübungen sind zunächst nur auf das Ausbilden des „relativen Gehöres" angelegt; ja, es ist sogar zu befürchten, eine Vertrautheit mit Tonrelationen werde ein Vernachlässigen der Erfassung absoluter Töne im Gefolge haben, werde, kurzgesagt, gegen absolute Tonhöhen gleichgiltig machen. Aus diesem Grund erscheint es als ratsam, die Gewöhnung an das Erkennen absoluter Töne, also das absolute Gehör, möglichst früh hervorzulocken, es jedenfalls gleichzeitig mit dem relativen Gehör in Pflege zu nehmen. Unter den dafür verwendeten Kunstgriffen ist zu erwähnen das Festhalten eines oder mehrerer der Normalttöne oder Haupttöne. Auf Grund der Verhältnisse der Vokalmusik empfiehlt sich als solcher das c_1, das sämmtlichen Stimmarten, vom tiefen Baß bis zum hohen Sopran, gut erreichbar ist. Beim Weiterschreiten von diesem Standard-Tone aus sind seine Oberdominante (g_1) und seine Unterdominante (f)

wohl am leichtesten festzuhalten. Auf Grund der Verhältnisse der Instrumentalmusik empfiehlt sich als Richtungston das a_1, das ja in Normal-Stimmgabeln, in Normal-Pfeifchen, in Beringers „Stimmring" u. dergl. überall zu finden ist. Auch der sogenannten Oktaventäuschung soll frühzeitig vorgebeugt werden, d. i. dem Verwechseln beispielsweise von a und a_1, von c_1 und c_2, von den einander homologen Tönen der Männerstimmen und der Frauenstimmen. Bei der Unterdominante, also z. B. von c_1, ist scharf darauf zu achten, daß der Schüler sie zunächst wirklich als Unterdominante vorstellen lerne, d. i. als f, nicht als f_1; nachher allerdings wird man sich an ihre höhere Lage neben der Oberdominante, als f_1 gewöhnen.

VI.

Das sind also musikalische Vorübungen, deren Grundlagen bereits in die Kinderspiele eingefügt werden können, und deren weitere Partieen dann innerhalb der eigentlichen Musikstudien besorgt werden können. Ihre Formen und Einzelheiten mögen recht verschiedenartig sein und von jeweils anderen Lehrerindividualitäten jeweils anders behandelt werden; in der Hauptsache dürfte hier ein Kern vorliegen, der für einen ernst zu nehmenden Unterricht eben unentbehrlich ist. Allerdings erweitern sich für einen solchen Musikunterricht die Ansprüche noch über die Forderung des „Hörens" und „Vorstellens" hinaus. Der gewöhnliche Dilettant begnügt sich mit dem Erlernen eines Instrumentes (den Fall der Gesangsstudien eingeschlossen); und wenn er diese unsere Worte hört, meint er wohl, wir erwarteten von ihm das Erlernen mehrerer Instrumente. Der gewöhnliche musikalische Handwerker hinwider, der den üblichen Lauf durch eine Musikschule nimmt, lernt in der Regel außer „seinem" und eventuell einem zweiten Instrument gerade noch die Anfangspartieen der Musiktheorie, d. i. bis zur Harmonielehre einschließlich. So weit haben unsere Musikschulen ihr Gefühl der künstlerischen und technischen Verantwortung immerhin ausgedehnt, daß sie dies zu fordern pflegen. Weiter gehen sie darin nicht oft; Kontrapunkt ist hier bereits eine Seltenheit, Formenlehre ein beinahe unerhörter Gegenstand. Gegenüber jenem Dilettanten freilich fängt mit dem diesmal gemeinten Musikhandwerker doch eben schon der Fachmann an. Indessen steht dieser dabei lediglich am Anfang und wird bei diesem überlange festgehalten, weil man unkluger Weise viele rasch erteilbare Belehrungen zu lange hinter gedehnte Uebungsarbeiten zu verschieben pflegt. Und allgemein wird der Umfang dessen, was es in der Musik zu lehren und zu lernen giebt, ja selbst nur dessen, was ein Musiker wissen (und eventuell können) sollte, unterschätzt. Man sehe sich nur einmal die Namen der Gegenstände an, welche Professor Hugo Riemann zu Leipzig in seiner als „Theorieschule und Klavierlehrerseminar" bezeichneten Anstalt lehrt: „Musikdiktat, Harmonielehre, Generalbaßspiel, Analyse, Kontrapunkt, Formenlehre, freie Komposition, Instrumentirung, Partiturspiel, Klavierunterrichtsmethodik und Vortragslehre (Phrasirung)."

Dabei handelt es sich um Theorie nur im Sinn der musikalischen Sprachlehre. Nun ergiebt sich aber weiterhin auch noch der Anspruch an musikalische Bildung, von den Ergebnissen der Musikwissenschaft eine den Bedürfnissen des guten Praktikers genügende Kenntniß zu erwerben. Man denkt dabei zunächst oder lediglich an Musikgeschichte, sowie bei einer wissenschaftlichen Behandlung der bildenden Künste an Kunstgeschichte. In der Tat ist Musikgeschichte ein Gegenstand, dem im Interesse des Musikers und des Musikfreundes wahrlich ein breiterer Raum gegönnt werden könnte, als ihm gegönnt zu werden pflegt. Der gewöhnliche Musikliebhaber kennt bestenfalls so viel an Namen, Lebensdaten u. s. w., als sich auf das allgemein geläufige Repertoire aus unsern „Klassikern" bezieht; „hinter Bach hört Alles auf". Und auch aus den uns zunächst liegenden zwei Jahrhunderten: wie eng ist hier das Interesse und Wissen eingeschränkt auf die paar großen Namen, um die sich in der Musikpflege fast Alles dreht! Es hängt diese Einschränkung zusammen eben mit der angedeuteten Einengung unseres praktischen Musikbetriebes auf einen zwar qualitativ reichhaltigen, sonst aber ungemein kleinen Ausschnitt aus der Fülle der vorhandenen musikalischen Schöpfungen. Kennt man eine geraume Menge von Konzertprogrammen und einige Inhaltsangaben häuslicher Musikunterhaltungen, so kennt man da wie dort fast alle. Neben den endlos wiederholten Ouverturen von Mozart oder Sonaten von Beethoven oder Liedern von Schubert (natürlich meist nur aus dem „ersten Band") u. s. w. bleibt die übrige weite Fülle des bisher Geleisteten unberücksichtigt. Wer als Musikreferent viele Konzerte anzuhören hat, kommt nachgerade in die Stimmung, an der Selbstständigkeit der Menschen zu verzweifeln. „Historische Konzerte" giebt es nur in ganz beschränkter Zahl, und diese liegen meist von der Heerstraße des öffentlichen Konzertbesuches weit ab; Orgelkonzerte sind hier noch verhältnißmäßig am produktivsten. Allein auch abgesehen davon wagt innerhalb des gewöhnlichen Konzertrepertoires selten Jemand eine „Ausgrabung", eine „Rettung".

Die Gründe davon sind leicht zu finden. Als Geschäftsunternehmungen, was ja fast alle Konzerte sind, müssen sie es dem Publikum bequem machen. Die Konzerte mit wirklich bezahltem Eintritt sind bei einem bekannten, von volltönendem Ruf getragenem Programm eher gefüllt, als bei einem, das „Niemand kennt". Und die Konzerte mit nur angeblich bezahltem Eintritt, die in Wirklichkeit mit Freibergern (wie sie in Berlin heißen) oder Freiburgern (wie sie in München heißen) zum Teil gefüllt werden, sind zu allermeist um der Einführung junger Künstler willen und auf deren Privatkosten veranstaltet; da liegt es nun erst recht nahe, ganz bekannte Stücke herzunehmen, an denen sich ohne weitere Belastung der Aufmerksamkeit des Publikums zeigen läßt, „was man kann". Und damit hängt bei beiden Gattungen von Konzerten der gewaltige Vorrang der reproducirenden Kunst vor der producirenden zusammen — in Umkehrung des natürlichen Verhältnisses. Der Virtuose, einschließlich des „Pultvirtuosen" mit dem Diri-

gentenstab, und sein Publikum stehen eben mit ihrer Aufmerksamkeit so sehr bei dem Wie der Darstellung, daß abermals wenig Interesse für minder bekannte Kompositionen übrig bleibt. Und die erst neu in den Kampf um's künstlerische und materielle Dasein eintretenden Komponisten leiden unter ähnlichen Verhältnissen. Mit einem oder dem anderen Griff in die Novitätenmenge, den der Zufall, die Protektion, die „Richtung" oder besonders auch die Gewißheit des Erfolges eingiebt, schmückt dieser oder jener berühmte Kapellmeister oder Konzertagent sein Renommée; der Rest ist Schweigen oder Vereinsabend.

Nun läßt sich leicht beobachten, daß hinter diesem beschränkten Umfang von Repertoirestücken die Einführung des Musikschülers in die Litteratur der praktischen Musik abermals zurückbleibt. In der Regel dürften hier die Konservatoristen noch schlimmer daran sein als die Privatschüler, weil jene einen beträchtlichen Teil ihrer Studien an das Einpauken von Paradestücken für die öffentliche Prüfungsaufführung setzen müssen, was bei diesen nicht oder weniger der Fall ist — woraus auch noch die Erscheinung folgt, daß der durchschnittliche Konservatorist verhältnißmäßig kein guter Spieler vom Blatte ist. Unter solchen Umständen dürfte man sich nicht verwundern, wenn man bei der eventuellen Möglichkeit, im Augenblick eine größere Menge von Musikschülern selbst vorgeschrittener Jahrgänge zu prüfen, auf unglaubliche Lücken in ihrer Kenntniß auch nur der geläufigsten Musikwerke stieße.

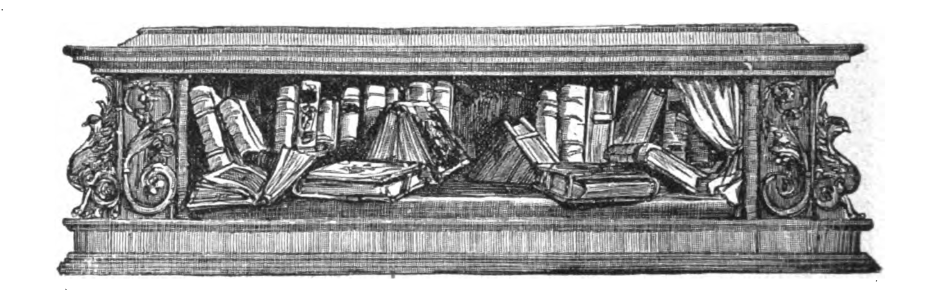
Um so ärger ist es natürlich mit den Kenntnissen in der Musikgeschichte bestellt. Die Abhängigkeit dieser Kenntnisse von der Praxis des Spielens und Hörens ergiebt sich schon daraus, daß ja die allerwenigsten Musiktreibenden sich mit einer Komposition aus den Noten heraus unterhalten können, statt zu ihrer Kenntniß erst durch das Spiel zu gelangen. So mögen Tausende von Stücken und Millionen von Exemplaren in öffentlichen und privaten Bibliotheken oder bei Musikalienhändlern gleich einem toten Schatz bereit liegen — der gerade Weg vom Auge zum Ohr, ohne den Umweg über die Fingerbewegungen, ist dem gewöhnlichen Musiker versperrt, und so bleiben die Schätze tot. Schließlich wird selbst das naheliegende Mittel, Musikgeschichte sich so anzueignen, wie man sich Litteraturgeschichte oder Kunstgeschichte aneignet: durch Lektüre populärer Bücher darüber, anscheinend in unverhältnißmäßig geringer Weise benützt, so daß es auch an den äußerlichen Kenntnissen, die noch lange nicht eine musikgeschichtliche Bildung bedeuten, also an Namen, Titeln und dergleichen mehr fehlt — wie viel mehr erst an dem wesentlicheren Inhalt der Musikgeschichte, d. i. der Geschichte der Tonarten u. s. w., der Formen, der Instrumente, der Notenschrift, und was eben Alles durch die neuere musikhistorische Forschung zu wissenschaftlichen Objekten gemacht worden ist! (Vgl. übrigens jenen schon erwähnten Artikel von Kapellmeister Peter Raabe „Zur Reform des Musikgeschichtsunterrichtes an den Musikschulen" in der „Allgemeinen Musikzeitung", 24. Jahrgang, 1897.)

Mit der Musikgeschichte ist jedoch nur ein Teil der Musikwissenschaft, nicht diese insgesammt gegeben, wie auch mit der Geschichte der bildenden Künste nicht die gesammte Kunstwissenschaft und mit der Litteraturgeschichte nicht die gesammte Litteraturwissenschaft. Allerdings dürften selbst manche Professoren dieser Fächer an Universitäten unrichtiger Weise sich auf Musikgeschichte (analog auf Litteraturgeschichte und Kunstgeschichte) beschränken und die übrigen Teile ihrer Wissenschaft, insbesondere also die Begründung dessen, was in der sogenannten Musiktheorie praktisch gelehrt wird, vernachlässigen. Um so weniger ist es zu verwundern, wenn dann das öffentliche, popularwissenschaftliche Interesse auf diesen Gebieten erst recht versagt.

VII.

Wir brechen hier das Eingehen auf die Details der von uns zu beklagenden Uebelstände und anzuregenden Besserungen ab. Es würde allzu weit führen, auseinanderzusetzen, wie diese Dinge sich in der Frage nach dem Musiklehrerstand, also auf dem eigentlich entscheidenden Punkt, gestalten, wie der Hebel an der fachlichen und pädagogischen Vorbildung des Lehrers anzusetzen wäre, nicht aber — gemäß einer jetzt mächtig werdenden Strömung — an staatlichen Berechtigungen. Es würde über den für unsere Zeilen möglichen Rahmen hinausgehen, anzudeuten, wie wir uns die nächste Hauptsache, den Unterricht in allgemeiner Musiktheorie, denken, also die Belehrung und Einübung in Tonartenlehre, Intervallenlehre, Akkordlehre u. s. w., einschließlich des Unentbehrlichen aus der (ganz besonders vernachlässigten) Formlehre. Es ist schließlich auch nicht mehr Sache der vorliegenden Darstellung, den bisherigen Mangel einer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung des Musikunterrichts auch nur durch eine kurze Uebersicht über dessen historische Entwickelung zu ersetzen. Was da ältere Zeiten bis zu der Epoche geleistet haben, von der an bis heute sich ein einigermaßen stetiger Zug des Musikschulwesens verfolgen läßt, also bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts; wie dann etwa eine erste Periode in der Konservatoriengründung, fast ganz ohne Anteil Deutschlands, bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts anzusetzen wäre (Paris 1784); weiterhin eine zweite von der Gründung des anscheinend ältesten deutschen Konservatoriums, des Würzburgers (1801), bis zu einem Tiefstand dieser Interessen um cirka 1840; endlich die dritte und letzte, beginnend mit Mendelssohns berühmter Schöpfung, dem Leipziger Konservatorium (1843), und am ehesten bis in die achtziger Jahre reichend, seit welcher Zeit mehr nur kleinere Schulen hinzukommen: das Alles auszuführen ist hier nicht mehr möglich. Hat ja doch auch, wie eingangs gezeigt, die Erforschung der Geschichte des Unterrichts- und Schulwesens der Musik kaum erst begonnen!

Könnten unsere Zeilen dazu beitragen, daß allmählich die von ihnen gekennzeichneten Lücken ausgefüllt würden, so würde dies jedenfalls ihre beste Seite sein.



Graf Bülows Reden.

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

n Rom schon hatte Graf Bülow, damals deutscher Botschafter am Quirinal, bei festlichen Gelegenheiten, besonders im deutschen Künstlerverein, Anlaß genommen, zu den Deutschen zu sprechen, und schon damals lautete die Diagnose der Sachverständigen: „Ein liebenswürdiger und zugleich wirkungsvoller Redner!"

Die öffentliche Meinung in Deutschland schloß sich gleich bei Bülows Debüt im Reichstage jenem römischen Gutachten an. Rasch hat sich der gegenwärtige deutsche Reichskanzler einen der ersten Plätze unter den Rednern des Reichstages erworben. Er spricht nicht zu häufig, aber dafür redet er nicht Worte, sondern Gedanken. Johannes Penzler, ein in Leipzig lebender, besonders als Bismarck-Forscher bekannter Schriftsteller, veröffentlicht soeben „Graf Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik*)", und diese wertvolle Publikation läßt uns den Kanzler in der Gesammtheit seines öffentlichen Wirkens erkennen. Außer 27 Reden des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, der Bülow früher war, und 56 Reden des nunmehrigen Reichskanzlers werden uns in einem Anhang für die Persönlichkeit dieses Staatsmannes sehr bezeichnende Briefe und Schriftstücke mitgeteilt, die sich über die verschiedensten, das nationale Interesse in Anspruch nehmenden Fragen verbreiten. Ueberdies werden wir noch in einer Einleitung zu dem ganzen über fünfhundert Seiten starken Werke mit den Hauptpunkten aus des Kanzlers Lebenslaufe vertraut gemacht.

---

*) Leipzig, Verlag Wigand, 1903.

Den Kern seiner politischen Beredsamkeit bilden seine Ausführungen über die gerade unter ihm in größerem Stil in Angriff genommene Kolonialpolitik, über das Dreibund-Problem, über die Zolltarif-Fragen. Doch hat er auch über die Weltpolitik im Allgemeinen, die Polenfrage, Socialpolitik, über Deutschlands Verhältniß zu England und zu den Vereinigten Staaten sich bedeutungsvoll zu äußern Gelegenheit gehabt. Auch allgemeine Betrachtungen von hohem Wert über Absolutismus, Arbeiterfürsorge, Wichtigkeit der Flotte, Handelsverträge hat er im Verlaufe seiner parlamentarischen Kundgebungen angestellt, und oft atmet manche seiner so nur nebenher etwa außerhalb des Reichtags und Abgeordnetenhauses vorgebrachten Enunciationen ganz besonderen Geist.

Wie vornehmen Stils ist auch all das, was er in seinen schriftlichen Manifestationen über deutschen Idealismus, über Bismarcks Wirken, über die Berechtigung eines Fichte-Denkmals für Berlin, über politischen Pessimismus, über die Bedeutung der homerischen Studien äußert!

Wenn Graf Bülow vielleicht morgen oder übermorgen sein Reichskanzleramt, sein politisches oder diplomatisches Handwerk satt bekommt, so wird er als — Schriftsteller seinen Mann stellen können. Wäre dieser mecklenburgische Edelmann nicht auf die Bahn der Diplomatie gedrängt worden und hätte er es nicht zur Reichskanzlerschaft gebracht, er wäre etwa ein Historiker geworden, daß ihn manche Universität auf den Lehrstuhl der Geschichte berufen hätte. Auch eine hervorragende Zeitung, die ihn etwa als politischen Leitartikler engagirt hätte, wäre dabei keineswegs schlecht gefahren. Aber wie das so bei Zeitungen der Fall ist: die Herren Herausgeber wälzen nicht ungern auf eines Einzigen Schultern mehrere Ressorts; denn finden sie Jemand verwendbar, so benutzen sie ihn zu allem Möglichen und Unmöglichen. Wäre nun Herr Bernhard von Bülow vom Schicksal zufällig in eine Zeitungsredaktion hineingeschwemmt worden, der Herr Chefredakteur hätte leicht an Tagen, an denen in Folge der politischen Ereignißlosigkeit die Kraft seines Redakteurs über dem Striche hätte brach liegen müssen, ihn nach der Region unter dem Striche verweisen können. Denn Graf Bülow hat unbestreitbar sogar feuilletonistische Begabung.

Aber im Ganzen ist doch seine Prosa mehr historischen Stils. Man lese z. B. die nachfolgende Charakteristik Bismarcks:

„Fürst Bismarck war nicht, wie sein gleich unvergeßlicher Nebenmann, Feldmarschall Moltke, der still im reinen Aether unpersönlicher Betrachtung kreisende Aar. Er war eine Löwennatur, er stand auf der Erde im Staube des Kampfes, er hat bis zuletzt nicht aufgehört, mit Leidenschaft zu kämpfen, und der Kampf bringt berechtigte Gegnerschaft und unberechtigte Verkennung, ehrliche Feindschaft und blinden Haß. Der Haß aber, hat vor zweitausend Jahren Perikles gesagt am Grabe der für ihre Altäre gefallenen Athener, ist von kurzer Dauer, unvergänglich jedoch der Ruhm . . .

„Nachdem Bismarck unter und mit Kaiser Wilhelm dem Großen in

gewaltiger Energie das Reich aufgerichtet hatte, sicherte er diesem und der Welt in ebenso seltener Mäßigung und Selbstbeschränkung den Frieden. Er hat, um mit Fichte zu reden, das deutsche Volk aus dem Gröbsten herausgehauen. Er hat, um mit seinen eigenen Worten zu reden, das deutsche Volk in den Sattel gehoben, was vor ihm Keinem geglückt war. Er hat ausgeführt und vollendet, was seit Jahrhunderten das Sehnen unseres Volkes und das Streben unserer edelsten Geister gewesen war, was die Ottonen und Salier und Hohenstaufen vergeblich angestrebt hatten, was 1813 den Kämpfenden als damals nicht erreichter Siegespreis vorschwebte, wofür eine lange Reihe Märtyrer der deutschen Idee gekämpft und gelitten hatten. Und er ist gleichzeitig der Ausgangspunkt und Bahnbrecher einer neuen Zeit für das deutsche Volk geworden. In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern. Nicht aber in dem Sinne, als ob es vaterländische Pflicht wäre, Alles zu billigen, was er gesagt und getan hat."

Bülow giebt sich in seinen Reden nicht als die Riesenformation jenes Giganten, der Deutschland nach Sadowa und Sedan geführt, mit ihren scharfen Kanten und verletzenden Spitzen — er ist vielmehr ausgeglichen, ist wie die glatte See, auf welche die Sonne herniederscheint. Doch meine Niemand, daß keine Stürme über ihn niedergegangen. Er sagte sich aber: „Die Stürme für mich, das lächelnde Antlitz für die Anderen!" Sein Auge übersieht nicht, sein Ohr überhört nicht die tausend Mißhelligkeiten und Wirren des öffentlichen Lebens. Aber seine sonnige Art, sein rücksichtsvolles Zusammenleben mit den Menschen läßt ihn all den Krieg der Interessen und der Meinungen spielend weglächeln. Die reife Lebensweisheit, die er aus einem inhaltsreichen, mit vielen Guten, ja Besten der Zeit verbrachten Dasein aufgelesen, läßt bei ihm gemeinen Aerger nicht aufkommen. Er ist ein feiner Skeptiker und versteht es, dem Zweifel stets ein geistreiches Cachet zu geben. Doch gerade, weil er vielleicht selber ein Zweifler ist, weiß er diejenigen zu schätzen, die in felsenfestem Vertrauen ihren Ideen nachhängen, und er preist jene Denker und Staatsmänner, deren Sinnen und Trachten auf die Größe Deutschlands ging. Welcher sonoren Accente ist er in dem Lobe des Philosophen Fichte fähig, der in mutloser, verzweifelter Zeit metallene deutsche Klänge fand.

„Den mutigen Bekämpfer nationaler Verzagtheit, der auf die Gefahr des Todes zu Deutschen sprach, als Andere schwiegen, die Jugend mit dem eigenen festen und gewissen Geist erfüllend, und der so durch die innerliche Erneuerung des Geschlechtes, das zu seinen Füßen saß, die zuversichtliche Hoffnung einer neuen, glorreichen deutschen Geschichte verwirklichen half, diesen Geisteshelden zu ehren ist in der Tat eine zu lösende Schuld der nationalen Dankbarkeit." So äußerte sich Bülow, als seitens der philosophischen Gesellschaft in Berlin die Forderung an ihn herantrat, seinen mächtigen Einfluß zu Gunsten der Errichtung eines Fichte-Denkmals in Berlin geltend zu machen.

Von dem Hauche nationalen Geistes läßt der deutsche Reichskanzler sich gern tragen — weniger Gefallen jedoch findet er an banalem Parteitreiben. Einmal sagt er, er wolle nicht dem Abgeordneten Richter das Streichhölzchen liefern, um den Brand anzuzünden, an dem er seinen Parteitopf kochen könne. Ein anderes Mal spricht er von der unstillbaren Begehrlichkeit gewisser excessiver Agrarier einerseits, von den freihändlerisch gearteten Liberalen andererseits, und auf den Vorwurf, er wäre weder kalt noch warm wie die Gemeinde von Laodicea und befolgte zu sehr die Politik der unklaren Linie, erwidert er: „So spricht man immer, wenn man nicht die Verantwortung für das Ganze trägt, sondern nur die Durchführung des Parteiprogramms inne hat.“

Jedenfalls ist er vorurteilslos in einem Grade, daß er diejenigen erschreckt, die gern vor- und verurteilen. Liebenswürdig weiß er sich auszusprechen — doch der irrt, der den Stil seines persönlichen Auftretens für die Wesenheit seiner staatsmännischen Individualität hält. Der Staatsmann in ihm ist kühl und nüchtern. Er ist in hohem Grade objektiv. Er steht womöglich über den Parteien in einer von Parteiungen unheimlich zerklüfteten Zeit. Er huldigt wohl der Anschauung, daß das höchste Reichsamt, das er bekleidet, wie das weiße Sonnenlicht zu sein habe, das alle Farben des Spektrums in sich sammelt. Er rühmt sich, daß er als Reichskanzler nicht nur seine formelle Verantwortlichkeit in den Grenzen seiner Pflichten und Rechte im Auge behalte, sondern auch der Imponderabilien der Tradition, des Taktes, der Gewissenhaftigkeit, der moralischen Verantwortung sich bewußt sei. Er sagt im Hinblicke auf das vieldiskutirte häufige Hervortreten des Kaisers Wilhelm II. mit persönlichen Kundgebungen für die Oeffentlichkeit: „Reichsgesetzlich ist die moralische Verantwortlichkeit des Kanzlers weder ausgedrückt noch umschrieben; sie folgt aber meines Erachtens aus der Natur der kanzlerischen Institution. Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß ein gewissenhafter, seiner moralischen Verantwortlichkeit sich bewußter Reichskanzler nicht würde im Amte bleiben können, wenn er Dinge nicht zu verhindern vermöchte, die nach seinem pflichtgemäßen Ermessen das Wohl des Reiches wirklich und dauernd schädigen würden. Aber andererseits darf auch der Kaiser wie jeder Staatsbürger von dem Recht Gebrauch machen, seine Meinung zu äußern.“

Er predigt immer edles Maß, warnt die Parteien, etwaigen Sonder- und Kastengelüsten in zu ausschweifender Art nachzuhängen. Er ermahnt auch die Parteien, nie die Gesetze der Höflichkeit im politischen Streite außer Acht zu lassen. „Grobheit ist noch nicht Würde und Kratzbürstigkeit ist nicht Festigkeit. Ewiges Greinen, Schelten und Schimpfen über das Ausland ist noch kein Beweis von richtigem deutschem Nationalbewußtsein. Chauvinismus und Vaterlandsliebe sind nicht identische Begriffe.“

Bülow selbst kommt nicht leicht in Harnisch, ist vielmehr geneigt, ruhig und wohlwollend zu erwägen. Er gleicht darin seinem unmittelbaren Vor-

gänger, dem ritterlichen Edelmanne Hohenlohe, an dem er stets den vornehmen Stil und die feine alte Bildung zu rühmen wußte.

Auf Bülow selbst, auf seine ganze Diktion, auf seine Beredsamkeit sind die im Auslande verbrachten Jahre nicht ohne Einfluß geblieben. Er spricht immer mit viel Höflichkeit und Sympathie von Frankreich, das er als junger Diplomat in mehrjährigem Pariser Aufenthalte aus eigener Anschauung kennen lernte, in der Zeit, als Gambetta dort das große Wort führte. Die französische Republik scheint ihm ein vernünftigeres Régime zu führen als das zweite Kaiserreich mit seinen, wie er meint, warnenden Beispielen. „Das war," sagt er „eine Weltpolitik à outrance — eine Politik, die ihre Finger in jede Ritze steckte, überall die Lanze einlegt, gegen jede Windmühle losgeht, die ihr nicht gefällt."

Es wäre, meint er, nicht im Interesse des deutschen Volkes, in ähnlicher Weise den Hans Dampf in allen Gassen zu spielen.

Wir haben bereits hervorgehoben, daß Graf Bülows Reden mit einem gewissen litterarischen Cachet geprägt sind. Auch ein wiederholter, mehrjähriger amtlicher Aufenthalt in Italien ist nicht ohne Einfluß auf seinen Stil geblieben, der künstlerische Rundung und Grazie verrät.

Er lebte in Rom nicht als ein ausschließlich dem Handwerke oder dem Amüsement huldigender Diplomat, sondern es zog ihn zum Schönen und zur Kunst. Rom war ihm eine Nährmutter des Geistes; und er wohnte in dieser Stadt in jenem höheren Sinne, in welchem etwa der Vater seiner Großtante Gabriele von Bülow, Wilhelm von Humboldt, einst als Gesandter hier gewaltet.

In Italien verfolgte er nicht nur den Gang der Politik, sondern auch die Litteratur des alliirten Landes. Von den Aelteren hatte er mit besonderem Eifer einen Florentiner Klassiker studirt, nicht Dante Alighieri, sondern Niccolò Macchiavelli. Nicht bloß den vielgelesenen „Principe", sondern auch die sonst weniger kultivirten „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio" arbeitete Bülow mit Freuden durch. Diese Schrift, in welcher der Florentiner seine politischen Theorien aus der Geschichte des alten Rom ableitet, enthält ein Kapitel über die Leitung des Staates im Innern, ein anderes über die Erfolge nach außen. Dem großen Macchiavelli ist es ein Axiom, daß die Menschen in ihren Neigungen, Leidenschaften, Fähigkeiten immer dieselben bleiben. . . .

Die Menschen also, mit denen es der deutsche Reichskanzler heute zu tun hat, wären keine anderen als diejenigen, die der Staatssekretär der florentiner Republik vor sich hatte. Zum Glück denkt Graf Bülow über Menschen und Dinge etwas milder als der große Florentiner.



Erlebnisse.

Gedichte*).

Von

Heinrich Brömse.

— Altona. —

Vor dir!

Laß das träge Rückwärtsschauen,
Schreite rüstig durch die Welt!
Willst du deinen Acker bauen,
Vor dir liegt das freie Feld.

Ob mit sehnsuchtbangem Flüstern
Ein verlornes Glück dich quält,
Ob, nach Seelenbeute lüstern,
Reue sich dem Schmerz vermählt:

Soll der Acker Segen bringen,
Horche, schaue nicht zurück.
Heller laß dein Lied erklingen!
Vor dir liegt das Ernteglück.

*) Aus dem demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau erscheinenden Werke: „Erlebnisse.“ Gedichte von Heinrich Brömse.

Warte!

Wart' nur drei Nächte noch, dann fällt
Der Knospen braune Hülle,
Drei Wochen noch, dann steht die Welt
In bunter Blütenfülle.

Wart' nur drei Jahr' und noch drei Jahr'
Und rühre frisch die Hände,
Dann werden alle Träume wahr,
Dann hat die Not ein Ende.

Und wenn die Zeit gekommen ist,
Dann tragen deine Reben.
Und wenn du nicht gestorben bist,
Dann sollst du's noch erleben.

*

Das Bübchen.

Heut' abend sah ich ein Bübchen vorm Haus.
Das blickte so keck in die Welt hinaus
Und griff, wie just der Sinn ihm stand,
Mit der kleinen, törichten, täppischen Hand
Nach allem Nahen und allem Fernen,
Nach Blumen und Früchten, nach Wolken und Sternen.

Weißt du, mein Herz, daß zu dieser Frist
Du ein rechtes Kinderherz noch bist,
In unerreichbare Fernen schweifst,
Nach himmelhohen Sternen greifst?
Ist nicht die gold'ne Herrlichkeit
Für dich zu weit?

*

Sophisterei.

Der Sturm hat jäh die Faust gereckt,
Ans Haus gepocht und mich geweckt.
Ich hörte die schweren Regentropfen
Rastlos ans dunkle Fenster klopfen.
Noch war es Nacht. Fern schlug's vom Turm.
Und lauter rief und tobte der Sturm.
Als lauschend ich vor Tau und Tag
Zwischen Träumen und Wachen lag,
Trat der Versucher an mich heran,
Hatt' ein schönes Mäntelchen an
Und ging so bieder und brav einher,
Als ob's die Tugend selber wär'.
Und sprach: „Auf! rüttle dich empor!
Leg' dich nicht wieder faul aufs Ohr,
Daß dein Wille der Zeit, eh' sie verrinnt,
Ein reiches Stündchen abgewinnt,
Da sich das Glück dir lächelnd neigt,
Den Weg zum hohen Ziele zeigt,
Da dir das große Werk gelingt,
Das dir den Ruhm zu Füßen zwingt,
Frauengunst und goldenen Lohn!
Auf, eh' die Stunde des Glücks entfloh'n!
Auf vom Schlaf und ermanne dich dreist!"
Da sprach zu mir ein guter Geist:
„Hör' nicht auf ihn! Er rät dir schlecht.
Sei nicht der eitlen Begierden Knecht!
Ein echter Priester im Heiligtum
Kümmert sich nicht um Gold und Ruhm.
Ein rechter Bürger im Reich der Kunst,
Dient nicht um Glück und Menschengunst.
Das alles vergeht wie der nächtliche Wind.
Sind dir die Götter gnädig gesinnt,
Darfst du das Wunder schau'n und erleben:
In goldenen Träumen werden sie's geben."
Und als ich recht bedenken wollt',
Wohin mein Herz sich lenken sollt',
Ob ich dem schlimmen, ehrsüchtigen Fleiß

Oder dem Schlummer gäbe den Preis,
Ob ich wachend das Glück erstreben
Oder im Traume sollt's erleben, —
Als so des Zweifels giftiger Wurm
Am Herzen nagte, da schwieg der Sturm.
Still ward's umher. Ich sprach zu mir:
Ein Zeichen sendet der Himmel dir.
Wie reich der Erde Güter sind,
Sie alle vergeh'n wie der nächtliche Wind.
Erlöst von schwerer Seelenpein
Und hold getröstet — schlief ich ein.

*

Auf der Werft.

Die Glocke tönt. Nun ist's genug.
Zu Ende geht der Arbeitstag.
Und auf des Schiffes Eisenbug
Erdröhnt der letzte Hammerschlag.
Dumpf zitternd hallt der harte Ton
Und klingt mit müdem Klang zurück
Gleich einem hoffnungslosen Droh'n
Und einem Sehnsuchtsruf nach Glück.

Zum andern Ufer bringt ein Kahn
Die Schar der Männer, schaffensmatt.
Der Sturm umtost die dunkle Bahn,
Und drüben ragt die Heimatstadt
Gespenstisch groß. Der Gäste harrt
Zu kurzer Rast das trübe Land,
Das durch die Dämm'rung düster starrt,
Als wär's des Totenreiches Strand.

Doch mitten in der finstern Schar
Sprang froh ein junger Bursch ins Boot
Mit leichtem Sinn und krausem Haar.
Er blickt ins letzte Abendrot
Und träumt, daß er ein König sei,
Der nie den Arbeitshammer schwang,
Und summt ein leises Lied dabei,
Das ihm sein Schatz zum Abschied sang.

*

Das Lied der Welle.

Eine dunkle Woge rollt ans Land,
Dumpf klingt ihr Lied am Felsenstrand:

Ich traf auf dem wilden Meer ein Schiff,
In nebliger Dämm'rung zerbrach es am Riff.

Dem Pilger hab' ich Ruh' beschert,
Von Unrast ward sein Herz verzehrt.

Zu eng war dem Jüngling der Heimat Reich,
Der neuen ist keine an Größe gleich.

Laut wogte das Meer, hell jauchzte der Wind,
Ich nahm der Mutter ihr letztes Kind.

Gewaltiger scholl der Jammernden Laut,
Ich nahm die Schwester, ich nahm die Braut.

So viel der Tropfen mein Schoß vereint,
Sind Tränen um mein Werk geweint.

So übt' ich treulich den Beruf,
Den mir der Herr des Todes schuf.

Gottestränen.

Als zürnend aus dem Paradies
Der Herr die sündigen Menschen wies,
Ward ihm die schön geschaff'ne Welt
Und all' ihr Morgenglanz vergällt.
Nach einem schroffen Felsental
Trieb ihn die bittre Schöpferqual,
Wo er drei Tag' und Nächte lang
Einsam mit seinem Schmerze rang.
Als ganz ihn übermannt die Pein,
Da tropften Tränen aufs Gestein.

Und aus den Tränen ward zur Stund'
Ein Quell im tiefen Felsengrund.
Ein dunkler See ist d'raus geflossen,
Von hohen Schatten rings umschlossen.
Wer aus dem flachen Alltagsland
Den Weg in diese Wildnis fand,
Wer einen einzigen Tropfen je
Getrunken aus dem dunklen See:
Ihm wird Geheimstes offenbar,
Er lernt der Welten Weh erkennen
Und fühlt im Herzen immerdar
Die heißen Gottestränen brennen.

*

Zwei Blätter.

Zwei welke Blätter wurden einmal
Vom Sturm zusammengetrieben
Und sind im fernen Heidetal
Zu kurzer Rast geblieben.
Eh' weiter sie der Wind gejagt,
Haben sie sich ihr Leid geklagt.

Das eine begann:
„Kam'rad, hör' mich an,
Ich war ein breites Lorbeerblatt,
Nun bin ich müd' und sterbensmatt.
Ich schmückte einst zu Ehr' und Ruhm
Das allerreinste Heldentum.
Zerstoben ist der stolze Kranz,
Nun spielt der Sturm zum wilden Tanz.
O weh, daß Glück und Gunst vergeh'n
Im Windesweh'n!"

Als Antwort klang
Es leis' und bang:
„Ich war ein schönes Rosenblatt,
Ich sehne mich zur Ruhestatt.

Ein Unterpfand der Treue war
Die Blüte, die mich einst gebar.
Es starb der Liebe Glut und Glanz,
Nun spielt der Sturm zum wilden Tanz.
O weh, daß Glück und Gunst vergeh'n
Im Windesweh'n!"

Da riß der Sturm auseinander die zwei
Und jauchzte sein helles Lied dabei.
Er faßte die wirbelnden Blätter mit Macht
Und trieb sie hinaus in die finstere Nacht.
Er peitschte das eine auf und ab
Und legt' es auf ein einsames Grab.
Er zauste das andre hin und her
Und trug es in das tiefe Meer.

*

Fange!

Fliederduft und Morgenglanz.
Frischer Frühlingsblütenkranz.
Öffne weit des Herzens Tor!
Frohe Gäste steh'n davor.

Rote Rosen in der Hand,
Geht die Liebe durch das Land,
Wirft dir lächelnd eine zu.
Fange! Warum zögerst du?





„Nur der Irrtum ist das Leben“ ....

Novelle.

Von

Carl Biberfeld.

— Breslau. —

Jäh erbleichend, mit zusammengepreßten Lippen, lehnte sich Stella in den Hintergrund der Orchesterloge zurück. Sie fühlte: in diesem Augenblick war das Gefürchtete geschehen: Der da oben hatte sie wiedererkannt!

Sie hatte es wohl bemerkt, wie sein Auge von der Bühne aus suchend durch die Logenreihen geglitten war. Und nun ruhte es auf ihr, lähmend, dem Auge der Schlange gleich, die ihr Opfer in tödlichem Banne festhält.

Und plötzlich war es ihr, als sähe sie ihn wieder wie damals: er hielt ihre Hände gefaßt, sein Blick tauchte tief in den ihren, er neigte sich über sie — und dann —! O — es schüttelte sie wie im Fieber. Die ganze Schmach jener Stunde, die Reue, die Angst — all' das Längstbegrabene kam wieder über sie. —

Sie beugte sich wie schutzsuchend vor zu ihrem Gatten, der nichtsahnend sein Opernglas auf den Debutanten gerichtet hielt.

Der aber deklamirte seinen Part herunter, hohl und anteillos, als gälte es ein gewohntes Geschäft zu erledigen.

Da wurde sie gefaßter.

Was war auch im Grunde zu befürchten? Welches Interesse sollte dieser hergeschneite Komödiant daran haben, an ihrem ruhigen Glück zu rühren?! Für diese Bühne war sein abgeblaßtes Virtuosentum unmöglich; das fühlte sie mit dem feinen Instinkt der früheren Künstlerin schon nach den ersten seelenleeren Worten. — Nach den üblichen zwei Debutabenden würde er klanglos verschwinden — und dann war auch das hinabgesenkt in das Grab des Vergessens.

Des Vergessens?

Konnte sie überhaupt vergessen? Kroch es nicht oft genug wieder herauf in schlummerlosen Nächten? Drängte es sich nicht grinsend in den Garten ihrer Liebeswonnen? Wie so oft im trunkenen Genuß hatte sie ihn geschmeckt — den eklen Bodensatz dieser Erinnerung! Und hielt sie nicht noch immer die Angst vor der Entdeckung umklammert? War sie nicht vorhin erst vor der Weigerung zurückgescheut, den Gatten auf dem gewohnten Theatergang zu begleiten? Nur aus Furcht, daß er Verdacht schöpfen könnte? —

Alles dies wirbelte ihr jetzt durch den Kopf.

Sei's drum! Sie wird es auch diesmal überwinden. Es galt nur, tapfer und besonnen das bischen Glück zu verteidigen. Schwer genug hatten sie es sich erkämpft, in zwölf Jahren voll harter Arbeit und brennender Sehnsucht. Und das sollte sie preisgeben — einer Jugendtorheit wegen?! Nimmermehr!

Sie biß trotzig die Zähne zusammen und starrte auf die Bühne. Dann versuchte sie, ihre Gedanken in den Bann der Dichtung zu zwängen. Noch immer war es ihr geglückt, mit eisernem Willen das Heer der Dämonen zurückzudrängen. Sie vermochte es auch jetzt. Ja sie gewann schließlich wieder die Fähigkeit kühler Kunstbetrachtung. Und von dieser Höhe herab erkannte sie mehr und mehr die Hohlheit des agirenden Helden. Ein rasselndes Pathos, eine verlogene Glut blendete noch die Menge, und man applaudirte. Als der Vorhang sich senkte, erfüllte Stellas Herz nur noch die Verwunderung darüber, daß sie dereinst den rötlichen Dunst dieser Theatralik für echtes Feuer genommen hatte. Daß sie selbst an dieser Täuschung beinahe zu Grunde gegangen war, daran dachte sie kaum mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Stella war seit einem halben Jahrzehnt die Gattin eines Redakteurs. Nach einer sturmbewegten, entbehrungsvollen Jugend, in der er es immer wieder vergeblich versucht hatte, mit seiner Feder den Boden der Bühne zu gewinnen, war Robert endlich im Hafen der Journalistik gelandet. Er schrieb die Theaterreferate, und sein funkelnder Geist, dem die schöpferische Kraft zur dramatischen Gestaltung versagt geblieben war, lieh diesen Urteilen bald das Gewicht der Autorität. Dies sicherte seine Stellung, und er durfte — nach langem Hoffen und Harren — seine Verlobte heimführen. Als eine unbedeutende Schauspielerin hatte er sie einst in der Universitätsstadt kennen und lieben gelernt. Aber auch künstlerisch schätzen. Sein sicherer Blick betrog ihn nicht: Es bedurfte nur der Glut einer starken Leidenschaft, um sie zur großen Künstlerin reifen zu lassen! Trotzdem hatte ihn der eigenartige Gang ihrer Entwickelung beinahe überrascht. Anfangs, als ihre Liebe zu ihm entlodert war, hatte ihr heißquellendes Temperament die Hörer mit fortgerissen. Aber es war darin mehr naive Naturkraft als bewußte

Kunst. Ganz plötzlich aber, wie durch ein Wunder, war aus der warmblütigen Aktrice eine feinfühlige Menschendarstellerin, eine seelenforschende Bildnerin geworden. Das entdeckte man, als sie einen der modernen Frauencharaktere verkörperte. Die ganze Erscheinung klang da harmonisch zusammen mit ihren Gebilden. Die schlanke, zerbrechliche Gestalt und die gleitenden, so überaus graziösen Bewegungen, das rätselvolle Auge, aus dem es so seltsam, so wetterschwül leuchtete! Die schmalen feinen Züge, auf die ein lastendes Leid oder auch eine ferne, düstere Erinnerung ihren Schatten zu werfen schien. Und vor Allem die umschleierte, dunkle Stimme, die so erschütternd weinen und so vernichtend anklagen konnte. Dazu ein fast unheimlich instinktiver Spürsinn für die Regungen der weiblichen Seele. Jedes Frauenschicksal, das Ibsen oder Hauptmann gezeichnet, schien sie mit zu erleben. So schritt sie von Sieg zu Sieg, mit jeder Rolle wachsend und doch auch mit jeder sich selbst verzehrend. Bis sie ihr Verlobter sich heimholte. Sie folgte ihm freudig; leichten Herzens auf all die Triumphe verzichtend. Denn sie liebte ihn wahrhaft, und sie mochte wohl auch fühlen, wie rasch ihre Kraft sich an ihren Gestalten zerrieb. Ihr Ruf war tadellos geblieben, und so ward sie jetzt für alle Schichten der Gesellschaft das Idealbild einer glücklichen, vom Zauber der Kunst verklärten Frau. Und doch lag es über ihr wie ein Hauch verträumter Melancholie. Ihre Liebe war heiß und lodernd, aber ihre Freude konnte nicht lachen. Wie ein verschüchtertes Kind war diese, das plötzlich in allzu lautem Jubel vor sich selbst erschrickt. So glich ihr Wesen jenen sagenumwobenen, waldstillen Seeen, aus denen manchmal ein klagendes Läuten steigen soll. Von verschütteten Städten erzählt der Klang, von ihrer Schuld und ihrem Untergang. — —

Jener abendlichen Begegnung war nun doch eine böse, sorgenvolle Nacht gefolgt. Jetzt, nachdem Robert in seine Redaktion gegangen war, starrte sie immer und immer wieder auf eine Stelle im Morgenblatt.

„Warum uns in den letzten Tagen der absterbenden Saison noch diese längst verblaßte Scheingröße vorgeführt werden mußte, das gehört mit zu den unerforschlichen Ratschlüssen unserer Theaterleitung. Es war fast bemitleidenswert zu sehen, wie der traurige Held mit den welken Resten einstigen Könnens seinen Part aufzuputzen versuchte. Der Gast ist hoffentlich damit abgetan. Oder glaubt die Direktion vielleicht, daß uns aus solchen Ruinen neues Leben erblühen soll?"

Das hatte ihr Gatte geschrieben.

Die Worte waren von grausamer Wahrheit. Auch ihr Witz war billig: Man fühlte, daß es dem Schreiber nicht lohnte, mehr des Geistes an den Gegenstand zu verschwenden. Und doch quoll es zu ihr daraus wie ein Grauen. Dieser Hohn mußte den eitlen Komödianten reizen! Und daß ihr Schicksal, ihr Aufenthalt ihm wohl bekannt war, das hatte ihr jener einzige Blick gesagt.

Sie erhob sich voll steigender Unruhe. Sie versuchte, sich durch die Lektüre, durch die gewohnten Arbeiten zu zerstreuen. Aber die Angst peitschte sie rastlos umher. Diesmal — das fühlte sie — war die Gefahr nahe. Bei jedem Ton der Klingel schrak sie zusammen.

Wenn er nun selbst käme — —

Sie schlug die Hände vor das Gesicht: nur das nicht — nur das nicht! Und wieder irrte sie durch die Zimmer. Da blieb ihr Blick an einem ihrer Bilder hängen. Es stellte sie in der Rolle dar, in der sie als junge Anfängerin zum ersten Male die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Das war damals, während des Sommerengagements in der Hafenstadt — ein paar Monate darauf war sie die Beute jenes Mannes geworden.

Sie starrte auf das Bild mit einem Blick des Hasses. Daß sie das Jahre lang um sich geduldet hatte!

Da schrillte wieder die Klingel.

Das Mädchen erschien: „Gnädige Frau! — ein Bote bringt diesen Brief — einer Antwort bedarf es nicht.“

Sie riß den Umschlag auf und las:

„Gnädige Frau! Wenn in Ihnen noch ein Rest der Teilnahme lebt für das Schicksal eines Mannes, der Ihnen einst in glücklichen Tagen nahe gestanden, so legen Sie bei Ihrem Gatten ein gutes Wort für mich ein. Ich will offen reden: Seit drei Jahren ringe ich vergeblich um ein festes Engagement an einer besseren Bühne. Diese Stadt ist meine letzte Hoffnung: stürz' ich hier, so fürchte ich abwärts zu gleiten. Die Direktion will mir wohl, das Publikum hat applaudirt — in der Hand Ihres Gatten liegt jetzt mein Geschick. Ich grüße Sie in steter Ehrerbietung.“

Sie steckte den Brief zu sich — also nichts weiter, keine Drohung, nur eine Bitte. Sie würde ihm ruhig schreiben, daß ihre Fürsprache nichts vermöge, daß es nicht in ihrer Macht läge, das kritische Gewissen ihres Gatten zu beeinflussen — und auch nicht in ihrer Gewohnheit. —

Doch dann?

O, sie kannte diese abgespielten Virtuosen: ihre tödlich verletzte Eitelkeit scheute vor keiner Rache, ihre Verzweiflung vor keinem Mittel zurück. Er würde wieder schreiben, er würde dringender werden, offener andeuten —

Nein! das wäre ein Schurkenstreich, und überdies ein nutzloser!

Das wollte sie ihm vorstellen!

Und wie, wenn er nun still seines Weges zog?

Dann mußte er von Stufe zu Stufe gleiten, und einmal würde doch die Stunde kommen, wo er wieder bittend, ja vielleicht drohend an ihre Tür pochte! —

Sie fühlte: solange dieser Mann lebte, blieb sie ihm rettungslos preisgegeben. Er hielt sie fest an der Kette dieser schmachvollen Erinnerung.

Und warum das Alles?

Weil sie feige geschwiegen, als zu reden noch die Zeit war.

Und wieder empfand sie die ganze Hohlheit ihres Eheglücks. Sorglos, jenen Ansiedlern gleich, die über der tückisch grollenden Erde, auf dem lockenden fruchtstrotzenden Gelände ihre Häuser bauen, hatte auch sie ihr Glück auf dem Boden der Lüge aufgerichtet. Nun wankte der trügerische Grund und drohte, ihr Paradies zu verschlingen.

Und diese Lüge war zudem so feige, so unwürdig gewesen!

Sie dachte sich in die Seele ihres Mannes. Wie nun, wenn in diese das grelle Licht der Wahrheit fiele! In seine starkgeistige, gefestete Seele! Würde er sie ertragen?

Gewiß, damals in dem aussichtslosen Jammer ihres Brautstandes, als sein Glücksschiff dem Scheitern nahe war, hätte diese Enthüllung ihn in die Tiefe gerissen. Jetzt aber, da sein Schicksal fest mit dem ihren verkettet war, jetzt würde er daran nicht zu Grunde gehen! Die Kraft seiner Liebe wird auch die Kraft zur Verzeihung finden.

Nur müßte sie bald reden — aus freier Entschließung!

Und immer klarer stand es vor ihrem Auge: das war der rechte Weg: die herbe, die heilende Wahrheit! — —

Als Robert aus der Redaktion heimkehrte, reichte sie ihm den Brief. Er gab ihn lachend zurück.

„Bah! Was zeigst Du das erst? Du hast gestern selbst meinem Urteil nicht widersprochen! Willst Du mich heute etwa umstimmen — einem ehemaligen Kollegen zu Liebe?"

„Er war mehr als mein Kollege!"

„Nun also — Dein Freund!"

„Auch das nicht," erwiderte sie fest, „er war — mein Verführer!"

Robert taumelte zurück. „Bist Du wahnsinnig?"

„Höre mich ruhig an. Ich habe mir Alles überlegt, und ich bin entschlossen, die volle Wahrheit zu sprechen. Du weißt, daß ich damals, vor zehn Jahren, nach Danzig ging. Du hattest keine Stellung, und ich war eine Anfängerin, eine hoffnungsvolle, wie man wohl zu sagen pflegt. Aber was half mir das? Die Direktionen wollten mich nicht häufiger herausstellen, weil mir die Protektion und auch der nötige Flitterkram fehlten. Dazu Deine verzweifelten Briefe. Jeder berichtete von einem neuen Fehlschlag. Ich war damals so verbittert, so gottverlassen in meinem Elend, daß ich jedes freundliche Wort wie einen Sonnenblick grüßte. Meine Kolleginnen flirteten mit der Lebewelt; ich hielt mich von dem Trubel fern. Für diese läppischen Liaisons schien ich mir denn doch zu gut. Da kam jener Mann in unsere Stadt — damals ein gefeierter Künstler. Ich sah ihn spielen, und ich war geblendet. Er aber folgte mir auf Schritt und Tritt, er sandte mir Blumen, glühende Verse, die ich für Wahrheit nahm; er versprach, meiner Kunst durch seinen Einfluß eine glänzende Zukunft zu sichern. Was willst Du? Ich war ein junges Ding, das schon an seinem Glücksstern verzweifelte. Meiner Eitelkeit schmeichelte es, unter den

tausend Verehrerinnen die Erkorene zu sein, und so ging ich berauscht, halb ahnungslos ihm in's Netz.“

Sie hatte das Alles scheinbar ruhig hergesagt, kraft jener Gewalt, die sie über das Wort besaß. Nur die Hast, mit der sie durch die Zimmer schritt, verriet ihre tiefe Pein. Jetzt blickte sie angstvoll fragend zu ihm auf.

Aber kein Laut kam von seinen Lippen, er starrte sie wie gelähmt in wortlosem Entsetzen an.

Da stieg die Angst in ihr höher, und sie fuhr bebend fort: „Du wirst mich fragen, warum — warum ich Dir das Alles nicht eher gesagt, nicht damals, als ich die Schuld auf mich geladen. Aber ich liebte Dich ja trotz Allem so innig! Und dann schriebst Du auch damals gerade, daß Deine letzte Hoffnung gescheitert, daß Dein Stück abgelehnt worden war. — Hätte ich Dir damals meinen Verrat bekannt — ich hätte Dich sicher für immer verloren. Und siehst Du, das allein war's: die Furcht vor Deinem Verlust und die Scham, sie hatten mich schweigen lassen, nur sie! Nicht aus Angst vor Deinem Zorn, — aus Liebe zu Dir, aus Angst um Dein Glück hatte ich diese Last zehn Jahre lang knirschend mit mir herumgetragen! Da tauchte dieser Mann wieder auf — und jetzt —“ sie riß an ihrem Halskragen, als drohe sie zu ersticken — „jetzt ertrage ich es nicht länger! Meine Liebe soll ihr Leben nicht durch eine Lüge fristen!“

Er schwieg noch immer.

Und sie fuhr fort, nur um dieses ängstigende Schweigen zu brechen: „Sieh! Alles, was ich in meiner Kunst geworden — ich danke es dieser Sünde! Aus ihr sind alle meine Gebilde geboren, in schlummerlosen Nächten voll Reue und Verzweiflung. Ja, habt Ihr denn das nicht gefühlt? Das schrie ja aus mir — hundertmal — wie ein Angstruf, wie ein Bekenntniß! Aber freilich — mit Eurem Beifall habt Ihr sie erstickt — die wimmernde Stimme der Schuld. Selbst Du hast sie nicht zu hören vermocht und nahmst für Kunst, was doch unsäglichste Qual war — und gingst wie ein Blinder an mir vorüber, zehn volle Jahre lang! So gläubig, so töricht war Deine Liebe!“

Sie sah mit wehem Lächeln zu ihm empor. Jetzt traf sie sein Blick, doch voll so qualvollen Staunens, voll so grenzenlosen Entsetzens, daß sie bis ins Innerste erschauerte.

Da warf sie sich in höchster Angst an seine Brust. „So rede — so sprich doch ein Wort.“

Aber mit jähem Ruck schüttelte er sie von sich ab. „Fort von mir — fort!“ krächzte er, wie ein Stummer, der im rasenden Schmerz einen Laut der Sprache findet. Sie glitt an ihm herunter, kaum fühlte sie noch, wie ihr Kopf hart auf den Boden aufschlug. Dann legte es sich wie ein blutroter Schleier um ihre Augen.

Nach einer Weile erwachte sie, mühsam richtete sie sich empor; das Zimmer war leer. Die Dämmerung war hereingebrochen und wob ihr

graues Leichentuch um alle Deutlichkeiten, um alle Qualen des grellen Tages. Da kauerte sie sich fröstelnd in die Sophaecke. Das Fenster hellte sich im Schein der Laterne, allmählich verrauschte das lärmende Leben der Straße — sie aber starrte, tränenlos in ihrem Jammer, in das Dunkel — und wartete — und wartete — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen, wo der breite Strom ein Knie macht, hat man das vorspringende, von Weiden und dichtem Gebüsch bestandene Ufer zu einer Art Ruheplatz umgewandelt. An schwülen Sommerabenden, wenn der Mond auf den Wassern liegt und erfrischende Kühle daraus hervorsteigt, läßt sich's dort gut träumen und nicht minder gut küssen. Jetzt aber, im Dämmer des Spätwintertages, hatte der Ort etwas Unheimliches. Die schwarzen Wellen brodelten und spülten begehrlich um die schmale Landzunge, in das dürre Gestrüpp griff pfeifend der Märzwind, mitten auf dem Strome blinkte noch die graue Eisfläche mit ihren Sprüngen und Rissen, nur manchmal löste sich eine Scholle, trieb abwärts und barst krachend an den Blöcken, die wie riesige Wächter vor den ersten Häusern aufragten. Drüben, wo der Kanal einmündete, stürzte sich das hochgeschwollene Wasser brüllend über das Wehr, dahinter aber lag, im rosigen Leuchten des Tages, die Stadt. Wie zwei erhobene Finger winkten die Türme des Domes herüber, neben ihnen, einem wuchtigen Bollwerk gleich, das langgestreckte Gebäude der Akademie. Das Alles hob sich scharf von dem rötlichen Hintergrunde ab, wie ein Wunderland, das im goldenen Glanze herüberwinkt. Aber schon senkte sich die lastende Schicht des Nachtgewölks hernieder, der helle Streifen ward schmäler und schmäler, bis er endlich völlig erlosch. An den Quais flammten die Laternen auf, und jetzt spannte sich auch wie eine glitzernde Girandole weit hinten die Lichterreihe der mächtigen Brücke über den Strom.

Dorthin hatte es Robert getrieben. In dumpfer Betäubung, ohne Zweck und Ziel, war er durch die Straßen der Stadt gerannt, durch die drängende Menge, vorüber an dem rasselnden Fuhrwerk, hinaus in die menschenleere, totenstille Uferallee. Fast mechanisch stapfte er durch den nassen Schnee, nur von dem einen Gedanken geleitet, dieses ekle, lärmvolle Leben weit hinter sich zu lassen. Endlich nötigte ihn die physische Erschöpfung zum Niedersetzen, und er versuchte zum ersten Male, seine Gedanken zu sammeln. Was ihn zunächst beherrschte, war eine Art ingrimmigen Hohnes. Zehn Jahre lang hatte er um sein bischen Glück gedarbt und gerungen, und jetzt war er doch der Genarrte. Alles hatte er auf diese eine Karte gesetzt und nun, nach einem kurzen Rausch des Gewinnes, Alles verloren. Ein Einsatz blieb ihm nicht mehr; wie sollte er das Spiel noch fortsetzen? Was war da noch zu erwarten? Sollte er liebeleer, als ein Gebrochener, durch das Leben irren? Weiter Kritiken schreiben? Und an den freien Abenden in die Schänke zu den Fachsimplern oder zu gekauften Dirnen? Und dann

Nachts zurück in sein verödetes Heim? Denn ein Weiterleben mit ihr — das würde eine einzige Lüge werden und eine sich täglich erneuende Höllenqual.

Was also dann? Sollte er ein Ende machen?

Wie lockende Schauer stieg es aus dem Strome zu ihm auf — es galt nur das Eine, das Letzte zu überwinden, den furchtbaren Kampf mit den gurgelnden Wassern. Aber vor dem Einen graute ihm — das blieb ihm immer noch — heut — morgen — wenn er sie noch einmal gesprochen haben würde. Gewiß — das war feige! Aber wog selbst diese bitterste aller Enttäuschungen ein Leben auf, ein inhaltsvolles Leben mit seinen tausend Möglichkeiten?

Im Grunde war ja die Sache so entsetzlich dumm: ein Fehltritt, in Jugendtorheit begangen, sollte zwei ernste, in Glückesfülle strotzende Seelen vernichten? Wie ein Funke, der in das erntereife Kornfeld sprüht. Zum Teufel auch! Warum hatte sie nicht geschwiegen? War nicht jedes Glück ein Luftgebild, aufgebaut aus farbigen Vorstellungen, gezaubert aus dem Willen zum Glück? Was trieb sie also, den schönen Wahn zu zerstören? Warum stieß sie ihn in den Abgrund, der doch seinen Blicken verhüllt geblieben war?! An ihrer Hand hätte er weiter wandeln können, sicher und sorglos, über blühende Matten, in Duft und Sonnenglanz — immer weiter — bis hinab in das dunkle Tal des fernen Todes. Tat es not, den süßen Traum zu trüben, wenn er da unten doch einmal erlischt?!

Was für eine Närrin war sie doch! Eine Mörderin aus Ehrlichkeit — ja wahrhaftig — aus plumper, kindischer Ehrlichkeit! Eine grenzenlose Wut ergriff ihn — nicht gegen die Lügnerin, die ihn zehn Jahre lang getäuscht — nein — gegen die blöde Bekennerin der Wahrheit. Und er stieß mit dem Stiefel gegen die Schneeschicht, daß ihm die nassen Klumpen ins Gesicht spritzten. So hatte er es als Kind schon getrieben — immer hatte sein Ingrimm nach einem Gegenstand der Zerstörung gesucht, das bot ihm eine Art Erleichterung.

Plötzlich fiel ein heller Schein auf den Schnee. Der Laternenwärter hatte die Lampe hinter der Bank angezündet und schritt nun, kopfschüttelnd über den einsamen Mann, davon.

Robert starrte nieder auf den Lichtstreifen, der da am Boden flimmerte. Sein Blick heftete sich an dieses Fleckchen nassen, schmutzigen Schnees. Wahrhaftig! Dort, wo er ihn zerstoßen hatte, sproßte schon das frische Grün hervor. Und mitten darin — ein versprengter Vorbote des Frühlings — eine Primel!

Und das Heer seiner jagenden Gedanken blieb auf einmal an diesem unscheinbaren Pflänzchen haften. Das da unten war auch gestorben und doch wieder erstanden. Unter der grauen, kotigen Schneekruste war es aufgekeimt, dem wärmenden Sonnenlichte entgegen. Die ewig sich verjüngende Kraft der Natur sprach hier zu ihm, sie sproßte aus dem erstarrten

Boden, sie blühte selbst über zertretenen Gräbern und verschütteten Tempeln als ein leuchtendes Symbol. Was bedeuteten all' die qualvollen Erdenkämpfe gegen dieses zeitlose Wunder? Nein — was noch Werdekraft in sich spürte, das sollte nicht völlig absterben: — den Keim, den schöpferischen, ihn vor Allem galt es zu hüten für einen kommenden Frühling.

Konnte auch ihm noch einmal ein Frühling erstehen? Vielleicht, wenn die Jahre dahingegangen, an der Seite einer Anderen?

Und er verglich im Geiste alle die reizvollen Frauen, die ihm begegnet, mit jener Einen. Aber sie Alle verblaßten. Nie — nie würde Eine kommen, die ihn ihr Bild vergessen lassen würde!

Nein — das fühlte er: — wenn es einen Rückweg gab, dann führte er einzig — zu ihr. Aus ihr war sein Glück geboren — aus ihr mußte es weiter blühen — oder untergehen!

Wenn nur dieses Eine nicht zwischen ihnen stände —

Aber war es denn so ganz unmöglich, dieses Eine zu überwinden? War es denn nicht abgebüßt in Nächten voller Jammer, nicht aufgewogen durch tausend Opferspenden beseligender, büßender Liebe? War nicht gerade das Geständniß, das er eben in verblendeter Wut verflucht hatte, das rührendste, das beredteste Zeugniß dieser Liebe — einer heiligen Liebe, die rein und fleckenlos vor ihm stehen wollte, weil sie die Lüge nicht mehr zu ertragen vermochte? Demütig beichtend neigte sie vor ihm ihr Haupt und wartete auf das erlösende: „absolvo te."

Und warum sollte er es nicht sprechen? War es nicht im Grunde ein veraltetes Vorurteil, die Seelen zu zerquälen eines physischen Aktes wegen, der halb im Wahn geduldet worden war?! Schien es denn eine unumstößliche Wahrheit, dieses grausame Dichterwort: „Darüber kann kein Mann hinweg!"? Hunderte solcher Wahrworte waren hinweggespült worden von den brausenden Wogen einer neuen Morallehre — warum nicht auch dieses?

Wahrlich — wenn es je galt, als ein starker, freier Mann zu handeln, als ein echter Sohn der ringenden Gegenwart — wenn es je galt, sich selbst zu überwinden — so müßte es hier geschehen!

Und er erhob sich — einen festen, kühnen Trotz im Herzen, und schritt heimwärts.

Immer rascher. Je näher er seiner Wohnung kam, desto mehr hetzte ihn der Gedanke, daß er zu spät kommen, daß etwas Furchtbares geschehen sein könnte. Endlich war er am Ziele — er klingelte — er stürmte in die Zimmertür. Dort stand er im Lichte des Laternenscheines, der breit durchs Fenster hereinfiel. Aus dem Dunkel löste sich eine Gestalt, sie wankte auf ihn zu, sie schlang die Arme um ihn, und jubelnd klang es von ihren Lippen: „Du kommst — Du kommst wieder — o! ich hatte es gewußt!"

— —

Robert nahm Urlaub. Sie reisten hinunter in die Wunderwelt Italiens, die sie in den sieghaften Farben des wiedererwachten Frühlings grüßte. Und jeder Tag und jede Nacht war ihnen eine neue Quelle verjüngten, köstlichen Glückes. Wie in einem Rausch lebten sie, als müßte sie jede Minute entschädigen für jene eine Stunde bitterer Qual. Von dem Störer ihres Friedens hörten sie nichts mehr; er war nach dem Debut rasch abgereist. Nie mehr sprach Robert von ihm — er fürchtete den Zauber zu brechen. Sie aber vergalt es ihm durch eine Zärtlichkeit voll bebender Inbrunst, voll tausend erfinderischer Heimlichkeiten. Es schien, als habe ihre Liebe erst jetzt den letzten Schleier abgestreift und zeige sich nun ganz in ihrer schämigen Schönheit. Und auch ihr Wesen war ein anderes: freier und stolzer. Die Freude hatte sie wieder gelernt und das herzfrische, sorglose Lachen. Wie eine Wiedergeborene schien sie und er wie ein Sieger. So kehrten sie in die Heimat zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am ersten Tage nach der Heimkehr. Robert war zeitig aus der Redaktion nach Haus gekommen und saß bald wieder am Schreibtisch. Er wollte die Stunden, die seine Frau für einige Antrittsvisiten verwandte, mit seiner Lieblingsarbeit ausfüllen, mit seinem Drama. Denn heimlich rang er noch immer um die Gunst der spröden Muse. Prüfend überflog er nochmals die letzten Seiten, dann ging er an eine neue Scene. Zwei Liebende sollte sie zeigen, die sich bisher in scheuer Ahnung geflohen, und die nun doch dem Sturme des jungen Blutes erliegen. Er suchte im Geist das Bühnenbild festzuhalten. Da — durch eine wahnwitzige Ideenverbindung — schoß ihm plötzlich der Gedanke an jenen Komödianten durch den Kopf. Aber er sah ihn diesmal nicht allein. In brutaler Deutlichkeit, die tierische, begehrliche Glut in den Zügen, stand er vor ihm, und in seinen Armen — Stella! Es war wie ein Teufelsspuk! — Er versuchte, das Zerrbild zu bannen — umsonst — er konnte nicht los davon. Er schob seine Arbeit bei Seite und las. Aber er vermochte den Sinn der Worte kaum zu fassen, aus jeder Seite grinste ihm jenes Gesicht entgegen.

Endlich erhob er sich und ging ins Freie. Doch hier stürmte die Abscheulichkeit dieser Erinnerung nur noch drängender auf ihn ein. Er heftete seinen Blick auf die bunten Bilder der Straße, er musterte die Passanten, er verkroch sich in das einsame traumstille Grün der Anlagen, es war Alles vergeblich. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn, und sein Herzblut stockte. Er trat hinaus in das Rondel und sah dem Spiel der Kinder zu. Sie hatten sich die Händchen gereicht und drehten sich singend im Reigen. Eine Weile stand er und suchte sich hineinzuträumen in die Unschuld der Kinderseelen. Aber plötzlich schob sich die ekle Vision dazwischen, und er rannte wie ein Gehetzter davon.

Was war das nur? Ein Fieber? Sicher doch, vielleicht eine Folgeerscheinung der im Rausch durchstürmten Reisewochen. Eine Nacht voll gesunden Schlaf würde die überreizten Nerven besänftigen. Vor Allem galt es Stella nichts merken zu lassen. Und in der Tat glückte es ihm, ihr bei seiner Heimkehr mit scheinbar ruhiger Zärtlichkeit entgegenzutreten. Nur ein Flackern in seinem Blick verriet, daß er das Furchtbare gewaltsam niederrang. Doch allmählich im Gespräch mit ihr löste sich die Spannung. — Beim Klange dieser dunklen Stimme, im Zauber dieses klaren, tiefen Auges flutete ein weiches, tröstliches Verzeihen durch sein Herz — und er fand sogar einige Stunden ruhigen Schlafs.

Doch mitten in der Nacht schreckte er aus dem Schlummer empor. Es war, als laste etwas auf seiner keuchenden Brust. Er richtete sich auf, — wirklich — da stand es, das Gräßliche mitten im Zimmer! — Aber das war ja der pure Wahnsinn! Hier an seiner Seite lag seine Frau friedlich atmend — und dort? Er zündete das Licht an und starrte hinüber. Das Bild war wohl jetzt dem grellen Schein gewichen, aber die ekle Erinnerung stürmte quälend durch sein Hirn, und mit der Erinnerung zugleich der Groll gegen sie, die diese Furie entfesselt.

So lag er schlaflos bis zum Morgengrauen. Erst im Lichte des Tages ward er gefaßter, und nun, mit dem erwachenden Leben schwanden auch die Quälgeister. Er ging in sein Bureau und arbeitete, gelassen, unbeirrt, wie sonst. Er konnte sogar mit den Kollegen scherzen. Dann kam die Mittagsstunde, in der er der gewohnten Ordnung gemäß allein auf der Redaktion blieb. Er verwandte diese Zeit meist zu jenen Arbeiten, die eine ernstere Ueberlegung verlangten. Mit den Buchkritiken war er stark im Rückstande geblieben, das wollte er jetzt nachholen. Er blätterte ein paar Novitäten noch einmal durch, die er bereits gelesen. Dann zündete er sich eine Cigarre an, lehnte sich behaglich zurück und suchte im Geiste den Anfang der Besprechung zu formen. Der Roman spielte an der Ostseeküste, dort, wo er Stella einmal besucht hatte — da — mit einem jähen Ruck sprangen seine Gedanken plötzlich ab und, höhnend, aus dem Dunst der Rauchwolken, stieg vor ihm das Bild ihres Verrates wieder empor.

Er fuhr auf und rannte durch das Zimmer. Eine furchtbare Angst kroch ihm ans Herz, die Angst, daß das Gräßliche nie mehr von ihm weichen werde, daß er rettungslos den Peitschenhieben dieser Erinnerung verfallen sei. Aber warum hatte diese da unten geschwiegen? Und da fiel ihm ein, daß sie dort, inmitten all der Herrlichkeit des Südens ja wie im Taumel gelebt hätten, stets befangen von neuen gewaltigen Eindrücken, stets sich betäubend in flammendem Liebesgenuß.

Von dem Tage ab suchte er den Rausch zu erneuern. Eine rasende Glut schien über ihn gekommen, vor der Stella oft angstvoll zurückbebte. Aber diesen Ekstasen folgten immer Stunden der tiefsten Verzweiflung. Dann

rannte er wie ein Irrer durch die Gassen bis weit hinaus zu den schweigenden Feldern — dann sprach er hitzig, in ungewohnten zotigen Scherzen mit seinen Kollegen — dann wälzte er sich schlaflos, von grotesken Bildern der Unzucht gepeinigt, in den Kissen. Stella ahnte wohl endlich den Grund, aber sie hoffte auf die heilende Macht ihrer großen, selbstsicheren Liebe.

Oft, wenn sie ihn am Schreibtisch fand, mit weitgeöffneten Augen in's Leere starrend, strich sie ihm mit weicher Hand über die heiße Stirn und redete zu ihm mit ihrer sänftigenden Stimme, fest und ruhig, bis er wie ein krankes Kind das Haupt an ihrer Brust barg.

Und an dieser tapferen Liebe suchte er sich wohl aufzurichten. Aber immer vergeblich.

Denn immer wieder fühlte er dann, daß ihm diese Liebe vergiftet worden war — wie konnte sie ihm da Trost und Heilung bringen?!

Und einst, als sie ihm wieder in seinem Jammer tröstend nahen wollte, stieß er sie wie eine Verworfene zurück.

Da verließ auch sie die Kraft des Duldens, und sie brach mit wehem Schluchzen zusammen.

Das war das Ende. —

Er stürzte hinaus, er irrte wieder durch die Straßen, die Stromallee hinunter bis zu der Stelle, an der er nach der unseligen Entdeckung gerastet hatte. Und wieder trieb es ihn, dort niederzusitzen. Rings um ihn lag die Landschaft im Dämmerglanze des Mondes; die Sträucher des stillen Platzes standen von hellen Blüten überschüttet, die Böschungen entlang zog sich das junge Grün der Anlagen, das jetzt, von dem zarten Lichte übergossen, melancholisch leuchtete, wie ein Sarggewind aus weißen Rosen. Flimmernd glitt das flüssige Silber des Stroms bis hinab zu der dunklen Häusermasse, über der die scharf umrissene Silhouette der Akademie und des Domes in den fahlen Nachthimmel aufragte. An das Ufer schlugen in einförmigem Takt die Wellen, von drüben her, aus den Gärten, schallten die Klänge eines Konzertes, und dazwischen brauste in dumpfem Grollen das Wehr. Das war ein Blühen und Leuchten, ein weiches Ineinanderströmen von Klang und Farbe, Beide gedämpft durch den stillen, traurigen Frieden dieser Mondnacht.

Ein unsägliches Wehgefühl zog in Roberts Herz. War es nicht hier, wo er die erste schüchterne Spende des Frühlings wie eine fröhliche Verheißung begrüßt hatte? Nun war das Wunder der Wiedergeburt geschehen, nur an ihm nicht! Rings prangte die verjüngte Erde in Duft und Farbenfülle — nur ihm war Alles grau und abgestorben.

Und wieder drängte sich ihm die bange, anklagende Frage auf: warum mußte sie diese Schuld offenbaren? Wäre es nicht besser, in sicherem Wahne dahinzuwandeln als mit vergifteter Seele durch's Leben zu gehen?

Und jetzt ward es ihm zur Gewißheit, daß er dieses Leben nicht mehr würde ertragen können. Und auch sie nicht! Wozu also auf's Neue den zwecklosen Kampf aufnehmen?

Ein schrilles Läuten schreckte ihn aus seinen Träumen. Ein Dampfer strich mit funkelnden Augen wie ein riesiger Nachtvogel durch die aufrauschenden Wogen. Als das Schiff vorüber, hörte er, wie etwas Hartes im Takt der nachziehenden Wellen gegen das Ufer schlug. Er blickte über das Gesträuch: es war ein Kahn, den man wohl von dem nahen Vergnügungsgarten aus angekettet hatte. Er tanzte über den Wassern, die gleißend mit schmeichlerischer Stimme zu dem Träumer redeten. Das war ihm wie ein Wink. Er schritt hinunter, löste die Kette und ruderte durch die aufgestörte Flut dem Wehre zu. Jauchzend empfingen die Wogen das Boot, es bohrte sich in die Tiefe, wirbelte wieder empor und schaukelte — seiner Last jetzt ledig — auf der weißflockigen Gischt, bis es die Wellen zurückwarfen. Dann glitt es ruhig stromabwärts.





Illustrirte Bibliographie.

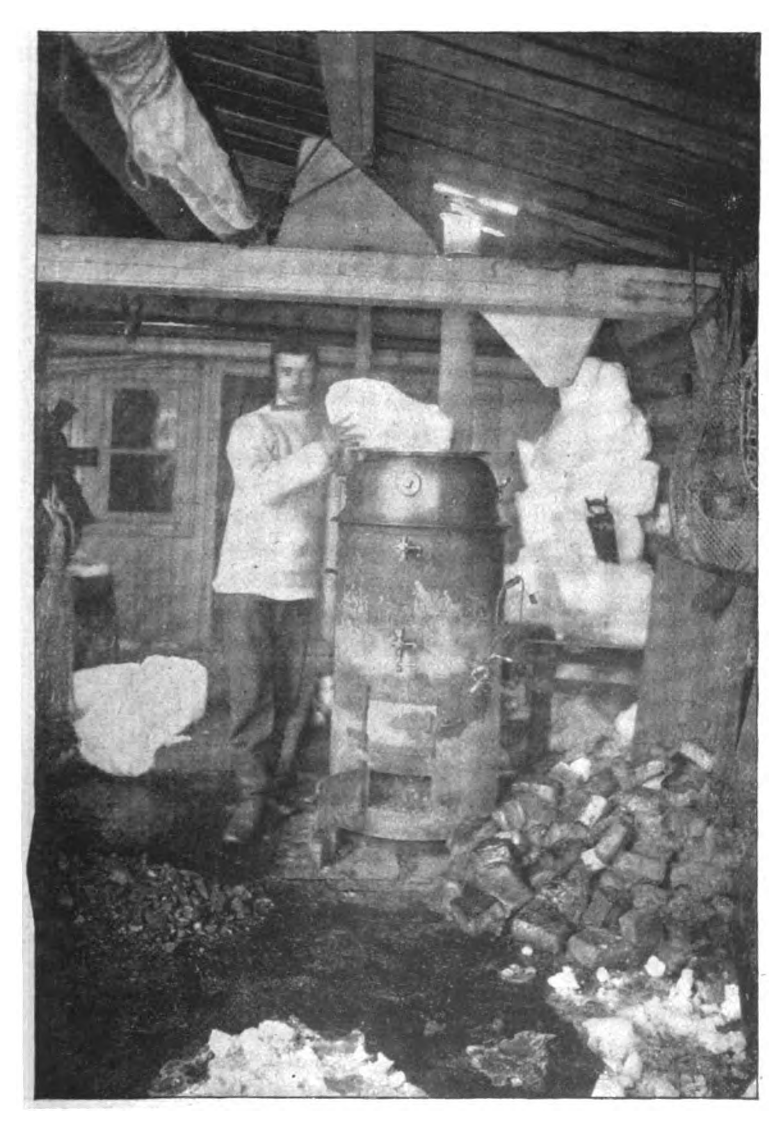
Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolregion von Frederick A. Cook, M. D., Arzt und Anthropologe der belgischen Südpolexpedition. Deutsch von Dr. Anton Weber, k. Lycealprofessor. — Mit zahlreichen Abbildg. — Kempten, Jos. Kösel.

Zu den Problemen, deren Lösung die wissenschaftliche Forschung seit Jahrhunderten immer wieder auf's Neue beschäftigt, gehört die Erforschung der Pole, über denen gleichsam der Schleier des Geheimnißvollen liegt. Während das Interesse sich in erster Linie dem Nordpol zuwandte, und die Forschungsreisen nach jener Gegend bereits im 16. Jahrhundert betrieben wurden, blieb der Südpol lange Zeit hindurch ganz unbeachtet. Seit der denkwürdigen Fahrt des jüngeren Ross in die antarktischen Gewässer vor 60 Jahren, war für die Erforschung des Südpols nichts geschehen. Jetzt aber scheint ein Aufschwung in die Südpolarforschung gekommen zu sein, an der alle civilisirten Nationen angefangen haben, sich zu beteiligen. Belgien hat den Anfang gemacht, ihm folgte eine englische Expedition, und gegenwärtig sind eine deutsche, englische, schottische und schwedische Expedition zur Südpolarforschung unterwegs. Hoffentlich gelingt es hierdurch, die letztere bis zum Stadium zu fördern, in welchem sich gegenwärtig die Nordpolarforschung befindet. — Der Verfasser des vorliegenden umfangreichen Werkes (415 S.) hat als Arzt die von Belgien entsandte Südpolexpedition auf dem hierzu auserſehenen norwegischen Robbenschlägerichiff „Patria“, welches in „Belgica“ umgetauft wurde, mitgemacht. Der Verfasser hat der Bearbeitung sein Tagebuch zu Grunde gelegt und daraus das entnommen, was von allgemeinem Interesse ist. Die wissenschaftlichen Abhandlungen sollen in einem späteren Werk veröffentlicht werden. „Wir sind nicht ausgezogen,“ schreibt der Verfasser, „um den Südpol zu entdecken, sondern es galt die wissenschaftliche Erforschung der unbekannten Grenzgebiete, worin die Expedition einen achtbaren Erfolg zu verzeichnen hat.“ Zum ersten Male hat hierbei die Expedition die lange, antarktische Nacht mit ihren schaurigen Winterstürmen durchgemacht. Das Zustandekommen der belgischen Südpolarexpedition ist in erster Linie den energischen Bemühungen des Leutnants Adrian de Gerlache zu verdanken, der durch die Hilfe der belgischen Regierung und durch öffentliche Sammlungen die erforderlichen Geldmittel flüssig gemacht hat. — Ende August 1897 verließ die Belgica Antwerpen, kreuzte den Atlantischen Ocean bis nach Rio de Janeiro, alsdann nach Montevideo, von da durch die Magalhaësstraße nach Punta Arenas und nach dem Kap Horn. Von dieser Tour sei der Aufenthalt in Punta Arenas erwähnt, der südlichst gelegenen Stadt der Erde, der Metropole der äußersten Spitze des amerikanischen Kontinents, der Hauptstadt von chilenisch Feuerland und Patagonien. Das dortige Leben und Treiben erregte lebhaftes Interesse, und der Verfasser giebt über die Entstehung dieses interessanten Ortes historische Daten. Während der ersten Hälfte des December war die Expedition in Punta Arenas verblieben. Von hier ging es weiter durch die



Ein Ona als Bogenschütze.
Aus F. A. Cook, Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Kanäle von Feuerland; das rauhe Land und wilde Leben der Feuerländer wurden näher studirt. Besonders interessant sind die Onas, ein Volk von Riesen, deren Heimat die Hauptinsel von Feuerland ist. (s. Abbildg.)



Aus: F. A. Cook, Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Am 3. Januar 1898 nahm die Belgica die Route durch den Beaglekanal, in der Absicht, von hier aus die Richtung nach Süden einzuschlagen. Das Auflaufen auf ein Riff war hierbei ein sehr ungünstiges Intermezzo; es gelang aber, das Schiff wieder flott zu machen, und nun ging es unter mancherlei Gefahren der neuen Eiswelt entgegen,


Riesensturmvogel.

nach den Alexanderinseln und über den südlichen Polarkreis hinaus in das erste Packeis. Mit steigender Spannung folgt man dem Bericht des Verfassers, in welchem er die Fahrt am Rande des Packeises entlang schildert. Dann ging es am 25. Februar durch unbekannte Gewässer in das zugefrorene Meer. — Zur Wassergewinnung für das Schiff wurde, wie aus der Abbildung zu ersehen, verfahren. „Tag für Tag," schreibt der Verfasser unterm 5. März, „haben wir versucht, in günstige Wasserrinnen zu gelangen, aber jeder Versuch brachte uns eine Enttäuschung. Der Plan, in diesem Jahre noch nach Süden vorzudringen, mußte aufgegeben werden. Ende April war die Belgica für die Gefangenschaft des Winters behaglich eingerichtet. Während der folgenden langen Monate waren die Riesensturmvögel, die sich mit Vorliebe am Rande des Packeises aufhalten, wo sie gelegentlich in offenen Rinnen fischen oder sich auf tote Robben oder Pinguins herabstürzen, die ständigen Gefährten (s. Abbildg.) So kam der Monat Mai heran, der verhältnißmäßig warmes Wetter brachte, denn es stieg die Temperatur schon einmal 1/2 Grad über Null. Mit dem 15. Mai Nachts 12 Uhr begann die lange Nacht. Das Licht entschwand so allmählich," schreibt der Verfasser, „daß wir uns dieser traurigen Wirklichkeit gar nicht voll bewußt wurden. Waren doch durch die seitdem geführten wissenschaftlichen Untersuchungen, ferner durch Instandsetzung der Kleidung und Einrichtung des Schiffes für den Winter, wir zu sehr beschäftigt, als daß wir auf das betrübende Schwinden des Tages unsere Aufmerksamkeit hätten richten können."

Ein besonderes Interesse beansprucht die Schilderung des Verfassers über die geistige und körperliche Verfassung der Schiffsbemannung, aus der man einen Schluß auf die harten Anforderungen ziehen kann, die an Polfahrer gestellt werden. Der Belgier Emil Danco, Physiker, der mit einem alten Herzleiden behaftet war, erlag den Strapazen. Wie sehr der Gesichtsausdruck sich während einer solchen Polarfahrt verändert, erweisen die photographischen Aufnahmen vor der Abreise und nach der Rückkehr resp. nach Ablauf der langen Nacht. Mit dem 22. Juni war die Mitte der Nacht und die des Winters erreicht, und der Mut fing an sich zu heben, nachdem die Klagen über Unlustgefühle, Stumpfsinn, allgemeine Schwäche und Störung der Herztätigkeit zugenommen hatten. Der Verfasser, als Arzt, bespricht in sehr interessanter Weise das Nähere dieser Krankheitserscheinungen, die er mit Polaranämie bezeichnet. Am 25. Juli wurde schon ein Blick der Sonne erhascht, und damit fing wohl einigermaßen an, Fröhlichkeit in die Gemüter zurückzukehren, aber Stürme und Kälte, die im August und September eintraten — am 8. September war die niedrigste Temperatur — 43° C. — wirkten doch noch sehr ungünstig auf das körperliche Befinden ein. Erst allmählich mit dem Fortschreiten des Polarsommers, von Ende November ab, besserte sich das Befinden. Nach Ueberwindung noch so mancher Schwierigkeiten begann am 1. Februar die Aufnahme des Kurses nach Norden und damit der Abschluß der Expedition. Am 28. März 1899 wurde nach 15monatlicher Abwesenheit von der civilisirten Welt der Hafen von Punta Arenas erreicht und dann die weitere Rückkehr nach der Heimat angetreten. —


Riesenraubmöve.

In einem wissenschaftlichen Anhang werden behandelt: „Die Resultate der belgischen Südpolar-Expedition (Geographie und Geologie, Astronomie und Erdmagnetismus, Meteorologie, das Eis, Oceanographie, Zoologie und Botanik), ferner das antarktische Klima, die Tiefenverhältnisse der antarktischen Meere, astronomische Ortsbestimmungen, die Schifffahrt im Packeise und schließlich die Aussichten

der Südpolarforschung. Der Verfasser hat in dem Werke eine im höchsten Maße ansprechende Darstellung der Südpolar-Expedition gegeben. Frisch und anregend, stellenweise mit Humor gewürzt, sind seine Schilderungen. Da der Verfasser bereits ein Begleiter Pearys in Nord-Grönland war, so vermag er zwischen Nord- und Südpolregion interessante Vergleiche anzustellen. — Das Werk ist von der Verlagshandlung mit zahlreichen, sehr guten Abbildungen, meist Photographien, aber auch mit Abbildungen im Farbendruck vorzüglich ausgestattet; auch sind drei Kartenskizzen zur Veranschaulichung der Reiseroute dem Werke beigegeben. Ein Register am Schluß vervollständigt das recht gut übersetzte Werk, das eine wertvolle Bereicherung der geographischen Litteratur bildet. Es sei hiermit allen gebildeten Kreisen, im Speciellen allen Freunden der Erd- und Länderkunde auf's Wärmste empfohlen. Man liest das Werk von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse. K.

Etudes sur la nature humaine. Von Élie Metchnikoff. Paris, Masson et Cie. Editeurs, 1903.

Élie Metchnikoff, Professor am Institut Pasteur in Paris, hat ein Werk, das er als einen „Essai de philosophie optimiste" bezeichnet, über die menschliche Natur geschrieben. Das Buch ist, wie er im Vorwort sagt, nicht für das große Publikum bestimmt, sondern wendet sich vor Allem an Biologen. Nichtsdestoweniger erregt es in weiteren Kreisen Aufsehen, und man kann in französischen Blättern Citaten daraus sowie Lobpreisungen und Würdigungen begegnen. Metchnikoff hat ja ein Thema zur Diskussion gebracht, über das sich so unendlich viel sagen läßt. Er hat mit scharfen Umrißlinien seine Meinung über die sogenannten letzten Fragen, über Zweck und Wert des Lebens, Glück und Unglück, was wir von der Zukunft zu erwarten und wie wir in der Gegenwart zu marschiren haben, gezeichnet. Wir begegnen einem klaren, für popularisirende Darstellung begabten Geiste vom Schlage jener Büchner und Haeckel, die er zu citiren liebt, einem gewandten Ordner seiner Gedanken, wie sich das bei einem französischen Schriftsteller beinahe von selbst versteht.

Man hat die milde Ruhe bewundert, mit der der Verfasser zu Werke geht. In der Tat werden polemische Ausfälle durchaus vermieden. Ein stiller wissenschaftlicher Arbeiter schafft da das Seine. Aber die glänzenden Vorzüge seiner Art und Weise, das präcise Hinsetzen der eigenen Anschauung, die kräftige Führung und sichere Verteilung des Ideenmaterials, haben auch Nachteile im Gefolge, Nachteile, die freilich nicht unmittelbar solchen lobenswerten Eigentümlichkeiten entspringen müssen, die sich indessen vielfach gerade mit diesen verbunden finden. Die arbeitsame, auf bestimmte Ziele gerichtete Energie, die nicht bloß für das praktische Leben als eine der köstlichsten Errungenschaften des Menschengeistes zu schätzen ist, bringt es mit sich, daß eine hart ablehnende Haltung allem Störenden gegenüber gewohnheitsmäßig eingenommen und möglicher Weise oft der Wert der Störungen unterschätzt wird. „Il ne faut pas s'écouter trop," scheinen diese Geister sich zum Grundsatz gewählt zu haben. Es sind keine feinen Lauschernaturen. Sie horchen nicht auf die ablenkenden Forderungen des Gemütslebens, denen sich der Dichter und Träumer hingiebt. Alle Versuchungen dieser Art werden — wie etwa ein Mönch fleischliche Gelüste als Teufelsverführung in sich bekämpft — zurückgewiesen. Der metaphysische Geist ist dem Positivismus eine Störung und ein Aergerniß.

Vielleicht gelangen wir zu einem höheren Frieden noch, als ihn der gewiß nicht streitsüchtige Metchnikoff besitzt, wenn es möglich wäre, zu einer noch versöhnlicheren Weltanschauung durchzudringen, für die es kein Aergerniß an den Träumen und den Hoffnungen über das scheinbar allein wissenschaftlich Berechtigte hinaus geben kann.

Metchnikoffs Buch zerfällt in drei Teile. Im ersten werden die Uebel der menschlichen Natur zur Sprache gebracht. Der Verfasser, ausgerüstet mit den vorzüglichsten Kenntnissen der Naturwissenschaft, breitet alle Mängel und Unglückserzeuger der menschlichen Organisation mit bedachtsamer Objektivität vor uns aus. Er klagt keine Gottheit an, — er richtet nicht, aber er scheint zu wissen, und ich glaube, hier sitzt der erste Fehler des Werkes; denn mich will bedünken, das Umgekehrte ist am Platze: Wir dürfen und müssen richten, wir können Werturteile über das Leben nicht zurückhalten, aber anstatt zu meinen, daß wir etwas wissen, ist es geraten, der symbolischen Proportion eingedenk zu sein: Jede endliche Größe verhält sich zum Unendlichen gleich Null, sie verschwindet, — wir wissen so gut wie nichts gegenüber dem Unendlichen, darauf läßt sich weiterbauen;

das ist auch eine Wahrheit. Aus ihr ergiebt sich die richterliche Konklusion: so wollen wir das Urteil fällen, welches unserem Herzen am besten zusagt, und hier hätte nun das religiöse Gefühl in seine Rechte zu treten.

Der zweite Teil des Werkes beschäftigt sich mit den — nach der Ansicht des Verfassers verfehlten — Harmonisirungsversuchen durch Religionen und philosophische Weltinterpretation. Auf das schmerzvolle Lied der Einführung folgt die Gegenstrophe: Menschliche Reaktion gegen natürliche Uebel. Zur Beruhigung läßt es der Autor jedoch noch nicht kommen. Sie soll dem letzten Teile vorbehalten bleiben. Als Hauptrolle der Religion gilt dem Verfasser die Aufgabe, über die Unvermeidlichkeit des Lebensendes zu trösten. Daneben wird auch besprochen, was die Religionen sich sonst noch zugetraut haben: Regulirung der Ernährung und Fortpflanzung, Krankheitsheilung, bis endlich die Differenzirung der Geistesgebiete den schwachen Priesterhänden abnimmt, was zu viel geworden ist, um eines Lebens Bürde sein zu können.

Dem Buddhismus widmet Metchnikoff besondere Aufmerksamkeit. Buddha selbst scheint ihm die herrlichste Todesweisheit bereits erreicht zu haben, aber sie war zu hehr, um sich so zu erhalten. Erst als seit dem Erwachen des wissenschaftlichen Geistes in Europa die Erkenntniß durchdrang, daß die Idee eines künftigen Lebens auf keiner ernsten Unterlage gebaut ist, — Metchnikoff führt als Beweismaterial die Wirkung der Anästhetika auf das Seelenleben in's Treffen —, erwachte wieder die Aufgabe und gemütliche Nötigung, sich mit dem Tode „for good“ abzufinden. Bevor wir nun aber hören, wie das im Geiste der Metchnikoff'schen Wissenschaft zu geschehen hat, zieht noch eine Reihe heroischer Denkergestalten an uns vorüber, eine Reihe, die mit dem edlen Plato beginnt und bei einigen sterblichen Größen unserer Tage endigt. Allen malt der Verfasser einen wehmütigen Zug um die Mundwinkel. Er spricht von der „note sceptique qui jaillit de son argumentation“ (p. 216) bei Plato, von der melancholischen Resignation eines Cicero, Seneca und Marc Aurel. Ueber Spinoza, Kant, Fichte und Hegel gelangen wir endlich zum modernen Pessimismus, wobei auch die Poeten (Lord Byron 2c.) in Berücksichtigung gezogen werden. Der Pessimismus erscheint unserem Verfasser für den Fortschritt nützlich, aber nicht als aller Weisheit letztes Wort. In bunter Auswahl kommen nun noch einige Tröster zur Sprache, und hier wird wohl auch Alles flüchtig gestreift, was zu einem heilsamen und frohen Glauben die starke Unterlage böte.

* * *

Im dritten Teile wird geschildert, was die Wissenschaft zu leisten vermag, um Leiden zu lindern. Was uns Metchnikoff positiv als Anhalt geboten, sind Träume eines naturwissenschaftlich vortrefflich gebildeten, in Pasteurs serotherapeutischer Schulung aufgewachsenen, edel wollenden Mannes. Er erwartet von den Fortschritten der medicinischen Wissenschaft den reichsten Segen; die vernünftige Körperpflege und Diät wird den Menschen ein hohes gesundes Alter erreichen lassen. Im Kampf der Zellen im Organismus werden dann nicht mehr die minderwertigen über die kostbaren obsiegen. Senilität als krankhafte Erscheinung wird verschwinden. An die Stelle der Todesfurcht, in welcher Metchnikoff das größte Uebel, die schlimmste Disharmonie unserer Natur, erblickt, wird der Instinkt des natürlichen Todes treten, jene reife Lebenssättigung der biblischen Gestalten.

Ich glaube nicht, daß Metchnikoffs Vertrauen auf die Wissenschaft, wie er zu hoffen scheint, Religion ersetzen oder Religion werden kann. Wenn wir heute keine Befriedigung erlangen können, wenn alles Gute erst werden und kommen soll, dann ist es wirklich eine verzweifelt traurige Sache um diesen Optimismus. Ich will mich nicht der Hoffnung verschließen, daß die Entwicklung erhabeneren Zuständen entgegeneilt, aber ich will mir doch auch nicht den Glauben nehmen lassen, daß ich nicht schon heute und hier im Göttlichen lebe und webe.

Das ewige Leben ist gar nicht zur Todesgetröstung notwendig. Wir haben nur überhaupt das Dasein als etwas Heiliges mit zarteren Fingern anzufassen und in uns das optimistisch fromme Werturteil: „Gut ist Alles über unser Erfassen hinaus, was auch geschehen möge“, großzuziehen. Das ist der Richterspruch der lauschenden Vernunft, die weiß, daß sie nichts weiß, die aber auf den Odem des Ewigen horcht, der mächtig erschauern läßt in seiner unsagbaren Ueberlegenheit über alles irdisch Gewaltige.

Eine Natur, die in ihrem Schoße Vernunft hat entstehen, hat möglich werden lassen, kann, wie die religiösen Denker aller Zeiten es ausgesprochen haben, im Innersten nicht

des Guten, Vernünftigen, Harmonischen entbehren. Nur daß das Gute des Göttlichen nicht ganz identisch ist mit unserem Begriffe des Guten, es ist mehr, — mehr nach der Richtung des uns Unbekannten, des Jenseitigen hin, denn der Mensch ist nicht allwissend, notdürftig weiß er kaum das Nächste. Er soll sich nicht im Besitze der Wissenschaft wähnen, vielmehr in Sachen des Universums, die doch allen Verstand überschreiten, sein Gemüt zur demütigen Stellungnahme des Kindes einem Mütterlichen, Väterlichen, unendlich Ueberragenden gegenüber umbiegen. Das ist das Werturteil, das wir, so meine ich, dem Weltall gegenüber im Herzen fällen sollen: Wir sind klein, und Gott ist gut. Dann werden wir uns weder vor Tod noch sonstigen Disharmonieen jemals fürchten. „Bist Du doch nicht Regente, der Alles führen soll . . .“ Es wird schon seine Richtigkeit mit dem natürlichen Gange der Dinge haben. — H. L.

Klingende Tiefen. Neue Gedichte von Maria Stona. 1903. Berlin, Herm. Costenoble.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß eine sehr erhebliche Anzahl moderner Schriftsteller mit ihren Erstlingswerken, ja oft schon mit ihrem ersten Wurf, ihr Bestes gegeben. Eine der mannigfachen Ursachen dafür beruht wohl darauf, daß Viele, statt ihre Spannkraft auszuweiten, sich auf die Pflege der erfolgreichen Seiten ihrer Begabung beschränken und so der Stereotypität und dem Manierismus verfallen. Voll gedeiht ein Talent eben nur auf dem Nährboden einer möglichst umfassenden und im Umfassen sich koncentrirenden Persönlichkeit. Einen Entwicklungsgang auf dieser Basis zu beobachten, ist ein seltenes Vergnügen. Maria Stona bietet es.

Ihre ersten Veröffentlichungen schienen mir durchaus nicht verheißungsvoll. Ein kokettirendes Dilettiren, häufig nach vorbildlicher Anlehnung tastend, war deren hervorstechendstes Merkmal. Doch schon in ihrem dritten Buche, „Menschen und Paragraphe“, trat ein überraschend gewaltiger Fortschritt zu Tage. „§ 355“, eine Gewerbenovelle, ist ein kleines Kabinetsstück, dem überdies noch der Wert eines Kulturbildes zukommt, aus der Uebergangszeit vom alten Schlendrian zur Betätigung einer modern humanitären Gesetzgebung. Wie fein-scharf ist an diesen ehrlich überzeugten, naiven Gewohnheits-Menschen der lastende Widerstand der Beschränktheit neuen Begriffen gegenüber hervorgehoben! Hier, wie in den andern gleich wohlproportionirt gegliederten Novellen, ist in der Vertiefung des Vorwurfes der Untergrund aufgewiesen, aus dem die Verhältnisse und Personen hervorgewachsen, die dadurch an Plastik gar sehr gewinnen. Ein Buch, das Zeugniß gab von scharfer, stramm verwerteter Beobachtung, von kräftigem Gestaltungsvermögen in jenem Realismus, der ebenso viel der pathetischen wie der humoristischen Seite der Erscheinungen gerecht wird. In den humoristischen Skizzen „Die Provinz unterhält sich“ machen sich neue Errungenschaften des Vortrages geltend, im eleganten, geistvoll brillantirten Schliffe der Ironisirung. Der Novellenband „Im Spiel der Sinne“ kennzeichnet mit eingehendem Verständnisse jene modernen Frauen, deren Gefühlscentrum ihr Nervensystem bildet und die ihr abnorm raffinirtes Sensationsbedürfniß mit kühler Berechnung zu sättigen verstehn. Psychologische Studien, die in ihrer subtilen Analyse zeitcharakteristische „documents humains“ ergeben. Wie in der Feinheit der Kleinzüge prägt sich in der formalen Abrundung jeder Studie künstlerische Ueberlegenheit in der Anschauungs- und Behandlungsweise aus.

Inzwischen waren die „Lieder einer jungen Frau“ erschienen, die, wenn auch etwas gemildert, so doch jenen auf Pikanterie abzielenden Manierismus aufwiesen, der am ersten Werk, „Buch der Liebe“, so unangenehm berührt. Bald Gefühl mit Cynismus, bald Cynismus mit Gefühl lasirt, zumeist die bewußte Mache kokett hervortretend, die, wo sie fühlbar wird, stets, ganz wahrscheinlich aber an der Lyrik, allen Stimmungszauber zu nichte macht. Poetische Form ohne poetischen Herzschlag. Da, nur wenige Jahre später, sendet Maria Stona ein schlankes Bändchen „Neue Gedichte“ in die Welt, das wohl berechtigt den Titel „Klingende Tiefen“ trägt. Es umfaßt eine reich nuancirte Skala des Empfindens, von zarter Gemütsinnigkeit bis zur Leidenschaft und selbst ihrem schäumenden Uebermaße. Der stets zu dem inhaltlichen Grundton harmonisch gestimmte Accent des Ausdrucks, das häufig knapp Anpassende der Bilder verriet viel Kunst unter dem zumeist beinahe tadellos glatten Fluß der Verse.

Der Mehrzahl nach sind es Liebesgedichte, vom Säuseln eines linden Mailüftchens bis zum Sturmgebraus anwachsend. Dieses überwiegt, und manchmal überhitzt sich die Phantasie der Dichterin zu einer wahrhaft Messalinischen Glut, die hier und dort zu wilder Liebesraserei aufflammt, in wollüstiger Grausamkeit schwelgt. Viele Gedichte aber

sind von jener Größe der Leidenschaft beseelt, die ihr Adel verleiht. Nur einige davon zu nennen: „Angst", „Ich bin das Meer", „Und schweb' ich einst", „Befreiung". Andere sind voll tiefer Innigkeit, so z. B. „Nun möcht' ich bei Dir sein", „Ein Garten". Zwei Empfindungspole seien angeführt. Trotz des — ein in dem Bändchen seltenes Vorkommniß — nicht angemessen bewältigten Reimzwanges in der ersten Zeile der letzten Strophe, ihres Gluthauches willen die

Rache.

Verdammt mir hundertmal die Rache
Mit Eurer christlichen Moral,
Sie war doch eine schöne Sache,
Die Blüte heißempfundner Qual.

Den totgehaßten Feind mit Ruten
Verfolgen wie im Sturmesweh'n
Besiegt, gebrochen ihn verbluten,
Sterben zu meinen Füßen sehn — —

Für jedes Leid, das er mir brannte,
Ihn grausam martern tausendfach —
Und wenn ich nie die Wollust kannte,
Verstünd' ich so ihr süßes Ach.

In welch' anderer Tonart klingt:

Das Kettlein.

Du hast ein Kettlein mir geschenkt,
Das an der Hand ich trage,
Wie Glied in Glied sich leuchtend drängt,
Da denk' ich alle Tage:
So mögen wohl die Stunden sein,
Die wir vereint genossen,
Sie halten nun gar fest und fein
Die Seelen uns umschlossen.

Sehr Schönes enthält der kleine Abschnitt „Im Grünen" in „Blumen am Wege", „Der junge Bauer", „Kirchlein" und dem erlesenen Naturbilde der „Herbstnacht". Das ist nicht allein feine Naturbetrachtung, es ist warme Nachempfindung, aus der erst der Gedanke hervorgeht in echt lyrischem Ausdruck. Die Lieder „Im Reiche der Lüfte" vereinigen Sinnigkeit mit viel formaler Grazie. Wie voll leichtbeschwingter Lieblichkeit ist „Das Lied". Ein in „blassem Sternenschein" flatterndes Seelchen, das beweglich fleht:

Ach, von Deiner Lebenswonne
Schenk ein armes Fünklein mir,
Einen Tropfen Deines Blutes —
Ewig danken will ich's Dir.

Spinne mir aus schlanken Worten
Ein besondres Federkleid,
Gieb ein Krönlein mir und Flügel,
Und ich fliege jubelnd weit.

Will die Menschen von Dir grüßen,
Baum und Blüten, Flur und Strauch,
Ueber Seelen, über Lande
Trag' ich deines Wesens Hauch."

In einfachem Pathos kommt der humanitäre Zug der Zeit, das menschliche Mitfühlen des Elends, in der ihm eignen Tonart herzenswarm zur Geltung in „Der Arbeiter", „Die Dirne", „Erdschollen". Geradezu erschütternd aber wirkt eine schlesische Ballade, „Die Mutter", in der Herbheit ihrer Gefühlstiefe.

So bekundet denn, wenn auch nicht durchwegs Einwandfreies, so doch viel und vielfach Schönes in dem Bändchen einen tüchtigen Schritt weiter bergan. Nicht zumindest bezeugt die Selbstkritik, die, gegen den sonstigen Brauch bei Gedichtsammlungen, die Spreu

unter dem Weizen verschwinden ließ, das Reifen im Entwicklungsgange der Dichterin. Was aber an diesem besonders bemerkenswert, ist: daß die Vertiefung und Intensität der Innerlichkeit in gleichem Maße wächst, wie die formal künstlerische Ausbildung, die sich zumeist auf Kosten der ersteren vollzieht. Das ist eine Voll-Entwicklung, die sich einzig aus ernstester Arbeit an sich selbst ergiebt. Brennender Ehrgeiz, Anerkennung zu verdienen, ist wohl mit ein mächtiger Ansporn dieses Hochstrebens und Aufwärtsgelangens.

Bruno Walden.

Bibliographische Notizen.

Bildersaal deutscher Geschichte. Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel. Erscheint in 50 Lieferungen. Gesammtpreis 15 Mark. Union, Deutsche Verlagsgesellsch. Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein prächtig ausgestattetes Werk, das mit den wundervollsten Kunstwerken zur Illustration der vaterländischen Geschichte geschmückt ist, ist mit diesem „Bildersaal deutscher Geschichte“ auf dem — wenn auch an ähnlichen verdienstvollen Schöpfungen schon reichen, so doch zugleich an solchen Prachtleistungen von derart splendider und preiswerter Ausstattung armen Büchermarkt erschienen. Die Riesengröße des Formats ermöglicht die Reproduktion außerordentlich umfangreicher, interessanter Holzschnitte. Der Text ist in schönen, großen Lettern gedruckt. Es ist, Alles in Allem, ein Unternehmen, an dem das patriotische Empfinden in jeder Beziehung freudige Genugtuung erleben, ein „Saal“, in dem sich der Besucher mit Belehrung spendendem Genießen ergehen kann. H. L.

Unser Verhältniß zu den bildenden Künsten. Von August Schmarsow. Leipzig, Teubner 1903.

Dies neue Werk des großen Kunsthistorikers ist so tief und schön wie alles, was er geschrieben; aber es ist insofern wichtiger als alles Frühere, weil es sich wie ein über die weitesten Fernen mit beherrschendem, sinnigem Blick rein und innig hingebetetes Glaubensbekenntniß ausnimmt. Jede Kunst wird in ihres Herzens innerstem Kerne erfaßt und ihre Segenstiftung angedeutet. Und die einzig schöne, so seelenvolle Sprache adelt den Vortrag zum selbstständigen, den besten Brüdern der bildenden Kunst ebenbürtigen Kunstwerk. H. L.

Studienblätter eines Musikers. Von Paul Marsop. Verlag von Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig.

Das stattliche Buch (475 Seiten) wird Manchem nicht passen; es sticht in gar viele Wespennester. Aber gut und geistvoll ist es geschrieben, und selbst der Musiker, der auf anderem Boden steht als der Verfasser, wird es mit Interesse lesen. Da ist z. B. ein Artikel, der „Vom Geistreichen in der Musik“ handelt. Marsop läßt darin die Komponisten Revue passiren, die sich bemüht haben, mehr geistreiche als musikalische Musik zu schreiben, d. h. also die sogenannten Programm-Musiker von Berlioz an bis zu Richard Strauß und dessen Zeitgenossen. Die meisten konterfeit er scharf und richtig ab. Was er über Berlioz, Lißt, über die neueren Franzosen und die Russen sagt, kann man mit gutem Gewissen unterschreiben. Seine Urtheile hingegen über Strauß, Hugo Wolf, Weingarten, und noch mehr seine optimistischen Ansichten über Gustav Mahler werden nachhaltigen und nicht ungerechtfertigten Widerspruch finden. — Nicht anders wird es den Bayreuther Randzeichnungen ergehen. Wer objektiv über Bayreuth denkt, wird Marsop beistimmen; in der Villa Wahnfried wird er dadurch kaum Persona grata werden. Viel Beherzigenswerthes enthält der Artikel „Don Giovanni!“, auch gewiegte Mozartkenner werden darin manche neue Anschauung, manche feine Bemerkung finden. Nur mit der Charakterzeichnung der Donna Anna werden sie sich schwer befreunden. E. Th. A. Hoffmann hat in den Phantasiestücken einst behauptet, Donna Anna sei den Angriffen Don Juans wirklich erlegen. Marsop schließt sich dieser bizarren und phantastischen Ansicht an und vertheidigt sie mit großem Aufwand von Scharfsinn, ohne sie indeß der Sachlage nach plausibel machen zu können. Viel scharfe Polemik und gesunde Kritik ist in den Aufsätzen „Das Recht der Lebenden“, „Gegen Theater- und Musikausstellungen“ und „Der Musiksaal der Zukunft“ aufgespeichert; leider ist wenig Aussicht vorhanden, daß unser Musikleben, das sich in der Neuzeit in höchst sonderbarer Weise entwickelt hat, davon wird beeinflussen lassen. Die Sympathien der Verständigen hat Marsop für sich; trotzdem wird er ein Prediger in der Wüste bleiben. Was unsere verrotteten

Zustände einzig und allein bessern kann, ist ein Genie von der Art Bachs, Beethovens oder Wagners, und dazu ist vorläufig geringe Aussicht. — Den Verlegern gebührt aufrichtiger Dank dafür, daß sie das vornehm ausgestattete und inhaltsreiche Werk für einen äußerst mäßigen Preis zugänglich gemacht haben. E. B.

Ein leichtfertiger Krieg. Einige Betrachtungen über unsere Niederlagen und ihre Ursachen. Von einem britischen Generalstabsoffizier. — Autorisirte Uebersetzung von Otto von Ehrenstein, Oberleutnant im Königl. Sächs. 1. Jäger-Bataillon Nr. 12. — Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.

Das Urteil, das man sich bereits während des südafrikanischen Krieges über die englische Armee und ihre Leistungen hat bilden können, findet man in dem vorliegenden Buche von kompetenter Seite aus vollauf bestätigt. In anerkennenswerter, offenherziger Weise werden von einem englischen Generalstabsoffizier die Schäden aufgedeckt, an denen die englische Armee leidet und denen die Mißerfolge in dem erwähnten Kriege zuzuschreiben sind. Sechs Kapitel: „ein Krieg und unsere Armee, die Ausbildung des Frontoffiziers, die Vorbereitung zum General, die Ausbildung des Soldaten, die Kriegsdepeschen, die Strategie während des Krieges, einige Ratschläge für die Zukunft und ein Postskriptum" bilden den Inhalt des Buches. Was da über die Ausbildung der Offiziere im Allgemeinen und über den Dienstbetrieb im Speciellen gesagt wird, klingt wenig günstig. Interessant ist, daß auf der Kriegs-Akademie den Studirenden die Maßnahmen des deutschen Generalstabes nach dem Geschichtswerk 1870/71 als Schema vorgeführt werden, das bei allen Gelegenheiten möglichst zu beachten ist. Die Ausbildung des Generalstabes selbst, sowie die Grundsätze für die Beförderung zum General werden bemängelt. Als Kriegs-Genies werden Lord Roberts, Kitchener und Baden-Powell hingestellt, die aber, wenn man ihre Laufbahn näher betrachtet, mit der Karriere des britischen Durchschnittsgenerals nichts gemein haben. Es dürfte schließlich zur Charakterisirung der englischen Armee ein Ausspruch des Verfassers genügen, in welchem er die Tapferkeit und den Patriotismus der Generale hervorhebt, ihre geringe Tüchtigkeit aber nicht als ihre Schuld, sondern als Schuld „des verfaulten Systems bezeichnet, welches seit Jahren den ganzen Betrieb in der Armee gelähmt und verderbt hat". — Natürlich läßt es aber sonst der Verfasser nicht an allerhand Lobpreisungen und Ueberhebungen fehlen. Die englische Armee würde nach seiner Meinung unwiderstehlich und unbesiegbar sowie die beste der Welt sein, würdig der großen Weltmacht, unter deren Banner sie kämpft, wenn die Ausbildung eine andere wäre. Interessant sind namentlich die Kapitel über die Strategie während des afrikanischen Krieges und die Ratschläge für die Zukunft. Die Lektüre des Buches ist zu empfehlen. K.

Der Liebe Launen. Von Martha Asmus. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der Kern dieser Erzählung liegt in der Gegenüberstellung der verschiedenen Charaktere zweier Schwestern. Die eine faßt infolge ihrer tief angelegten, wahren, weiblichen Natur die Liebe als höchste seelische Vereinigung auf, die Andere dagegen, ein oberflächliches, sinnliches, seichtes Wesen, nur als Versorgung.

M. A. ist Realistin und besitzt jene besondere mimische Gabe der Darstellung, welche durch treue Nachahmung der Manieren und Sprechweise, des Räusperns und Spuckens einer Person den Leser mit derselben bekannt und vertraut zu machen sucht. Zuweilen scheint es aber, als ob sie auf solche Aeußerlichkeiten mehr Wert lege, als auf innere natürliche Wärme. Z. B. ist es denn nöthig, daß gebildete Leute — und solche schildert sie doch hier — immer „nich" statt „nicht" und „is" statt „ist" sagen müssen?

Gegenüber ihrer früheren Erzählung „Im Frühling" bedeutet die vorliegende keinen Fortschritt. N.

Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Von Eugen Schick. Leipzig, Verl. von Hermann Seemann Nchf.

Der Titel des Buches entspricht seinem Inhalt. Nicht aus den stolzen, stilvollen Palästen der zehntausend Oberen, sondern aus den bescheidenen, altmodischen, winkligen und oft wackligen Wohnungen der zahllosen Unteren stammen die Menschen, deren Bekanntschaft diese kleinen, meist trefflichen Skizzen vermitteln. Das Volk gehört im Allgemeinen nicht zu jenen Geliebten, welche an Schönheit gewinnen, wenn man sie im Négligée sieht. E. Sch. versteht es aber trotzdem an den Kindern des Volks Schönes, Rührendes, Liebenswürdiges zu finden und zu zeigen. Seine Beobachtungen und Mitteilungen entspringen weniger der eigennützigen Absicht, sich selbst den Nimbus eines interessanten Schriftstellers zu geben, als dem warmen, menschenfreundlichen

Wunsch, seine kleine Welt mit einem poetischen Glorienschein zu verklären. Sagt er doch offen auf S. 14: „O ihr braven, o ihr sehnsuchtskranken, o ihr liebehungrigen Wesen . . . ich liebe euch in eurer rührenden Anmut. — Und alle ihr, die ihr euch mattgerungen am Leben, ihr Seelengebeugten und Wunschlosen und Müden, wie muß ich euch lieben, die ihr euch in diese schwermutumsponnenen, schmalen Gassen geflüchtet habt vor dem Lärmen des Alltags."

N.

Achilles. Zigeunerliesel. Zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart von Hermann Oberwald. Oppeln, Verlag Georg Maske.

Schon in den beiden Büchern „Anne schläsche Paperstunde" und „Schläsche Pauerbissen" gab H. O. beachtenswerte Proben schlesischer Dialektdichtung. Die vorliegenden Dorfgeschichten lassen seine Befähigung für ernstere Charakteristik noch klarer hervortreten. In „Zigeunerliesel" behandelt er mit Glück einen ähnlichen Vorwurf, wie Robert Rößler in „Dore" und „'s Pruschelköppel". Sein Humor verfeinert sich. Er bemüht sich nicht mehr um lautes Gelächter, sondern begnügt sich mit einem behaglichen Lächeln und erzielt gerade dadurch eine tiefere Wirkung. N.

Drei Novellen. Von C. Wendtland. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke).

Das Buch gehört zu denjenigen litterarischen Erzeugnissen, die nicht nur dem Unterhaltungsbedürfniß dienen, sondern auch höheren ästhetischen Ansprüchen gerecht werden. C. W. schildert die seelischen Vorgänge mehr mit Taten als mit Worten. Sie fesselt dadurch, daß sie durch natürliche Mittel die Handlung künstlich steigert. Sowohl die erste und längste der drei Erzählungen „Hochflut", als auch die beiden kleineren „Reisebegegnung" und „Mann über Bord" zeugen für den glücklichen Griff und für das starke Talent der liebenswürdigen Dichterin. N.

Die Aerzte. Roman von Heinrich v. Schullern. 2. Auflage. Linz, Wien, Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Der von Neuem vorliegende Roman bestätigt das Wort Freiligraths: „Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen, wird — wie das Leben — selber auch ergreifen und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen sturmschritts erobern warme Menschenherzen." H. v. Sch. wirft hier grelle Schlaglichter auf die Schattenseiten des ärztlichen Standes. Als echter Realist nennt er mit rückhaltloser Offenheit die Dinge beim rechten Namen und zeigt, mit welchen unwürdigen Gegnern der Idealist Dr. Walther Hellmann kämpfen muß. N.

Die neuen Heiligen. Roman in zwei Büchern von Karl v. Heigel. Potsdam, Verlag Otto v. Huth.

K. v. H. macht uns in diesem Roman mit den wunderlichen Gästen der von dem neuen Heiligen, dem buddhistischen Kurpfuscher Dr. Baldrian geleiteten Heilanstalt Buddhi Manas bekannt. Als gewandtem Erzähler gelingt es ihm zwar, durch lebendige, humoristische Schilderung und durch Einflechtung einer Liebesgeschichte den Leser zu unterhalten, jedoch erzielt er weder ein wärmeres Interesse, noch eine tiefere Wirkung. N.

Sechzehn Jahre. Von Karl Larsen. München, Albert Langen.

Aus den still lächelnden Zeilen dieses wundervollen schlichten Buches strömt eine feine, würzig-milde Süße, die niemals fad werden kann, ein zärtlich weicher Duft, der kühl genug ist, nicht zu ermüden. Man liest und liest, Seite um Seite, niemals in Hast, niemals ermattend, liest in einer stetig ruhigen Wärme fort, die das leichte, heitre Lächeln auf den Lippen nicht erlöschen läßt, bis man zu Ende ist; und dann lächelt man noch eine geraume Weile fort, in einer reinen Freude, in einem gewissen herzlichen Gefühl, das eine leise, leise Ahnung nachsichtiger Ueberlegenheit in der milden Verzerrung eines spöttisch feinen Augenzwinkerns strahlen läßt. Die kleine, liebe Beate! Das Kind mit seinen himmelblauverschwommenen sechzehn Jahren! Mit wie feinen Strichen zeichnet Larsens sichere Poetenhand ihr süßes, reines Gesicht! Man atmet den Duft des Pastells und wird doch nicht bedrückt von einem Zuviel an Weichheit. Ein zarter, fester Schwung rundet den bildsamen Stoff zu der schwebenden Anmut scheuer, sinnender Jungfräulichkeit, und die ersten Liebesschauer, die den wellend leichten Rhythmus eines unbefangenen Dahingehens erschüttern, sind nur die schwachen Bebungen jener heimlichen Kräfte, die in dem Becher der Seele das Stürmen und das schrankenlose Begehren bereiten. Sechzehn Jahre! — „Es ist etwas Herrliches, sechzehn Jahre zu sein," sagt Frau Krarup; noch herrlicher ist es, den keuschen Zauber dieser frühlingsklaren Jugend zu genießen. Ein inniges Fühlen, ein lächelndes Verstehen, eine rührend warme Liebe führte dem Dichter die Hand, als er sein süßes Bild entwarf,

und wer es sieht, wird warm und fühlt gleich innig mit. A.K.M.

Putzi. Märchen-Komödie in 5 Akten von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Janßen.

„Des Lebens Ernst um Stunden zu betrügen ist auch Verdienst!" Dieses Wort, das G. F. im Prolog der lustigen Person in den Mund legt, ist die beste Kritik seiner heitren, phantastischen Märchen-Komödie. Hoffentlich beherzigt man ihre Mahnung:

Drum laßt sein Spiel heut gelten und ergötzt euch an des Märchens buntem Bilderwesen, harmlos wie Kinder. Und fragt nicht zuletzt, was sollt' es, wollt' es? Kein Gedankenlesen! Steckt kein Problem darin, wer wird's beklagen?
Man kommt auch einmal ohne Tiefsinn aus, und könnt ihr keine Frucht nach Hause tragen, so nehmt euch ein paar Blumen mit nach Haus.

Blumen zerpflückt man nicht, sondern erfreut sich nur an ihrem zarten Farbenglanz, an ihrer tauigen Frische, an ihrem würzigen Hauch. Putzi ist das Werk eines Dichters, der mit feinem Humor uns durch den Wunderquell reiner Poesie die Jugend wiederzugeben versteht. N.

Freie Worte! Lieder und Skizzen von Annemarie von Nathusius. Mit Buchschmuck von Marcus Behmer. Berlin W. 57, Rich. Eckstein Nachfolger H. Krüger.

Weniger die Lieder als die Skizzen geben diesem Buche den Wert. Erstere bilden kaum den dritten Theil des Inhalts und interessiren nur als Glaubensbekenntniß der Dichterin.

A. v. N. ist eine begeisterte Jüngerin Nietzsches. Wer wollte ihr das verargen? Erzwingt doch dieser Philosoph die Herrschaft über die Geister weder durch klare Beweisführung noch durch ein sinnreiches System, sondern durch eine vielversprechende Umwertung und Umwandlung des Lebens. Klingen nicht die Zauberworte Zarathustras der in unklarer Zukunftssehnsucht erfüllten Jugend wie das Evangelium eines goldenen Zeitalters in's Ohr? — In ihren meist trefflichen Skizzen werden die „freien Worte" zu befreienden Taten, welche die heutige Tugendheuchelei an den Pranger stellen und die verlogene Welt kleinlicher äußerlicher Rücksichten und sittlicher Schlagwörter geißeln. N.

Ahasver. Eine Dichtung. Von Gustav Renner. Leipzig. Julius Werner.

Die deutsche Litteratur verdankt der Ahasversage eine Fülle erhabener und tiefer Gedanken. Auch G. R. hat, nachdem er diesen unsterblichen Helden schon in seinen Neuen Gedichten eigenartig behandelte, jene älteren Verse zum Auf- und Ausbau einer größeren gedankenschweren Dichtung benutzt. Die Frage, wann kommt Ahasver zur Ruhe, erhält hier eine ähnliche religiöse Beantwortung wie bei Mosen, Schubart und Goethe. An letzteren erinnert auch mancher Anklang, z. B. S. 92, Gesang der Engel. Giebt auch der Dichter im Einzelnen oft genug Gelegenheit, an phantastischen Bildern, stimmungsvollen Schilderungen und klangschönen Naturlauten seine lyrischen Vorzüge zu bewundern, so scheint er doch im Allgemeinen einer epischen Aufgabe, welche von bedeutenden Poeten bereits meisterhaft gelöst wurde, nicht gewachsen zu sein.

N.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom Juli erscheint gleichzeitig mit der vom August im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. **Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.**

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen und Text-Illustrationen. Band XVII. Heft 6. Juni 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Ancey, Georges, Die Hochwürdigen. Komödie in sechs Akten. Einzige berechtigte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 12. Band. 1. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. 13. Jahrg. 1903. Heft 11 und 12. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Berg, Leo, Litteraturmacher. Berlin, Joh. Räde.

Björnson, Björnstjerne, Sigurd Slembe. Einzige berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverns Mjöen. München, Albert Langen.

Borkman, Gerhard, Verspielt. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrgang. Heft 9. Juni 1903. München, G. D. W. Callwey.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft, XXV. Jahrgang. Heft 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Eelbo, Bruno, Irminfried. Ein Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Eisert, Albert, Mit der Nordseelinie. Seebad-Nachdenkliches in 14 Kapiteln. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Emerson, R. W., Lebensführung. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad. Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig. Eugen Diederichs.
Eschelbach, Hans, Die beiden Merks. Eine Schulgeschichte. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.
Fernandes, Georg, Die grosse Krippe. Eine Komödie in 5 Akten. München, Carl Haushalter, Kommissionsverlag.
Frey, Justus, Spruchdichtungen aus dem Nachlasse. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
Friedrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band I. Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre. Berlin, Calvar & Co.
Friedmann, Alfred, Die letzte Hand. Moderner Roman. Berlin, S. W. Hugo Steinitz.
Garbe, Richard, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. Berlin, Gebrüder Paetel.
Gemeinverständliche Darwinistische Gespräche und Abhandlungen. Herausg. Dr. W. Breitenbach. Heft 7. Der Scheintod als Schutzmittel des Lebens. Von Dr. Walther Schoenichen, Schoeneberg. Mit 8 Abbildung. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Goldfriedrich, Johann, Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Achtundzwanzigster Band. Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Mit Einleitung und Anmerkungen von Alfred Dove. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt u. mit Anmerkungen herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. 1. Band. Briefe. 2. Band. Tagebücher. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.
Hallström, P., Frühling. Autorisirte Uebertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag.
Hartwig, Otto, Richard Wagner und das Christentum. Leipzig, Georg Wigand.
Hebbels Ausgewählte Werke. In 6 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Erster Band. Mit dem Bildnis des Dichters. Inhalt: Biographische Einleitung. — Gedichte. — Mutter und Kind. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachf., G. m. b. H.
Hedin, Professor Dr. Sven von, Meine letzte Reise durch Inner-Asien. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Dove, dem Bildnis Hedins und einer Karte. Halle a./S., Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H.
Herder, Johann Gottfried, Comenius. Ein Charakterbild aus den Briefen zur Beförderung der Humanität. Berlin S. W., Weidmann'sche Buchhandlung.
Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 2. Heft. Stuttgart, Paul Neff Verlag (Carl Büchle).
Hengel, Carl von, Lachende Geschichten. Dresden und Leipzig E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Heyse, Paul, Romane. 22.—28. Lieferung. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger. G. m. b. H.
Holtz, Heinrich, Ein Erdenwinter. Erzählung aus ferner Zeit. Hamburg, Alfred Janssen.
Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Lieferung 8—10. Leipzig, E. A. Seemann.
Juhász, László, Janet Spiritualismusa. Philosophiai monographia. Budapest, Franklin-Társulat.
Klein-Hattingen, Oskar, Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Zwei Bände. Zweiter Band. Erster Teil: Von 1871—1888. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Kultur, Die, Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft. IV. Jahrg. 1. Heft. Wien u. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchh.
Leo, Dr. med. N., Hat das Menschenleben einen Zweck? Naturwissenschaftliche Betrachtung. Berlin C., W. & S. Loewenthal.
Litterarisches Jahrbuch verbunden mit einem Schriftsteller-Lexikon. Unter Mitarbeit von Dr. Carl Busse, Paul Ehlers, Rudolf Friedemann, Dr. H. Handke, Dr. H. Mielke herausgeg. von Peter Thiel. Erster Jahrg, 1902. Köln a./Rh., Verlag v. Hoursch & Bechstedt.
Lüdecke, Friedrich, Plattdütsche Dichtungen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Luzifer. Zeitschrift für Seelenleben und Geisteskultur. Theosophie. Nr. 1. Juni 1903. Herausgeber Dr. Rudolf Steiner. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- u. Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell unter Mitwirkung von L. v. Marnitz u. P. Perwow. 34. u. 35 Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 27. u. 28. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Michaelis, Karin, Der Richter. Roman. Stuttgart, Axel Juncker.
Münz, Dr. Wilhelm, „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. 2.—4. Tausend. Breslau, Wilhelm Koebner (Inhab. Barasch & Riesenfeld).
Nebelong, Edith, Maja Engell. Roman. Stuttgart, Axel Juncker.
Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit. (1882/83—1888.) 1. u. 2. Tausend. Leipzig, C. G. Naumann.
Orleth, Käthe, Gedichte u. Skizze. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchh.).
Pichler, Karl Josef, Verse. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.
Portali, L. von, Die Fürsten von Hohencammern. Besiegt. Zwei Novellen. Braunschweig u. Leipzig, Richard Sattler.
Przerwa-Tetmajer, Kazimierz, Aus der Tatra. Erzählungen. Autorisirte Uebersetzg. von J. von Immendorf. (Internationale Novellenbibliothek No. 2) München, Dr. I. Marchlewski & Co.

Ritter, Albert, Jones Very, der Dichter des Christentums. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Rülf, Dr. J., Metaphysik. Fünfter Band. Wissenschaft der Gotteseinheit. Leipzig, Hermann Haacke.

Schiller, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Bauer und Prof. Dr. Fr. Streinz. Lieferung 2—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schnauss, Hermann, Photographischer Zeitvertreib. Eine Zusammenstellung einfacher, leicht ausführbarer Beschäftigungen und Versuche mit Hilfe der Camera. Mit Kunstbeilagen und 154 Abbildungen. Siebente vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Stehr, Hermann, Das letzte Kind. Buchschmuck, Einband und Umschlag von Müller-Schönfeld. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XVI. Jahrg. 1903/4. Heft 2—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stenglin, Felix Freiherr von, Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von A. Paz y Mélia. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Thimm, Johanna, Moderne Erziehungsfragen. Briefe einer Mutter. Berlin, L. Simion.

Thürlings, Dr. Adolf, Die schweizerischen Tonmeister im Zeitalter der Reformation. Bern, A. Franke, vorm. Schmid & Franke.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studirenden. Dresden, Blasewitz, R. v. Grumbkow.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrg. 1. Stück. Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. Von Dr. Julius Ziehen. 2. Stück. Die Anfänge der Renaissance und die Kulturgesellschaften des Humanismus im 13. u. 14. Jahrhundert. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.

Volger, Bruno, Allgemeine Gesetzeskunde. Enthaltend die wichtigsten Rechtssätze der Reichsgesetze in ihrem Wortlaut, soweit sie für das private und berufliche Leben des Gewerbetreibenden, Handwerkers und Arbeiters in Frage kommen. Berlin, A. Goldschmidt.

— Die schriftlichen Arbeiten des Gewerbetreibenden und Handwerkers. Unter besonderer Berücksichtigung der Schriftführung mit Gerichten, Militär-, Polizei-, Schulbehörden etc. nebst einem Anhang: Gewerbliche (allgemeine) Formularkunde. Berlin, A. Goldschmidt.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 31.—34. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

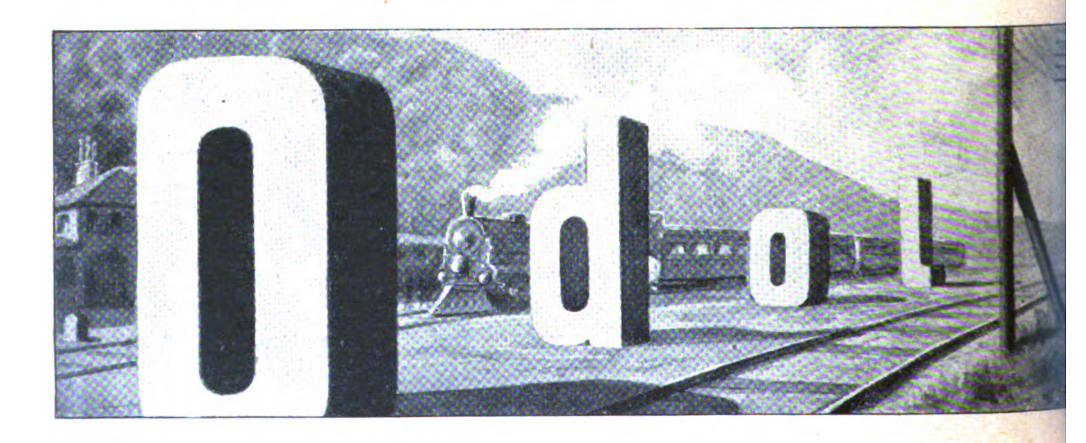
Wichmann, Dr. Ralf, Harzburger Kurvorschriften. Bad Harzburg, Verlag des Herzoglichen Badekommissariats. Auslieferung für den Buchhandel: H. Woldags Buchhandlung, Bad Harzburg.

Wohl, Luise, Dramatisches. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhdlr.)

Wundtke, Max, Ein Wohltäter? und Anderes. Grossstadtgeschichten. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

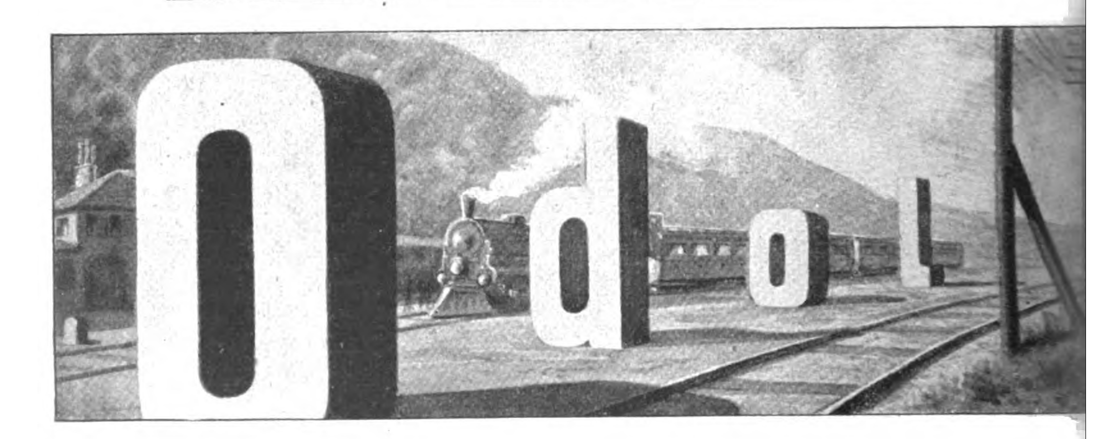


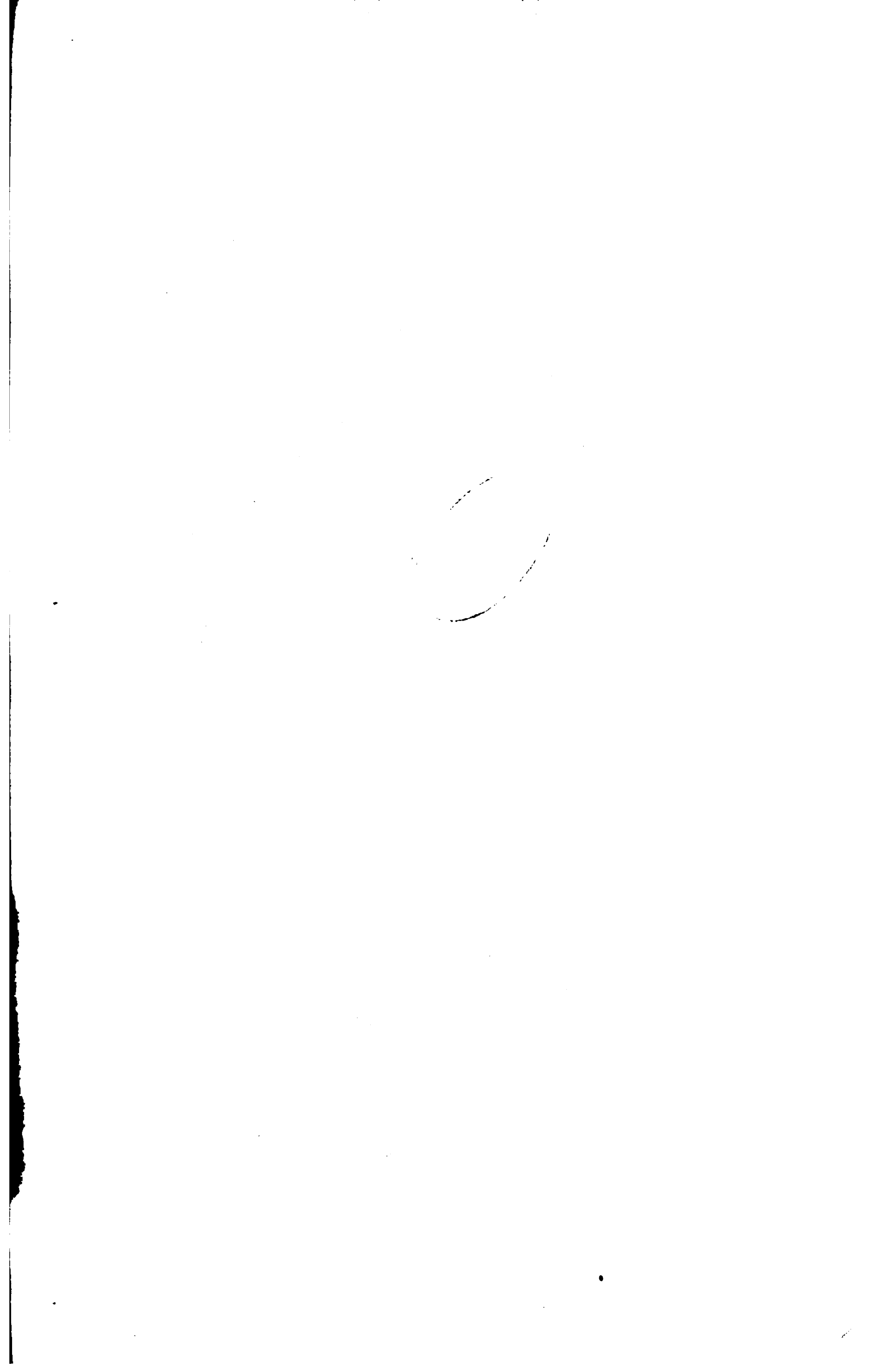


Ritter, Albert, Jones Very, der Dichter des Christentums. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.
Rülf, Dr. J., Metaphysik. Fünfter Band. Wissenschaft der Gotteseinheit. Leipzig, Hermann Haacke.
Schiller, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Bauer und Prof. Dr. Fr. Streinz. Lieferung 2—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Schnauss, Hermann, Photographischer Zeitvertreib. Eine Zusammenstellung einfacher, leicht ausführbarer Beschäftigungen und Versuche mit Hilfe der Camera. Mit Kunstbeilagen und 154 Abbildungen. Siebente vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Stehr, Hermann, Das letzte Kind. Buchschmuck, Einband und Umschlag von Müller-Schönfeld. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XVI. Jahrg. 1903/4. Heft 2—5. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Stenglin, Felix Freiherr von, Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.
Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von A. Paz y Mélia. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Thimm, Johanna, Moderne Erziehungsfragen. Briefe einer Mutter. Berlin, L. Simion.
Thürlings, Dr. Adolf, Die schweizerischen Tonmeister im Zeitalter der Reformation. Bern, A. Franke, vorm. Schmid & Franke.
Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studirenden. Dresden, Blasewitz, R. v. Grumbkow.
Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrg. 1. Stück. Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. Von Dr. Julius Ziehen. 2. Stück. Die Anfänge der Renaissance und die Kulturgesellschaften des Humanismus im 13. u. 14. Jahrhundert. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.
Volger, Bruno, Allgemeine Gesetzeskunde. Enthaltend die wichtigsten Rechtssätze der Reichsgesetze in ihrem Wortlaut, soweit sie für das private und berufliche Leben des Gewerbetreibenden, Handwerkers und Arbeiters in Frage kommen. Berlin, A. Goldschmidt.
— Die schriftlichen Arbeiten des Gewerbetreibenden und Handwerkers. Unter besonderer Berücksichtigung der Schriftführung mit Gerichten, Militär-, Polizei-, Schulbehörden etc. nebst einem Anhang: Gewerbliche (allgemeine) Formularkunde. Berlin, A. Goldschmidt.
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 31.—34. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Wichmann, Dr. Ralf, Harzburger Kurvorschriften. Bad Harzburg, Verlag des Herzoglichen Badekommissariats. Auslieferung für den Buchhandel: H. Woldags Buchhandlung, Bad Harzburg.
Wohl, Luise, Dramatisches. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhdlr.)
Wundtke, Max, Ein Wohltäter? und Anderes. Grossstadtgeschichten. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.







Kurd Laßwitz

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVI. Band. — September 1903. — Heft 318.

Mit einem Portrait in Radirung: Kurd Laßwitz.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Kurd Lasswitz

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVI. Band. — September 1903. — Heft 318.

Mit einem Portrait in Radirung: Kurd Laßwitz.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Maddalena.

Novelle.

Von

Otto Gysae.

— Berlin. —

Die Sonne neigte sich nach Westen. Goldgelbes, flammendes Licht zwischen dunklen, regenschwer geballten Wolken, deren schimmernde Ränder von diesem entzündet waren, mit lodernder Glut umarmt; mit sieghaftem Strahlen drängte es sie bei Seite, des Drohens lachend, das aus ihrem blauschwarzen Mantel murrte. Weit um sich greifend goß das Licht blendende Fluten über die grünen Berge und über die weißen Häuser und senkte sich nun auf das schweigende Wasser des Genfer Sees. Wie ein göttlich strahlender Gedanke erst dann in seiner ganzen Tiefe begriffen werden kann, wenn er eintaucht in des menschlichen Empfindens farbenreiche Fülle, so war es wie ein heiliges Erschauern, als nun das Licht sich wandelte in tausendfache Farben. Fließendes Gold, das in breiten Strömen über tiefleuchtendes Blau dahinglitt: das war die Idee, das Thema dieser Symphonie; aber da war dort stilles, weiches Madonnenblau, das klang wie Streichinstrumente mit Klarinetten und Harfen, und hier sattes, ehrliches Blau, wie aus einer deutschen Rittergeschichte, das war wie Waldhörner und eine vereinzelte Trompete, und da mattes, zitterndes Blau, wie eine sehnsuchtsvolle Erinnerung, gleich dem Beben einer einsamen Flöte, — jedes in wunderbarer Feinheit des Tons, als eine für sich abgeschlossene Stimmung, — und dann flutete es wieder über all' die feinen Schattirungen dahin, wie alte Glasmalerei in Notre-Dame und wie das Rauschen und Schwellen einer gewaltigen Orgel.

Es war einer der großen grünbewachsenen Steine, die am Strande dicht neben den starken Mauern Schloß Chillons liegen, auf welchem George

nun seit einer Stunde saß; er hielt ein Zeichenheft aufgeschlagen in der Hand, neben ihm lag eine Schachtel mit Buntstiften; man konnte nur unsicher einige Linien der Gegend in dieser bunten Zeichnung wiedererkennen, die in breiten Strichen ein chaotisches Gewirr von Farben zeigte. George blickte auf, als wolle er die Wahrheit seiner Wiedergabe prüfen. Aber er dachte nicht mehr an diese; der Blick seiner kühlen Augen irrte über die weite Fläche und blieb dann auf einem fernen Punkte gedankenlos hängen. Es war, als ob dieses stille Blau und dieses fließende Gold eine Folie bilde für mannigfaltige Reflexionen, die ohne Ordnung durch sein Gehirn zogen; er sah sich selbst, sein Wollen und sein ganzes seltsames Leben in scharfen Linien, plastisch, auf wirkungsvollem Hintergrund, wie ein Kunstwerk, das er mit Interesse zu studiren begann.

Er war nun seit drei Wochen in Montreux; sonderlich wertvoll war die Zeit nicht gewesen; seine Arbeit, um deren ungestörten Fortschreitens willen er eigentlich hierher gegangen war, schien ihm wie verwelkt, müde, ohne lebendige Kraft, das Thema mühevoll gesucht, die Bearbeitung geistlos alltäglich. Er hatte schon seit zwei Wochen eigentlich sich zwingen müssen, daran zu arbeiten, — und immer hatte er die Partitur schon nach einer Stunde bei Seite geschoben, todmüde, hatte dann eine Cigarette nach der anderen geraucht und war schließlich, wie auch heute, mit schmerzendem Kopf ausgegangen, ohne auf seinem einsamen Spaziergange Erfrischung zu finden. Uebrigens, fiel ihm ein, konnte heute die Antwort seines Freundes, des Grafen Bruck, eintreffen, bei dem er sich zu einem mehrtägigen Besuch angesagt hatte, um endlich diesem zwecklosen Dahinschleppen der Tage ein Ende zu machen. Woher kam überhaupt diese nervöse Abspannung, dieses zeitweise völlige Versagen aller geistigen Elasticität —? Ein alter Bekannter aus dem Londoner Klub, dem er angehörte, hatte ihm einmal gesagt: „Sie müssen leben, wie andere Menschen Ihres Standes, Hamilton; Sie müssen sich amüsiren, wie Startin oder Rodgers, Sie dürfen nicht so absonderliche und einsame Wege gehen wollen, die zuerst so stolz machen, als führten sie zu sonnigen Höhen, und die doch dann so steinig sind und steil und so voll heißen, durstenden Sonnenbrands.“ Der hatte vielleicht Recht gehabt; aber das konnte er nun einmal nicht. Er wollte es auch nicht. Das hätte ja für ihn das Aufgeben desjenigen Besitzes bedeutet, den er in schweren Kämpfen erstritten, welche ihm ein gutes Teil seiner Lebensfreude genommen hatten. Wenn er der alten Zeiten gedachte, als er noch in der luxuriösen Villa in der Nähe des Hyde-Parks wohnte, bei seinem Vater, diesem Typ eines englischen Aristokraten, der für die künstlerischen Ideen seines Sohnes so wenig Verständniß besessen hatte. Das waren erbitterte Kämpfe gewesen, in denen er seinen Sieg teuer hatte erkaufen müssen mit einer völligen Entfremdung zwischen sich und diesem alten Manne, den er mit scheuer Liebe, die zu zeigen ihm die rechte Gelegenheit fehlte, verehrt hatte. Mit seinem Sieg in diesem Kampfe, das wußte er, hatte er

viel verloren. Er war der verlorene Sohn geworden, dessen in der vornehm kalten Atmosphäre des väterlichen Hauses keine Erwähnung getan werden durfte. Aber um so weniger konnte er das aufgeben, wofür er so wertvolle Dinge preisgegeben hatte. Er ging nun eben seinen Weg, — allein, auf einsamer Höhe, das stand außer Zweifel. Denn freilich auch die, welche den gleichen Weg zu wandern schienen, die Künstler und Kunstliebhaber, waren ihm doch innerlich fremd. Diese dünkten ihn so oft wie Handwerksleute, die an der Kunst schmiedeten und hobelten, wie kleine Kaufleute, die mit ihr eine Art geistigen Wuchers trieben. Wie Wenige waren es doch, die ein subjektives Empfinden in ihre Kunst mit hineinnahmen, das ihnen als Wünschelrute ungeahnte, schimmernde Tiefen erschloß, die in ihr ein rein persönliches, kostbares Eigentum sahen, eine wundersame Kraft, die das Leben in jähem Sturme mit sich reißen konnte, ein Schicksal, das über sie verfügte und dem sie untertan waren! Hatten sich nicht fast Alle eingesponnen in ein Netz von Formeln und Phrasen, waren sie nicht untertan dem Baalsdienst des Publikums, welches es nur seiner circensischen Spiele gelüstete? Einmal hatte er versucht, in einem kleinen Kreise seine Ideeen darzulegen, aber es war ein verständnißloses Schweigen gewesen, und noch schlimmer, ein Lächeln der Ueberhebung. So war er stolz und einsam geworden. — —

Er blickte auf —; über ihm standen schon schweigende Schatten der Nacht, die langsam, aber unerbittlich daran gingen, dem Lichte den Garaus zu machen. Plötzlich überkam ihn das Gefühl, daß seine Situation etwas Theatralisches habe, — als sitze er auf der Bühne des Lebens und deklamire mit tönendem Pathos seinen Monolog; — er klappte heftig das kleine Buch zu und wollte sich erheben, als er eine ruhige Stimme hörte, die fragte:

„Glaubten Sie, d i e s e Farben malen zu können?“

Er wandte sich um, bestürzt, als sei er bei einem kindischen Unternehmen überrascht — und er sah wenige Schritte vor sich auf dem dunklen Hintergrund der Tannen das vom letzten Abendschein überflutete und in dieser ersten Dämmerung gleichsam selbstleuchtende weiße Gesicht einer jungen Frau. Es lag in den Linien dieses schmalen Gesichts kein Spott, kein Mitleid, — es war nur eine einfache Frage, ohne Hintergedanken, — aber sie erschreckte ihn und ließ ihn keine Entgegnung finden. Er hob den Blick, ein wenig hilflos, und sah auf zu diesen grauen Augen, welche mit einem seltsamen Ausdruck auf ihm ruhten.

Plötzlich faßte er sich und entgegnete hastig: „Niemals! Das heißt“ — — in seinem Blick zitterte eine Erinnerung und ein müder Zweifel, ob sie es verstehen würde, — „es gab Zeiten, wo ich es konnte — für mich natürlich nur!“ fügte er hinzu, beinahe schroff und mit einem harten Stolz im Ton.

Sie wandte den Kopf ein wenig zur Seite, und er sah erst jetzt mit Bewußtsein ihre Gestalt, eine schlanke Frauengestalt, der man sofort die Dame der großen Welt ansah, ein mit vollendetem Pariser Chik fast

raffinirt einfach gearbeitetes, graues Kleid, einen breitrandigen grauen Hut und als einzigen Schmuck eine goldene Kette, an der eine langgestielte Lorgnette hing; der weiße Kragen gab ihr einen feinen Schimmer von klösterlicher Askese, der fast verstärkt wurde durch einen kleinen hochmütigen Zug, der um die Lippen spielte; aber der Gedanke an Hochmut ward schnell zum Schweigen gebracht durch die tiefe Güte dieser wundervollen Augen und durch den Schimmer von Licht, der von diesem reichen, goldblonden Haar ausging. Es war noch etwas Anderes in dieser Gestalt, das ihn seltsam fast ergriff, aber er empfand es nur in einer Befangenheit, welche ihm sonst ganz fremd war, — als müsse er sich beugen, als sei da etwas von einem Schicksal, gegen das es kein Auflehnen gab, von einem Wunder, an das man kindlich glauben müsse. Aber er wurde sich jetzt nicht im Entferntesten darüber klar; erst viel später, als er an diese Stunde zurückdachte, meinte er, diese Empfindung gehabt zu haben.

„Sie haben die Farben sehr lieb?“ fragte sie, ihn kurz ansehend.

„Ja,“ antwortete er, — und nach kurzem Sinnen fuhr er mit seltsam weicher Stimme fort: „Ist es nicht oft, daß man niederknien möchte, wenn sie über uns fluten mit einer Fülle von Licht, oder vor uns ausgebreitet sind, wie ein Meer von goldenen Kostbarkeiten. Als sei etwas Erlösendes in ihnen — —“!

„Wovon sollen sie uns erlösen?“ fragte sie. „Können Sie uns stärker machen — oder fröhlicher? — Meinen Sie nicht, daß eine andere Erlösung wertvoller wäre, nämlich, daß wir des Lichtes vergessen und all' die Sehnsucht nach Leben hinter uns werfen könnten?“ Sie sah mit einer plötzlichen Bewegung zu ihm auf, erschreckt über ihre eigene Stimme, die ihm mehr geoffenbart hatte, als sie gewollt.

Er lächelte fein, aber dann wurde sein Gesicht plötzlich sehr ernst, und er sagte mit schwerer Betonung: „Was hülfe es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Seine Stimme wurde eindringlich, und es war ein sehnsüchtiger Klang in ihr.

„Da ist dieser Durst und diese Sehnsucht nach der Sonne flutendem Gold, ein starker Wille zu einer leuchtenden Tat; — und wir wollen es wegwerfen, um der kleinen Leiden dieser Zeit willen, wollen es verkaufen für den Judaslohn eines bequem dahintrottenden Lebens?“

Er sah über das Wasser, das nun, nachdem die Sonne hinabgegangen war, in totem Lichte schwieg, gleich flüssiger, halberstarrter Bronze. Dann irrte sein Blick über die junge Gestalt.

„Die Nacht ist heraufgekommen, derweilen ich dem Lichte eine Hymne sang,“ sagte er mit herbem Spott; — „darf ich Sie bitten, gnädige Frau, meine Begleitung anzunehmen? — Welchen Weg darf ich Sie führen?“ fügte er in ruhigem, sehr höflichem Tone hinzu.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; aber dort wartet mein Wagen, — und will ich nicht morgen vom Arzt Schelte bekommen, so muß ich mich eilen.“

Er geleitete sie hinauf und half ihr beim Einsteigen. Sie reichte ihm kurz die Hand, die er vorsichtig berührte, als gäbe er sich Mühe, sie nicht zu zerbrechen.

Diese Hand —, ehe er wußte, daß er sie wirklich einen Augenblick in der seinen gehalten hatte, war der Wagen eingetaucht in die grauen Schatten der Dämmerung; die Lichter waren noch eine Weile zu verfolgen, dann verschwanden sie hinter einem Garten.

Es kostete geraume Zeit, bis George sich darauf besinnen konnte, was er soeben durchlebt hatte. Er empfand nur, daß es etwas sehr Seltsames gewesen war, — ein Ereigniß, dem er sich nicht gewachsen fühlte; und dies machte ihn befangen, fast ängstlich. Er hatte sonst doch immer über der Situation gestanden, er hatte Alles mit lächelndem Munde an sich herankommen lassen, und er war stets ohne Schwertstreich Sieger geblieben, mit jener fröhlichen Selbstverständlichkeit, welche die beste Gewähr ist für eine vollkommene innere Ueberlegenheit.

Welche eigenartigen Worte hatte er gehört, — und, was ihm erstaunlicher schien, welche Worte hatte er selbst gesprochen, — indem er der Maske ganz vergessen hatte, die er sonst nie zu lüften pflegte, indem er ohne Widerspruch sich selbst mit ausgebreiteten Händen unterwarf in diesem Bekenntniß zum Licht, — ohne Willen, wie es ihm jetzt schien, wie unter dem Einfluß einer Suggestion, deren Ausgang er nicht kannte.

Er empfand, daß er vor einer unbekannten Macht stand, — und es fehlte ihm zum ersten Male die Klarheit des Urteils, wie er sich zu dieser zu stellen habe. Er grübelte darüber nach, aber er konnte keinen Gedanken recht zu Ende führen, er kam nie zum Schluß — —.

Als er in die Portierloge des Hotels trat, wurde ihm eine Depesche überreicht; es war die herzliche Einladung des Grafen Bruck, ihn so bald wie möglich und auf längere Zeit zu besuchen.

Er knitterte das dünne Papier zusammen und schob es in die Tasche; und dann hatte er den Inhalt auch schon vergessen und dachte nicht daran, zu antworten oder Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

II.

George Hamilton stand noch ganz unter dem Einfluß jener unbestimmten, gleichsam tastenden Empfindungen, welche die Begegnung unten an den Steinen des Sees in ihm hervorgerufen hatte, als er die unter so seltsamer Beleuchtung geschlossene Bekanntschaft einige Tage später officiell erneute.

Es war ein wundervoller Herbstnachmittag.

Er hatte einen Spaziergang gemacht und kam gemächlichen Schrittes die breite Straße von Châtelard hinab; er hatte wieder einmal vergeblich

versucht, sich klar zu werden über eine Wandlung, die unzweifelhaft in ihm vorgegangen war, deren Ursache er aber ebenso wenig entdecken konnte, als er fähig war, ihre Konsequenzen abzusehen.

Er achtete nicht des Wagens, der ihm langsam entgegenkam, und ward desselben erst gewahr, als er dicht neben ihm hielt, und eine Stimme — er wurde sich plötzlich bewußt, daß er während dieser Tage oft versucht hatte, der feinen Klangfärbungen dieser Stimme sich zu erinnern — ihn fragte:

„Ist es nicht, als ob die Sonne Ihnen heute für Ihre Hymne danken wolle?" —

Er sah mit einer plötzlichen Bewegung auf, und ein glückliches Lächeln glitt über seine Züge. Er sah ihre schlanke Gestalt in einem hellen Sommerkleide, das lichtblonde Haar goldig quellend unter dem breitrandigen Strohhut. Neben ihr saß ein alter Herr, in einfarbigem, dunklem Anzug, mit jener peinlichen Sorgfalt gekleidet, die man so oft bei alten Leuten hoher Gesellschaftsklassen findet und die diesen so vorzüglich steht.

„Sie mögen Recht haben, gnädige Frau; es will mir scheinen, als sei das Licht strahlender als je," antwortete George.

Er hatte plötzlich die Empfindung, daß die Unruhe, welche ihn schon seit fünf Tagen quälte, nun von ihm wich.

Er machte sich mit dem alten Herrn bekannt, dieser stellte ihn der Gräfin vor. Ein freundlich höfisches Pathos klang aus seinen Worten:

„Maddalena, darf ich Dir Sir Hamilton vorstellen, dessen prächtige As-Dur-Symphonie mir vor einem Monat in London eine genußreiche Stunde bereitet hat? Nicht wahr, ich täusche mich nicht," wandte er sich an George, „ich entsinne mich doch, Ihre Photographie in den London News gesehen zu haben?"

„Und ich habe Sie für einen Maler gehalten," unterbrach ihn Maddalena.

„Im Ernst?" fragte George lächelnd, „welch' günstiges Urteil über moderne Malerei!"

„Vielleicht sind Sie auch mehr Maler, als Musiker," sagte Maddalena, „ich meine, Ihrem Empfinden, nicht Ihrem Berufe nach? Was mir jetzt aber wichtiger erscheint, wollen Sie uns begleiten und eine Tasse Tee bei uns trinken?"

„Das ist eine Deiner charmanten Ideen, Maddalena," meinte der alte Herr vergnügt, „wir werden eine Tasse Tee trinken, eine brauchbare Cigarette rauchen, und in der Dämmerungsstille wird uns Sir Hamilton ein kleines, sehr vornehmes Konzert geben. Sie sehen, mein Lieber, ich bin unbescheiden, denn dem Unbescheidenen gehört die Welt."

„Sie wissen, wie gern ich zu Ihrer Verfügung stehe," antwortete George lächelnd mit großer Höflichkeit.

Man fuhr nach der kleinen Villa, die auf halber Höhe der Berge lag,

versteckt zwischen dichtem Grün schöner, alter Bäume, aber mit einem wundervollen Blick von der breiten Terrasse über den weithin sich streckenden See. Die Zimmer waren mit behaglichem Komfort eingerichtet; man empfand überall den guten Geschmack der Dame von Welt und das feine, empfindsame Auge einer Frau, die Alles, was sie an künstlerischen Eindrücken empfangen haben mochte, mit starkem eignen Empfinden sich selbst nutzbar gemacht hatte, so daß man glauben konnte, alles Künstlerische sei hier nur dazu da, als goldleuchtender Hintergrund, als formvollendete Umgebung für die reinen und schönen Linien dieser Frauengestalt selbst zu dienen.

Der Aufenthalt auf der Terrasse war bei der vorgeschrittenen Jahreszeit zu kühl, besonders für Maddalena, welche, wie der Vicomte sagte, peinlich auch die kleinste Erkältung vermeiden mußte. So nahmen sie in dem kleinen Salon Platz, der übrigens zu Georges plötzlich veränderter Stimmung viel besser paßte.

Mit dem Betreten dieses Hauses nämlich war wieder das unerklärliche Gefühl der Nähe seines Schicksals über ihn gekommen. Als er diesen matten Duft von Veilchen einatmete, erinnerte er sich an das erste Mal, da er eine katholische Kirche betreten hatte; da hatte der feine Weihrauchdunst ihn ganz und gar befangen, sodaß es ein Niederknieen ward und ein Beten zu einem unbekannten Gott; als er in dies Zimmer trat, mit seinen dunklen Farben und dem langsam fließenden, halben Licht der ersten Dämmerung, in welchem die Linien von Maddalenas schönen Zügen etwas von des Marmors Feinheit erhielten, während ihr Kleid in den fliehenden Farben des Tages zu zerfließen schien, da dünkte es George, daß er die Schwelle einer ganz neuen Epoche seines Lebens überschritt.

Ein alter Diener brachte die Teemaschine und bot den Herren aus einer Dose von altem Silber Cigaretten an. Maddalena bereitete den Tee und reichte George eine Tasse von dünnem Sèvres-Porzellan.

Ihre Hand berührte einen Augenblick die seine, lange genug, daß er fühlte, wie sie eiskalt war.

Dieser geringfügige Umstand machte ihn plötzlich für einen kurzen Augenblick sein Schicksal erkennen, dessen drohende Nähe er empfunden hatte, wie eine unsichtbare eiserne Hand hinter seinem Nacken; — jetzt sah er sie, wie im blendenden Strahle eines Blitzes, der dieser Faust harten Stahl bläulich schimmern ließ.

Er wußte nun, daß er diese Frau lieben würde, mit Allem, was er an Empfindungen besaß, mit einer bedingungslosen Hingabe, die ihn ganz ihren Händen überantwortete, mit einem Niederknieen und mit weit ausgebreiteten Armen, mit einem völligen Sich-selbst-verlieren, — es sei denn, daß er sich aus ihren Händen zurückerhielt, größer und stolzer als je, — mit flammender Glut, die ihn verzehren würde und verdorren, — es sei denn, daß ihre Liebe ihn erlöse.

Dies sah er, nur einen kurzen Augenblick, und es ward ein Schweigen voll zitternder Unruhe.

Nachher bat sie ihn, ob er ihr etwas spielen wolle, und sie öffnete ihm selbst den Flügel, dessen weiße Tasten hell aus den dunklen Schatten schimmerten; darauf setzte sie sich in einen hochlehnigen Stuhl, welcher nicht allzu weit vom Flügel stand; es ward einen Augenblick tiefe Stille.

Und George begann.

Es war zuerst ein Tasten nach dem rechten Ausdruck dessen, was in seinem Innern vorging, lange fragende Arpeggien, die in feinem Zittern sich ausklangen, und es lag doch in ihnen schon etwas, wie weiche Hände, die ganz zart über jenes goldblonde Haar hinglitten. Aber dann ward es ein Thema, darinnen lag kein Fragen mehr, nur ein Hingeben, ohne Ueberlegung, wie ein Schicksal, das jedes Wollens und alles Könnens spottet. Da waren tausende von Farben, die schimmerten und glänzten, und wieder tausende, die schwiegen, da waren schluchzende Geigen und klagende Gamben, schwüle Klarinetten und jäh triumphirende Trompeten, angstvolle Fragen und banges Schweigen, bebendes Herzklopfen und atemlose Angst. Dann aber rang es sich hinauf zu einer sonnigen Höhe, auf deren strahlendem Gipfel nun blauer Himmel und flutendes Sonnenlicht war, großes Orchester und tausendstimmiger Chor. Aber plötzlich brach es ab — nur eine Stimme noch, eine flehende Frage — und keine Antwort. Die Frage verklang langsam — zitternd. —

George hatte ohne Besinnung gespielt. Erst hatte er in seinem Spiel etwas sagen wollen, aber dieser Wille war sehr bald ohnmächtig zusammengebrochen. Aber nun sah er da sein Innerstes und Bestes kämpfend in einem schweren Streite, und es dünkte ihn, als schaue er einem Dritten zu, dem er nicht helfen konnte; doch da war etwas in ihm, das größer und mächtiger war, als er selbst, das stritt für ihn, und das erkämpfte den Weg zu jener sonnigen Höhe, auf der er sich nun fand, träumerisch lauschend dem gewaltigen Chor der Erlösten. Aber plötzlich schwindelte ihn, er tastete mit der Hand in die leere Luft, sich festzuhalten, und stürzte hinab. — Er selbst war es nun wieder, der jene flehende Frage fragte, für die er keine Antwort fand.

Auch Maddalenas hatte sich eine seltsame Erregung bemächtigt. Sie war nicht eigentlich musikalisch, wenigstens nicht in dem landläufigen Sinn; sie war wohl orientirt über musikalische Tagesfragen, und sie hatte sich auch durch den mannigfaltigen Verkehr mit Künstlern eine Kenntniß vieler musikalischer Werke angeeignet; aber der Manier, mit der man in der großen Welt Musik zu treiben pflegte, stand sie fremd gegenüber. Welche Wirkung nun die Musik auf sie ausübte, darüber war sie sich nie sonderlich klar geworden; sie empfand auch gar nicht den Wunsch zu einer solchen Erkenntniß. Sie hatte Stimmungen, in denen die Musik ihr gleichsam einen weiten, schattigen Garten eröffnete, in dem sie unter hohen Platanen

zwischen leuchtenden Blumen einherging, mit ihren liebsten Träumen im Herzen; aber das war niemals davon abhängig, ob sie ein Nokturne von Chopin oder eine Sonate von Brahms hörte. Und sie dünkte sich damit glücklicher, als wenn es ihr gegeben gewesen wäre, in die musikalischen Tiefen einer Sonate oder einer Fuge hinabzusteigen.

Heute jedoch schien es ihr etwas von dem Früheren wesentlich Verschiedenes zu sein, was sie mit elementarer Gewalt ergriff. Ihre Augen und ihre Gedanken waren umhergewandert, von den weißen Tasten, auf denen die schmalen Hände so vorzüglich aussahen, hinüber zu ihrem Onkel, der, ein wenig vornüber geneigt, gespannt lauschte, an das Fenster, hinter welchem der letzte Abendschein verblaßte, — und nun blieb ihr Blick haften auf einer Photographie dicht neben ihr auf dem Tisch, die zwar kaum mehr zu erkennen war, von der sie aber wußte, daß sie ihren Gatten darstelle.

Sie hatte eine Empfindung, wie von kalter, feuchter Luft, von dickem, gelblichem Nebel, wie sie ihn einmal in London erlebt hatte. Aber das war es nicht allein. Da zitterte noch eine Unruhe in ihrem innersten Innern, ein Bangen vielleicht vor der brennenden Sehnsucht nach Licht, die wohl lange schon in ihr glomm, die ihr heute aber mächtiger als je erschien, wie eine Glut, die nur eines frischen Luftzuges bedurfte, um in gelben Flammen emporzulodern.

Aber sie wollte nicht daran denken; sie zwang sich, zurückzugehen in ihre Kinderzeit, daß sie dort vielleicht alte Saiten anschlagen könnte, die auf den gleichen Ton gestimmt waren mit dieser Musik, welche sie umfing wie ein Meeresrauschen voll tiefer Schönheit. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen; die wenigen farbenfreudigen Bilder schienen ihr verblaßt, wie mit einem feinen Schleier bedeckt, ja noch mehr, das, was sie noch vor Kurzem schön an ihnen gefunden hatte, ward heut alltäglich, klein und unbedeutend. Hingegen kehrten ihre Gedanken immer wieder zurück zu der Erinnerung an den Tag, an welchem man sie mit dem Grafen d'Elcroy verlobt hatte. Das war in der eleganten Villa in Cannes gewesen, welche sie mit ihrem Vater bewohnte, nachdem sie von einer Reise nach Sardinien zurückgekehrt war, wo sie das Grab ihrer Mutter besucht hatte. Die Mutter war lange schon tot, und man hatte ihrer an diesem Festtage auch wenig Erwähnung getan. Sie hatte es übrigens nie begriffen, wie sie zu dem Vater hatte passen können, diese feinsinnige Frau, welche durch lange Krankheit nur zarter und empfindungsreicher geworden war, zu diesem großen, starken Mann, dessen bärtige, volltönende Selbstherrlichkeit, verbunden mit einer fast jungenhaft ungezogenen Rücksichtslosigkeit, Maddalena schon, als sie noch Kind war, auf die Nerven gefallen war. Eines Tages hatte ihr dieser Vater, als er von einem Frühstück zurückkehrte, zu welchem er mit anderen Pariser Bekannten bei dem Grafen d'Elcroy geladen war, mitgeteilt, daß dieser soeben um ihre Hand angehalten habe. Er hatte sie mit gönnerhaftem Lächeln auf seine Kniee gezogen und mit seiner breiten Hand ihre Wange

gestreichelt, eine Zärtlichkeit, die ihr stets widerwärtig gewesen war. Mit einem Schwall phrasenhafter Worte hatte er sie bedeutet, wie überaus ehrend dieser Antrag sei, wie Graf d'Elcroy, den er schon seit langer Zeit in sein Herz geschlossen habe, eine große Zukunft vor sich sehe, daß er voraussichtlich demnächst Gesandter am Hof zu Kopenhagen werde, und endlich, daß er auch die Mittel besitze, ihr Leben äußerlich angenehm zu gestalten.

Warum sie diesen Antrag angenommen hatte, wußte Maddalena eigentlich nicht. War es die Angst gewesen vor dem Ungehorsam und dessen Folgen, — oder die Sehnsucht nach eigener Macht, nach dem eleganten Leben der großen Welt, in welcher, kaum erschienen, sie dann eine der ersten Rollen spielen würde, — oder war es das Ergreifen einer ersten Gelegenheit, um nur von diesem Vater wegzukommen —? Jedenfalls hatte an einem der nächsten Tage die Verlobung stattgefunden. Graf d'Elcroy hatte sie weniger enttäuscht, als sie gefürchtet hatte. Er zählte damals 36 Jahre, war eine vornehme Erscheinung und besaß ohne Zweifel sehr gute Manieren; die Art, wie er ihr bei der Verlobung gegenüber trat, war taktvoll und zeugte von großer Gewandtheit. So war sie damals in gewissem Sinne glücklich gewesen und hatte sich über den völligen Mangel an Zuneigung und tieferem Verstehen zu trösten verstanden. Es dauerte freilich nicht lange, bis sie diesen sehr herb empfinden sollte. Maddalena besaß ein stark ausgeprägtes inneres Leben, und in diesem lagen ihre besten Kräfte, ihre tiefsten Schönheiten und feinsten Empfindungen. Und sie hätte diesen wertvollsten Teil ihres Selbst so gern ihrem Gatten hingegeben, wenn er nur einmal den Versuch gemacht hätte, ihrem Wesen näher zu treten und sie verstehen zu lernen. Aber das ward niemals die Sache des ehrenwerten Grafen. Maddalena blieb allein; und da es ihr nicht gegeben war, ihren Hunger zu stillen mit den Trebern äußerer Erfolge, so wuchs in ihr eine heiße Sehnsucht nach Leben empor. Farbenschimmernde Märchen und Träume, dieser Sehnsucht schöne, doch einzigste Früchte, die wurden ihres armen Lebens kärgliche Nahrung.

Ihre Träume und ihre Märchen — —! Jetzt wußte sie auch, warum diese Musik sie so gewaltig ergriff. Diese Saite war es, die in vollen Schwingungen widerklang, — und Georges Musik antwortete auf ihrer Sehnsucht jahrelanges Fragen. Wie hatte sie darauf gewartet! — Und war doch immer vergebens gewesen; — wer hätte ihr auch antworten sollen? —

Der Einzige, der ihr etwas näher stand, war der alte Vicomte d'Estalette, der Bruder ihrer Mutter; er besaß die vorzügliche Bildung und die vornehme Gesinnung seiner Schwester, und er umgab Maddalena mit einer rührenden Liebe, durch welche er ihr den Mangel zu ersetzen sich bemühte, unter dem er sie leiden sah. Aber er war ein alter Mann aus einer vergangenen Zeit, und gerade an dem, was er ihr gab, sah Maddalena nur schärfer, was sie für ihr inneres Leben brauchte.

Aber da war nun plötzlich die Stimme, die sie so lange ersehnt hatte. Und sie erschrak. Denn nun waren ja die phantastischen Gebilde ihrer Träume in graue Schatten gesunken, und die große Wirklichkeit stand vor ihr und ließ sie erzittern. Und es ward ein angstvolles Fragen, ob sie noch stark genug sei, den neuen Tag willkommen zu heißen, ob sie noch die Kraft besitze, ihm froh entgegen zu jubeln.

Und als die letzten, feinen Schwingungen der verklingenden Töne in der Stille sich ausgestreckt hatten, und das Schweigen mit unhörbarem Klingen weiterdämmerte, da stand Maddalena plötzlich neben George an der Seite des Flügels, und ihre Hand legte sich auf das glatte Holz, — und es lag so viel Hilflosigkeit in dieser Hand und eine so flehentliche Bitte um Geduld.

Der alte Vicomte erhob sich und nahm aus der silbernen Dose eine Cigarette. Das harte, metallische Klappen des Deckels durchschnitt scharf die Stille; und die Gegenwart, die sie Beide noch umfangen hielt mit Bangen und ehrfurchtsvoller Scheu, gehörte nun schon der Vergangenheit an.

Die Gräfin klingelte dem Diener, welcher die Lampe brachte; Sir Hamilton schloß den Flügel und erhob sich; der Vicomte setzte bedächtig seine Cigarette in Brand.

Man plauderte noch eine Weile. George erzählte von seinem letzten Aufenthalt in Paris, das ihm, der seiner Lebensweise nach durchaus Engländer sei, doch weit mehr zugesagt habe, als London; da sei Leben im großen Stil, frisches Genießen, künstlerische Kraft, Originalität.

Maddalena lauschte dem Klange seiner Stimme, die stets mit dem Ausdruck seines geistvollen Gesichts harmonirte, und sie sah in künstlerischem Genießen auf diese Hände, die hier und da mit einer wundervollen Bewegung seine Worte gleichsam plastisch gestalteten. — Und sie war George so dankbar, daß er auch nicht mit der Regung eines Blicks an das rührte, was vorhin zwischen ihnen gewesen war. Das war ja doch ein kostbares Kleinod, das man nur mit ehrfurchtsvoller Andacht betrachten durfte; sie hatte es so tief in sich hinein geschlossen, hatte es eingehüllt in rote Seide und wagte nicht, daran zu rühren, als könne die strahlende Reinheit des Goldes, das unter ihr ruhte, getrübt werden.

Die hohe Standuhr kündete in bedächtigen Schlägen die siebente Stunde. George erhob sich, um sich zu verabschieden.

Maddalena reichte ihm freundlich die Hand.

„Es ist jeden Tag eine Tasse Tee und eine Cigarette für Sie da," sagte sie.

„Und man sagt, daß ein guter Flügel jeden Tag gespielt werden soll," meinte der Vicomte. —

* * *

Das wurden ruhelose Stunden, durch die George an diesem Abend hindurchgehen mußte.

Er wanderte in seinem Wohnzimmer auf und ab, ganz mechanisch, sieben Schritte bis an das offene Fenster, zu welchem die Nacht schweigend hereinblickte, und wieder zurück sieben Schritte bis an den breitspurigen Schrank, dessen Politur einen matten Schimmer vom Lampenlicht zurückwarf. Seine Züge hatten einen starren Ausdruck, seine Augen blickten unverwandt in's Leere.

Plötzlich trat er an seinen Schreibtisch, rückte die Lampe nach links, entnahm aus einem Fach ein Heft großer, unbeschriebener Notenblätter, breitete dasselbe vor sich hin und legte Federhalter, Bleistift und Löschblatt daneben. Dann setzte er sich und tauchte die Feder ein. Nachdem er eine kurze Weile in das Licht der Lampe gesehen hatte, begann er zu schreiben, ohne Unterbrechung, Seite auf Seite.

Der Nachtwind bewegte leise die Gardinen hin und her, die Lampe summte, und die Feder kreischte. Die Lichter drüben in St. Gingolph erloschen eines nach dem anderen, und die Sterne zogen friedlich und still am Fenster vorüber. Bis ein Atmen durch das tiefe Schweigen ging, und ein fahler Schimmer in das Fenster glitt, und ein Frösteln von morgenlicher Kühle.

Da schloß George das vollgeschriebene Heft, tauchte die Feder noch einmal ein und schrieb auf den Deckel langsam und andächtig das eine Wort „Maddalena".

Plötzlich ging ein Zucken durch seinen Körper, und er neigte seinen Kopf tief hinab und preßte ihn in seine beiden Hände, und es ward ein heißes, erlösendes Stammeln: „Du — — Du!"

III.

Es vergingen einige Tage, bis Sir Hamilton den Salon der Gräfin d'Elcroy wieder betrat.

Nach jener wie im Fieber durchlebten, arbeitsreichen Nacht hatte sich seiner eine tiefe Erschlaffung bemächtigt; diese war weniger der großen geistigen Anstrengung, welche mit dieser gewaltsamen schöpferischen Tat verbunden war, zuzuschreiben, als vielmehr einer Veränderung der Empfindungen, die George für Maddalena besaß. Diese machte ihn unfähig, ihr unbefangen gegenüber zu treten. Denn mit dem Schaffen dieses Werkes war Maddalena sein Eigen geworden; in dieser Musik war er vor ihr niedergekniet, hatte sein Gesicht in ihre Hände gepreßt und hatte ihr gesagt, daß fürderhin nur sie ganz allein seines Lebens tiefer Sinn sei; mit diesen Tönen hatte er seine Arme um sie geschlungen, und sie hinnehmend als sein Eigentum, hatte er ihr duftendes Haar, ihre blassen Wangen und ihre weichen Lippen geküßt — mit der scheuen Innigkeit des Kindes und der gewaltigen, flammenden Inbrunst des Mannes.

Der Gegensatz, in welchen sich so sein Inneres gestellt sah zu den Verhältnissen, wie sie die Wirklichkeit bot, machte ihn müde. Es dünkte ihn so schwer, hier ein Gleichgewicht herzustellen, und als es ihm endlich gelang, ward es noch tausendmal schwerer, dasselbe zu halten.

Ein durchaus äußerlicher Umstand brachte die Entscheidung darüber, wie er zu handeln habe. Es fiel ihm plötzlich ein — er wunderte sich, daß ihm dieser Gedanke nicht von vornherein gekommen war, —, daß es nicht korrekt sei, eine in so liebenswürdiger Weise ausgesprochene Einladung zu vernachlässigen. Mit dieser Ueberlegung war nun jeder Zweifel behoben, und noch an demselben Tage begab er sich nach der Villa, um der Gräfin d'Elcroy und dem Vicomte d'Estalette seinen Besuch zu machen.

Der alte Vicomte empfing George mit herzlicher Begrüßung.

„Meine Nichte ist ausgefahren, aber ich denke, sie wird bald zurückkehren," sagte er; „sie will die letzten Tage noch recht genießen, und sie tut gut daran, denn in Paris macht das Wetter so bedenkliche Sprünge, daß ihre Gesundheit dort einer sehr sorgsamen Ueberwachung bedarf."

„Wollen Sie schon so bald abreisen?"

„Wir gedenken, am 5. November nach Paris zu gehen. Meine Nichte will noch einige ruhige Wochen haben, bevor die Saison beginnt. Sie wissen, das ist eine anstrengende Zeit, — für meine Nichte noch mehr, als für manche andere Dame der Pariser Gesellschaft."

„Kann die Gräfin nicht ihren geselligen Verkehr einschränken, da ihre Gesundheit, wie Sie mir andeuteten, nicht allzu fest ist?"

„Sie könnte es vielleicht, aber sie kann es nicht. Der Graf ist eine der ersten gesellschaftlichen Persönlichkeiten. Sie wissen, wenn wir auch nicht mehr im 18. Jahrhundert leben, so wird doch noch ein gut Teil Politik auf dem Parkett gemacht. Dafür ist der Graf der geeignete Mann: Heute ein exotischer Fürst, morgen ein russischer Minister, übermorgen ein Republikaner aus dem freien Amerika. Er hat sie Alle in seinen Händen. Aber wohlgemerkt: weder seine rednerische Begabung, noch seine umfassende Bildung, noch seine politische Gewandtheit ist das geheimnißvolle Arkanum seiner Erfolge, — sondern es ist die unnachahmliche Eleganz dieses Salons, die stets gleichbleibende Liebenswürdigkeit seiner Frau, ihr stetes Erfassen und Beherrschen jeder Situation, die Sicherheit der grande mondaine, verbunden mit der nur ihr eigenen tiefen Herzensgüte. Glauben Sie mir, wenn meine Nichte plötzlich während einer Saison nicht mehr empfinge, so wäre der Einfluß, den der Graf jetzt besitzt, bald verloren. Und er weiß das sehr wohl."

„Und die Gräfin?"

„Maddalena empfindet, daß ihr Gatte ihrer bedarf, und so opfert sie sich. — Ich sage, sie opfert sich, — denn ihre Gesundheit wird mit jedem Jahre schlechter, und die Aerzte machen immer bedenklichere Gesichter."

Der alte Herr hatte sich in Erregung gesprochen; er bemerkte es nicht, wie George sehr blaß geworden war. Es entstand eine Pause. Die Sonne tauchte die grünen Berge in fließendes Gold, wie an jenem Nachmittage in Chillon, aber ein feiner Dunstschleier lag darüber gebreitet; man sah, daß es Herbst geworden war, und man fühlte ein wehmutsvolles Abschiednehmen, man wußte, daß das Licht sich wenden würde, traurig zögernd wohl, aber unerbittlich, und daß dunkle, feuchte Wolken heraufkommen würden mit hastigen, atemlosen Windstößen, — neue, gewalttätige Machthaber.

George hatte mit halbgeschlossenen Augen hinübergesehen nach den Bergen; jetzt wandte er plötzlich den Kopf, und mit mühsam verhaltener Unruhe fragte er:

„Und der Graf weiß nichts von diesem Opfer?“

„Er mißt Maddalenas Krankheit nicht die Wichtigkeit bei, deren es bedürfte; er will die gewaltsame Selbstbeherrschung nicht sehen, die es seine Frau oft kostet, diesen Anstrengungen gerecht zu werden. Auf wohlgemeinte Ratschläge, die ihm nicht nur von mir gegeben worden sind, hört er nicht; — es müßte ja auch seine schönsten Pläne durchkreuzen. — Freilich, es wird ein Tag kommen, wo sie ihm doch alle mit eiserner Faust zertrümmert werden!“

Es lag eine tiefe Traurigkeit in diesen Worten des alten Mannes; seine Stimme zitterte, und seine Hände tasteten nervös an den Kanten seines Cigarettenetuis entlang.

„Und da ist Keiner, der ihr helfe?“

Der Vicomte schrak auf und blickte starr auf Georges totenblasses Gesicht. Das war keine teilnahmsvolle Frage, das war keine harte Entrüstung, kein grimmiger Spott; — was aus diesen Worten klang, war eine namenlose Angst, das Beben vor dem Verhängniß, das ihn am Boden zertreten sollte, das Schreien um eine Hilfe, die ja doch nicht kam.

George hatte sich erhoben. Hochaufgereckt stand er dem alten Manne gegenüber, als ringe er nach Luft, als kämpfe er schon mit dem Schicksal, vor dem es kein Entrinnen gab, mit verzweifelndem Todesmut seinen Leib in die Bresche werfend, sie zu verbarrikadiren. Aber plötzlich zuckte er zusammen. — Auf dem dunklen Hintergrund der schwarzsammetnen Vorhänge schimmerten die weißen Züge Maddalenas. Eine tiefe Bewegung glitt über sein Gesicht. — Und langsam aus dem schwarzen Sammet heraus hob sich ihre Hand; sie streckte sie ihm entgegen in huldreicher Gnade und tiefem Erbarmen: „Komme zu mir, so wirst Du Ruhe finden!“ — und bittend und flehend: „Warum läßt Du mich so lange warten?“

Und George trat zu ihr und ergriff diese Hand, neigte sich langsam und küßte sie.

Es war ein Lächeln tiefer Glückseligkeit in Maddalenas Zügen, aber George sah es nicht; er hatte die Augen geschlossen, er wußte nur, daß diese Hand nun sein Leben bestimme. Mit diesem Bewußtsein waren nun

auch alle Zweifel, wie er ihr gegenübertreten solle, verschwunden; sie gehörte ihm ja doch! — Was verschlug es also, wenn er in die Zeiten — sie dünkten ihn so weit dahinten — zurückgriff, da er sie noch nicht besaß? — So lächelte er nur, als er nun den gesellschaftlichen Ton wieder hervorholte:

„Ich kam, Gräfin, nach Ihrem Befinden zu fragen, und ich bin glücklich, daß ich diese Frage noch persönlich an Sie richten darf."

„Vielen Dank," antwortete sie, ihn voll ansehend, und es lag Dankbarkeit in diesem Blick — „ich habe eine wundervolle Spazierfahrt gemacht. — Auch in Chillon war ich. — Uebrigens wird es Herbst; auf dem Rückweg habe ich die Kühle sehr empfunden."

„Du bist ein leichtsinniges Kind, Maddalena," sagte der Vicomte, „Du wirst morgen wieder krank sein, und Du weißt, daß ich Dich unter keinen Umständen abreisen lasse, wenn Du nicht ganz gesund bist."

„Um so besser," sagte sie fröhlich, „dann pflegt mich mein alter Onkel so wundervoll, und ich bekomme jeden Tag Pralinés, und Sir Hamilton besucht uns und liest mir vor, traurige Geschichten, daß wir alle weinen, und dann spielt er Klavier, und wir werden wieder fröhlich."

Es klang eine kindliche Glückseligkeit aus ihren Worten, als sei ihr etwas sehr Schönes geschenkt worden, als sei ihr eine Sorge, die sie lange mit sich herumtragen mußte, genommen.

Und diese Stimmung teilte sich George und bald auch dem alten Vicomte mit. Dieser hatte erst ein grimmiges Gesicht machen wollen, um der geringen Beachtung willen, die seine Ermahnungen fanden; aber er konnte dem fröhlichen Lächeln dieses „lieben, großen Kindes", wie er Maddalena nannte, nicht widerstehen. Diese Fröhlichkeit blieb über ihnen, solange sie plaudernd beisammen saßen bei einer Tasse Tee, in dem weichen Licht der hohen, mit einem gelbseidenen Schirm bedeckten Lampe. George erzählte aus seiner Kinderzeit, von seiner ersten Liebe zur Kunst, von den Opern, die er als Knabe von der Galerie aus angehört hatte, da er nicht Geld genug für einen besseren Platz gehabt, von dem gewaltigen Stolz, den er mit dreizehn Jahren über seine erste Komposition empfunden.

„Ist Ihre As-Dur-Symphonie, die mein Onkel in London hörte, Ihre neueste Komposition?" fragte Maddalena.

„Die letzte, die vollendet ist," antwortete George; „aber in der Skizze ist eine neue bereits fertig und wartet nur auf einen ernsthaften Arbeitsmonat, auch in der Instrumentirung vollendet zu werden."

„Wollen Sie uns nicht ein paar Motive daraus vorspielen?"

„Sie haben Alles schon gehört!" antwortete George langsam.

Und Maddalena wandte ihre Augen und sah ihn an; darin war ein gewisses Verstehen und ein tiefes, aber unruhiges Glück. Doch dann sah sie hinüber nach dem Flügel, und sie gedachte jener Stunde, da sie ihn um Geduld und Nachsicht gebeten hatte. Und nun war es plötzlich so viel,

was schwer auf ihrem Herzen lag. Noch hatte sie nicht den fröhlichen Mut, den sie so heiß ersehnte und um den sie doch nicht kämpfen durfte. Und dennoch besaß sie die unumstößliche Gewißheit, daß eine Stunde kommen würde — und sie schien ihr nicht fern zu sein —, da aller Zweifel dahinsinken würde, da ihre Sehnsucht und ihre Liebe, — ja, ihre Liebe der einzigste Inhalt ihres Lebens werden würde, alles Andere vernichtend und in imposanter Großmacht allein regierend.

Aber sie empfand Angst vor dieser Stunde, als vor einem Sturme, der die Kraft hatte, sie selbst mit hinwegzufegen, und der niemals ihrer bittend gefalteten Hände achten würde, sie zu verschonen.

IV.

„Gute Nacht, Onkel, die Fahrt hat mich müde gemacht, und ich möchte schlafen gehen."

Maddalena hatte sich erhoben und reichte dem alten Vicomte die Hand. Er küßte dieselbe ehrerbietig, hielt sie noch einen Augenblick fest und sah prüfend in das blasse Gesicht, das jetzt einen unverkennbaren Zug des Leidens trug. Was mochte hinter dieser Stirne grübeln? Und was war es, das über ihre Augen den Schleier von tiefer Müdigkeit gezogen? — Er strich mit seiner alten Hand zart über ihr blondes Haar. „Gute Nacht, mein Liebling, — — mein armes Kleines!" fügte er leise hinzu, in einer plötzlichen Bewegung, die er selbst nicht verstand. Aber Maddalena schien dieses Wort nicht seltsam zu finden; sie neigte ein wenig ihren Kopf, und dann wandte sie sich lautlos ab.

Der alte Herr setzte sich an seinen Schreibtisch, rückte die Lampe zurecht und nahm ein Buch vor, um zu lesen. Aber seine Gedanken waren nicht dabei; sie wanderten hinüber zu der jungen Frau, in deren Gesicht er ein so tiefes Leid und einen so brennenden Schmerz gelesen hatte. Wer ihr helfen könnte! Aber da stand man mit aller Liebe und Fürsorge daneben, machtlos, und mußte mit ansehen, wie sie kämpfen und sich quälen mußte, wie die Wangen von Tag zu Tag blasser wurden und die Hände schmaler und durchsichtiger, und die lieben schönen Augen so müde — so müde! —

Das alte, freundliche Gesicht war sehr ernst geworden. Aber nun war es, als ob ein noch dunklerer Schatten sich darüberlegte, unter dem die Züge hart und eckig wurden, herb und gramvoll. Er erinnerte sich jener bebenden Angst, die aus Georges Worten geklungen hatte. — Dann freilich! — —

Und er neigte sich über sein Buch, stützte den grauen Kopf in seine Hände und sann — und sann. Die Lampe summte und knisterte leise, und die kleine silberne Standuhr, noch ein Geschenk von Maddalenas Mutter, tickte gleichförmig und zerschnitt die tiefe Stille in unzählige kleine, gleichgroße Stücke. Endlich klopfte der alte Diener und meldete: „Herr Baron,

es ist 12 Uhr.“ Der alte Mann blickte erschreckt auf, dann erhob er sich müde; er löschte das Licht und ging langsam hinüber nach seinem Schlafzimmer; dort trat er an das Fenster und sah in die dunkle, sternenlose Nacht, die mit regenschweren Wolken über den schlafenden Bäumen lag; er blickte nach dem Seitenflügel des Hauses, in welchem Maddalenas Zimmer lagen. Die Vorhänge waren zugezogen, aber durch eine Spalte schimmerte noch mattes Licht. Und er wandte sich seufzend ab.

* * *

Maddalena hatte die Zofe entlassen, nachdem dieselbe noch einige Scheite Holz auf das Kaminfeuer gelegt. Sie hatte ein bequemes Hauskleid aus schwarzem Sammet angelegt, das ihre schlanke Figur weich umschloß. Es war oben mit breiten, kostbaren Spitzen besetzt, aus denen ihr feiner Hals wie Marmor hervortauchte.

Sie hatte den hochlehnigen Stuhl nahe an den Kamin gerückt und, sich auf ihn stützend, blickte sie in die gelben Flammen. Die warfen seltsam ungewisse Lichter auf den dunklen Sammt, irr und unstet, — wie Gedanken, die zu solchen Stunden kommen, ungerufen, ohne Zweck und Ziel, die durch unser Hirn streifen, ohne daß wir sie daran hindern können, und die uns doch entwischen, wenn wir sie halten wollen. Maddalena hielt ihre Hand vor das Feuer, die schmalen Finger leicht gekrümmt; sie betrachtete aufmerksam Licht und Schatten, welche in phantastischem Gegenspiel auf der weißen Haut einander jagten. In dieser Stellung, den Kopf ein wenig geneigt, und den Blick unverwandt nach unten gerichtet, verharrte sie eine lange Zeit.

Plötzlich richtete sie sich auf, nahm von dem kleinen Tisch, der neben dem Kamin stand, einen Brief und entfaltete diesen, indem sie sich gleichzeitig in den Stuhl niederließ. Es waren wenige Zeilen, die sie schnell überflogen hatte.

„Chère Madeleine! Ich erwarte Dich spätestens am 10. November; die Saison scheint in diesem Jahr eher beginnen zu wollen, und ich halte es für unumgänglich notwendig, daß wir noch vor Weihnachten einige kleinere Diners für unsere näheren Bekannten geben, da wir im neuen Jahre durch größere gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen sein werden. Ich hoffe, daß Du Dich recht erholt hast und Dich freust, wiederzusehen

Deinen Gaston.“

Sie ließ das Blatt sinken und sah vor sich hin; dann zerriß sie es langsam und sorgfältig in kleine Stücke und warf dieselben in das Feuer. Dort leuchteten sie einen Augenblick hell auf, dann krochen winzige blaue Flämmchen über das verkohlte Papier, endlich wurde die leichte Asche hin- und hergewirbelt, bis sie zerstob. Nun dachte sie auch schon nicht mehr an diesen Brief, der ihr erst so weh getan hatte, ja, es war, als ob sie jetzt erst frei geworden war und sich von einer Fessel losgelöst hatte, die ihrer unwürdig war.

Sie erhob sich und ging langsam durch das Zimmer, unhörbar, mit leisen, schweigenden Schritten; jetzt stand sie am Fenster und, den Vorhang bei Seite schiebend, sah sie stumm auf den schwarzen See, in dem heute kein Stern widerleuchtete, nach den hohen, drohenden Bergen drüben, welche die Erde zu erdrücken schienen in ihrer massigen Wucht. Nun wandte sie um und stand wieder vor dem hohen Stuhl in dem halben Lichte des Feuers.

Und plötzlich warf sie sich auf ihre Kniee, und die Arme ausstreckend, preßte sie ihren Kopf auf die harte Lehne, und ein heißes Schluchzen erschütterte ihren Körper: „Ich habe Dich ja so lieb — so lieb!"

Es war ein erlösendes Weinen, zuerst freilich mit krankhaftem Zittern, aber dann ruhig und still, trostlos wohl, aber ihres Unglücks wuchtige Schwere in feuchte Schleier hüllend. Und die schmerzenden Kniee und den Kopf gegen das harte Holz zu pressen, das tat so wohl, und es war eine Zeit lang so gut, keinen Lichtstrahl zu sehen, an den man angstvoll sich klammern mußte, sondern in tiefem Dunkel zu weinen, ohne Hoffnung, ohne törichte Wünsche zu weinen. Aber dann freilich kam die Sehnsucht wieder, heiß überquellend — „George — George!"

Sie hätte schreien mögen, ihn zu rufen, mit allem heißen Sehnen, das so lange Jahre hindurch seiner Erlösung harrte. Jeder Gedanke in ihr war Sehnsucht nach dem neuen Tage, dessen Morgenröte sie geschaut mit glückseliger, traumhafter Verwunderung. Und doch dachte sie nur ein Wort, das war „George", sie wußte nur dies Eine, daß sie bei ihm wohl geborgen sei. Und es wäre nun so gut gewesen, ihren Kopf an seine Schulter zu pressen, um Leid und Sorgen und alle Tränen zu vergessen und ganz dahinten zu lassen.

Endlich kam Ruhe über sie, freilich mehr Erschöpfung als Frieden. Sie kniete noch immer vor dem hohen Stuhl; nun erhob sie ihr blasses Gesicht. Ihr Blick streifte verwundert durch das Zimmer — war es noch dasselbe Zimmer? — und blieb nun hängen an einem schmalen, silberbeschlagenen Buche, das auf dem Tische lag. Sie nahm es in die Hand; es war ein neues Testament in der Luther'schen Uebersetzung, das ihr vor langen Jahren ihre Mutter geschenkt hatte. Sie schlug es gedankenlos auf, fast ein wenig neugierig, — ob es wohl helfen konnte? — Da waren die Psalmen, und sie las die Worte:

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten, sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben! —"

Die las sie wieder und wieder, erst mechanisch, dann aber sprach sie die Worte laut, ihrem musikalischen Klange lauschend; wie war das schön: „und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!" — Und nun erst fand sie eine Beziehung zwischen diesem Trost und ihrem Leid. Sie sann darüber nach. Eine Lösung ihrer tausendfachen Fragen fand sie freilich

nicht; aber viel später, als sie schon das Licht gelöscht hatte und den müden Kopf zur Ruhe legte, sprach sie zu sich selbst: „Und kommen mit Freuden —"

V.

Es war Allerseelentag.

Das bleiche Licht der Nachmittagsonne ruhte müde auf dem stillen See und auf den tausend herbstlichen Farben, in denen die weiten Weinberge erglühten, in wunderbarem, wunschlos dahinträumendem Frieden; es glitt in das Zimmer, den feinen Schimmer eines matten Goldtons ausbreitend über die graublauen Stofftapeten, über den Lack der breiten Rahmen, und gerade noch streifend die schlanken Bronzevasen und die alte Uhr im Empirestil.

Maddalena trat von ihrem Schreibtisch zurück an das Fenster; alles Licht blieb nun bei ihr und schien jetzt von ihr selbst auszugehen; auf dem dunklen, grauen Wollstoff ihres Kleides fingen sich die Strahlen und wurden wieder warm, fast sommerlich warm, und ihr hoch aufgestecktes Haar, in welches der Sonne schräger Schein müde hineingegangen war, sandte Licht von tief goldenem Schimmer und tausend Feinheiten und Zartheiten zurück.

„Ich fuhr heute Vormittag spazieren, und ich besuchte den schönen Friedhof in Clarens. Ich hatte garnicht daran gedacht, daß Allerseelen ist; da sah ich nun die vielen weißen Kerzen mit dem gelbroten, flackernden Licht, und Astern auf den Gräbern, und große Chrysanthemen, und darüber stille Luft, mattblauen Himmel und in seidigen Dunst gehüllte Sonne. Es war ein Hügel, der mich sonderlich berührte; er war lang und schmal und nur mit einem einfachen, weißen Marmorkreuz geschmückt, welches von Epheuranken umarmt war; darauf stand der Name, Geburts- und Todesjahr — eine junge Frau, die 21 Jahre alt geworden war, — und darunter war geschrieben: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten." Die Sonne warf einen feinen Schimmer auf die blassen goldenen Buchstaben, der Hügel träumte so still in den blauen Himmel hinein, wie jetzt der See da unten — —"

Sie hob ihre Hand und zeigte hinaus.

George trat ein wenig vor; sein Blick streifte das stille Wasser, aber dann irrte er zurück nach dem blassen Gesicht vor ihm.

„Ich habe mir die Stelle aufgesucht," fuhr sie fort, „sie lautet weiter: ‚sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!' — Ist dieser Trost nicht wundervoll? Ist es nicht, als ob er alles Leid schon auslösche?"

Sie sah etwas zaghaft zu ihm auf; sie hatte sich ja so fest an diesen Trost geklammert.

Aber George schüttelte leise den Kopf.

„Ist es denn das, was wir ersehnen?" begann er mit verhaltener Stimme. „Ist es im Allerletzten die Ruhe, die wir brauchen? — Allerdings, — wir kehren zu ihr zurück, aber doch nur, weil unser Werk uner-

sprießlich war. Wir gingen doch Alle einmal hinaus mit großen Wünschen und strahlenden Gedanken, wir hatten doch Alle einmal so stolz, so siegesfroh unsere Schwingen erhoben! — — Freilich, wir kehren wohl wieder heim mit zerbrochenen Flügeln und todmüde, und wollen nichts weiter mehr als Ruhe. Aber diese Ruhe ist doch nur eines Sterbenden letzte Bitte! Das ist es nicht, was wir suchen! — Wir wollen leben — mit allem Empfinden! Wir fanden in uns unergründliche, dunkelblau flimmernde Tiefen, da leuchtende Saphire und blutende Rubinen schlummern; die wollen wir herausheben an das strahlende Licht des Tages; wir fanden in uns eine Kraft, in der wir Taten vollbringen müssen; die soll uns eine stolze Burg bauen, von deren Zinnen wir weithin blicken über unser Land.“

„Und was soll unser Hoffen in allen dunklen und schweren Tagen sein?“ fragte Maddalena.

„Daß wir niemals auch nur den geringsten Teil dieser gewaltigen Kraft verlieren können, daß wir stets uns selbst behalten. So will ich auch dies Wort verstehen: ‚Wir trugen mit Tränen unsere Träume und unsrer Sehnsucht wundersame Blumen und gingen so einsam und so ganz allein schmale und gefahrvolle Pfade; aber wenn wir Alles, unser großes Wollen und kraftvolles Können darein setzten, uns selbst getreu zu bleiben, dann wird die Stunde kommen, wo wir auf strahlender Höhe stehen werden in leuchtendem Sonnenlicht, wo wir schauen werden, was wir geträumt hatten. — Vielleicht freilich, daß es die Sterbestunde ist, daß wir das Ziel nur erreichen, indem wir uns opfern. — — Werden wir nicht jeden Himmel gern daran geben für diese eine gewaltige Stunde des Sieges, da wir, überflutet von Licht, in unseren Händen halten werden unnennbares Glück?! —“

Er sah plötzlich auf. Es hatten sich grauviolette Schleier der ersten Dämmerung über das Zimmer gebreitet, und draußen ging das Licht langsam von dannen. Maddalena stützte ihre Hand auf die hohe Lehne des Stuhles, und nun hob sie langsam den blonden Kopf und sah George an.

„Unnennbares Glück! —“ wiederholte George langsam, und seine Stimme zitterte; er wußte, daß er vor der größten Stunde seines Lebens stand. —

Wie im Traume, und dennoch jede Bewegung scharf empfindend, streckte er seine Hände aus; — es war tiefe Stille; ein letzter blaßroter Schein von Westen her glitt über die beiden jungen Gestalten; — und nun hielt er sie in seinen Armen, und sie lehnte ihren blonden Kopf an seine Schulter, und ihre Hände hatten die seinen fest umklammert. Und ein Zittern lief durch ihren Körper, und ein Schluchzen, so erlösend, so befreiend: „George — George — ich habe Dich ja so lieb, — — — so lieb! — — —“

Die Schatten der Dämmerung woben feine Schleier und umhüllten schützend das kostbare Heiligtum, das nun ihr eigen geworden war. — —

Ach, aber es sind nur kurze Augenblicke, in denen wir auf den Höhen unseres Lebens stehen dürfen; und der jauchzende Blick auf das gelobte Land wird bald wieder verschleiert durch Nebel und graue Wolken; — und wir müssen den Weg wissen, den wir zu gehen haben, und müssen Glauben haben, daß das Reich dennoch unser ist.

Maddalena hatte in hingebendem Vergessen in Georges Armen gelehnt. Nun richtete sie sich auf, und mit bebender Stimme fragte sie:

„George, — — was soll daraus werden?" —

Es war eine so zitternde Angst, daß diese tiefe Seligkeit wieder von ihr genommen werden könne.

Und George schwieg.

Und Maddalena preßte ihre Stirn an seine Schulter, und große Tränen tropften schwer auf Georges Hand, welche behutsam ihr blondes Haar zurückstrich.

„George, — bitte, — geh! — —"

Und er beugte sich tief über sie und küßte langsam ihre Hand; dann wandte er sich, und der dunkle Vorhang schlug hinter ihm eine schwere Welle.

Maddalena war allein.

VI.

George hatte einen weiten Weg hinter sich.

Er war nach Chillon gewandert und hatte dort auf demselben Steine, bei welchem er Maddalena zum ersten Male gesehen hatte, gesessen, bis es tiefe Nacht um ihn geworden war. Er hatte versucht, sich seine Lage klar zu machen, aber es war ihm vollständig mißlungen. Vor dieser bedeutungsreichen Stunde hatte er Klarheit besessen. Wie war Maddalena doch ganz sein Eigen gewesen, sein Schicksal, das ihn unerbittlich führen würde — wunderbare Wege. — Aber diese kurzen Minuten hatten eine tiefe Wandlung in ihm vollzogen. Denn nun war die Wirklichkeit über ihn gekommen, hatte mit souverän spöttischem Lächeln seine klugen Gedanken, seine tiefen Empfindungen bei Seite geschoben und blickte ihn nun mit geheimnißvollem Schweigen an, als wollte sie sagen: „Nun laß mich sehen, daß Deine Kraft nicht nur in Deinen Träumen ist; bisher warst Du groß; — laß mich schauen, ob Du stark genug bist, größer zu werden!" —

So geschah es, daß jetzt, da er Maddalena in seinen Armen gehalten und von ihren Lippen vernommen hatte, daß sie mit Allem, was sie besaß, ihm gehöre, — ein Zweifel über ihn kam, — nicht an ihrer Liebe, nicht an der zwingenden Macht seiner Empfindung, —, ein feiner und so schneidend scharfer Zweifel an ihrer gemeinsamen Zukunft. Würde diese Zukunft kommen? Würden sie Beide die Kraft haben, ihre Fesseln zu zerbrechen, rücksichtslos, — brutal — denn einer brutalen Kraft bedurfte es

hierzu —, würden sie den seelischen Mut haben, sich selbst den aufdringlichen Blicken der Welt preiszugeben, die mit boshaft täppischen Händen nach einer hübschen, mehr oder weniger bedenklichen Pikanterie suchen würde? Und selbst, wenn sie diesen Mut hätten, würden sie unbeschadet von ihm Gebrauch machen dürfen? Würde nicht der schimmernde Glanz ihres Kleinods trübe werden?! —

George sagte sich, daß es seiner nicht würdig sei, solchen Zweifeln Raum zu geben; aber schon daß diese überhaupt kommen konnten, das machte ihn erschrecken; ja, und das gab ihnen auch eine Art von Berechtigung ihres Daseins.

Und er kam nicht über diese Frage hinweg; sie umdrängten ihn wieder und wieder mit aufdringlicher Gebärde.

Er erhob sich fröstelnd und wanderte rastlos die lange am Fuße der Berge sich hinziehende Straße zurück nach Montreux; er wollte eigentlich nach dem Hotel gehen, aber plötzlich fand er sich oben vor dem einfachen Gittertor des Kirchhofs von Clarens. Er wunderte sich hierüber nicht; er empfand auch nicht das Seltsame, vielleicht Romantische dieser Situation. Mit fester Hand ergriff er die Klinke, um das Tor zu öffnen. Es war verschlossen. Seine Hand blieb auf dem Eisen liegen — das war so wohltuend kalt — und er blickte zwischen den Eisenstäben hindurch nach den dunklen Hügeln, auf denen im Vordergrund einige weiße Kreuze matt schimmerten, während dahinten Alles in schwarzem Schweigen schlief. Der Garten der ewigen Ruhe! —

Nun verstand er, warum Maddalena sich so angstvoll an jenen Trost geklammert. Aber wußte sie denn so gewiß, daß erst das Jenseits ihr die Erlösung bringen würde? — War nicht dennoch ein zaghaftes Hoffen in ihr, das allen Trost der Religion lächelnd von sich wies und mit fröhlichem Glauben des Wunders wartete, das alles Glück schon hier in ihre Hände legen würde? —

Er meinte, daß er sie danach fragen müsse, — daß ihre Antwort erst Alles entscheiden könne.

Er ging langsam hinab nach dem Hotel. Hier schlief schon Alles; aber als er die Treppe hinaufsteigen wollte, kam der Portier nachgeeilt und reichte ihm eine Depesche. Er dachte daran, daß Graf Bruck, dem er weder gedankt noch abgeschrieben hatte, anfragen würde, warum er nicht komme. Er ging langsam hinauf auf sein Zimmer, machte Licht und zog sich einen bequemen Hausanzug an; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, zündete sich eine Cigarette an, und den Rauch langsam vor sich hinblasend, sah er sinnend seinen blauen Arabesken nach.

Da fiel ihm das Telegramm wieder ein; er nahm es hervor und öffnete es langsam. Es war aus London und dort um 5 Uhr Nachmittags aufgegeben. Es lautete:

„Sir Hamilton died half past four, come as soon as possible.
Robert.“

George strich mehrere Male über das dünne, knisternde Papier, als wolle er die Zeilen, die hier so geschäftsmäßig hingeschrieben waren, wegwischen. Dann, als habe er das Zwecklose dieses Bemühens eingesehen, erhob er sich mit einem kurzen Ruck, klingelte und begann, seine Sachen zu ordnen, um die Koffer zu packen.

„Ich wünsche meine Rechnung und morgen früh zum ersten Zuge nach Lausanne den Wagen!“ sagte er dem Kellner, der mit verschlafenen Augen in der Tür stand.

Darauf packte er mit dem selbstverständlichen Geschick einer alten Gewohnheit seine Koffer. Sein Manuskript, das ihm hierbei in die Hände kam, legte er mit eigentümlicher Behutsamkeit auf den Schreibtisch; und als er den letzten Koffer geschlossen, entnahm er seiner Mappe einen Briefbogen und legte ihn vor sich hin. Seine Finger trommelten mit nervöser Bewegung auf dem starken Papier. Er überlegte lange; schließlich schrieb er langsam die wenigen Worte: „Montreux, Nov. 2th 1901. George. Er faltete das Blatt zusammen, schob es mit dem Telegramm in einen Umschlag, den er verschloß und siegelte. Das Manuskript legte er neben den Brief. Als man ihm die Rechnung brachte, gab er seine Anweisung:

„Lassen Sie dies morgen früh bei der Gräfin d'Elcroy abgeben. —“

Nun hatte er Alles geordnet. Eine tiefe Erschlaffung bemächtigte sich seiner. Er saß in dem alten Lehnstuhl, und sein Blick ging langsam durch das Zimmer, — von dem dunklen Fenster, an das jetzt feucht ein feiner Regen schlug, über den von der Lampe hellbeleuchteten Schreibtisch, hinüber nach den Koffern, die so trostlos einer neben dem andern standen, bunt mit Zetteln beklebt, — Paris — Wien — Nizza — Montreux —. Nun würde nach langer Zeit wieder einmal das Wort „London“ auf ihnen zu lesen sein; — er erinnerte sich, wie diese Zettel ausgesehen hatten: — „London Viktoria“ — große, klare, schwarze Lettern —; und er hörte den betäubenden Lärm des Bahnhofs, roch dieses Gemisch von Rauch, Staub, Oel und Menschen, er sah die großen Bogenlampen mit ihrem dunstigen, blauen Licht, die riesigen Plakate, die hin und her rasenden Menschen, die Omnibusse, Cabs, Hansoms — — und den Nebel, den dicken, zähen, gelben Nebel, der Alles einhüllte und in sich begrub. — — Er stand auf und begann sich auszukleiden, um noch ein paar Stunden zu schlafen. Er verfiel in unruhigen Halbschlummer, in dem er sich gequält von einer Seite auf die andere warf. Dann klopfte man auch schon, um ihn zu wecken. Er erhob sich todmüde und kleidete sich an; unten fuhr mit ärgerlichem Poltern langsam der Wagen vor. Er warf noch einen kurzen, streifenden Blick über das Zimmer, dann ging er langsam die teppichbelegte Treppe hinab. In dem großen Speisesaal brannte eine Lampe, denselben spärlich erleuchtend; in der Ecke bei der Tür drückte sich trotz der frühen Morgen-

stunde das Trinkgeld heischende Hotelpersonal herum. George trank eine Tasse Tee, und nachdem er die dienernde Schaar befriedigt, trat er aus dem Portal, vor dem der Wagen wartete. Ein kalter Regen schlug ihm entgegen, der aus schwarzen Wolken herniederrauschte. Er sah, mehr einer Gewohnheit folgend, als mit Ueberlegung, nach den Bergen hinauf, auf deren halber Höhe er bei Tage Maddalenas Villa stets hatte erkennen können. Der Regen hüllte Alles in feuchte Schleier.

Dann rumpelte der Wagen durch den kleinen Vorgarten auf die Straße hinaus.

Auf dem Bahnhof war noch kein Mensch zu sehen. George mußte das Personal wecken. Schließlich kamen trottenden und schlürfenden Schrittes zwei Männer in dicken Flausjacken. George gab sein Gepäck auf; und dann kam auch der Zug schon, mit glühenden Augen, in deren ungewissem Lichte der Regen glänzend auf die feuchten Steine aufspritzte. Und so verließ George Montreux, mit fest zusammengepreßten Lippen, tiefen Falten auf der Stirn und müden, starr in's Leere gerichteten Augen.

VII.

Es waren seit diesem Tage viele Wochen vergangen. George hatte nach den pomphaften Begräbnißfeierlichkeiten London verlassen, um auf einer Reise durch Schottland sich selbst das Gleichgewicht wieder zu verschaffen, dessen er so dringend bedurfte. Denn jener unnatürlich starre Zustand, in den ihn die ereignißschweren Abschiedsstunden versetzt hatten, war ihm geblieben. Er hatte wohl alle Anordnungen mit großer Ruhe und Umsicht getroffen, aber niemals war eine Bewegung über sein gleichsam versteinertes Gesicht gegangen, weder bei dem Eintreffen des in sehr herzlichen Worten gehaltenen Beileidstelegramms des Königs, noch in dem seltsam ergreifenden Augenblicke, als er in das Sterbezimmer getreten und der alte ergraute Kammerdiener seines Vaters ihm mit hellen Tränen in den Augen entgegengetreten war. Es war immer der nämliche, tiefernste, gepreßte Ausdruck in seinen Zügen gewesen, der denselben etwas sehr Hartes und Eckiges verlieh.

Nur ein einziges Mal hätte man ein Zucken bemerken können, das ihn im Innersten zu erschüttern schien. Er war kurz vor Beginn der Trauerfeier noch einmal an den von Blumen bedeckten Sarg getreten. Da war, von dem Geruch der unzähligen Blumen deutlich zu unterscheiden, ein voller Duft von Veilchen zu ihm gedrungen. Dies allein hatte ihn plötzlich die Gegenwart vergessen lassen, hatte ihn in jenes dämmerungsstille Zimmer mit den schweren Teppichen, den schwarzsammetnen Vorhängen und den hohen geschnitzten Stühlen versetzt. George hatte sich hinabgebeugt und dicht vor sich einen großen Kranz wundervoller Veilchen gesehen, dessen dunkelviolette Schleife in einfachen Linien die Buchstaben M. E. trug. Da war eine tiefe Bewegung über sein Gesicht gegangen. Aber dann

waren Diener in das Zimmer gekommen, und George hatte sich den Anschein gegeben, als ordnete er an den Blumen; und mit seltsamer Scheu hatte er die Schleife unter einem der anderen Kränze verborgen.

Nun lebte er in dem einfachen Hotel einer kleinen schottischen Stadt und verbrachte seine Tage in den Bergen mit weiten Spaziergängen, die er bei jeder Witterung unternahm. Die Zeit ließ sich auch hier von ihrem Rechte nichts nehmen, und so kam allmählich eine Art von Ruhe über ihn. Aber diese Ruhe war tot und besaß nichts von innerer Klarheit; sie war nicht die Folge von Kämpfen, die zu einem Ende gekommen, gleichviel, ob dies nun ein Sieg oder eine Niederlage war, — sondern sie war künstlich zusammengebaut, mit schweren Mühen und schmerzvoller Arbeit, und es bedurfte doch nur eines leichten Anstoßes, um dies Gebäude in sich zusammenbrechen zu lassen.

VIII.

„Was soll daraus werden?" — Dies war noch lange Zeit die bange Frage, die Maddalenas Leben einzig und allein beherrschte. Hatte sie dieselbe an jenem Abend in einem zitternden Empfinden der Schwere ihres Schicksals und in tiefer Sorge um ihres großen Glückes Kostbarkeiten getan, so ward diese Frage nun der Gegenstand eines grübelnden Sinnens durch so viele Stunden hindurch, in denen heute ihre Vernunft öde, staubige Chausseen dahinwanderte und morgen ihre Phantasie mit farbenschimmernden Wünschen so sonnig schöne Wiesengründe durcheilte.

Aber es ist nicht gut, einen Zwiespalt von so schroffen Gegensätzen in sein inneres Leben zu bringen. Es machte Maddalena am Ende so müde, wenn sie jetzt mit glückseligem Lächeln auf dem Manuskript ihren Namen las, den er darauf geschrieben, und dann wieder weinte, mit jenem trostlosen Schluchzen, wie es nur Kinder haben; es mußte ja ihre beste Kraft verzehren, heute mit fröhlichem Hoffen des Tages zu harren, da er kommen würde, sie in ihrer Sehnsucht sonnenstilles Land hinein zu tragen, — und morgen ein gramvoll lang sich hinziehendes Leben vor sich zu sehen, inmitten einer Welt, in der es sie fror, und in der sie doch bleiben mußte, bis der mitleidige Tod kommen würde, ihrem kümmerlichen Dasein ein klangloses Ende zu bereiten.

Maddalena hatte oft die Absicht, an George zu schreiben. Aber sie fand nie einen Anfang; und sie empfand auch, daß sich das, was sie ihm sagen wollte, und was sie ihm in heißem, tränenvollem Stammeln so oft schon gesagt hatte, nicht niederschreiben ließ auf einen Bogen Papier. Es war ja doch nur ein Anklammern an ihn, der allein ihr helfen konnte, ein Tasten nach seiner starken Hand, die sie halten sollte.

Zuerst hatte sie mit ehrlichem Mühen versucht, ihr Schicksal zu meistern, stark zu sein und mit einem vielleicht resignirten, aber stolzen Lächeln ihre Pflicht zu tun. Eine Zeitlang war ihr dies auch gelungen. Sie hatte

sich ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen mit besonderem Eifer gewidmet, und ganz Paris war mehr als je entzückt von den „ohne Zweifel anregendsten, reizendsten, charmantesten Abenden," die man diesen Winter in der Avenue Hoche verlebte.

Aber eines Tages entdeckte Maddalena, daß diese Pflichterfüllung zu einer inneren Unmöglichkeit geworden war. Denn die Betäubung, zu welcher ihr dieselbe verhelfen sollte, war nun verflogen, und die Kraft, die es sie gekostet, dieses Leben durchzuhalten, — sie merkte erst jetzt, wieviel an seelischer Stärke hier verschwendet worden — war völlig gebrochen.

Maddalena wußte nun als unumstößliche Gewißheit, daß sie ohne George nicht leben konnte, daß in ihm allein ihres Innern ganze Kraft gewurzelt war, wie jede Pflanze nur in dem Boden existiren kann, dessen Kräfte den Bedingungen ihres Daseins entsprechen.

Was sollte nun daraus werden?

Denn sie empfand so gewiß, daß durch einen Bruch mit den alten Verhältnissen ihre innersten und größten Empfindungen geschändet werden würden. Sie brauchte garnicht an die verletzenden Aeußerlichkeiten der Scheidung, der gerichtlichen Auseinandersetzungen, oder an das beleidigende Geschwätz der Welt denken; lediglich der Gedanke, daß ihr Gatte, dieser Mann des berechnenden Verstandes und der Lakaienempfindungen, mit plumpen Fingern ihr Kostbarstes betasten würde, genügte vollauf, sie zu überzeugen, daß sie nicht handeln dürfe, wie andere Menschen. Denn ihres Lebens ganzer Sinn stand hier auf dem Spiele. Und ein gewaltsames Erzwingen der Erfüllung ihrer Wünsche — das wußte sie — würde ihrer Liebe Bestes zerstören, würde alle Tiefe, alle Zartheit, und den Zug von eherner Größe von ihr hinwegnehmen.

Und so oft faltete sie ihre Hände und kniete vor dem hohen Stuhl, mit tränenlosem Schluchzen, ohne daß Hilfe kam, oder nur ein matter Schimmer von Licht ihr einen Weg in diesem tiefen Dunkel zeigte.

So brach sie denn zusammen.

Der Graf meinte, sie habe sich bei der Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten überanstrengt, und einige Wochen sorgsamer Pflege würden genügen, sie wieder gesund zu machen. Aber der alte Hausarzt machte ein sehr ernstes Gesicht und zuckte bedenklich die Achseln.

„Die Gräfin bedarf der größten Ruhe und einer sehr sorgsamen, geräuschlosen Pflege; das sind die ersten Bedingungen, ehe wir an eine Wiederherstellung ihrer Gesundheit denken können."

Er wollte noch mehr sagen, aber er unterdrückte es; er wußte, daß der Graf sehr brüske Antworten geben konnte, wenn man sich unterfing, ihn auf eine Pflicht aufmerksam zu machen. —

* * *

Maddalena saß in ihrem Boudoir, in Decken eingehüllt, in einem bequemen, tiefen Stuhl, der in die Nähe des Fensters gerückt worden war.

Die müde Wintersonne vergoldete ihr blondes Haar, das in seiner üppigen Fülle fast zu schwer für den feinen Kopf zu sein schien. Sie sah in das gelbe, kühle Licht mit großen, sehnsüchtigen Augen, ihre Hände lagen unbeweglich auf der seidenen Decke.

Man hatte das Zimmer gut geheizt, aber trotzdem fror sie; — wie war der Winter so kalt, und seine Farben so matt! — Heute schien noch die Sonne, — bald aber würden wieder feuchte, graue Wolken draußen hängen, und stumpfe Dämmerung würde ihre Schatten im Zimmer ausbreiten; — sie hatte Angst vor diesen Schatten! —

„George!" sie sprach den Namen leise und feierlich aus, und doch wie eine alte Erinnerung, an deren Grab man sinnend verweilt. Dann fiel ihr ein, daß damals die Sonne auch so müde ihre Strahlen in das dämmernde Zimmer gesandt hatte, wie ein letztes abschiednehmendes Lächeln voll Trauer und Wehmut. Und sie hörte seine Stimme: „Wir trugen mit Tränen unserer Sehnsucht wundersame Blumen —," wie hatte er das so wundervoll gesagt, — „aber wenn wir uns selbst treu bleiben, dann wird die Stunde kommen, da wir auf strahlender Höhe stehen werden, das gelobte Land unserer Träume zu schauen. —"

Ja, das war es: sich selbst getreu bleiben, nicht unterducken unter der Alltäglichkeit schmerzendes Joch, nicht anpassen den polirten Empfindungen, welche die Welt anerkennt, da jede Größe, jede Eigenart, jede charakteristische Linie sorgfältig weggemeißelt und geglättet ist. Groß bleiben unter allen Umständen: das war ihrer Beider vornehmste Aufgabe.

Es würde ja wohl möglich sein, ihrer Empfindungen gewaltigen Ton herabzustimmen auf die ruhige Melodie einer Freundschaft, zu verzichten auf den unnennbaren Reichtum und fürlieb zu nehmen mit einer sicheren, lebenslänglichen Rente. Aber sie empfand jetzt mit einer großen Klarheit, daß das ihrer nicht würdig sei. Denn in ihrer Liebe sollte etwas Bedingungsloses sein, — etwas sieghaft Ueberwindendes. —

„Möglich freilich, daß man sich selbst dafür opfern muß," hatte er gesagt — —

Lag nicht darin ein ganz besonderer, seltsamer und feiner Reiz? Etwas von dem ekstatischen Traum einer Märtyrerbegeisterung, das Siegeslächeln dessen, der im Tode auf der Höhe seines Lebens steht? — —

Der Diener trat ein und brachte einen Brief, der soeben abgegeben worden war. Maddalena nahm ihn und betrachtete die Aufschrift. Der Poststempel war Paris. Die Handschrift schien ihr einen kurzen Augenblick sehr bekannt, dann aber wußte sie doch nicht, wem sie angehören könne. Sie öffnete den Umschlag. Der Brief kam von George; er lautete:

„Ich bin gezwungen, auf einige Zeit nach Petersburg zu reisen. Ich beabsichtige, zwei Tage in Paris zu bleiben; darf ich hoffen, daß meine Bitte um ein Wiedersehen erfüllt werden wird?

George."

Das kam mit elementarer Gewalt über sie und riß sie mit fort. Sie zögerte nicht einen Augenblick.

Sie griff nach ihrer Mappe und schrieb schnell, ohne abzusetzen, mit klaren, energischen Zügen:

„Komme! Ich bin morgen 5 Uhr zu Hause.

Maddalena.“

Sie schrieb die Adresse, siegelte den Umschlag, klingelte und gab dem Diener den Brief zu sofortiger Bestellung.

Darauf sah sie lange Zeit hinaus, wo die Sonne in dunkelrotem Glühen durch die kahlen Bäume blickte. — Nun erst kamen die Gedanken, welche sie vorhin bewegt hatten, wieder zu ihr, — die alten Gedanken, und doch so neue, wie es ihr jetzt schien; denn jetzt waren sie lebendig geworden und forderten unbedingte und klare Taten. Und sie hatte ja auch die erste Tat schon vollbracht. Hatte sie Recht daran getan, ihrer impulsiven Neigung nachzugeben, ohne zu überlegen? Ein stilles Lächeln der Befriedigung glitt über ihre Züge: sie war ja so gewiß, so ruhig, sie sah ihren Weg sich so genau vorgezeichnet, — sie hatte ihren Entschluß gefaßt. —

Nun lag ein tiefer Frieden ausgebreitet über ihrem Gesicht, als es der Sonne nachblickte, die mit ihren letzten Strahlen noch einmal dies blonde Haar küßte. Als aber dann grauviolette Schatten hereinschlichen, sich zwischen den schweren Falten der Vorhänge und auf den dunklen Flächen der alten Möbel niederhockten, da kam doch die Angst zu ihr, — eine zitternde Furcht vor dem, was kommen würde. Und sie hob ihre Hände — die leuchteten weiß in der stumpfen Dämmerung — und streckte sie flehend aus: „George, — hilf mir!“ —

Ach, wie sie seiner Hand bedurfte, daß sie sich von ihr führen lasse, und seines starken Arms, daß sie sich an ihn lehne, ganz fest, ganz sicher und wohl geborgen! — —

IX.

Es ward ein grauer, naßkalter Wintertag, an dem der Regen in breiten, trostlosen Streifen herniedertroff. Alle Farben schienen wie verloren und vergessen unter dem stumpfen Licht, das, von dem eintönigen Himmel kommend, langsam durch die breiten Fenster kroch. Und die Zeit kam zögernd, verweilte so sehr lange und wollte nicht gehen. Und waren auch die Stunden mit gähnendem Munde durch das Zimmer gewandert, so hätte man doch ihren spärlichen Rest von Licht gern festgehalten, als nun so schnell die Nacht herbeikam, — in dumpfem Schweigen.

Maddalena hatte ihren Stuhl in die Nähe des Kaminfeuers bringen lassen. Das brannte pflichteifrig, aber freudelos, und die verkohlten Holzscheite glitten ab und zu mürrisch, mit einem schlürfenden scharrenden Ton auf das Eisen hinab. Die hohe Lampe war angezündet und sandte weiches

Licht über den kleinen Tisch und auf den dunklen Teppich. Die Vorhänge waren dicht zugezogen. Der Nacht so tränenreiches Antlitz sollte nicht hereinblicken mit seinen stummen Augen; — Maddalena wollte es nicht.

Sie hatte ihre Hände leicht gefaltet und sah still vor sich hin. Sie wartete. Sie hatte ja den ganzen Tag nichts Anderes gedacht, als daß er kommen und daß dann Alles gut sein würde. Der Entschluß, den sie gestern gefaßt, der war wohl noch bei ihr als ein gewisser Besitz, — aber er schien ihr Empfinden nicht zu beherrschen; er lag da irgendwo in ihrem Innern, in einer dunklen, wohlverschlossenen Kammer; — sie selbst war nicht dort; sie war eingetreten in einen träumerisch duftenden Garten, noch einmal auf der Sonne goldenes Licht zu warten.

Die kleine silberne Standuhr hatte mit feinem, klingendem Ton die fünfte Stunde verkündet. Die zarten Schwingungen hatten sich ausgeklungen, und das scharfe, gleichmäßige Ticken durchschnitt wieder die Stille des Zimmers und das schläfrige Rauschen des Regens, gleichgiltig und unbeirrt.

Da öffnete sich die Tür; der alte Diener erschien auf der Schwelle und meldete: „Sir Hamilton." Und George betrat das Zimmer. Die Tür schloß sich geräuschlos hinter ihm. —

Einige Schritte vor Maddalena blieb er stehen, als bemühe er sich, die Situation zu ergreifen.

Maddalena hatte ihren Kopf erhoben und blickte schweigend zu ihm auf, — glückselig und in ganzem Vertrauen. Dann hob sie ihre beiden Hände ein wenig von der seidenen Decke und streckte sie ihm entgegen, bittend, flehend, in großer, tiefer Sehnsucht. Und George trat einen Schritt vor und stand nun neben ihr. Sein Blick irrte fragend über ihre Gestalt, die so hilflos in den Kissen lag, — senkte sich nun in ihre Augen, langsam, bedingungslos untersinkend. Und seine Hände tasteten nach den ihren, ergriffen sie nun, — so fest und so zart, — und plötzlich war er niedergekniet und preßte seinen Kopf in die seidenen Kissen.

So verharrte er eine lange Weile. — Und die Zeit stand still in tiefem, ehrfurchtsvollem Schweigen. Nun waren alle Tränen getrocknet, und alles Leid so ganz vergessen.

Maddalena hatte ihre Augen geschlossen und lauschte glückselig der Stille, welche sie Beide umfing. Dann hob sie den Kopf und neigte ihn tief über George; eine goldene Flechte löste sich von ihrem Haar und deckte ihn zu, — — ganz still —.

Aber dann erhob sich George langsam und feierlich, und es lag ein schwerer Ernst in seinen Zügen. Mit leiser, fester Stimme, erst gleichsam tastend nach Worten, und dann, als er sie ergriffen, in tiefster Erregung, sprach er zu ihr:

„Nun habe ich nur Dich, — und Du hast nur mich! Ist es nicht, wie des Schicksals eherne Faust und doch märchengleich voll von Wundern?

— Alles Andere ist vergessen und ganz zusammengebrochen, wenn nicht Deine Hand sich meiner erbarmt. — Ich werde groß sein und stark" — — er blickte sinnend durch das Zimmer, die Hand leicht erhoben, als wolle er einen Gedanken fassen, der an ihm vorübergeglitten war, ohne daß er ihn festgehalten. Dann sagte er leise und zögernd:

„— — doch? — —"

Maddalena wandte ihr Gesicht ihm voll zu:

„Es wird Alles gut werden, George, habe nur Glauben daran und Mut zu diesem Glauben. Ist es nicht eine große Gewißheit, daß wir nun uns selbst getreu bleiben werden, und daß dann unsere innerste Sehnsucht, unsere ersten Wünsche, unsere tiefsten Träume ja schon erfüllt sind, mag auch kommen, was da wolle? Wenn wir uns selbst festhalten, dann ist das Reich ja unser, dann halten wir das unnennbare Glück in unseren jauchzenden Händen. Sieh, George, darum bin ich fröhlich; darum habe ich auch keine Furcht vor der Zukunft."

Maddalena hob ihre Hände und streckte sie George entgegen. Und als er sie ergriffen, zog sie ihn langsam zu sich hin. Und George neigte sich über sie und küßte sie. Darinnen war tiefste Sehnsucht, scheue Innigkeit und heilige Reinheit! —

Und als er dann noch einmal seinen Kopf in ihren Schooß preßte, da strich sie still mit der Hand über sein Haar. Es war etwas mütterlich Besorgtes und unendlich Zartes in dieser Bewegung: als sei er ihr großer Junge, der bei der Mutter sich ausweinte, wie er es früher hatte tun dürfen, als er noch Kind war. Und ihre Worte hatten den leisen, zarten Klang, den nur einer Mutter Worte haben.

„Wir müssen ja nun wieder von einander gehen, George. Aber es bleibt dennoch so groß, — und ich weiß den Weg, den allein wir gehen können. — Willst Du mir vertrauen? —"

Und er küßte sie, wieder und wieder.

Und dann ging George. — —

* * *

Als die Tür sich geschlossen, blieb Maddalena noch einen Augenblick wie in tiefen Träumen. Aber dann veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge und wurde ernst, hart und streng.

Sie erhob sich mit einem plötzlichen Entschluß und warf die seidenen Kissen und Decken, welche sie eingehüllt hatten, von sich. Sie ging langsam auf das Fenster zu, erfaßte den Griff und öffnete es mit einem kurzen Ruck. Ein eiskalter Regen prasselte ihr entgegen, und ein scharfer Wind versetzte ihr den Atem.

Aber sie achtete dessen nicht.

Sie setzte sich auf den breiten Fenstersims und sah in die dunkle Nacht. Ueber ihrem Gesicht lag ein wundersamer Ausdruck von Willenskraft,



der den weichen Zügen so viel Größe gab. Und mit leiser, ein wenig singender Stimme sprach sie zu sich selbst:

„Ich habe Dich lieb, — ich habe Dich lieb, George, — so lieb — so lieb!" —

Das wiederholte sie, ohne aufzuhören — immer fort — —

Der eisige Regen hatte sie bald durchnäßt, und die Seide ihres Kleides hing in feuchten Falten darnieder. Das schwere, blonde Haar lag in triefenden Strähnen um ihre Stirn, und das Wasser tropfte unablässig aus ihnen herab.

Bis ein Krampf sie schüttelte, und die Kälte ihre Zähne klappern ließ.

Da schleppte sie sich nach dem Divan, an dem sie lautlos zusammenbrach.

So fand sie die Dienerschaft.

X.

Es war nun Frühling geworden, und mit Maddalena ging es zu Ende. Man hatte sie wieder nach Montreux gebracht, dessen Klima ihr freilich keine Genesung, wohl aber Linderung ihrer Schmerzen gewähren konnte. Dr. André, welcher die Begleitung übernommen, hatte Tränen in den Augen gehabt, als er dem Vicomte die Hand gereicht: „Sie will ja nicht leben, sie beachtet keine meiner Vorschriften, sie hat es ganz aufgegeben, zu kämpfen, — und so eilt der Tod, das schöne, willenlose Opfer heimzuholen."

Ihre letzte Kraft flackerte unruhig auf und nieder, sich selbst verzehrend, und es war kein Zweifel darüber, daß sie dem dunklen Lande mit eilenden Schritten entgegenging.

Der alte Vicomte pflegte sie mit rührender Zartheit. Wie gern wollte er an ihrer Stelle den schweren Weg wandern!

Seine Hände zitterten, als sie Maddalenas magere, schwache Finger umschlossen. „Mein armer Liebling, kann ich denn nicht für Dich krank sein?" sagte er, mit einem schwachen Versuch zu lächeln. Und Maddalena schlug ihre großen Augen zu ihm auf:

„Ich danke Dir, Onkel, aber ich fühle mich ja ganz wohl; ich bin nur ein wenig müde."

Es war eine tiefe Ruhe über ihrem Gesicht und der feine Schimmer einer großen Gewißheit.

Da war freilich jede Hilfe vergebens; da mußte man mit müßig herabhängenden Händen danebenstehen und abwarten, bis der Tod sich ihrer erbarmte, und konnte nur bitten, daß er milde komme, in stillem, gnadenreichem Erlösen. — —

Es ist Charfreitag-Morgen.

Draußen ragende Aeste und Zweige mit dunklen, runden Kuppen, kräftig riechende, braune Erde, verwaschenes Grün, mit feinen, lichtgrünen Spitzen, — darüber blauer Himmel mit feinem, seidigem Dunst, — in

langen Wellen hinfließendes Frühlingssonnenlicht, — und jene seltsam frische und doch betäubende Luft, die man in durstigen Zügen trinkt, voll unbestimmter Sehnsucht nach der weiten, blauen Ferne, darinnen eine Lerche jubelt, — und doch so fest sich anlehnend an diese schöne Erde, der man gehört.

Verirrte Strahlen gleiten durch die Fenster, bleiben in den hellen Vorhängen und an der Decke des Zimmers hängen und breiten einen warmen Ton über den stillen Raum aus. Dieser blickt ernst und traurig darein, die hohen Schränke schauen stumm zu Boden und die müde Luft des Krankenzimmers dämmert schläfrig dahin.

Maddalena ruht regungslos in den weißen Kissen; das blonde Haar läßt ihre Wangen nur blasser erscheinen, die schmalen Hände liegen still auf der Decke. Sie hat den Vicomte, der nun schon seit zwei Wochen Tag für Tag ihre Pflege mit hingebender Liebe überwacht, endlich überredet, einige Stunden zu ruhen. Mit ihrem schönsten Lächeln hat sie ihn versichert, daß sie sich wohler fühle, als an irgend einem der vergangenen Tage, und daß die Pflegerin ja auch mit Allem, was zu tun sei, Bescheid wisse. Aber auch diese hat sie nun entlassen.

Sie will allein sein. Denn sie ist am Ziel. Sie weiß, daß sie die Sonne nicht mehr wird untergehen sehen. Und diese letzte große Stunde des Sieges will sie mit jubelndem Triumphiren, in gewaltigem Empfinden der Vollendung ihres Werkes *leben*.

Ihre Gedanken wandern umher, — — in ihrer Träume heimlich dämmernden Garten, auf ihrer Sehnsucht einsam ragende Höhen. — Wie hatte sie diese doch lieb gehabt! — — Und war doch Alles so gar klein geworden, als die Wirklichkeit gekommen, sie mit starken Armen zu umfangen. Die hat sie fröhlich und sieghaft gemacht und hat ihr von Tag zu Tag immer tiefere Schönheiten gegeben. Sie kann nun getrost aus dem Leben gehen. — —

Und George? —

Ein stilles Lächeln verklärt ihr Gesicht. Sie weiß es ja so gewiß: für ihn würde sie stets dasselbe bleiben, was sie ihm in diesen großen Tagen geworden ist: Die Erlösung aus allem Zweifel, die wundersam schöne Bejahung seines Lebens. — Würde er niemals mutlos werden in des Alltags staubiger Glut, würde er nie an diese Tage zurückdenken, als an einen Traum, den das Leben nie hatte verwirklichen können?

Es ist kein Zittern des Zweifels auf ihrer Stirn. Sie greift nach dem kleinen Testament, das auf dem Tisch liegt; mühsam unterstreicht sie die Stelle, die so bedeutsam für ihr Beider Leben geworden ist: „Und kommen mit Freuden — —“. Das Buch entgleitet ihren Händen, die Blätter schlagen sich um; auf der ersten Seite steht, von ihrer Hand geschrieben, Georges Name; den hat sie schon seit langer Zeit dort verzeichnet. Ihr Kopf neigt sich langsam und sinkt in die Kissen zurück. Aber die Hand tastet nach dem Buch — und hält es nun ganz fest.

Ist das schon der Tod, der kommt, sie heimzuholen? Der Gedanke gleitet pfeilschnell durch ihren Sinn, tausend Bilder folgen ihm.

Da ist ihr Vater und dort die Mutter, — hier ihr Gatte; — sie sehen teilnahmslos mit kalten, feindseligen Blicken zu ihr hin; — nun sind sie wieder verschwunden; blaues Dämmerlicht flimmert gleich einem dunstigen Schleier vor ihren Augen; der zerreißt nach einer Weile und bleibt in großen, flockigen Stücken vor ihr hängen; — dann fangen diese an, sich zu bewegen, langsam, — schneller, — mit Windeseile; — nun sieht sie plötzlich den alten Diener aus Paris, — die Champs Elysees, — den Strand von Ostende, — ihre alte Kinderfrau, — nun die Zofe, — jetzt die Pflegerin. — — Auch vor ihren Ohren fängt es an zu klingen, — die Orgel von Notre Dame, nun das schrille Pfeifen der Lokomotive, — Musik, — Lärm, — alte, längst vergessene Gespräche, — Stimmen von Menschen, die längst gestorben, — — und plötzlich der weiche Ton eines Flügels. — —

Da ist mit einem Male alles verflogen; ihre Augen sehen George, wie er neben ihr steht und nach ihren Händen sucht, und wie er nun vor ihr kniet und seinen Kopf in ihre Kissen preßt. Sie hebt mühsam ihre rechte Hand und streicht mit einem glückseligen Lächeln über die Decke, — ganz still, — ganz behutsam, — als sei da das blonde Haar ihres großen Jungen.

Das tut sie wieder und wieder. Aber die Bewegungen werden nun kürzer und kraftloser, und die Hand wird müde und kann sich kaum mehr von der Decke erheben.

Dann bleibt die Hand mit einem Male liegen, und die Finger strecken sich aus, — die Augen sinken müde zu —

Die Sonne, die vorhin nur vereinzelte Strahlen in das Zimmer sandte, hat es nun ganz in Besitz genommen.

Goldenes Licht flutet über Maddalenas blondes Haar — und küßt den blassen Mund, der im Tode lächelt.

Draußen jubelt die Lerche in den stillen Charfreitag-Morgen hinein — —

XI.

George war noch in Petersburg, als er die Nachricht von Maddalenas Tode erhielt. Traf ihn dieselbe auch nicht unvorbereitet, — denn er hatte sich bei dem Zusammentreffen in Paris Maddalenas wahren Gesundheitszustand nicht verhehlen können, — so wurden es doch unsagbar schwere und dunkle Tage, welche nun folgten. Wie er dieselben zugebracht, darüber konnte er sich später kaum Rechenschaft geben. Er streifte tagelang in der Stadt umher, zwecklos, planlos, ohne Gedanken, ohne Empfindungen; — er reiste nach Moskau, um nur die Zeit auf irgend eine Weise vorwärts zu schieben, — kehrte aber bald nach Petersburg zurück, nachdem er eingesehen, daß hier wie dort der Tag 24 lange, ach, so endlos lange Stunden hatte. —

Es ist späte Nachmittagsstunde. George sitzt in seinem Zimmer und liest ein Buch. Er hat einige Male die Tür gehen hören, hat jedoch nicht sonderlich darauf geachtet, in der Meinung, es sei der Diener, welcher Verschiedenes im Zimmer ordnete. — Nun steht er müde auf, sich eine Cigarette anzuzünden, und tritt an den Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht. Er sieht auf diesem ein sorgsam verschnürtes Packet liegen, dessen Adresse, von einer ihm unbekannten Handschrift geschrieben, an ihn gerichtet ist. George öffnet es langsam und gleichgiltig. Plötzlich verändern sich seine Züge, nehmen eine heftige Spannung an. Er entnimmt dem Packet einen Brief, welcher mit breitem Trauerrand versehen und mit einer einfachen, schwarzen Krone verziert ist. Er zerreißt den Umschlag hastig, eilig und liest die folgenden, wenigen Zeilen:

„Mein lieber, teurer Freund!

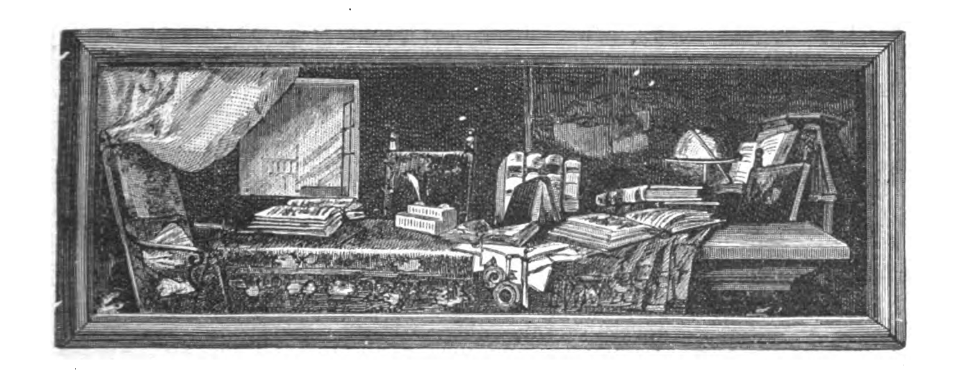
In Erfüllung einer traurigen Pflicht sende ich Ihnen die beiden Gegenstände, welche meine Nichte für Sie anscheinend bestimmt hat. — Ueber mich kann ich Ihnen nichts Sonderliches berichten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie einsam ich bin. Aber ich klage nicht. Sie hat nun Frieden gefunden. Auch ich bin müde und sehne mich nach Ruhe. Bewahren Sie dem alten Estalette ein treues Andenken!"

George sieht lange und nachdenklich auf die feine, altmodische Handschrift; dann legt er den Bogen bei Seite und ergreift ein in weißes Papier eingeschlagenes Buch, auf dem der Brief gelegen hat. Es ist Maddalenas neues Testament. Er öffnet es und findet auf der ersten Seite, von ihrer Hand verzeichnet, seinen Namen. Das schmale schwarzseidene Lesezeichen liegt in den Psalmen. Er schlägt die Stelle auf: — „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten — —." Diese Worte sind fein unterstrichen, und neben ihnen steht geschrieben: „2. novembre 1901."

Da geht eine tiefe Bewegung über sein Gesicht. Die unnatürliche, gramvolle Starrheit löst sich, die Züge werden weich. Und eine kraftvolle Gewißheit leuchtet in ihnen auf, — ein jähes Erkennen einer Erlösung. — Nun ist Alles gut. — Nun hat sie ihm den Weg gezeigt, den er gehen soll.

Er nimmt das große Heft, das unter dem Testament liegt, in die Hand. Es ist sein Manuskript. Er tritt an den Schreibtisch, der am Fenster steht. Draußen rieseln schweigsam feine Schneeflocken hernieder, — und der bleiern graue Himmel scheint sich gesenkt zu haben, um ganz vorsichtig die Erde mit ihnen zuzudecken. Er setzt sich auf den Rand des Schreibtisches, sodaß das fliehende Licht des Tages auf den weißen Blättern noch festgehalten wird. Er öffnet das Heft langsam und nachdenklich. Er liest sinnend eine Weile. — Plötzlich lächelt er still. —

Und nun nimmt er einen Bleistift zur Hand und beginnt, in dem Manuskript die Instrumentirung zu skizziren; zuerst Streichorchester mit Harfen, und nun das Thema der viola alta —.



Kurd Laßwitz und seine modernen Märchen.

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

> . . . Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
> Dankbar die Kunst mit sich empor,
> Und neue Schönheitswelten springen
> Aus der bereicherten Natur hervor.
> Des Wissens Schranken gehen auf,
> Der Geist, in euren leichten Siegen
> Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
> Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
> Stellt der Natur entlegenere Säulen,
> Ereilet sie auf ihrem dunklen Lauf.
>
> Schiller, Die Künstler.

Ueber Kurd Laßwitz zu schreiben, ist, wie ich glaube, eine dankbare und leichte Aufgabe, denn man kann hierbei die kritischen Waffen daheim im Schranke lassen . . . „non eget Mauris jaculis neque arcu nec venenatis gravida sagittis, Fusce, pharetra“. In freier Verdeutschung:

> „Nicht grimmer Mauren Giftgeschoß,
> Nicht Köcher und nicht Bogen,
> O Fuscus, braucht, wer sorgenlos
> Kommt seiner Straß' gezogen,
> Ist ihm das Herze unbefleckt,
> Dann wandert er, auch unbedeckt
> Vom Panzer, frei und sicher!“

— Ja, „integer vitae scelerisque purus“ — so darf sich der Leser, der in den lächelnden Seespiegel der Laßwitz'schen Märchen hineinblickt

glücklich fühlen. Wir können uns in das Kindesalter, das glücklich harmloseste, zurückträumen. Tut das nicht gut?

Warum es nun aber um dies Kunstwesen so bestellt ist, daß wir uns dem Genuß bei aufgehobener Kritik ruhig und gelinde hingeben können, das hat seine besonderen Gründe. Ich bin, sollen diese offenbar werden, genötigt, eine Theorie zu entwickeln, die ich, als ich das Glück hatte, Kurd Laßwitz einmal in Gotha zu besuchen, aus seinem eigenen Munde gehört habe. Die Theorie behandelt das jenseits aller Kritik Gelegene und — wie es bei Theorien und zerbrochenen Stühlen heißt — zerfällt in zwei Teile.

Doch ich lasse lieber dem Begründer dieser Theorie selbst das Wort.

„Eigentlich lese ich am liebsten zweierlei," sagte Kurd Laßwitz. Und als ich ihn mit Spannung ansah, fuhr er fort: „Indianergeschichten und Goethe. Bei anderer Lektüre muß man sich zu sehr anstrengen. Indianergeschichten aber sind vollständig anspruchslos, und Goethe befriedigt alle Ansprüche. Bei diesen beiden guten Dingen braucht man sich nicht mit Kritik zu quälen. Man kann sich bei dem, was über alle Kritik erhaben und unter aller Kritik naiv ist, gleichsam erholen."

So ungefähr sprach Kurd Laßwitz und sah lächelnd in die Ferne, aus der ihn ein kleiner Stern zu grüßen schien. — Es muß wohl der Mars gewesen sein.

Mir aber war zu Mute, als hätte ich den Schlüssel zu den lieben Laßwitzwerken mit einem Male in den Händen. Das war es ja, was mich bei der Lektüre seiner Schriften so beseligt hatte, Beides, das Goethe-Element, bei dem ich andachtsvoll — und das Indianer-Element, bei dem ich glücklich verstummen konnte. Welche Wonne, keine Kritik nötig! Und das aus soliden Gründen. Es ist so erfreulich, daß man es gewiß gern, noch des Näheren ausgeführt, vernimmt.

Also erstlich: das Gebiet, das deshalb jenseits meiner Kritik, weil es mir zu hoch liegt. Das ist die Philosophie von Kurd Laßwitz. Dahin gehört all die wissenschaftliche Litteratur des gewiegten Kenners der Geschichte der Philosophie, der Physik und der Mathematik. Es beginnt mit der Inauguraldissertation „Ueber Tropfen an festen Körpern", die den Forscher auf die Theorien der mathematischen Physik und dadurch auf ein näheres Studium der Theorie der Materie überhaupt führte. Als er mit philosophischem Geist erkannte, daß es sich hier um erkenntnißtheoretische Fragen handelte, versuchte der Denker in seinem ersten Buche „Atomistik und Kriticismus" die atomistische Theorie von der dogmatischen Philosophie zu lösen und, vielleicht zum ersten Male, auf die Grundlagen des Kriticismus zu stellen. Und nun sah sich der Gelehrte näher in der Geschichte der Philosophie um, d. h. er stieg historisch höher hinauf, wo die Quellen fließen, er vertiefte sich in ein exaktes Studium der Atomistik. Es wurde seine Aufgabe zu untersuchen, wie die Begriffe der modernen Physik sich im 17. Jahrhundert aus den Problemen herausgestaltet haben. Die berühmte „Geschichte der Atomistik"

entstand. Des Weiteren bemühte sich Laßwitz zu entwickeln, wie sich die Denkmittel, die Kant aus den logischen Urteilen feststellte, empirisch in der Arbeit der Naturforscher wirksam erwiesen. Zuletzt hat er in den „Wirklichkeiten"*) die reifste Zusammenfassung seiner tiefsinnigen Ansichten gegeben.

Soviel über die Philosophie, die für den Schreiber dieser Zeilen außerhalb der Grenzen litterarisch sachverständiger Kritik liegt. Und nun zweitens: das Gebiet der Märchenkunst von Kurd Laßwitz.

Hier begiebt man sich in Regionen, wo kein Richterspruch des Verstandes unbedingt gilt, wo zwar auch Vernunft waltet, weil man ohne sie es nicht lange im Kosmos aushält, aber eine ganz besondere Phantasie-Vernunft, die ihre eigenen Straßen fährt. Man darf nicht zu fest auftreten. Der Boden besteht aus leichten Gasen, die zerreißen können, und unsanft fiele wohl der Ungeschickte hinunter auf die Prosa-Erde. So ging es einst schon im Himmel dem Hephäst, der, weil er sich immer gar so philiströs und schwerfällig geberdete, eines Tages für die olympischen Tragwolken ein wenig zu schwer wurde und hinunterplumpste, um als ehrsamer Handwerksgott nun sein Dasein hier unten zu fristen. Alles ist da oben duftig zart gewoben. Fast scheint uns der Eingang versperrt zu sein, denn wir müssen vorher mancherlei zurücklassen, woran wir uns gewöhnt haben.

Das ist das zweite abseits aller Kritik gelegene Gebiet der schriftstellerischen Tätigkeit von Kurd Laßwitz.

Und jetzt heißt es: Freut Euch des Lebens; denn nach allen Seiten sind wir vor jeder kritischen Polizei sicherer als je. Sollte aber ein Philister nach der Berechtigung all der bunten süßen Herrlichkeit, die uns in dem phantastischen Wesen erblüht, fragen, so kann ihm der Regenbogen, „der bunte Trug! der leere Schein! — Der mag wohl zu entbehren sein" — mit Goethes kräftigen Worten also repliciren:

„Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst Du Dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier in's All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf
Und in der Dünste trübem Netz
Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum wühle Du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüssel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit sein Glück."

In dieser göttlichen Grobheit liegt eben die Abwehr aller Kritik. Für den Verfasser zierlicher Phantasiestücke der Zukunftsmusik ziemt sich so herzhafte Grobheit schon weniger.

Als die „Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem

*) B. Elischer Nachfolger, Leipzig. 2. verbesserte Auflage in Vorbereitung.

vierundzwanzigsten und neunundbreißigsten Jahrhundert von Kurd Laßwitz"*) erschienen, war eine Vorbemerkung des Autors nötig. Es heißt da unter Anderem (S. VII—IX):

... „In den nachstehenden Erzählungen wird der Versuch gemacht, den Leser ein wenig in die Zukunft zu führen. Absichtlich wurde in beiden ein gewisser Parallelismus der Wege eingehalten. „Bis zum Nullpunkt des Seins" — (Laßwitz ist mit dieser Skizze bereits 1871 hervorgetreten) — schreitet um fünf Jahrhunderte vor; wir befinden uns im vierundzwanzigsten Jahrhundert in einer höchst eigentümlichen Gesellschaft. Das Zeitalter ist bei großer äußerer und materieller Machtentfaltung einerseits, bei idealer Befriedigung und Ehrlichkeit andererseits doch noch nicht zu einer kritischen Ruhe und Sicherheit durchgedrungen. Die Zersetzung des Lebens schreitet noch fort, und es sind Gegensätze vorhanden, welche sich in einem auffallenden Wechsel von Naivität und Doktrinarismus zeigen.

„Viel aufgeklärter sind die Verhältnisse nach zwei Jahrtausenden, im Jahre 3877, geworden. Noch weiter hinaus wäre es schon mißlich zu denken. Man kann aber annehmen, daß im Jahre 3877 die Menschen von den heutigen nicht so wesentlich verschieden sein werden, daß es nicht gelingen sollte, sich in ihren Anschauungskreis zu versetzen. ...

... „Unzweifelhaft ist es, daß in der Zukunft uns jetzt ganz fremde Begriffe werden gebildet werden. Hier ist der Phantasie durch die Schwierigkeit der Darstellung ein natürlicher Zügel angelegt; es kommt darauf an, zwischen phantastischem Fabuliren und lehrhaftem Auseinandersetzen die richtige Mitte zu finden. Denn auch das Fremdartige muß durch schon Bekanntes unserem Verständniß vermittelt werden, und das ist nicht immer leicht und erfordert vielerlei Voraussetzung. Ohne philosophischen Ernst geht es zeitweise nicht ab, wenn man in so gebildete Jahrhunderte hinaufsteigt.

„Der geduldige und wohlmeinende Leser wird, auch wenn er einmal bedenklich den Kopf schütteln sollte, doch die ausreichende Begründung des Dargestellten leicht herausfinden; es wird ihm bei der Lektüre an dem „granum salis" nicht fehlen, mit welchem er unsere Darstellung freundlichst aufnehmen möge; und so empfehlen wir uns ihm ergebenst."

So endigt, höflich und verbindlich, die Vorbemerkung zu dem grandiosen Zukunftsgemälde, das uns alsbald enthüllt wird. Laßwitz verlangte von seinem Leser das granum salis, aber ich glaube, er hätte gar nicht feines Spaßverstehen zu erbitten brauchen. Er erreicht noch etwas Besseres.

---

*) Breslau, 1879, S. Schottlaender. Ich citire nach der dritten Auflage. Im gleichen Verlage ist auch pseudonym unter dem Namen Velatus die, wie ich glaube, einzige Novelle von Kurd Laßwitz, „Schlangenmoos" erschienen. Der Verfasser hat sich bald von diesem Gebiete, auf dem er doch sicherlich auch Gutes noch hätte leisten können, wenn er gewollt hätte, auf die ihm eigensten Domänen: Wissenschaft und Märchenkunst, zurückgezogen.

Das ist dem Leser des obigen Citates vielleicht schon aufgefallen — wenn natürlich, der Kürze des Citates entsprechend, auch nur im ganz Kleinen. Durch die Worte des Propheten zieht sich ein Klang eigentümlicher Selbstzuversicht, der fascinirend wirkt. Es ist der Ton, den eben Propheten vor Allem nötig haben. Klar, fest und unbeirrt muß uns ihre Meinung auf den Tisch gezählt werden, als unbezweifelbar echte Münze. Die wissenschaftlich historische Wendung „Viel geklärter sind die Verhältnisse nach zwei Jahrtausenden, im Jahre 3877, geworden," sagt Alles. Wer so etwas sachlich ruhig niederschreiben kann, der ist unser Mann, ist unbedingt glaubwürdig, glaubt nämlich an sich selbst — oder was hier auf dasselbe herauskommt, läßt wenigstens nicht die geringste störende Zweifelhaftigkeit in seinen Vortrag einfließen. Das ist die Kunst. Und nun beginnt die Hexerei. Wir vergessen sehr bald, wer eigentlich zu uns spricht, ja daß überhaupt Jemand zu uns spricht. Wir schauen gläubig in die Zukunft. Das, was Laßwitz uns im Tone ruhiger Chronik vorträgt, gilt nicht mehr als das Produkt seiner geistreichen Laune und lügnerischen Erfindungskraft, sondern als der Fortschritt des Menschheitslebens selbst. Die geniale Selbstverständlichkeit und Sicherheit der Darstellung offenbart uns in Laßwitz den auserlesenen Erzähler.

Es ist etwas von dem naiven Wohlgefallen am fesselnden Stofflichen, ein Gefühl, wie wir es vielleicht seit der schönen Zeit der Lektüre des Lederstrumpfes oder der Drei Musketiere oder des Grafen von Monte-Christo nicht wieder empfunden haben, in dem Behagen, das uns überkommt, wenn wir Erzählungen von Laßwitz lesen. Er spannt ungeheuer. Man wird der Gegenwart so recht behaglich weit entrückt und träumt sich gemütlich ein in's Ungewohnte, ja Ungeheuerliche. Auf weiten Flügeln trägt die Phantasie den Leser dahin in's ferne Land der Zukunft und der Sterne.

Der Name Jules Vernes kommt einem unwillkürlich auf die Lippen. Der Vergleich liegt nahe, doch ich gedenke hier nicht näher auf ihn einzugehen, zumal dies bereits andernorts von dem verständnißinnigen Meister Wilhelm Bölsche genügend geschehen ist*). Laßwitz ist gediegener, wissenschaftlicher, deutscher als der geistreiche, talentvolle Jugenderzähler. Er genügt anderen Ansprüchen, als wir an diesen zu stellen haben; ich will nicht sagen, höheren; denn wir befinden uns, wie gesagt, nicht mehr auf dem Boden abschätzender Kritik, nur um Charakteristik soll es sich noch handeln. Es giebt Qualitätsunterschiede zu konstatiren, ohne dabei vorgreiflich eine Wertskala errichten zu wollen.

So sind die Zukunftsbilder, so der sehr bekannte Marsroman: „Auf zwei Planeten" eigentümliche Litteraturprodukte, die wohl kaum ihres Gleichen haben, so viel Zukunfts- und Marslitteratur wir auch herausrechnen wollten.

---

*) In der wundervollen Sammlung: Vom Bacillus zum Affenmenschen. Das Märchen vom Mars.

Laßwitz machte ganz anders Ernst mit dem Problem. Er fordert Glauben und erringt ihn sich vermöge der widerspruchslosen Verknüpfung, in die er die Welt des Wissens mit der der kühnsten Phantasie zu bringen weiß. Dadurch gelingt es ihm, was wir sonst als Geschäft des Metaphysikers schätzen, als Romanschriftsteller zu vollbringen. Er ergänzt das Gemälde der kosmischen Ordnung nach einer Seite hin, in die zu blicken gerade den Erdbewohner unseres Zeitalters ungemein anzieht. Im Spiegel seines Marsromanes hält er uns ein Bild des Fortschritts der Moral, Politik, Kunst, Technik, Industrie vor Augen, und er erreicht dabei Effekte, die nicht nur für den Augenblick in Erstaunen setzen, sondern gleichsam in's Blut gehen und dem Menschen einen frohen Glauben mitteilen.

Der Grundvoraussetzung seines Gedankenganges kann man sich nämlich beglückender Weise gar nicht entziehen. Der Schluß von der Vergangenheit auf die Zukunft ist nicht nur statthaft, sondern sogar einzig und allein geboten. Wenn etwas wahr ist, dann ist es das, daß die Welt sich verändert hat und verändern wird, wenn etwas wahr ist, dann ist es das, daß die Welt in Zeitstrecken, die große Umgestaltungen möglich erscheinen lassen, nicht in Zukunft anderen Gesetzen des Geschehens gehorchen wird, als sie in der Vergangenheit gehorcht hat. Alle Wissenschaft ruht auf dieser Schlußfolgerung, und sie ist zugleich der schönste Hoffnungsstern unseres Lebens; denn die Entwicklung, die uns aus ihrem Schoße zu dem Grade von Logos heraufgeführt hat, über den wir Menschen nunmehr verfügen, ruht und rastet nimmer. Ihr Schritt ist dem Forscher als göttlicher Rhythmus überall ahnbar, als ein erhabenes Gefüge in der Abfolge aller Ereignisse, in Sprache, Mythus, Sitte wie im physiologisch-psychologischen Dasein, soweit der Blick nur reichen mag. Mit Ehrfurcht muß uns der Gedanke von dem unerforschlichen Zusammenhange, dem wir angehören, und der in uns die weitesten Hoffnungen als Kinderspiel gegenüber der unendlichen Wirklichkeit erscheinen läßt, erfüllen.

Aber von der trockenen Konstatirung dieser Grundtatsache aller religiösen Seelenerhebung bis zu der lustig anmutigen Anwendung des kosmischen Gesetzes, die Kurd Laßwitz unternimmt, ist ein himmelweiter Sprung. Was hier eben geäußert wurde, ist eigentlich Alles, was sich ohne Anstrengung der Einbildungskraft, ganz unfigürlich einfach aussprechen läßt. — Es läßt sich schöner aussprechen. Das haben Andere getan. — Aber das Gesagte enthält, wie ich glaube, sachlich Alles, worauf die Phantasie sich stützen kann. Die Flächen zur Raumfüllung für den Dichterphilosophen werden damit an die Hand gegeben. Alle Ausmalung muß der Betreffende nun selbst besorgen, und da wird sich natürlich erst zeigen, was Einer versteht, ob er die Kunst besitzt, Bilder zu schaffen, oder nicht.

Ein solches Bild ist der Roman von Laßwitz.

Der Mars ist älter als die Erde. Lassen wir diese Hypothese gelten. Wenn der Mars älter als die Erde ist, und wenn er die Bedingungen be-

fitzt, erdverwandte Geschöpfe auf seiner Oberfläche entstehen zu lassen, so werden unter sonst gleichen Umständen diese Marsbewohner schon eine höhere, eine spätere Entwicklungsstufe als die Erdbewohner erreicht haben. Wir können uns den Fortschritt der Kultur nach der prachtvollen technischen Evolution des 19. Jahrhunderts*) besonders auf dem Gebiete des Industriewesens und der Wissenschaften vergegenwärtigen. Auf dem Mars wird man mithin in dieser Beziehung der Menschheit ungeheuer weit voraus, aber doch immer — das ist die Voraussetzung, die der Romanschriftsteller machen muß, um uns Bilder entwerfen zu können — gleichsam auf derselben Ebene geblieben sein, so daß wir diese Entwickelung mit unseren Köpfen nach Analogieen wo nicht verstehen, so uns doch in derbem Umriß zurechtlegen können. Die Marsbewohner dürfen keine andere Sinneswerkzeuge als wir besitzen, denn damit wäre uns ja einfach alles sinnliche und also überhaupt alles Verständniß ihrer Persönlichkeiten abgeschnitten. Es sollen höhere Wesen sein, aber doch keine anders gearteten, total verschiedenen Wesen. Nur feineres Denken, nur edleres Fühlen, schärferes Erfassen soll ihnen innewohnen. Und dabei sollen sie in unerhört vervollkommneten äußeren Einrichtungen ihr Dasein anbringen. Ganz entzückend lebt es sich bei ihnen.

Ueberwunden ist eine Anzahl Schwierigkeiten, sociale Reibungen sind beinahe gänzlich ausgeschlossen; Alles ist höchst angenehm, sittlich und bequem. Es ist eine Lust, das zu hören. Und auf daß es uns nun erst völlig gemütlich werde, wird auch die kontrastirende Beziehung angesponnen. Der Roman spielt just zur Zeit der so äußerst dramatisch zugespitzten ersten Kulturberührung beider hochentwickelten Planeten. Hierdurch übertrifft der Marsroman die früheren Zukunftsbilder.

Das Sonnensystem erlebte selten einen interessanteren Augenblick. Die Marsbewohner haben sich auf dem Nordpol der Erde niedergelassen. Eine Polarexpedition der Menschen, die es auch schon bis zum lenkbaren Luftschiff gebracht haben, stößt da auf die Erzeugnisse einer unbegreiflich höheren Civilisation. Ich kann mich hier unmöglich auf Einzelheiten einlassen. Da wird es so recht schmökerhaft amüsant, so urbehaglich, wie bei der Lektüre von Robinson Crusoe, der sich alle seine Sachen selber zusammenarbeiten muß. Nur trifft hier das Gegenteil zu. Die hierher verschlagenen Menschen sind in das komfortabelste Nest geraten. Es fehlt ihnen an nichts, und es giebt sogar wunderholde Martierinnen mit großen, klugen Augen, die die Menschen gütig pflegen und sehr schnell die deutsche Sprache lernen.

---

*) Vgl. darüber in aller Kürze den anziehenden Aufsatz von Wilhelm Bölsche in seiner Sammlung: Hinter der Weltstadt. Ein treffliches Gemälde auch bei Karl Lamprecht, zweiter Ergänzungsband zur Deutschen Geschichte.

Mitten in diesen so gar fremden Verhältnissen fühlt sich der Leser merkwürdig heimisch. Es kommt einem Alles gleich ganz selbstverständlich und vertraut vor. Ich habe nicht herausfinden können, woran das liegt. Es ist jedenfalls einer der hübschesten Züge des hübschen Werkes. Ob es vielleicht mit den so liebenswürdig realistisch treu hingemalten deutschen Gesichtern der Helden zusammenhängen mag? Wahrscheinlich doch. Alle Unterhaltungen, die geführt werden, atmen etwas heimatlich Sympathisches. Man hat vorher Bier genossen.

Und wie ganz reizend hat der Verfasser den Fortschritt der Wissenschaft hineingeheimnißt! Hier zeigt sich nun allerdings der schmunzelnde Gelehrte. So scherzhaft geistreich sind die physikalischen Erörterungen, daß der Laie sie nicht nur sofort versteht, sondern zugleich noch obendrein die süße Befriedigung seiner Eitelkeit empfindet, einen feinen Witz verstanden zu haben. Ich erinnere an die glänzende Darstellung der Ueberwindung der Schwerkraft, an die Lichteinholung durch schnellere Wellen u. s. w. Geistesblitze eines Humors, der an die Scherze Gottfried Kellers, Vischers, Krönigs und Fechners oder an den ironiegewürzten Vortrag Wundtscher Ad absurdum-Führungen leise erinnert.

Auch der Roman auf der Erde, so weit sich darin gar keine überirdischen Eingriffe geltend machen, ist durchaus nicht übel. Die Gestalt eines einsamen Uebermenschen und sein Verhältniß zu einem zarten weiblichen Wesen ist recht delikat und niedlich geschildert, und der Autor, der einen weiten Himmel überblickt, weiß auch die Figürchen kunstgerecht zu setzen, wie es die Mode des Romans fordert. So ist von dem gewandten Künstler dafür gesorgt worden, daß wir wirklich einen rechten braven Schmöker vor uns haben, der die seelischen Realitäten nicht weiter kennen lehren will, als es der Geist jener kindlichen Schlichtheit erlaubt, dessen Fittichen wir den Flug durch göttliche Fernen verdanken.

Denn die Kindlichkeit, die Herzenseinfalt, die den Stil des Werkes davor bewahrt, sich in das nüancenreiche Gewebe der künstlerischen Psychologie allzu tief zu verlieren, ermöglicht wohl allein das märchenhaft groß angelegte Ganze.

Es liegt ein frommes Maßhalten über der Arbeit.

Wer irgend etwas gewagt hat, meint der weise Renan, soll sich davor hüten, das Wagen zum dauernden Princip zu erheben. „Nicht wieder tun!" ist die Warnung. Einmal gestattet man einem Autor eine Ausschreitung — man muß sie ihm gestatten, wenn er sie so zur Notwendigkeit zu machen weiß. — Wenn er jedoch hier sein Mütchen gekühlt hat, soll sein hervorragender Kopf wieder bescheidentlich in der weiten Menschenmenge verschwinden. Es gilt eben auch für das Schreiben: Bene qui latuit bene vixit.

Frommer Epikuräismus. Wer erfand eine bessere seelische Disciplin?

*
* *

In den „Bildern aus der Zukunft" handelt es sich zweimal um eine Liebesgeschichte mit ziemlich analogem Ausgange. Der Verschmähte verzieht sich in's Grenzenlose. Es liegt in diesem Jugendwerke des Autors man möchte sagen ein gewisser Mutwille stoffbeherrschenden Kraftgefühls. Viel Tolles wird uns zugemutet, aber auch ein beträchtlicher Aufwand von geistreicher und anmutiger Arbeit geboten.

Ich erlaube mir, auf den im zweiten Kapitel der zweiten Erzählung gewährten Ueberblick über das vierte Jahrtausend „Ein Stückchen Kulturgeschichte" hinzuweisen. Dergleichen konnte nur ein Mann auf der höchsten Bildungsstufe unserer Zeit und begabt mit einem Witz und einer Gewandtheit des Vortrags wie Laßwitz schreiben. Man fühlt sich versucht, an die Pfahldorfgeschichte im „Auch Einer" zu denken. Nur daß es sich hier nicht um retrospektiven Fernblick handelt. — Auch Voltaires Muse kommt einem in's Gedächtniß. Mikromegas . . . Man sieht keine schlechten Nachbarn.

Indessen, Nachbarschaft hin und her: es giebt noch wichtigere Dinge zu konstatiren.

Man las da eine Arbeit, genau datirt aus dem Jahre 2371 und eine andere aus dem Jahre 3877. — Uns scheint die Jahreszahl bereits phantastisch fern, und doch wissen wir genau, die Zeit wird und muß einmal kommen, und es werden noch ganz anders hohe Zahlen erscheinen.

Um ein schnelleres Zahlenansteigen zu ermöglichen, will ich an die Zahlenreihe V von Krönig erinnern*). Es soll demnach sein V (1)=1, V (2)=2 hoch 2=4, V (3)=3 hoch 3 hoch 3=27 hoch 3=19683, V (4) = 4 hoch 4 hoch 4 hoch 4 = größer als 7 Billionen. V (5) ist dann schon so enorm groß, daß, wie Krönig meint, eine Kugel Druckerschwärze mit einem Durchmesser von ich glaube einer Quintillion (einer 1 mit 30 Nullen) Lichtjahren (— der Sonnenstrahl durcheilt in einer Sekunde 42000 Meilen —) nötig wäre, um die Ziffer mit den kleinsten lesbaren Lettern auch nur zu drucken. Für die Schilderung von V (6) schwindet bereits jeder anschauliche Anhalt. — Und doch wird die Zeit kommen, wo nicht nur V (6), sondern auch V (7) und V (8) u. s. w. Jahre nach dem Jahre 1903 nach Chr. einmal verstrichen sein werden. Was ist unser Leben, was sind unsere Jahrhunderte, unsere Jahrtausende selbst gegen diese Zeit-Realitäten!

*) Krönig, Das Dasein Gottes und das Glück der Menschen, Berlin 1874. S. 233 ff.

Doch das ist nur die eine Seite der extensiven Zeitunendlichkeit. Wenn wir den Lichtstrahl in einer Sekunde 42 000 Meilen durcheilen wissen, so müssen wir doch auch einen Begriff von der Zeiteinheit bilden, die er zum Durchfluge einer einzigen Meile braucht. Kein Mensch kann diesen winzigen Sekundenbruchteil mehr erfassen, und doch ist es eine plumpe und grobe Zeiteinheit gegenüber den noch so viel winzigeren Zeiten, in denen der Lichtstrahl Strecken durchmißt, die uns nur noch im Mikroskop sichtbar werden. Und wo das Mikroskop zu versagen beginnt, hört der Raum nicht auf, weiter teilbar zu sein und immer kleinere Strecken in seinem Schoße zu enthalten, weit jenseits unserer Raumauffassungsgrenze in's Kleine hinein, das uns praktisch garnicht mehr kümmert. Ebenso wenig kümmern wir uns um die schier unsagbar kleinen Zeiten, in denen das Licht sich auf so engem Raum fortpflanzen muß. — Wenn wir bereits den Zeitfaktor in der Gravitation wüßten, könnten wir relativ noch schneller in's unermeßlich Kleine der Zeiten hineinverschwinden, denn eine Bewegung, die sich so schnell vollzieht, daß wir in den uns erfaßbaren Räumen von ihrer Fortpflanzungsgeschwindigkeit gar nichts merken, muß auf noch engeren Raumgebieten, wenn diese Wendung erlaubt ist, verhältnißmäßig noch unerfaßbar schneller sein.

Alles das sind keine leeren Hirngespinnste, sondern folgerichtige Gedankengänge, die in ihrer vollendeten Logik etwas Gemütserhebendes besitzen. Wohl kann alle unsere Menschenarbeit zu Grunde gehen. — Es kann Uebermacht — vis major — in den Erdengarten unserer Kultur zerstörend eingreifen. Die Gedankenfolgerichtigkeit unseres Kopfes aber kann nimmermehr eine andere werden. — Die Idee der Unendlichkeit bleibt wahr. —

Können wir da nicht an Alfred de Vignys schöne Verse uns erinnern?

„. . . Il sourit en songeant que ce fragile verre
Portera sa pensée et son nom jusqu'au port;
Que d'une île inconnue il agrandit la terre;
Qu'il marque un nouvel astre et le confie au sort;
Que Dieu peut bien permettre à des eaux insensées
De perdre des vaisseaux, mais non pas des pensées;
Et qu'avec un flacon il a vaincu la mort."

Freilich wird nur auch dies stoffliche Gefäß seine Gestalt nicht ewig behalten. Ewig bleibt nur die in jedem Augenblicke bereits wahre Unverbrüchlichkeit des in sich widerspruchslosen Denkens; in unserem Denken sub specie aeterni haben wir die Gewähr für den unsere Kräfte himmelweit übersteigenden Geist, zu dem der Glaube liebend überspringt.

Aber noch in ganz anderer Beziehung erhält unser Gemüt Speise durch die angeregten Gedankengänge nach solcher Lektüre.

Man hat da von den Erfindungen der Zukunft oder den unserer irdischen Zukunft entsprechenden Erfindungen auf dem Planeten Mars

mancherlei gelesen. Was ist die Folge davon für uns? Werden wir dadurch niedergedrückt werden, daß wir es im Verhältniß dazu noch so wenig weit gebracht haben?

Ich glaube, gerade das Gegenteil ist der Fall. Man sieht die Welt mit neuen Augen an. Durch dies Bad, möcht ich sagen, in einer unserer Epoche fernen Zeit wird der Geist zu frischem Sehen gestärkt und auferbaut. Man erhebt den Blick über das Buch und bemerkt mit einem Male die erquickliche, beziehungsreiche Schönheit von Dingen, an die man nicht zuvor gedacht hat.

Man sieht sich in einem Hause an einem Tisch auf einem Stuhle sitzen. Haus, Tisch und Stuhl, die uns vorher so gedankenlos banal, so selbstverständlich, daß sie auch nicht zu der kleinsten Idee Anlaß gaben, erschienen waren, haben plötzlich etwas Interessantes, ein Geheimniß in ihren Zügen. Man schaut sie sich näher an. Sie haben eine lange Geschichte. Und so geht es weiter auf Schritt und Tritt. Das Fenster, die Tür, die Klinke, der Schlüssel, die Schwelle, die Wagen draußen und schließlich gar die Telegraphen- und Telephondrähte, die Eisenbahnschienen und die Fabrikschornsteine gewinnen ein freudiges Aussehen. Es sind lauter Symbole der menschlichen Tatkraft, des menschlichen Erfindungsgeistes, der ausdauernden Menschenlist im Kampfe mit der von Vischer so lustig geschilderten Tücke des Objekts.

Wie gleichgiltig öde erschien einem noch kurz vorher all dies Industriewesen — und jetzt? Man wird die stille Freude garnicht wieder los. Sie begleitet uns überall hin. Was wir auch in die Hand nehmen, überall finden wir jetzt etwas zu bewundern. Es ist, als sei eine Decke von den Dingen hinweggezogen worden, und wir nehmen die Dinge nun erst recht behaglich wahr. Und woher stammt das Wunder? Weil wir uns nur einmal so recht gründlich aus all diesem lieben Hauswesen entfernt hatten, weil unser Geist auf Reisen war und nun der Heimat mit Entzücken inne wird. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Alle die kleinen dienstbaren Gegenstände des täglichen Lebensbedarfes haben durch den Fernenflug nun etwas unendlich heimisch Freundliches erhalten. Man hat sein Behagen an der freundlich fließenden Tinte, an der wohlgespitzten Stahlfeder, deren kunstvoll zierliche Gestalt mit klugen Maschinen hergestellt wurde. Es kommt über uns der Geist des braven Leberecht Hühnchen, wie ihn uns Seidel beschert hat. Mit beschaulicher Phantasie erfreut man sich der mannigfaltigen wirtschaftlichen Zusammenhänge. Und es kann uns das wundervolle Glaubensbekenntniß des jüngsten großen Historikers Karl Lamprecht in Erinnerung kommen, wenn er ausführt, daß schließlich „fortschreitende Wirtschaft und fortschreitende Wissenschaft und Technik doch nur Sondererscheinungen“ sind „eines einzigen großen seelischen

Entwicklungsmotivs, das der Hauptsache nach als das des fortschreitenden Intellektes bezeichnet werden kann*).“

Man freut sich der Verkörperungen des irdischen Scharfsinns allenthalben, und wenn zuvor das Unmenschliche erschauern machte und auf die Idee führte: Wie unerforschlich ist Gottes Allmacht! —, so bringt uns dieser andere Gedankenweg zu der tröstlichen Weisheit: Wie lieb und schön ist Gottes Welt dadurch geworden, daß unser Sinn sich in ihr sittlich betätigt hat in Arbeit, Sorgfalt und Liebe!

* * *

„Seifenblasen“ — Moderne Märchen — heißt ein anderes Buch von Kurd Laßwitz**). Es hat einen „Prolog“ in Versen. Die erste Strophe lautet:

„Wenn Frauen jedes Vorwort überschlagen,
Und Männer Alles, was an Verse streift,
So darf man, hoff' ich, von dem unsern sagen,
Daß es zum höchsten Ziel der Kunst gereift.
Denn rein als Selbstzweck wird es vorgetragen,
Weil Jeder gleich zu Text und Prosa greift;
Der Autor liest es ganz allein von Allen —
So wird es sicher „allgemein“ gefallen.

Auch der „Epilog“ ist in Versen und hat eine feine Pointe anmutiger Selbstironie.

Gleich das erste Märchen: „Auf der Seifenblase“ ist eine kleine Perle. Bei wiederholter Lektüre begegnet man immer neuer heiterer Schönheit. Man glaubt zunächst allerhand feine Satire schillern zu sehen, aber im Grunde ist es nur der Sonnenschein auf dem Schaumhäutchen der Seifenblase, der da sein glitzerndes Spiel treibt harmlos, unbekümmert, selig in sich selbst. Satirisch sein ist ein Vergnügen, das nicht den reichen Geistern, sondern als Schadenersatz ärmeren gegönnt ist.

Mit wenig Strichen wird uns Onkel Wendel hingezeichnet. Onkel Wendel ist der größte Zauberer, von dem ich jemals hörte. Ich glaube, Onkel Wendel ist etwas Herrliches. Wie er uns in aller Kürze vorgestellt wird, gleich hat er unser Herz gewonnen. Es ist ein Mensch wie Lederstrumpf, wie d'Artagnan, Marquis Posa, der sich der Phantasie einschmeichelnd mächtig einprägt, ein Gelehrter, dessen überragender Verstand Dinge leistet . . .

Ich verrate lieber nichts.

Eines nur muß ich sagen: Mikrogen!

Kann es Einem noch jemals ganz traurig werden in einer Welt, in der man an das Mikrogen wenigstens denken kann? Das Mikrogen lenkt

---

*) Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Zweiter Band. Erste Hälfte. S. 112. Freiburg i. B. 1903.

**) Jetzt im Verlage von B. Elischer Nachf., Leipzig. In den gleichen Verlag ist neuerdings auch der Roman „Auf zwei Planeten“ (2 Bücher) 4. Auflage übergegangen.

ab von allem Betrüblichen. Es ist die Fahrkarte in's Grenzenlose. Bitte nachzulesen!

Dann folgt „Prinzessin Jaja". Sie ist den treuen Lesern dieser Zeitschrift eine alte Bekannte; denn das Märchen ist, ebenso wie auch „Mirax", zuerst in „Nord und Süd" erschienen*). — In „Stäubchen" wird manches Herzbewegliche über enttäuschte Hoffnungen vorgebracht, sogar Goethes Werther zierlich hineingewoben. Die Behandlung des Themas hat etwas kunstvoll Fugenhaftes, als seien zwei musikalische Themata kontrapunktistisch gegen einander gearbeitet. — Aeußerst humoristisch sind die selbstbiographischen Studien. Es ist die rechte Jubelstimmung eines nach quälerisch gewissenhaften Arbeitsstunden sich wohlig reckenden, lebensfrohen Wissenschaftlers. „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, ist sicherlich nicht von den Besten." Laßwitz versteht sich gut darauf.

Der anthropocentrische Standpunkt wird in „Aus dem Tagebuche einer Ameise" sehr ergötzlich ironisirt. Zur Aufhellung des Verhältnisses zwischen Klugheit und Weisheit hat er in „Musen und Weise" ein buntes Bildchen schalkhaft herangezogen. In „Tröpfchen" wird alles Mögliche mit feiner Ironie umspielt, der Solipsismus der Spinne, patriotische Biedermännerei und leeres Phrasentum, kosmogonische Perspektiven, die sich in scherzhaftem Gewande leichter vortragen und anbieten lassen als mit widerspruchweckendem Nachdrucke. In „Unverwüstlich" durcheilt die Phantasie des Dichters die weitesten Zeiträume der biologischen Entwicklung und das mit burschikoser Munterkeit, daß es sich ausnimmt wie eines jener von wissenschaftlichem Humor getragenen Studentenlieder Scheffels. Auch Farben, die Wilhelm Busch nicht fern scheinen, hat der Künstler auf seiner reichen Palette. „Psychotomie" ließe sich nicht übel von diesem genialen Karikaturenzeichner illustrirt vorstellen. Der „Traumfabrikant" wiederum ist ein außerordentlich geistreich und tiefsinnig angelegter humoristischer Versuch, die Individualität in ihrem Recht und ihrer Eigenart zu manifestiren. Im „Schirm" erreicht der Dichter durch den anmutigen Vortrag einer traurigen Herzensgeschichte die Wirkung leise wehmütigen Lächelns, die so köstlich scheint. Eine Glanzleistung echter Laßwitzkunst ist „Apoikis", die seltsame Hellenenstadt, die wie Böcklins Toteninsel unnahbar in romantischer Ferne auf dem Meere sich offenbart und ein kleines Mars-Reich auf Erden darstellt. „Aladdins Wunderlampe" schließlich zeigt die feinsinnige Selbstauflösung aller Zauberphantasie in einem kritisch geklärten Zeitalter.

Das sind in dürftigster Rekapitulation die Märchen dieses Seifenblasenbandes. Es ist keine angenehme Arbeit: das mit Etiketten Versehen, wie ich es eben vollzog, und scheint mir zunächst denselben Effekt zu bewirken, wie wenn Einer weiße Papierstreifen mit Aufschrift in farbig aus-

*) Bd. 46 und Bd. 61 dieser Zeitschrift.

geführte Gemälde hineinklebt. Im Gemüt des Betrachtenden verschwindet jedoch die Erinnerung an solches Registrirwesen, sobald er sich nur ein wenig in die Gemälde selbst vertieft. Er merkt alsdann zunächst einmal, daß die Bilder nicht um der Idee willen hergestellt worden sind, sondern aus Lust am Malen. Das hat schon etwas tröstlich Beruhigendes. Wer von der Idee anfängt, gerät leicht in eine Art Bilderbogenaustuschung. Die Freiheit fehlt.

Und gerade sie macht doch den ästhetischen Reiz aus. „Moderne Märchen" schreiben ist freilich nicht Jedermanns Sache. Das Märchenhafte und das Moderne lassen sich schwer in Harmonie bringen. Da hilft kein Nachdenken. Nur Eines hilft: gar nicht nachdenken, sich dem Gefühl, dem Instinkt der Persönlichkeit überlassen. Laßwitz glaubt, daß er im Stande ist, Märchen schreiben zu können, weil er Wissenschaft und Poesie streng getrennt hält*). Er hat sich in der poetischen Produktion eine gefahrlose Ablagerungsstätte erkenntnißgefährdender Phantasmen geschaffen, gleichsam als Notbehelf. Wenn er sich an Kantischen Gedankengängen müde gedacht hat, begiebt er sich auf diesen Tummelplatz der freien Laune, wo kein Kant mehr gilt. So entstehen regelrechte Phantasiegeschöpfe, Märchen, und sie sind modern, weil sie nicht anders als dem Geiste ihres Erzeugers entsprechen können.

Will man diesen modernen Märchen etwa den Vorwurf machen, daß sie den alten nicht genug ähneln, so beruht das meines Erachtens auf einer unhistorischen Denkweise. Gewiß muß zugestanden werden, daß es auch in unserer Zeit noch unmoderne Märchen geben kann. Goethe, den wir doch als Zeitgenossen rechnen, Musäus, Hauff und Andere haben allerdings solche geschrieben. Aber die Tatsache, daß die Phantasie des Einen sich über einen anderen Umkreis von Begriffen erstreckt als die des Andern, kann nicht verhindern, Phantasietätigkeit in jedem Falle Phantasietätigkeit zu nennen. Nicht das zur Bearbeitung gelangende Material, sondern die Arbeit giebt dem Arbeiter seinen Namen. Zur näheren Definition kann man ja dann immerhin noch dem Stofflichen ein charakterisirendes Beiwort — hier also „modern" — entnehmen.

Modern ist die der Laßwitzischen Märchenphantasie verfügbare Ideenmasse, modern in dem durch den wissenschaftlichen Gebrauch des Wortes veredelten Sinne. Die Vorstellungsreihen gehören dem Wissensschatze der modernen Geistesbildung an.

Man hat daran gezweifelt, ob dieser Boden poetische Früchte überhaupt tragen kann, und zu diesem Zweifel lag als sachliche Veranlassung die Erwägung vor, daß eine starke Differenzirung aller Geistesarbeit stattgefunden hat, und daß durch diese Differenzirung Kunst und Wissenschaft unvereinbar

---

*) Vergl. seinen Aufsatz: Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur. Bd. 41 d. Z.

aus einander geraten sind. In früheren Zeiten konnten die großen Werke eines Plato wohl noch Alles in eins enthalten. Jetzt aber gehe das Denken methodisch wohl gesonderte Wege, und die Wissenschaft habe keinen Raum mehr für die Kunst.

Ich glaube, diese historische Erwägung ist schon deshalb bedenklich, weil geschichtliche Erfahrung nie am Ende aller Tage sein kann. Wir können nicht wissen, ob Kants Kritik der reinen Vernunft nicht einer späteren Zeit als ein ungefähr ebenso buntes Phantasieprodukt erscheinen wird, wie uns Platos Phädon heute erscheint.

Doch das würde zunächst nur für die Möglichkeit sprechen, wissenschaftlich gemeinte Leistungen im Lichte einer mehr künstlerischen Auffassung zu erblicken. Es würde nur die Relativität unserer historischen Differenzirungsskala an den Tag legen und der Vermutung Vorschub leisten, daß einer noch reinlicheren Logik, als die jetzt herrschende sein mag, als Mischmasch erscheinen wird, was wir heute für rein halten. Es fragt sich indessen immer noch, ob die Zweifler an der poetischen Fruchtbarkeit des modernen Ideenmaterials nicht gleichwohl Recht haben. Diese Ideen, würden sie etwa anführen, seien der Erfahrung im wissenschaftlichen Geisteskampfe abgerungen, und solche jüngsten Errungenschaften der Gedankenarbeit trügen noch zu frisch die Spuren ihrer Gewinnung an sich, um in die phantasievolle Verknüpfung unbeschwerlich einzugehen. Respekt vor der Neuheit einerseits, zu lebhafte Erinnerung an die Methode seiner Erarbeitung andererseits, lasse ein unbefangenes Hantiren solchen Stoffes nicht aufkommen. Dergleichen Reden mag man ja wohl willig sein Ohr schenken, aber am Ende entscheidet doch nicht die Ueberlegung, sondern das Experiment. Gründe sind bekanntlich wohlfeil, so a priori wie hinterdrein.

Und siehe da: es geht. Gleich das erste Märchen in den Seifenblasen ist ein rechtschaffenes Märchen und modern dazu. Nicht weil es etwa einige Anspielungen enthält, die man satirisch nennen mag, und die dem Ganzen noch etwas Salz geben, sondern weil der Bau, die führende Idee der Dichtung, in einer durchaus der Wissenschaft entlehnten Unterlage wurzelt. Das Mikrogen ist Phantasterei, aber die Reise ins grenzenlos Kleine, die es bewirkt, ist durchaus von w i s s e n s c h a f t l i c h e r, — wie protzenhaft klingt das armselige Menschenwörtchen! — also von „wissenschaftlicher" Seite an die Hand gegeben. Ebenso ist der ganze Marsroman, wie ihn Bölsche richtig genannt hat, ein Märchen. Ein Märchen aber ist schließlich auch die das Zauberwesen in sich selbst auflösende kleine Geschichte von der Wunderlampe. Die Einkleidung nicht nur, die Seele der Arbeit trägt die Elfenflügel der Phantasie, und es ist nur Triumph der Kunst, wenn sie gegen Schluß à la Heine entflattert.

Sollte aber Einer den Einwand erheben wollen, die modernen Ideen seien etwas zu würdig Schweres, um dergleichen leichte Behandlungsweise

zu dulden, so kann man ihm mit Saint-Cyr, der als verächtlich „léger“ galt, also antworten:

„Oh! léger! quelle gloire. — Amis soyons légers,
Légers comme le feu, les aïles et la plume,
Comme tout ce qui monte et tout ce qui parfume,
Comme l'âme des fleurs dans les bois d'orangers.“

Auch Anatole France ist leicht. — —

* * *

„Oh! léger! quelle gloire.“ —

Laßwitz ist der Wissenschaft entronnen, er hat die Kunst gefunden. Wer gefunden hat, der braucht nicht länger zu suchen. Ein suchender Künstler ist etwas ebenso Sinnwidriges, wie ein Wissenschaftler, der sich den dogmatischen Anschein giebt, etwas gefunden zu haben. Für die echte Kunst giebt es kein Suchen, und für die echte Wissenschaft giebt es kein Finden. Man muß auch den trügenden Schein vermeiden, ja gerade den; denn es mag ja wohl nötig sein, daß ein schwaches Menschenkind, das Kunst ausüben möchte, seine Bahn erst lange suchen muß. Der echte Künstler hat aber aufgehört ein Suchender zu sein. Auch mag ein Wissenschaftler sich hie und da der entschuldbaren Einbildung hingeben müssen, doch etwas gefunden zu haben. Aber er hüte sich, es laut werden zu lassen. Besonders alle philosophische „Erkenntniß“, und wenn sie auch mit Aristoteles unterschrieben ist, hat wissenschaftlich doch nur so lange Wert, wie sie kritisch suchender Natur ist. Sonst ist die Form in Kunst übergegangen. Vielleicht giebt es in der Wirklichkeit überhaupt Kunst und Wissenschaft gar nicht in so reinlicher Scheidung, wie mancher glaubt.

Leichtigkeit ist ein wesentliches Merkmal der Kunst. In der Schillerschen Redeweise heißt es „Freiheit“. Aber Freiheit ist ein sittlicher Begriff von lähmender Unergründlichkeit, und es ist vielleicht besser, ihn ebenfalls in Sachen der Kunst recht wenig anzuwenden.

Leichtigkeit will das Gleiche bescheidener sagen, sagt es auch mit physikalisch glücklicherem Bilde. Leicht ist der relative Ausdruck für ein gewisses wohlbekanntes Verhältniß der Körper zur Schwerkraft ihres tragenden Mutterkörpers. Zur völligen Aufhebung dieser Schwerkraft und zur Freiheit gelangt kein irdisches Wesen, das sich gleichsam noch in demselben Größenstockwerk wie der Mensch befindet. Eine Treppe tiefer im Reiche der Mikroorganismen, die nach menschlichem Maße außer Zusammenhang mit uns stehen, mag von einer relativen Freiheit zur terrestrischen Anziehung die Rede sein dürfen. Wäre die Erde größer oder kleiner, als sie ist, so wären natürlich alle Gewichtsverhältnisse entsprechend verschoben. So viel über Körperliches.

Auf dem Gebiete des Geistigen, Sittlichen und der Kunst scheint eine Analogie fruchtbar. „Amis soyons légers!“ ruft Saint-Cyr. Es scheint

in unserer Macht zu liegen, was die Martier bei Laßwitz bereits im Körperlichen können, auf ideellem Gebiete durch unsern Willen zu erreichen, nämlich eine Beeinflussung unserer Schwere durchzusetzen. Wir können uns leichter machen. Die Kunst erreicht diese Wirkung, indem sie den Mutterkörper gleichsam verkleinert und unser Zwangsverhältniß zu ihm auflockert, soweit es den besonderen Bedürfnissen der Phantasie entspricht.

Am wenigsten wagt das der Naturalismus, am meisten die Märchenkunst. Man wird uns doch aber nicht weis machen wollen, das auch Naturalisten vom reinsten Wasser — wie etwa Zola — in ihren Werken auf der wirklichen Erde und nicht vielmehr auf einem stark reducirten Phantasiegestirn gelebt haben. Sapere aude! heißt es hier wie überhaupt im Leben.

Wer gefunden hat, der wird nicht länger suchen.

* * *

Es mag vermessen erscheinen, wenn wir hier von Suchen und Finden in einer Weise sprachen, als hätten wir das rechte Verhältniß dieser beiden so entscheidenden seelischen Ereignisse bereits gefunden und suchten also nicht mehr nach dem zureichenden Ausdrucke. Aber vielleicht läßt sich ohne einige Vermessenheit überhaupt keine Meinung äußern. Das Gesagte sollte jedenfalls nur dazu dienen, die Menschengestalt eines Dichters und Denkers in seiner rätselhaften und in der Natur doch unendlich tief begründeten Zwiespältigkeit zu beleuchten.

Unser Leben ist Suchen, und Suchen ist alle Wissenschaft. Theorie und Praxis sucht — und findet nimmer einen endgültigen Abschluß. Das Finden aber gehört dem Glauben an, der Kunst, Religion, Hoffnung, Liebe und Schönheit.

So geht es uns aus dem Paradiese Verscheuchten: Vor dem Garten der ewigen Beruhigungen steht ein Engel mit feurig leuchtendem Schwerte. Er ruft: „Zurück". — Und doch! Die Begeisterung, die sein Blick entfacht, hat etwas wundersam über alles Erwarten hinaus Beseligendes. — Wir sagen nicht, es giebt kein Himmelreich. Wir sagen nur: das Paradies ist uns verschlossen. Bisweilen aber geht durch das Gemüt eine Sehnsucht, ein Bangen und Ahnen, als habe es denn doch auch mit all unserm Tun eine unsichtbar himmlische Bewandtniß.

Unter den ewigen Geheimnissen, die das Menschenleben allenthalben tragen und umschweben, wird wohl keines tiefer, keines erschütternder durchfühlt und durchlitten, als das Geheimniß des Sterbens und des Liebens. Die Antike bildete den Gott der Liebe mit Pfeil und Bogen, sie stellte den Gott des ehelichen Bundes mit erhobener Fackel dar, und — recht in sinnvoller Verwandtschaft damit und gegensätzlicher Beziehung dazu — hat sie dem Genius des Todes eine gesenkte Fackel in die Hand gegeben und war der Todesgott Apollo gleich dem kleinen Amor mit Bogen und Pfeilen be-

waffnet, auch besaß die frauentötende Schwester Artemis die todbringenden Pfeile in ihrem Köcher. Zur Hochzeit, zur Zeit der Liebeswonne, erhebt wohl der Genius die leuchtende Freudenfackel, aber er senkt sie, wenn die irdische Sonne für Einen von uns auf ewig untergeht, für den Hinterbliebenen scheint alsbald dann die freudenverfinsternde Nacht hereinzubrechen.

Nun ist bisweilen darauf hingewiesen worden, daß wir die Welt, wo immer wir sie poetisch spiegeln, eigentlich stets unter dem Einflusse eines dieser beiden Daseinsgeheimnisse, des Todes oder der Liebe, erblicken. Im Scheine glücklicher Liebe gesehen, werden wir des Lebens so froh, daß wir nicht nach den letzten Gründen weiter fragen, ja nicht einmal nach dem Morgen. Die unglückliche Liebe freilich, bei der wir uns zur Resignation hinsichtlich eines heißbegehrten Glückes durchzuringen haben, erfüllt den Menschen in gleicher Weise wie der Genius mit der gesenkten Fackel mit allen Schmerzen des Lebensabschieds.

Für Kurd Laßwitz, an dessen dichterischen Werken wir entlang gewandert sind, ist das, wenn ich mich so ausdrücken darf, hochzeitliche Lebensbild in der Märchenkunst gegeben. Das große Gestirn, das den Tag regiert, die Liebessonne, läßt all die duftigen Blumen aufkeimen, die Phantasieblüten, deren Glanz und Schönheit unsere Herzen beseligt.

In der Liebe wird der stärkste Gegensatz zum Tode gefunden. Es ist das Leben in seinem lebensvollsten Höhepunkte: zünden sich doch da zwei Flammen geheimnißvoll zur Geburt eines neuen Lebensflämmleins an. Nur die körperliche Verbindung erreicht das körperliche Ereigniß dieser Neuschaffung, aber während sich in der verwandten Tier- und Pflanzenwelt im Reiche des Körperlichen der Liebesvollzug nahezu völlig zu erschöpfen scheint, ist es uns Menschen gegeben, dies natürliche Verhältniß mit den idealsten Gedanken zu umhüllen, zu verdecken und zu schmücken. Und auch der Tod und das Vergehen in der Vergessenheit wird gern mit holden Hoffnungsguirlanden überzogen, damit kein Blick die schmerzensvollste Finsterniß gewahr wird.

Kurd Laßwitz kennt die Abgründe des Todes, in die der spärliche Mondschein, das kleine Gestirn, das die Nacht regieret, unsere Wissenschaft, schwächlich hineinleuchtet. Der Genius der Phantasie mit der gesenkten Fackel, er ist dem Philosophen ebenso wohlvertraut wie jener lachend leuchtende Gott der Liebe und des Findens.

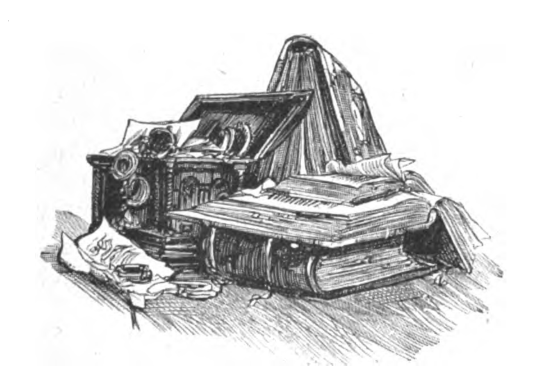
So durchlebt gleichsam auf verklärtem Boden der Wissenschaftler und Künstler noch einmal in geläuterter Wiederholung, was uns Sterblichen in der lebendigen Wirklichkeit am tiefsten beschieden ist, das Wechselspiel jener Fackelgenien, die beide zur Vernichtung unseres Ichs zu führen scheinen: Tod und Liebe. Selten wird uns wie hier der Anblick zu Teil, daß wir beide starke Gewalten an einem schaffenden Geiste tätig sehen dürfen. Meist verdrängt ja der kritische Sinn die Unbefangenheit und Zuversicht der künstlerischen Produktion, oder jene fröhliche Kunstnaivität erweist sich für die

suchende Denkbetätigung des Forschers wiederum als ein schwer überbrückbares Hemmniß.

Gerade das aber, was Laßwitz geleistet hat, war nur von so einem doppelt veranlagten Sinne zu leisten. Nie wäre ein Künstler, der nicht zugleich ein Gelehrter war, überhaupt in die Regionen vorgedrungen, wo dieser Dichter sich Hütten baut. Nie hätte aber auch ein Gelehrter, der so viel Gestaltungskraft dichterischer Phantasie in sich fühlen mußte, sein Pfund im nächtlichen Bezirk der Suchenden für immer unauffindbar vergraben dürfen.

* * *

Anmerkung: Die Anzeige des neuesten Märchenbuches von Laßwitz wolle man in der Bibliographie lesen.





Die italienische Armee.

Von

A. Kogalla v. Bieberstein.

— Breslau. —

Ein Blick auf den heutigen Stand und die Entwickelung des Hauptfaktors der Wehrmacht Italiens zu Lande, seine Armee, erscheint im jetzigen Zeitpunkt vielleicht umsomehr von Interesse, da dem Kaiser bei seinem Besuch in Rom mit dem zu einer großen Revue zusammengezogenen IX. Armeecorps und einer Anzahl Alpenjäger- und Gebirgsartillerie-Truppen ein stattliches, farbenprächtiges Bild des italienischen Heeres in seinen verschiedenen Truppengattungen, sowie des Standes ihrer Revueausbildung vor Augen geführt wird, des Heeres, welches der Monarch bei seinem früheren Besuch in der Hauptstadt als die brillanteste Armee des Kontinents bezeichnet hatte. Ferner aber da sich im italienischen Heere in den letzten Jahrzehnten so mannigfaltige Umwandlungen vollzogen und sich auch ferner unter dem Régime des jungen Königs vollziehen zu sollen scheinen.

Von dem Wunsche getragen, bei etwaigen politischen Verwickelungen eine aktive Rolle zu spielen, und mit einem seiner ersten damaligen Staatsmänner überzeugt, daß dem jungen, aus vielfach einander noch fremden Elementen zusammengesetzten Reiche nichts wohltätiger wie die gemeinsame Bluttaufe sein würde, hatte Italien 1882 auf den ruhigen Fortschritt verzichtet, der bis zu jenem Zeitpunkt die systematische Entwickelung seiner militärischen Institutionen gekennzeichnet hatte, und 1½ Decennien hindurch rüstete es stark und schmiedete das Angriffs-Instrument für die weitschichtigen Pläne seiner Staatsmänner mit vielleicht etwas größerer Eile wie Sorgfalt. Die italienische Armee gewann in Folge dessen mehr an Umfang wie an Gediegenheit und mehr an scheinbarer wie an wirklicher Kraft. Erst nach 1896, durch die Ereignisse von Adua über die Gefahren kolonialer Expansion belehrt und in budgetäre und wirtschaftliche Schwierigkeiten, das einzige Resultat der Crispi'schen Politik, verwickelt, empfand Italien die Notwendigkeit, seinen Militär-Etat

einer Revision zu unterwerfen, und ihn besser zu regeln und mit der Finanzlage mehr in Einklang zu bringen. Hierauf zielte die neue Organisation von 1897 ab, die die Armee so stark wie möglich machte, ohne dabei dem Lande die früheren, übertriebenen Lasten aufzuerlegen. Wie dies möglich war, möge aus der nachstehenden Darlegung hervorgehen, die einen kurzen Ueberblick über die Entstehung der italienischen Armee bieten soll, der für das Verständniß ihres besonderen Charakters und die wichtige Rolle, die sie bei der nationalen Entwickelung spielt, unerläßlich erscheint.

1861 wurde zwar die Einheit Italiens geschaffen; allein es gab noch keine sie repräsentirende Italiener. In seinen Hauptteilen, in politischer, ethnographischer und geographischer Hinsicht geeinigt, war es Italien noch nicht in intellektueller Hinsicht. Die plötzliche Nebeneinanderstellung von 7 kleinen, dieselbe Sprachen redenden Staaten, deren Bewohner jedoch an Charakter, Temperament, Sitten und Gebräuchen verschieden waren, und deren Interessen sehr auseinandergingen und zuweilen sich gegenüberstanden, vermochte zwar eine Nationalität, jedoch keine Nation zu schaffen. Um diese Aufgabe handelte es sich jetzt, und das Heer allein vermochte den Hauptfaktor und das mächtige Werkzeug dieser zweiten Einigung Italiens zu bilden. Auch in anderen Ländern hatte das Heer diese Rolle gespielt; allein sie war dort nicht so unerläßlich und überwiegend. In Italien vollzog die Armee allein die Verschmelzung seiner verschiedenen Bestandteile und bot seinen verschiedenen Volksstämmen, denen bisher nur der instinktive Haß gegen die Fremden, die sie so lange unterdrückt hatten, gemeinsam war, zuerst das verkleinerte, aber treue und vor allem greifbare Bild des neuen Vaterlandes und pflanzte, indem sie die Piemontesen und Calabresen, die Lombarden und Neapolitaner, die Venezianer, die Sizilianer und die Romagnolen mit einander in Berührung brachte, ihnen allmählich die Idee ein, daß sie nunmehr Bürger desselben Landes und denselben Gesetzen unterworfen seien, und lehrte ihnen, wenn auch nicht sofort sich lieben, so doch sich wechselseitig zu tragen und vereint zu wirken. Die italienische Armee bildet somit in vollstem Sinne des Wortes eine Schule der Nation, und durch sie wurde der Nation nicht nur die militärische Disciplin, sondern auch die intellektuelle und moralische eingeimpft und sie von Generation zu Generation zu den Pflichten gegen den König, das Vaterland und die Landsleute erzogen. Ferner aber verdanken in Italien, wo der Elementarunterricht so unregelmäßig erteilt wird, die größere Hälfte der Männer, die lesen und schreiben können, dies ihrem Regiment. Heute ergänzt zwar die Armee nicht mehr in dem Maße wie früher den Elementarunterricht, allein sie nützt als Ackerbauschule, da seit einigen Jahren auf Anlaß des jetzigen Königs während des Winters praktische Vorträge abgehalten werden, durch die den Mannschaften ländlicher Herkunft, die man an ihre Heimat zu fesseln wünscht, die besten Grundsätze und Methoden der Bodenkultur gelehrt werden. An diesen Vorträgen, deren Beiwohnen nicht obligatorisch ist, nahmen nach der

letzten Stastitik über 15000 Unteroffiziere und Soldaten Teil. In Anbetracht dieser vielfältigen Dienste, die die Armee dem Lande leistet, genießt dieselbe denn auch große Beliebtheit, ungeachtet der schweren Opfer, die sie für ein nicht reiches Land wie Italien erfordert. Allein auch in militärischer Hinsicht bietet die italienische Armee vieles völlig Eigentümliche, da sie nicht wie bei den übrigen großen Armeen auf der einfachen Vergrößerung ihres Bestandes und der Weiterentwickelung althergebrachter Institutionen beruht, sondern, gleichsam aus dem Nichts entstehend, eine völlig neue Armee ist. Zwar übernahm sie aus der piemontesischen Armee gewisse Erinnerungen und Anklänge, jedoch nicht jene so wertvolle Tradition, wie sie z. B. das preußische Heer aus der fridericianischen Zeit und die französische Armee aus der der Republik und Napoleons besaß. Das heutige Heer Italiens kann jedoch in keiner Weise als eine Fortsetzung oder ein Ableger des piemontesischen gelten, das, nachdem es seine Aufgabe, für die Schaffung eines italienischen Heeres Bahn zu brechen, mit mehr oder weniger Erfolg erfüllt hatte, vom Schauplatz verschwand. Dieser Mangel an Tradition und Antecedentien hat zwar seine Unzuträglichkeiten, jedoch auch seine Vorteile, denn die Institutionen des neugeschaffenen italienischen Heeres tragen den gemeinsamen Stempel derselben Epoche und ihre organisatorischen Bestimmungen eine nirgends erreichte Einheitlichkeit. Es vermochte, als das jüngste, aus den Erfahrungen der übrigen Mächte Nutzen zu ziehen, was ihm in den meisten Fällen gelang, sodaß seine Organisation in mancher Hinsicht als mustergiltig gelten kann.

Als das 1870 geeinigte Italien die ihm gebührende Stellung im Völker-Koncert einzunehmen beabsichtigte, war eine völlige Umgestaltung seiner militärischen Einrichtungen erforderlich. Bis dahin hatte man je nach Maßgabe der Annexionen die Gesammtheeresstärke und die Anzahl der Truppenteile erhöht und die Heeresorganisation Sardiniens nach und nach auf die annektirten Gebiete ausgedehnt. Man hielt sich dabei an das Gesetz von 1854, das eine verhältnißmäßig kleine, aber tüchtige Armee von Berufssoldaten, jedoch ohne gründlich organisirte Reserven, ergeben hatte. Man hatte eine mobile Nationalgarde gebildet, die auf Kriegsstärke 150000 Mann neben der Kriegsstärke des aktiven Heeres von 200000 Mann ergeben sollte. Allein 1866 wurde die letztere Ziffer nur mit Mühe erreicht, während die Armee des Erzherzogs Albrecht nur 100000 Mann stark war, und als Napoleon III. im August die bekannte Aufforderung an Victor Emanuel richtete, zählte das stehende italienische Heer aus wirtschaftlichen Rücksichten nur 130000 Mann, ein Umstand, der nebst einer Mobilmachungsdauer von sechs Wochen jedenfalls bei den Entschließungen Viktor Emanuels mit in's Gewicht fiel. Das Jahr 1871 bezeichnete für die italienische Armee den Beginn einer neuen Aera, und ihre vollständige Reorganisation wurde unternommen und im Laufe der folgenden 15 Jahre mit Verständniß und Konsequenz vom Kriegsminister

General Ricotti durchgeführt, der von 1870—76 und 84—87, sowie nach dem Sturze Crispis das Portefeuille des Kriegsministeriums inne hatte, und bei der Reorganisation den schwachen Finanzen Italiens Rechnung trug und einer weniger zahlreichen, aber tüchtigen und namentlich mit starken Cadres versehenen Armee den Vorzug gab. Die Kriegsminister Mezzacapo und Ferrero setzten sein Werk fort, gaben jedoch während der Periode Crispis der „Zahlenwut" nach, und Ricotti mußte sich bei seinem dritten Ministerium damit begnügen, die Armee einzuschränken, ein Werk, welches die späteren Kriegsminister, General Pellour, dem die italienische Armee nächst Ricotti am meisten verdankt, sowie die Generale San Marzano und Ponza di San Martino, seit 1899 im Amt, fortsetzten. General Pellour verdankt Italien namentlich die Konsolidation seines Kriegsbudgets, die sowohl für die allgemeine Organisation seines Heeres, wie für die Hebung seiner Finanzen von so vorteilhaftem Einfluß war, und die ihr eine derartige Stabilität sicherte, die General Mocenni vergeblich zu erreichen versucht hatte, und die zugleich die Heeresausgaben auf Grenzen beschränkte, die der Finanzminister als völlig annehmbar bezeichnete. Nach beträchtlichen und unregelmäßigen Sprüngen des Kriegsbudgets in der Epoche der großen Pläne und der äußersten Rüstungen stieg dasselbe von 180 Millionen, in 1871 und 200 Millionen, 1880—1889 auf fast 410 Millionen, wovon 256 das Ordinarium und 154 das Extraordinarium bildeten, und Italien war daher angenehm überrascht, als General Pellour das unveränderliche Ordinarium auf 229 Millionen exkl. der verminderten Kosten für die Erythrea herabsetzte, womit er und seine Nachfolger durchschnittlich 210000 Mann und 36 000 Dienstpferde bei den Fahnen zu halten vermochten. Mit diesem Budget scheint das Funktioniren aller Dienstzweige unter normalen Verhältnissen gesichert. Unvermutete außergewöhnliche Ausgaben, wie z. B. die bevorstehende Erneuerung des Artillerie-Materials, die Occupation Kretas, die außergewöhnlichen Einberufungen zur Unterdrückung von Unruhen und die Chinaexpedition, liefen allerdings neben demselben her. Das System der Limitirung des Ordinariums bietet überdies unvermeidliche Unzuträglichkeiten, allein auch beträchtliche Vorteile und dürfte, da es ebenso bequem für die Kammer wie für den Minister ist, beibehalten werden. Mit Recht vermochte daher der italienische Generalstab in einer Annexnote zum Heeresbudget von 1901—02 einerseits hervorzuheben, daß Italien nebst Spanien die einzigen Mächte sind, die ihre Militärausgaben seit einem Jahrzehnt verringert haben, und andererseits, daß Italien das einzige Land ist, das eine im Verhältniß zu seiner Bevölkerungszahl so geringe Heeresstärke unterhält. Während das russische Kriegsbudget sich von 1890—1900 um 270 Millionen Frcs., das deutsche um 234 Millionen, das englische um 100 Millionen, das österreichische um 89 Millionen, das französische um 72 Millionen, das der Schweiz und Hollands um je 3 Millionen erhöhte, verringerte Italien das seinige um

43 Millionen und Spanien das seinige, obgleich durch einen unglücklichen Krieg erschöpft, nur um 9 Millionen. Andererseits kostet jeder Soldat in Frankreich 16 Frcs., in Deutschland 15, in Oesterreich 10, in Rußland 8 und in Italien nur $7^1/_2$. Auf tausend Einwohner unterhält Frankreich 15 Mann, Deutschland 11, Oesterreich 8, Italien $6^1/_2$. Italien wendet daher für sein Heer am wenigsten auf, was allerdings seinen schwachen Finanzen völlig entspricht, und verfolgt heute, nach einer kurzen Phase ehrgeiziger Politik, eine verständige, seine Schäden heilende und das Land erleichternde.

1871 ging Italien, zuerst von allen Nationen nach Deutschland, mit dem Gesetz vom 19. Juli 1871 zur allgemeinen Wehrpflicht über und legte die Grundlage zur Organisation einer Landwehr oder Provinzial-Miliz genannten Armee der 2. Linie. Der aktive Heeresdienst wurde von 8 auf 4 Jahr (6 bei der Kavallerie) herabgesetzt und verwandelte die absolute Entlastung vom Heeresdienst in eine Dienstbefreiung für eine zweite, nur 5 Monate dienende Kategorie und führte das Einjährig-Freiwilligen-System ein. General Ricotti verfolgte dabei die Absicht, dem Lande aus politischen Rücksichten den Uebergang zu erleichtern, und überdies gestatteten ihm die bewilligten Mittel nicht, die die für die Einstellung zulässige Anzahl um's dreifache übertreffende Zahl der Wehrfähigen zu verwenden. Allein als 1873 das stehende Heer beträchtlich verstärkt und durch die Schöpfung der Mobilmiliz und der Territorialmiliz Armeen der 2. und 3. Linie gebildet wurden, folgte ein weiterer Schritt auf der Bahn der allgemeinen Dienstpflicht, indem dieselbe bis zum 39. Lebensjahr verlängert, dagegen der Dienst bei der Fahne bei allen Waffen auf 3 Jahre und nur bei der Kavallerie auf 5 Jahre herabgesetzt wurde. Jede Befreiung vom Heeresdienst hörte auf, die Befreiungsgelder wurden definitiv aufgehoben, und die Rekruten wurden in drei Kategorien geteilt, von denen die erste zum aktiven Dienst bestimmt war, während die Zuteilung zu ihnen nur von militärischen und wirtschaftlichen Gründen abhing und durch's Loos entschieden wurde.

Diese Bestimmungen wurden mehrfach geändert und zu dem noch heut mit Modifikationen von 1891, 92 und 93 in Kraft befindlichen Gesetz vom 6. August 1888 gestaltet, wonach das Jahreskontingent nur noch in 2 Kategorien zerfällt. Zur ersten gehören alle Dienstauglichen, die nicht als Stützen ihrer Familie ꝛc. die gesetzliche Befreiung genießen, zur anderen die bedingungsweise vom Dienst Befreiten, die, in Friedenszeiten dem Heeresdienst nicht unterworfen, der Territorialmiliz zugeteilt werden, wo sie nur zu einer 30tägigen Uebung herangezogen werden können. Die Rekruten der ersten Kategorie werden durch's Loos in das durchschnittliche Jahreskontingent von 37000 Mann eingestellt*). Der Ueberschuß wird be-

*) Die meisten in der Kammer zur Diskussion stehenden organisatorischen Aenderungen ꝛc. sind hierbei nicht berücksichtigt.

urlaubt, bleibt jedoch bis zur Vollendung des dritten Dienstpflichtjahres zur Verfügung des Kriegsministers, der ihn jederzeit innerhalb der Grenze der verfügbaren Mittel einberufen kann. Nach Beendigung des dritten Dienstjahres verbleiben alle Mannschaften der ersten Kategorie 12½ Jahre hindurch beurlaubt, sind jedoch in 2 Altersgruppen ohne bestimmte Grenze geteilt, deren jüngste Jahrgänge im Kriegsfall die Feldarmee komplettiren und daher mit den Reserven der übrigen Armeen identisch sind, während die älteren der Mobilmiliz zugeteilt werden, die etwa der deutschen Landwehr ersten Aufgebots entspricht.

Nach 12½ Dienstjahren beim aktiven Heere, im Urlaubsverhältniß und in der Mobilmiliz, und 9½ bei der Kavallerie, tritt Jedermann zur Territorialmiliz über und verbleibt darin bis zum vollendeten neununddreißigsten Lebensjahre.

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß der Kriegsminister Italiens, was die Einberufung und die Wiedereinberufung der beurlaubten Mannschaften betrifft, die größte Freiheit genießt, und daß ihm das Rekrutirungsgesetz sogar im Bedarfsfall die 3 jüngsten Jahresklassen in die aktive Armee einzureihen gestattet. Allein wenn er die 87000 Mann der ersten Portion des Jahreskontingents einstellte, so würde er nach Abrechnung von Ausgaben 260000 und 37000 zu 5jähriger Dienstzeit verpflichtete Unteroffiziere und Rengagirte, mithin in Summa 270000 Mann unter den Fahnen haben, während die Durchschnitts-Budgetstärke nur 210000 beträgt. Um jedoch die innerhalb der budgetären Schranken größtmögliche Anzahl auszubilden, ist er zu Kombinationen, wo nicht Auskunftsmitteln veranlaßt, die sich besonders auf die Infanterie beziehen.

Der Satz, daß die Infanterie die Hauptwaffe des Heeres bildet, gilt für Italien noch mehr wie anderwärts, sowohl wegen der Beschaffenheit des Landes wie wegen seines geringen Pferdebestandes. Die frühere piemontesische und neapolitanische Armee bestand daher fast ausschließlich aus Fußtruppen, und dasselbe galt anfänglich auch für das neue italienische Heer. Allein bald hörte die Vernachlässigung der Kavallerie und Artillerie auf und wurden ihre Kadres und Präsenzstärken vermehrt, und mit den früher gefaßten Invasionsplänen in's eventuelle feindliche Gebiet lag es nahe, sie in den Stand zu setzen, die Aufgaben, die ihnen außerhalb der Regionen der Alpen und der Apenninen oder der durchschnittenen Ebenen des Po zufallen konnten, zu erfüllen. Trotzdem blieb das numerische Verhältniß der Kavallerie und Artillerie zur Infanterie in Italien ein weit unbedeutenderes wie in den übrigen Ländern, namentlich beim mobilen Heere. Die Beurteilung der italienischen Infanterie und ihre Ausbildung und Ausrüstung ist daher für die Beurteilung der italienischen Armee von besonderer Bedeutung. Sie besteht aus Linientruppen und Specialtruppen, den Bersaglieri und Alpini, welche wahre Elite-Truppen sind. Die ersteren bestehen seit 1882 aus 96 Regimentern zu 3 Bataillonen à 4 Kompagnien

und einer Depotabteilung. In Summa auf Friedensfuß 288 Bataillone. Die Regimenter sind mit völliger Symmetrie in Brigaden formirt. Allein die Brigaden sind nicht mit Nummern benannt, sondern nach Landschaften und Städten, und die 1., 2., 6. und 27. Brigade führen die Bezeichnung Grenadier-Brigade von Sardinien, Königsbrigade, Königinbrigade und Alpenbrigade. Die Grenadiere unterscheiden sich von den übrigen Regimentern nur durch die Körpergröße und werden bei ihnen nur gut gewachsene Leute von mindestens 1,74 m Größe eingestellt. Die Bersaglieri, die noch unlängst eine andere Organisation, Bewaffnung und Ausbildung wie die übrige Infanterie hatten, unterscheiden sich heute von ihr nur durch die Auswahl ihrer Rekruten, zu denen die kräftigsten und gewecktesten Leute genommen werden. Sie bestehen aus 12 Regimentern zu 3 Bataillonen, die durch die ganze Armee durchnumerirt und sehr verschiedenartig den Divisionen zugeteilt sind, was ihnen eine gewisse Selbstständigkeit gewährt und auf ihre besondere Verwendung schließen läßt. Die zum Dienst in den Alpen bestimmten Alpini sind in 7 Regimenter à 3 Bataillone formirt, mit Ausnahme des 5ten, das 4 hat. Diese, auch durch die Ausbildung und Verwaltung motivirte Formation besteht jedoch tatsächlich nur im Winter. In der guten Jahreszeit hat jedoch jedes Bataillon fast völlige Selbstständigkeit und begiebt sich in die Zone, die es im Kriege zu verteidigen bestimmt ist, in der sich seine Mobilmachungsmagazine befinden, und deren Namen es trägt. 13 Alpini-Bataillone zählen 3 Kompagnien, 9 dagegen 4, und die topographischen und taktischen Verhältnisse erfordern häufig ihre Teilung. Die Gesammtzahl der italienischen Infanterie-Bataillone beträgt somit 346. Diese Anzahl ist unveränderlich, allein ihre Effektivstärke variirt. Vor die Notwendigkeit der Einschränkung der Heeresaufgaben gestellt, strebte General Ricotti 1896 als Kriegsminister die Reduktion der Anzahl der Infanterie-Kompagnien bei Beibehaltung ihrer Effektivstärke an. General Pelloux aber schlug das System der Maximal- und Minimal-Effektivstärke vor, welches 7 Monate der guten Jahreszeit eine ziemlich hohe Präsenzstärke beibehielt, dagegen in den 5 Wintermonaten weit unter die Durchschnittsziffer hinabging. Anstatt der budgetmäßigen Durchschnittsstärke von 83—85 Mann zählt jede Kompagnie im Sommer 108—110 Mann und im Winter nur 60—65. Als Begleitmaßregel verschiebt man die Einberufung der Rekruten auf den März, während die der Kavallerie und eines Teils der Artillerie Ende November eingestellt werden, und gewinnt dadurch die Mittel für die großen Ausgaben in der der Ausbildung günstigeren Jahreszeit.

Vom Standpunkte der übrigen großen Armeen, namentlich der deutschen aus betrachtet, sind so schwache Kompagnie-Präsenzstärken, wie die Durchschnittsstärke von 83—85 Mann, die Minimalstärke von 60—65 Mann und selbst die Maximalstärke von 108—110 Mann, da sie außerordentlich von der Kriegsstärke abweichen, so unzureichende, daß man sie in ihnen

nicht acceptirt hat und beispielsweise die deutsche Armee permanente Kompagnie-Präsenzstärken von 130 Köpfen bei kleinem, 147 bei mittlerem und 165 bei hohem Etat aufweist. Auch die französische Armee hat Kompagnie-Präsenzstärken von 130, 136 und 121 Köpfen (Jäger und Gebirgsjäger), die russische zu durchschnittlich 125 Köpfen. Nichtsdestoweniger werden dem italienischen System neben erheblichen Nachteilen manche Vorteile vindicirt, und zwar zuvörderst derjenige, daß dasselbe fast alle Rekruten einzustellen und auszubilden gestattet, und daß es nicht nur in der günstigsten Jahreszeit der Truppe eine intensive Ausbildung zu geben erlaubt, sondern auch die individuelle Ausbildung der Kadres und die der Offiziere in Folge der späten Rekruteneinstellung sehr zu fördern ermöglicht. Durch Einberufung von Reservisten erhöht überdies der Kriegsminister zuweilen noch die Präsenzstärken und erleichtert zugleich durch die Frühjahrs-Einstellung die schwierige Akklimatisation der Rekruten des Südens, die nach dem Norden geschickt werden. Als Nachteil der variirenden Präsenzstärken ergiebt sich zunächst, daß dieselbe am 1. Juli, d. h. etwa zu der Zeit, wo die Rekruten für die Mobilmachung reif zu bezeichnen sind, abnimmt, voraus folgt, daß die Infanterie-Truppenteile 8 Monate im Jahre nur mit 2 aktiven Jahresklassen in's Feld zu rücken vermögen, und zwar unter der Voraussetzung, daß dieselben vollständig geblieben sind, was selten der Fall ist, da der Kriegsminister von dem ihm gegebenen weiten Spielraum hinsichtlich der Effektivstärke häufig Gebrauch macht, sodaß der italienische Soldat 2 Jahre, jedoch häufiger 18 Monate und nur 1 Jahr, allein selten 2½ und nie 3 volle Jahre dient. Während jener Periode steigt daher die Anzahl der Reservisten im Mobilmachungsfall bis zu ¾ der Effektivstärke. Andererseits bietet die außerordentliche Schwäche derselben im Winter eine offenbare Gefahr. Ganz abgesehen von der Notwendigkeit, in jedem Augenblicke das Heer auf Kriegsfuß setzen zu können, treten nicht selten auch in der schlechten Jahreszeit Unruhen ein. So war dies 1898 in Mailand und anderwärts der Fall und der Kriegsminister genötigt, im Januar und April eine größere Anzahl der im Herbst entlassenen Reserven einzuberufen. Allerdings zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß der Einberufungs-Mechanismus gut funktionirte. Länder in wirtschaftlich weniger genirter Lage als Italien, verzichten selbstverständlich auf das italienische System, allein in Frankreich wird bereits für den Fall der Einführung der 2jährigen Dienstzeit von fachmännischer Seite die Nachahmung des italienischen Systems in der Hinsicht empfohlen, in welcher dasselbe die Einstellung und Ausbildung aller Diensttauglichen ermöglicht, um ihnen eine intensivere Ausbildung, wie dies im gleichen Zeitraum in anderen Heeren geschähe, zu geben. Diesem wichtigen Punkt hat man in Italien ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und namentlich auch schnelle Ausbildungsmethoden angenommen, die die erzwungene Kürze der aktiven Dienstzeit mit dem ungefähren Bedürfniß der gleichzeitigen vollständigen Ausbildung des Soldaten in Einklang brachten.

Das Exercir- und Manövrir-Reglement der italienischen Infanterie datirt von 1892, wo man bereits zur Abkürzung der Präsenzzeit für die meisten der Einberufenen entschlossen war, um fast das gesammte Jahreskontingent einstellen und die Reserve an ausgebildeten Mannschaften ohne Belastung des Budgets beständig vermehren zu können. Das Reglement vereinfachte daher die Ausbildungsweise außerordentlich, und zwar noch weit mehr als das neue deutsche und selbst das neueste französische Reglement. Da die ersten Jahre seiner Verwendung bei der allgemeinen Intelligenz des italienischen Rekruten sehr gute Resultate ergaben, ging man noch einen Schritt weiter und ließ der Kriegsminister 1896 eine gymnastisch-militärische Ausbildungsweise auf der Schießschule von Parma erproben, die bestimmt war, die Ausbildung der Rekruten noch zu beschleunigen und ihnen namentlich gleich beim Eintritt in die Truppe eine tüchtige Einzelausbildung zu geben, und darauf abzielte, sie derart zu schulen und zu trainiren, daß sie in 5—6 Wochen im Bedarfsfall mit den alten Mannschaften auszurücken vermochten. Man verzichtete daher auf die Regelrechtheit und Korrektheit in der Handhabung der Waffen und in den Bewegungen und suchte der Mannschaft durch schnelles, jedoch methodisches Vorschreiten Gewandtheit, Beweglichkeit und namentlich Selbstvertrauen zu geben. Die Bewegungen in geschlossenen Gliedern wurden durch Uebungen in aufgelöster Ordnung und die „Instruktion" durch kurze mündliche Erläuterungen und selbst vorzugsweise durch praktische Demonstrationen des Instrukteurs ersetzt. Die gymnastisch-militärische Ausbildungsweise wurde in je einem Regiment pro Brigade erprobt, allein sie ergab keine genügend guten Resultate, als daß man zu ihrer definitiven Einführung hätte schreiten und dementsprechend das Reglement hätte umgestalten können. Sie erforderte mehrfache Zusätze und Ausschaltungen, da es sich um die Ausbildung zum Soldaten und nicht zum Turner, und um die Erzielung militärischer Haltung und Benehmens handelte. Allein die von der Schießschule von Parma aufgestellten Principien und Ausbildungsgrundlagen blieben nichtsdestoweniger in Kraft und finden sich deutlich in der neuen Instruktion für die Militär-Gymnastik von 1900 vertreten. Mehr als je gilt ein rationelles Geschmeidigmachen der Mannschaft durch gymnastische Uebungen als die unerläßliche Vorbedingung jeder intensiven Ausbildung, und der Wert, den man dem jährlichen Wettbewerb im Laufen, Springen, sowie Kraft- und Geschicklichkeits-Uebungen beilegt, die das Reglement von 1892 zur Anregung des Wetteifers der Truppenteile einführte, geht aus der verhältnißmäßig hohen Dotirung derselben mit Preisen von im Gesammtbetrage mehreren 100 Lires zur Belohnung der Sieger hervor. Einen anderen interessanten Wettbewerb bilden die Dauermärsche, der neuerdings nicht nur auf Offiziere und Unteroffiziere, sondern auch auf die Mannschaft ausgedehnt wurde und in der Regel zur Zeit der Gefechtsschießübung stattfindet. Namentlich bei den Bersaglieri finden häufig Wettmärsche zwischen den einzelnen Kompagnien der Regimenter statt, die die-

selbe Strecke auf demselben Terrain zurückzulegen haben, und wobei die am frühesten eintreffende den Preis erhält, unter der Bedingung, daß sie beim Eintreffen auch am besten formirt war und die wenigsten Nachzügler zurückließ.

Dieses weit angewandte System zur Steigerung der Ausbildung hat sehr gute Resultate ergeben, und fachmännische Beobachter haben dies noch bei den vorjährigen italienischen Manövern konstatirt. Früher war die italienische Armee nichts weniger als marschgeübt, heute ist man von ihren Marschleistungen und ihrer Marschfreudigkeit überrascht. Noch in den 80er Jahren bemerkte General Ricci in der Kammer: „Die italienische Infanterie ist an moralischem Element jeder anderen gewachsen, allein physisch ihr unbestreitbar unterlegen.“ Heute macht sie jedoch einen physisch kräftigen und ebenso guten Eindruck, was auf das Ausbildungssystem und die anerkannte Nüchternheit der Mannschaft zurückzuführen ist. Auch der Schießdienst wird mittelst Preisverteilungen und Gratifikationen auf's Sorgfältigste gepflegt, und durch die häufige Verteilung kleiner, aber zahlreicher Schießprämien und Schützenabzeichen wurde die Lust am Schießdienst bei den Fußtruppen wesentlich gefördert. Der italienische Soldat erhält wenig Geld von Hause und legt daher auf die Geldprämien, die überdies bei jeder Schießübung, wenn er eine Anzahl Ringe erreicht, sofort gezahlt werden, besonderen Wert und ebenso auf den Preis des besten Schützen und beim Prüfungsschießen. Die Schießkunst war seit langer Zeit sehr wenig in Italien verbreitet, und es bedurfte des Gesetzes über das nationale Scheibenschießen vom 2. Juli 1883, um dieselbe, überdies als eine Anregung des militärischen Geistes, in den Städten und auf dem Lande zu verbreiten. Außer in den großen Städten existirte keine einzige Privatschützengesellschaft, und es wurden daher, sobald 100 Teilnehmer vorhanden waren, per Kanton derartige Gesellschaften gebildet. Jeder 16jährige Italiener mit gutem amtlichen Führungszeugniß darf sich in die Listen der nationalen Schützengesellschaften einschreiben lassen und, wenn er sie fleißig besucht, verschiedene Vorteile beanspruchen, deren begehrtester die Befreiung von der Einberufung zu Uebungen ist. Bei diesen Vereinigungen werden nur die Ordonnanzgewehre benutzt und nach den reglementarischen Bestimmungen geschossen und die Munition zum Herstellungspreise vom Staat geliefert, der zugleich den größten Teil der entstehenden Unkosten übernimmt, während die Provinz und die Kommune den Rest tragen. Ungeachtet dieser Begünstigungen hat die Institution nicht den gewünschten Erfolg gehabt und verbreitete sich nur sehr schwer im Lande. Der Anzahl der Kantone entsprechend, müßten 1811 Gesellschaften vorhanden sein, allein nicht die Hälfte besteht, und davon $1/3$ nur auf dem Papier. Bei der Einweihung des Monuments Viktor Emanuels entsandten nur 350 der besonders ergebenen Schützengesellschaften Delegirte. Mit Unrecht wurde behauptet, die Regierung lege keinen so großen Wert auf die Schützengesellschaften, da sie

eine Anzahl, den jetzigen Institutionen Italiens feindliche Elemente nur ungern im Besitz von Feuerwaffen und Munition sähe. Denn die Leitung dieser Gesellschaften, die früher zwischen dem Kriegsminister und dem Unterrichtsminister geteilt war, wurde 1896 dem ersteren ganz überwiesen und eine besondere Abteilung für das „nationale Schießen" gebildet. Wie es scheint, hat die leidige Geldfrage den Aufschwung der Institution beeinträchtigt, da weder der Staat, noch die Provinzen und Kommunen in der Lage sind, den zahlreichen, nur auf dem Papier vorhandenen Gesellschaften die Mittel für die erforderlichen Schießstände ꝛc. zu gewähren. General Ponza di San Martino erwartet jedoch von der Verbesserung der Finanzlage einen neuen Impuls für das nützliche Element der Landesschützen.

Inzwischen hat die Verteilung des neuesten Gewehrs, Modell 1891, mit dem das stehende Heer und die Miliz bereits völlig ausgerüstet sind, an die vorhandenen Schützengesellschaften begonnen. Italien hat die kostspielige Bahn der Waffenverbesserung nur zögernd betreten, die die übrigen Mächte seit 1866 beschritten, und sich lange Zeit mit einer Uebergangswaffe, dem alten, 1887 umgestalteten Vetterli-Gewehr von 1870 begnügt. Dagegen vermochte es seitdem, wie Rumänien, Spanien und Holland, die letzten Verbesserungen des Repetirgewehrs zu benutzen und seiner Armee neuerdings ein besseres Gewehr zu geben als das frühere französische, deutsche, österreichische und russische. Das jetzige italienische Gewehr ähnelt sehr den rumänischen und spanischen Mannlicher-Gewehren und hat ihr 6,5 mm-Kaliber, ihren Verschluß und Repetir-Mechanismus mit sehr geringen Abweichungen. Es wiegt unter 4 kg und verfeuert eine leichte Munition, sodaß der Mann mit 162 Patronen ausgerüstet zu werden vermag, etwa mit 1/3 mehr wie in den übrigen Armeen. Seine ballistischen Eigenschaften sind hervorragend, und es verwendet das rauchlose Nobelbalistitpulver, eine Mischung von Nitroglycerin und Kollodium. Seine Anfangsgeschwindigkeit beträgt 720 m, die des holländischen und rumänischen Gewehrs 740 m, die des Lebelgewehrs 630, die des deutschen 620, die des österreichischen 540 m. Seine Flugbahn ist sehr gestreckt, der Schuß sehr sicher und reicht bis auf 3200 m. Vielleicht ist das Gewehr nicht sehr solide und der Sicherungsmechanismus etwas starr, es hat jedoch seine Tüchtigkeit in neuester Zeit sowohl in der Erythrea, nach Adua, sowie bei den Manövern bewiesen, und die Mannschaft hat volles Vertrauen zu ihm.

Außer den Alpini-Bataillonen nehmen die der Bersaglieri in der italienischen Infanterie eine besondere Stelle ein. Das charakteristische Moment für sie ist ihre schnelle Bewegungsart. Während der italienische Infanterist in der Minute 120 Schritt à 75 cm macht, legt der Bersagliere in der Minute 140 Schritt à 86 cm zurück und wechselt hierbei nur mit dem Laufschritt ab, den er fast unbegrenzt auszuhalten vermag. Ferner wurden bei den Bersaglieri zuerst die Radfahrer-Kompagnien organisirt, von denen Abteilungen heute allerdings auch der Kavallerie zugeteilt sind.

Die Bersaglieri beanspruchen die erste Stelle nach Anciennetät und Originalität in der italienischen Armee, und ihre bekannte Uniform, auf die die Truppe stolz ist, besteht in dunkelblauer Juppe mit grünen Fangschnüren und dem malerischen Hut mit den Hahnfedern. Von einer feldmäßigen Umgestaltung derselben ist keine Rede, und General Bertoli Viali lehnte dieselbe als Kriegsminister ausdrücklich ab. Das Korps der Bersaglieri ist das einzige in der italienischen Armee, welches eigentliche Traditionen und einen wirklichen Korpsgeist besitzt. Die heutigen 36, in 12 Regimenter formirten Bersaglieri-Bataillone leiten ihren Ursprung direkt von der ersten, 1836 von General La Marmora geschaffenen piemontesischen Bersaglieri-Kompagnie ab. Dieselbe wurde 1842 auf ein Bataillon verstärkt, und da sich die Bersaglieri im Kriege von 1848/49 besonders ausgezeichnet hatten, rasch vermehrt. Im Krimkriege, der sie in ganz Europa populär machte, zählten sie bereits 10 Bataillone. Nach 1859, 1866 und 1882 wurden sie abermals vermehrt, sodaß ihr normaler Effektivbestand heut 16 000 Mann beträgt, eine Anzahl, die sich bei der Mobilmachung mehr wie verdoppelt.

Sie sind eine Elitetruppe im vollen Sinne des Worts, obgleich ihre Organisation, ihre Bewaffnung und ihre Reglements seit lange die der Linien-Infanterie sind. Allein sie haben eine Ausbildung, ein Material und ein Offizierkorps, das sie ganz besonders für die Durchführung schwieriger Aufgaben geeignet erscheinen läßt. Ihre Uebungen erfolgen auch während der heißesten Tageszeit und verleihen ihnen den sie kennzeichnenden braunen Teint. In Regimenter, jedoch nicht in Brigaden formirt, gelten sie als eine Annextruppe des Armeekorps und sind bestimmt, in der Hand des Korpskommandeurs eine verfügbare Reserve für Hauptentscheidungen zu bilden. Bei der Diskussion des Gesetzes von 1897 wurde vorgeschlagen, sie auf Grund ihrer Tüchtigkeit und besonderen Eigenschaften neben den Alpini-Bataillonen als Deckungstruppen zu verwenden. Allein General Pelloux verwarf den Vorschlag, da die Alpentruppen stets nur Lokaltruppen sein würden, während die Bersaglieri den italienischen Nationaltypus und Charakter repräsentirten, der ihnen aus vielen Gründen erhalten werden müsse. Die Bersaglieri haben auch insofern eine besondere Verwendung, als sie beständig dazu benutzt werden, der Kavallerie beim Aufklärungsdienst im Großen als Soutien zu dienen. General Ricotti schlug sogar vor, sie im Bedarfsfalle auf Wagen transportiren zu lassen, wie Napoleon dies bei besonderen Gelegenheiten mit seinen Garden tat. Mit dem Auftreten des Fahrrads teilte man dasselbe zuerst den Bersaglieri zu, und bei den vorjährigen italienischen Kavallerie-Manövern gelangten 3 Radfahrer-Kompagnien des 3., 4. und 5. Bersaglieri-Bataillons mit großem Erfolg zur Verwendung. Zwei Fahrradmodelle, ein starres und ein biegsames, sind im Gebrauch und das letztere, das Modell Cerraro, scheint besonders gut verwendbar. Die italienischen Radfahrer stehen denjenigen anderer Armeen an Schnelligkeit und Kühnheit nicht nach, und vor 2 Jahren erhielt die Radfahrer-Kom-

pagnie des Kapitän Natali nach den Manövern vom Kriegsminister den Auftrag, zur Erprobung der Leistungsfähigkeit der Mannschaften und der Maschinen in 8 Wochen die Fahrt um die ganze Halbinsel zurückzulegen, dessen sie sich sehr gut entledigte. Auch bei den vorjährigen und früheren Manövern fanden die Leistungen der Bersaglieri-Radfahrer alle Anerkennung. Sie verstehen es vortrefflich, den Gegner selbst auf seinen Verbindungen zu überraschen, kühne Aufklärungvorstöße zu unternehmen, rechtzeitig wichtige Punkte zu besetzen und ihre Verteidigung schleunigst zu organisiren und rasch über Stellung und Bewegungen des Gegners zu berichten, und die Kavallerie findet in ihnen eine intelligente und tätige Unterstützung, deren sie in Italien mehr als anderwärts bedarf.

Die Kavallerie ist, wenn nicht der schwache Punkt der italienischen Armee, so doch ihr wenigst solider und jedenfalls wenigst zahlreicher Teil. Bei 115 Infanterie-Regimentern, inkl. Bersaglieri und Alpini, und 25 Feldartillerie-Regimentern (1 reitendes), die bei der Mobilmachung verdoppelt werden können, unterhält Italien nur 24 Kavallerie-Regimenter, die für den Kriegsfall keine erhebliche Verstärkung zu gewärtigen haben. Dies Verhältniß ist daher ein weit inferioreres, wie bei den übrigen Mächten. Dieser Mangel entspringt weder der Organisation noch dem Personal, sondern ausschließlich dem Mangel an Pferdematerial. Die Halbinsel besitzt keine auskömmlichen Hilfsquellen an Pferden. Während Rußland 20 Millionen Pferde, Oesterreich-Ungarn $4^1/_2$ Millionen, Deutschland $3^1/_2$ Millionen, Frankreich gegen 3 Millionen Pferde besitzt, hat Italien nicht einmal eine Million, und nirgends finden sich so wenig zum Kriegsdienst geeignete Pferde wie dort. Wie früher ist Italien auch heute nicht in der Lage, dem Bedarf seiner mobilen Armee sowohl an Reit- wie an Zugpferden zu entsprechen. Allein die italienische Regierung hat die beharrlichsten Anstrengungen zur Förderung der nationalen Pferdezucht gemacht, und wenn es ihr bis heute noch nicht gelang, in der Remontirung von fremden Märkten unabhängig zu werden, so war dies der Fall, da ein derartiges Werk nicht nur viele Mittel, sondern auch viel Zeit und Geduld erfordert. Ein näherer Blick auf die Remontirung der italienischen Armee erscheint daher von Interesse.

Mit ihren energischen Anstrengungen zur Entwickelung oder vielmehr Wiederherstellung der Pferdezucht in Italien dient dessen Regierung nicht nur den Interessen der Armee und den wirtschaftlichen des Landes, sondern folgt sie zugleich einer der ältesten Traditionen desselben. Italien, das heute mit seiner Pferdezucht so zurücksteht, war bis in's 18. Jahrhundert eines der wegen seiner Pferderacen und Reitkünste berühmtesten Länder Europas. Zur Zeit des berühmten Stallmeisters Rignatelli, des vortrefflichsten Reiters, der je existirt haben soll, galt das neapolitanische Pferd für das beste Kriegspferd des Kontinents und war wegen seines stattlichen Aeußeren in der ganzen Welt gesucht. Die Könige von Frankreich ritten

an Schlachttagen mit Vorliebe Neapolitaner, und die von Preußen machten von Zeit zu Zeit große Ankäufe an Hengsten auf der Halbinsel. Italien kauft heute einen beträchtlichen Teil seiner Pferde im Auslande. Die frühere neapolitanische Race, sowie die wenig hinter ihr zurückstehende römische und die der Polesina, von Friaul u. a. verdankten ihre glänzenden Eigenschaften dem Vorwalten orientalischen Blutes, dessen Einführung in Folge der beständigen Beziehungen Italiens und der Levante erfolgte. Als diese Beziehungen allmählich aufhörten, verfolgte man andere Bahnen und ließ an die Stelle der arabischen Hengste minderwertiges Zuchtmaterial und zwar namentlich schwere deutsche Hengste treten, was ein rasches Degeneriren zur Folge hatte. Mit ihren guten Eigenschaften verloren die italienischen Pferde ihren Handelswert und hörte die Zucht auf lohnend zu sein, ging ein, oder war in den zahlreichen kleinen Staaten sehr erschwert. Napoleon, der den Pferdemangel in Italien erkannte, faßte die Wiederherstellung der früheren Gestüte, die den Bedürfnissen des Ackerbaus und namentlich der Hornviehzucht gewidmet waren, in's Auge, fand jedoch nicht die Zeit, sich eingehend damit zu beschäftigen, und unter Viktor Emanuel II. wurde die von ihm mit der Errichtung der beiden Gestütsdepots von Grosseto und Persano 1871 betretene Bahn 1881 nach dem von Napoleon in seinen Memoiren empfohlenen System weiter verfolgt. Dieses System wurde schon seit langer Zeit in Deutschland befolgt, und die preußische Regierung hatte früh erkannt, daß das beste Mittel sowohl zur Aufmunterung der Pferdezucht wie zu ihrer Förderung in einer den militärischen Interessen günstigen Richtung nicht darin bestehe, dem Züchter Prämien zu erteilen, sondern ihn darin zu unterstützen, sich sicher und bald seiner Zuchtprodukte zu entledigen. Bei dem Bauer, der vor Allem darauf hält, daß das Pferd sich sein Futter verdient, findet das Füllen selten die Ruhe und noch weniger die stoffliche Nahrung, deren es bedarf, um sich völlig zu entwickeln, und beiden Teilen wird ein Dienst erwiesen, wenn das Fohlen mit 2½ bis 3 Jahren angekauft und langsam zum Dienst des Reitpferdes oder des leichten Zugpferdes vorbereitet wird. Dies ist der Zweck der preußischen Remontedepots und der nach ihrem Vorbilde geschaffenen italienischen Pferdeaufzuchtdepots. 1882 wurden die Depots von Palmanova in Venetien, von Bonorva in Sardinien, von Porto Vecchio in der Emilia und von Scordia in Sizilien geschaffen. Die letzteren beiden wurden allerdings aus Sparsamkeitsgründen in Depotannexe umgewandelt, ohne daß sich jedoch ihre Ankäufe in den betreffenden Gebieten verminderten. Das bedeutendste Depot ist das von Grosseto, das in den toskanischen Maremmen und dem Agro Romano seine Ankäufe macht und etwa die Hälfte der durchschnittlich jährlich von den Remontekommissionen angekauften 4500 jungen Pferde erhält. Die Fohlen wachsen hier wie in Persano im Freien in gewaltigen Gehegen unter beständiger Grünfütterung auf, die den halb wilden Tieren sehr gut bekommt und sie erheblich kräftigt. In Palmanova und Bonorva

verfolgt man ein gemischtes System, indem man die Fohlen während der kalten Jahreszeit und bei großer Hitze im Stall behält und sie in der übrigen Zeit auf die Weide schickt. Allein damit das Aufzuchtsdepotsystem die erwarteten Resultate lieferte, war es unerläßlich, gleichzeitig die einheimischen Racen zu verbessern, und hierauf zielten die beständigen Bestrebungen der Ackerbauminister und der Kriegsminister ab, welche letzteren das Direktionspersonal und zuweilen auch die Stalleinrichtungen lieferten. In den Depots werden die mit großen Opfern im Auslande gekauften Zuchthengste gehalten, die durch richtige Kreuzungen mit der Regeneration der Race zu beginnen gestatteten. Anfänglich hatte man unbeschränkt zu englischem Vollblut gegriffen, das, mit einer dürftigen Race gekreuzt, nur unzureichende und jedenfalls sehr verschiedene Resultate ergab. Seitdem aber hat man verständiger Weise die Hackneys bevorzugt, mit denen man weit bessere Ergebnisse erhielt, und andererseits ist es gelungen, durch neue Zufuhr arabischen Blutes die römische Race zum Teil wieder herzustellen. Die Pferde der römischen Campagna und der von Neapel bilden mit denen der Maremmen den eigentlichen Typ des italienischen Kriegspferdes. Klein und von ziemlich unscheinbarem Aussehen, besitzen sie starke und kräftige Glieder, sind sehr ausdauernd und sehr lange dienstfähig. Sie sind jedoch langsam, und es bedarf noch der Zeit und der Mittelaufwendungen, um eine so lange und so vollständig vernachlässigte Zucht wieder zu heben.

Inzwischen ist die italienische Remonteverwaltung genötigt, nicht nur Zuchtpferde, sondern auch für den unmittelbaren Dienstgebrauch bestimmte Pferde im Auslande zu kaufen, und der Pferdeschlag der Kavallerie-Regimenter läßt dies erkennen. Anfänglich bezog sie beide aus Deutschland und Ungarn, die ihr nicht das Beste abgaben und die von den einheimischen Pferden übertroffen wurden. In den letzten Jahren erwies sich die Remonteverwaltung umsichtiger und stellte höhere Anforderungen an's Ausland, sodaß das Aussehen der italienischen Kavallerie dadurch gewann, obgleich man aus ökonomischen Rücksichten um 2 cm unter das bisherige Maß zurückging. Neuerdings hat man sich nach Argentinien gewandt, dessen Präsident Roca dem König ein Geschenk von 200 Pferden machte. Es scheint, daß die Beschaffung dort unter sehr günstigen Verhältnissen erfolgt, allein es fragt sich, ob die Pferde sich leicht acclimatisiren. Betreffs der Train-Pferde wendet man sich mehr denn je an Irland und zahlt jeden Preis. Das irische Pferd wird von den italienischen Kavallerie-Offizieren mit Recht sehr geschätzt, die größtenteils, namentlich die jüngeren, vortrefflich beritten sind und an Reitkunst mit denen jeder anderen Kavallerie den Vergleich aushalten. Das Letztere verdanken sie außer ihren natürlichen Anlagen der Kavallerie-Normalschule von Pignerol und dem Ergänzungscursus in Tor di Quinto bei Rom. Die Offiziersrennen sind sehr en vogue in Italien, und die Regierung fördert sie, soviel sie irgend kann.

Die Steeplechases sind ebenso bestimmungsmäßig wie die Dauermärsche, und eine neueste Bestimmung schreibt vor, daß alle Offiziere ohne Ausnahme vor den großen Manövern brigadeweise an einer Steeplechase teilzunehmen haben, damit sie nichts an Reitgewandtheit einbüßen. Die italienischen Kavallerie-Offiziere sind daher, wie sie dies bei dem Cavallerie Wettbewerb bei Turin bewiesen, gewandte, energische und kühne Reiter. Von der Mannschaft läßt sich allerdings nicht ganz dasselbe behaupten, allein auch diese macht merkliche Fortschritte, die um so bemerkenswerter sind, als unter den im November eingestellten Rekruten sich wenig berufsmäßige Reitkundige befinden, und die Notwendigkeit, die Rekruten fast gleichmäßig auf die Militärbezirke zu verteilen, schließt die bei anderen Armeen übliche Auswahl aus. Ueberdies befinden sich die Kavallerie-Regimenter hinsichtlich der allgemeinen Ausbildung unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen. Denn da die Anforderungen der Mobilmachung und der Kasernirung sie fast sämmtlich auf den Norden verweisen, wo sich für gewöhnlich bei ihren Garnisonen nur sehr mangelhaftes Uebungsgelände befindet, so daß Evolutionen von einigem Umfang nur in den Sommer-Uebungslagern von Cameri, Somma, Gallarate und Pordenone geübt werden können. Dem Eifer und der Hingebung ihrer Instrukteure verdankt die italienische Kavallerie die sehr anerkennenswerten Resultate, die bei ihren großen Kavallerieübungen bei Viterbo auch im verflossenen Jahre unter der Leitung des Generals Avoyadro di Quinto und in Anwesenheit des Kavallerie-Inspektors General Majnoni erzielt wurden.

Für die italienische Armee ist es aber von um so größerer Bedeutung, daß sie immer vollkommen im Stande ist, ihre Aufgabe zu erfüllen, da sie, wie erwähnt, wenig zahlreich ist. Von 19 Kavallerie-Regimentern in 1866 wurde sie nur auf 24 verstärkt; 168 Eskadrons aber, einschließlich der Reserve mit 23000—24000 Reitern ist wenig, wenn 1 Million Truppen in's Feld gesandt wird. Diese 24 meist nach einer Provinz bezeichneten Regimenter sind von 1—24 durchnumerirt. Die 10 ersten, mit Lanze, Säbel und Karabiner, Modell 91, bewaffneten, werden, obgleich die offizielle Bezeichnung abgeschafft ist, gewöhnlich Lancieri, und die 14 nur mit Karabiner und Säbel bewaffneten: „Chevauxlegers oder Cavallegieri“ genannt.

12 Regimenter sollen bei der Mobilmachung dem Armeekorps zugeteilt werden und 12 drei kleine Kavalleriedivisionen à 2 Brigaden à 2 Regimenter bilden. In Summa vermag jedoch die italienische Kavallerie, die bei einem Kriege außerhalb der Landesgrenzen nicht ausreichen würde, die begrenzte Aufgabe sehr gut zu erfüllen, die ihr bei der Landesverteidigung zufällt. Denn nicht nur der mächtige Gebirgswall der Alpen beschränkt ihre strategischen Aufgaben, sondern auch die Beschaffenheit des von ihm umgebenen Gebietes ist ihrer Aktion wenig günstig und beschränkt ihre taktische Rolle bei einem Kriege am Po oder der Etsch wesentlich. Es

liegt daher kein Grund vor, die so kostspielige Waffe zu vermehren, wenn man sich nur auf die Landesverteidigung beschränkt. Eben so falsch aber würde es sein, sie zu vermindern, da jede dahin abzielende Maßregel die in der Hebung begriffene Pferdezucht Italiens, die auch dessen Landwirtschaft zu Gute kommt, empfindlich schädigen würde.

Was die dritte Waffe des italienischen Heeres, seine Feldartillerie, betrifft, so befindet sich dieselbe zur Zeit in der völligen Umgestaltung, und zwar nicht nur hinsichtlich ihres Materials, sondern auch hinsichtlich ihrer Organisation, Taktik und ihres Schießens. Es läßt sich daher über sie nur ein Rückblick und ein provisorischer Ueberblick geben. Wie die Kavallerie war auch die Artillerie in den letzten 1 ½ Dezennien der Gegenstand besonderer Fürsorge des Parlaments. Dasselbe war sogar für eine stärkere Vermehrung der Artillerie, wie sie der einer verhältnißmäßig übertriebenen Vermehrung der Specialwaffen abgeneigte Kriegsminister Ricotti während seiner zweiten Geschäftsführung vertrat. Sein Nachfolger, General Bertole Viale, ging jedoch gern auf dieselbe ein und formirte an Stelle der durch das Gesetz von 1887 geschaffenen 12 Artillerie-Regimenter 24, eine Maßregel, die die Anzahl der Batterieen von 120 auf 192 und die der Geschütze von 960 auf 1152 vermehrte und zugleich die Geschützzahl der Batterien von 8 auf 6 verminderte. 6 Feldbatterien wurden zugleich in Gebirgsbatterien verwandelt, werden jedoch eintretenden Falls durch 6 völlig bereit gehaltene Mobil-Milizbatterien ersetzt. Außerdem sind ein Regiment reitender Artillerie von 6 Batterien, ein Gebirgsartillerie-Regiment von 15 Batterien und 22 Brigaden Küsten- und Festungsartillerie vorhanden. Die Brigade bildet die taktische Einheit der italienischen Artillerie und besteht in der Regel aus 4, zuweilen aus 2 und 3 Batterien. Die Brigaden der Feldartillerie stehen im Regimentsverbande, während der bisher bestehende Regimentsverband für die Küsten- und Festungsartillerie-Brigaden aufgegeben wurde, um sie selbstständiger zu machen oder vielmehr zu lokalisiren, damit sie rascher mobilisirt werden und ihre Aufgabe als Küstenbatterien oder in den Gebirgssperrbefestigungen übernehmen können. Die eine Hälfte der Feldartillerieregimenter bildet die Divisionsartillerie, die andere die Korpsartillerie; allein die Zuteilung sämmtlicher oder doch fast sämmtlicher Batterien an die Divisionen steht bevor und gelangte nur im Hinblick auf die bevorstehende Umbewaffnung und damit verbundene völlige Umgestaltung noch nicht zur Durchführung. Was die Geschützzahl der Batterien betrifft, so dürften die Italiener voraussichtlich um so eher für die Anzahl von 4 nebst 8 Munitions-Protzen geneigt sein, da sie damit eine geringere Anzahl geschulter Pferde und Bedienungsmannschaften bedürften. Die italienische Artillerie greift mehr noch als diejenige anderer Armeen im Mobilmachungsfall auf Ergänzungsformationen aus der Reserve zurück. Zu den 207 aktiven Batterien (inkl. der reitenden und der Gebirgsbatterien) treten bei der Mobilmachung 78 Mobilmilizbatterien zu 6 Geschützen

(darunter 15 Gebirgsbatterien). Diese 285 Batterien repräsentiren 1710 Geschütze, eine selbst verhältnißmäßig etwas geringere Ziffer, als die der Geschütze der ersten Linie der übrigen Armeen.

Bei seinem neuen Geschützmaterial vermochte Italien die Fortschritte der übrigen Mächte zu verwerten, und bei dem vor 2 Jahren eröffneten Wettbewerb blieb den italienischen Geschützkonstrukteuren selbst Krupp gegenüber der Sieg, und zum ersten Male ist Italien in der Lage, seine Millionen für die Geschützausrüstung nicht dem Auslande, sondern dem Inlande zuzuwenden. Das neue Feldgeschütz wurde im Arsenal von Turin entworfen und hergestellt. Die Stahlgießereien von Terni liefern das Rohrmaterial, und die Maschinen und Laffeten Turin, Neapel und Genua. Die Geschosse werden in der Geschoßfabrik in Brescia gegossen und in Turin und Torre Annunziata fertig gestellt. Die Schießversuche auf dem Schießplatz von Nettuno im Januar 1901 haben die ballistischen Eigenschaften des neuen Geschützes als allen Anforderungen entsprechend ergeben, und dasselbe gilt als eins der leistungsfähigsten und am leichtesten zu handhabenden Schnellfeuergeschütze. Sein Kaliber beträgt 7,5 cm, sein Rohrgewicht 750 Kilo, das Geschütz mit Laffete, Protze und voller Munitionsausrüstung wiegt 1700 Kilo, die man auf 1600 Kilo zu verringern hofft. Das Geschoßgewicht beträgt 6,700 Kilo, die Anfangsgeschwindigkeit fast 500 m, die Schußweite 7000 m. Die Fabrikation der Geschütze ist lebhaft im Gange, sodaß von 1903 ab die Hälfte der Feldbatterien, und zwar die mit dem alten leichten 7 cm Geschütz versehenen, damit ausgerüstet werden. Darauf soll zum Ersatz des schweren 9 cm Geschützes geschritten werden, das 1898 durch Annahme der Metallkartusche und eines Laffetensporns erheblich verbessert wurde. Gleichzeitig sollen die Gebirgsbatterien mit einem erleichterten 7,5 cm Geschütz ausgerüstet werden. Die gesammte Umbewaffnung soll 1908 beendet sein und zugleich die Herstellung von 25 Feldhaubitzbatterien und einer Anzahl Mitrailleusen umfassen, die zur Verteidigung der Alpen verwandt und der Infanterie überwiesen werden sollen. Die Umbewaffnung wird Italien nur 90 Millionen und daher weit weniger als allen übrigen Mächten kosten, die allerdings eine zahlreichere Artillerie besitzen.

Das **Geniekorps** der italienischen Armee erhielt ebenfalls eine erheblich erweiterte und umgestaltete Organisation, und der früher fast ausschließlich zur Anlage fester Plätze, sowie zu ihrem Angriff und ihrer Verteidigung verwandten Truppe wurden zahlreiche andere technische Dienstzweige hinzugefügt. Diese Organisation charakterisirt sich durch ihre außerordentliche Specialisirung der einzelnen Dienstzweige, da die Verkürzung der aktiven Dienstzeit zur Begrenzung der Ausbildung und Verwendung der einzelnen Kategorien derselben im Hinblick auf ihre speciellen Aufgaben nötigte. Derart hat fast jedes Genie-Regiment seine besondere Bestimmung und eine ihr entsprechende Bezeichnung. So sind das 1. und 2. Genie-Regiment

Sappeur-Regimenter, das 3. das Telegraphen-Regiment, welchem zugleich Abteilungen für den Luftschifferdienst, die Brieftaubenverwendung, die optische Telegraphie und die elektrische Beleuchtung zugeteilt sind. Das 4. Regiment ist ein Pontonnier-Regiment und enthält u. A. auch die venezianischen Lagunenfahrer. Das 5. Regiment ist ein Mineur-Regiment und für den Minenkrieg und die Zerstörung der Kommunikationen, namentlich im Gebirge, bestimmt. Die Eisenbahntruppen bilden seit 1897 eine selbstständige Brigade, bestehend aus den Arbeitskompagnieen für den Bau und die Wiederherstellung der Eisenbahnen und den Betriebskompagnieen, die zu ihrer Ausbildung den Betrieb der Strecke Turin—Torre Pellice versehen. Die durch die Organisation bestimmten Einheiten bilden jedoch keine unabänderlichen Verbände, sondern dem Kriegsminister ist je nach Bedarf und den Fortschritten der Technik ihre Modificirung überlassen. Die italienischen Genietruppen sind daher in sehr zweckmäßiger Weise organisirt; allein man hält sie nicht für zahlreich genug, um bei Beginn der Mobilmachung die zahlreichen ihnen zufallenden Aufgaben erfüllen zu können; sie komplettiren sich daher, ohne ihre eigentlichen Reserven abzuwarten, mit dem 1. Mobilmachungstage mit Mobilmilizen ihrer Bezirke von geeigneter Profession. Bei dieser Gelegenheit scheint der Hinweis darauf von Interesse, daß gegenüber den Drohungen der italienischen Eisenbahn-Angestellten, mit allgemeinem Streik die Regierung nicht zögerte, zu dekretiren daß alle Beamten und Arbeiter unter 39 Jahren, die daher zur Verfügung der aktiven Armee oder der Mobil- und Territorialmiliz ständen, als mobilisirte Militärpersonen zu betrachten seien und ihren gewöhnlichen Dienst fortzutun hätten. Dank dieser energischen Maßregel, die besonders auf die Depotchefs, Mechaniker, Heizer, Weichensteller, Zugführer, Schaffner und Wagenschieber abzielte, blieb das Funktioniren der Eisenbahnen für alle Fälle gesichert. Unter anderen zum Geniekorps gehörenden Dienstzweigen ist auch die sinnreiche Organisation des Brieftaubendienstes zu nennen, die den übrigen Armeen als Muster diente, ferner die Entwicklung des photo-elektrischen Dienstes und die Fortschritte der optischen Telegraphie nach dem System General Fainis und endlich der Eifer, mit dem die Genie-Offiziere sich auf der Höhe des Fortschritts im Ballonwesen und Automobilismus halten, welcher letztere vom König, als selbstausübender Kenner, selbst unterstützt wird.

Was die Taktik der italienischen Armee betrifft, so ist dieselbe heute im Großen und Ganzen die gleiche, wie in allen übrigen Armeen. In früheren Zeiten besaß jede Armee auch in dieser Hinsicht ihre Eigenart; heute sind jedoch die Vorschriften über die Verwendung der Waffen und in Folge dessen die Ausbildungsmethoden in allen Ländern im Wesentlichen dieselben und die Exercir- und Manövrir-Reglements eins nach dem andern geformt, und fast jede Neuerung in der einen Armee wird von den übrigen rasch aufgenommen. In der Theorie leistet daher die italienische Armee dasselbe, wie die übrigen, und in der Praxis bemüht sie sich unter dem

Druck der wirtschaftlich engen Grenzen, das Beste zu leisten, und erreicht sehr anerkennenswerte Resultate.

Die Mobilmachung und die Kriegsformationen sind nicht, wie anderwärts, durch geheime, sondern durch Jedermann zugängliche Bestimmungen geregelt, denn man ist der Ansicht, daß es wertvoller sei, daß Jedermann zuvor wisse, was er zu tun habe, als daß einem Gegner der Einblick in diese Verhältnisse entzogen werde, von dem er nur selten vorteilhaften Gebrauch machen könne. Bei der ersten Mobilmachungs-Instruktion ging man sogar so weit und gab in ihr die Aufbruchszeit der Armeekorps und ihre Dienstzüge für den Aufmarschrayon an. Später entschied man sich jedoch, diese Daten den vertraulichen Dokumenten vorzubehalten, und die Generalstäbe halten die die Ordre de bataille und den Aufmarsch des Heeres betreffenden Schriftstücke geheim, allein Alles, was die eigentliche Mobilmachung betrifft, wird aller Welt zur Kenntniß gebracht. In Folge dessen wird jedoch, sobald der telegraphische Mobilmachungsbefehl ergangen ist, keine einzige Ergänzungsinstruktion mehr erlassen, und die lokalen Militärbehörden entscheiden alsdann lediglich auf Grund eigener Initiative. Alle Fragen betreffend die Angelegenheiten der Mobilmachung, der Rekrutirung und der Zusammensetzung des Heeres wurden im Parlament häufig erörtert, und zuletzt bei der Revision des Gesetzes von 1897, durch welche General Pelloux die Umgestaltung der „Militärbezirke" erzielte. In der Heeres- und Mobilmachungsorganisation Italiens nahm der „Militärbezirk" eine hervorragende Stelle ein. Derselbe diente zugleich als Rekrutirungsbureau für die Bildung des Jahreskontingents, wie auch als Mobilisirungscentrum mit der Bestimmung, die Reservisten und Milizen in Empfang zu nehmen, sie zu bekleiden, auszurüsten und zu bewaffnen. Seit der Begründung des Königreichs Italien hielt man es zur Beschleunigung der Verschmelzung seiner verschiedenen Stämme und provinzialen Elemente für unerläßlich, das sogenannte „nationale Rekrutirungssystem" anzunehmen, und hatte das gesammte Gebiet in die 3 Zonen des Nordens, Centrums und Südens geteilt. Jedes Infanterie-Regiment rekrutirte sich in allen dreien und erhielt von jeder 1/3 seiner Rekruten. Ferner wurde, um den Korpsgeist zu heben, bestimmt, daß die Reservisten im Mobilmachungsfall bei den Truppenteilen, bei denen sie gedient hatten, einberufen würden. Um jedoch zu vermeiden, daß die Halbinsel in diesem Moment von in allen Richtungen isolirt und lärmend reisenden Reservisten wimmle, hatte man die Militärbezirke vorgesehen, die, nachdem sie sie gesammelt und feldmäßig ausgerüstet hatten, sie abteilungsweise ihren Truppenteilen nach der Garnison oder nach den Koncentrationspunkten senden sollten. Allein dies System, welches neben seinem politischen Vorteil den mobilisirten Einheiten einen unbestreitbaren Halt verlieh, verursachte große Unkosten und großen Zeitverlust. Die Militärbezirke bedurften eines sehr starken Personals an Offizieren und Mannschaften und wurden selbst besondere Kom-

pagnien für ihren Dienst geschaffen, und die Mobilmachungsgeschäfte wurden nicht nur verzögert, sondern selbst komplicirt und konnten sogar durch zu starke Anhäufung Störungen unterliegen. Bei diesem Anlaß entstand in Italien zuerst die Idee der „Deckungstruppen", der „Alpini" zum Schutz der stark gefährdeten Mobilmachung der Grenztruppenteile, deren Reservisten bei der Mobilmachung sofort nach Mittel- oder Süd-Italien gesandt wurden und daher eine mehrtägige gefährliche Lücke ließen. Um dieser Gefahr zu begegnen, empfahl General Pelloux 1890 ein gemischtes System, welches, der Rekrutirung ihren nationalen Charakter wahrend und zugleich dem Regional-System die meisten Vorteile entlehnend, zuerst bei den Grenzkorps im Norden zur Anwendung gelangte und später durch das Gesetz von 1897 auf die ganze Armee ausgedehnt wurde. In Folge dessen wurden die Militärdistrikte umgestaltet, ihre Specialtruppen aufgehoben, und ein Teil ihrer zahlreichen Offiziere konnte in die Front zurückkehren, woraus sich eine Ersparniß von mehreren Millionen ergab. Die Rekrutirungsgeschäfte, die Requisition von Pferden und Fahrzeugen und die vollständige Mobilmachung der Truppenteile der Territorialmiliz blieben ihnen zugewiesen; allein die Infanterie-Regimenter, deren Depots weit reichlicher als früher ausgestattet wurden, wurden wie diejenigen der übrigen Waffen allein mit der Aufgabe ihrer Mobilmachung und derjenigen ihrer Reserven und der Formirung der korrespondirenden Truppenteile der Mobilmiliz betraut. Aus den erwähnten politischen und militärischen Gründen beziehen sie jedoch auch ferner ihre Rekruten und ihre Reserven vermöge eines einfacheren Verfahrens aus den 3 großen Zonen. Die Militärbezirke sind zu zweien gruppirt, und die in einer der Gruppen stationirte Infanterie-Brigade empfängt hier ihre sämmtlichen Reservisten und ihre Rekruten aus 2 anderen, in einer anderen Zone gelegenen Gruppen. Nach 4jährigem Garnisoniren in derselben Stadt oder Gruppe wird die Brigade auf das Gebiet der einen der Gruppen verlegt, die ihr bereits die Hälfte ihres Jahreskontingents lieferte, und von der sie von da ab nur die Reservisten empfängt. Die Rekruten erhält sie nunmehr zur Hälfte aus der zweiten, zur Hälfte aus einer neuen, in der von ihr verlassenen Region gewählten Gruppe, und so fort. Nach Verlauf von 8 Jahren ist die Tour beendet, und bei eintretender Mobilmachung befinden sich mindestens 3/5 der Mannschaften in den Truppenteilen vereint, in denen sie früher gedient haben.

Nach dem letzten Jahresbericht des Direktors der Rekrutirung im Kriegsministerium vermag Italien im Kriegsfall über 3308000 Mann zu verfügen. Da jedoch die Territorialmiliz, die unter dieser Ziffer mit 2180000 figurirt, zur Hälfte aus nur wenig oder gar nicht ausgebildeten und überdies zu alten Mannschaften besteht, um anders wie im Innern verwandt werden zu können, so kann man nur mit den 821000 Mann des stehenden Heeres, wovon 250000 bei der Fahne, 571000 beurlaubt sind, und den 307000 Mann der Mobilmiliz, und somit einer Gesammt-

zahl von 1128000 mehr oder weniger ausgebildeter Mannschaften rechnen. Ueber die voraussichtliche Effektivstärke der Feldarmee schweigen die officiellen Nachrichten selbstverständlich, allein die statistischen Angaben namhafter Werke liefern darüber einige wahrscheinliche Daten. Ihnen zu Folge wird die operative Feldarmee aus 14000 Offizieren und 512000 Mann des stehenden Heeres und aus 5000 Offizieren und 207000 Mann der Mobilmiliz, mithin in Summa aus 19000 Offizieren, 719000 Mann, 111000 Pferden und Maultieren (inkl. Train) und 1608 Feldgeschützen bestehen.

Für die Kriegsformation giebt die Territorial-Einteilung wenigstens die großen Züge. Es bestehen 12 Armeekorps, davon 6 im Norden, 3 in Mittel-Italien, 2 im Süden und 1 auf Sicilien, ferner die sardinische Division. Diese Korps bestehen normal aus 2 Divisionen à 2 Brigaden à 2 Linien-Regimenter und 1 Bersaglieri-Regiment. Mithin aus 27 Bataillonen oder 24000 Gewehren. Dazu kommen 4 Abteilungen von vier Batterien und 96 Geschützen und 6 Eskadrons Divisions-Kavallerie mit 900 Säbeln, während die übrige Kavallerie, wie erwähnt, die selbstständigen Kavallerie-Divisionen zu bilden bestimmt ist. Derart beziffert sich die Armee der 1. Linie mit ihren 12 Armeekorps und 3 Kavallerie-Divisionen auf 288000 Gewehre, 21600 Säbel und 1152 Geschütze. Dazu kommen 12 Divisionen Mobilmiliz von gleicher Zusammensetzung wie die aktiven Divisionen mit einer Gesammtzahl von 120000 Gewehren und 576 Geschützen, mithin eine Totalsumme von 408000 Gewehren, 21600 Säbeln und 1728 Geschützen. Ferner 34000 Mann Alpini mit ihrer besonderen Bestimmung. Man hatte vorgeschlagen, die Divisionen der Mobilmiliz in Armeekorps zu formiren, was 6 Armeekorps mehr ergeben hätte. Allein da die italienischen Reglements die eventuelle Organisation von Armeekorps zu 3 Divisionen, und zwar 2 aktive und 1 Reserve-Division, vorsehen, ist es wahrscheinlicher, daß die Mobilmiliz-Divisionen oder doch der größte Teil diese Bestimmung erhalten.

Auch betreffs der Verteilung der Streitkräfte der ersten Linie lassen sich nur Vermutungen anstellen. Da jedoch die Reglements von der Bildung eines Großen Hauptquartiers und derjenigen von 4 Armee-Hauptquartieren sprechen, so geht daraus die Bildung von 4 Armeen im Bedarfsfall hervor.

Den Oberbefehl über das Heer führt der König, allein wie in allen konstitutionellen Monarchieen müssen seine Erlasse von dem dem Parlament verantwortlichen Kriegsminister kontrasignirt sein. Seit der Einigung Italiens sind jedoch niemals jene mißlichen Konflikte entstanden, wie sie in anderen Ländern auftreten, sondern die Herrscher, die Minister und das Parlament befanden sich in allen großen Principienfragen in einer Uebereinstimmung, die durch divergirende Anschauungen über einzelne Punkte der Organisation und Einzelheiten ihrer Durchführung nicht gestört wurde. In

keinem anderen Lande waren die Kammern geneigter, den nicht immer sehr gefüllten Staatssäckel für die Zwecke der Wehrmacht zu öffnen, und fanden sich einsichtsvolle Minister so bemüht, die finanziellen Anforderungen mit denen der nationalen Verteidigung zu vereinbaren. Die bisherigen Herrscher Italiens haben ihren Herrscherberuf stets, und namentlich in militärischer Hinsicht, ernst aufgefaßt und den Oberbefehl über das Heer, mit dem die Verfassung sie bekleidet, stets wirksam ausgeübt. Derselbe war den Fürsten des Hauses Savoyen, des militärischsten nebst dem der Hohenzollern, eine besonders zusagende Aufgabe. Die beiden ersten Könige Italiens waren vor Allem Soldaten und bewiesen dies im Kriege wie im Frieden. Der jetzige König hatte zwar keine Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde auszuzeichnen, erhielt jedoch eine noch weit gründlichere militärische Berufsausbildung als seine Vorgänger, und es giebt keinen Offizier in seiner Armee, der mehr arbeiten mußte als er und der eifriger ist. Schon als kommandirender General des 10. Armeekorps und als Präsident der Landesverteidigungskommission entwickelte der Prinz von Neapel große Fähigkeit und hervorragende fachmännische Kenntnisse. Als König aber zeigte er, daß nichts ihn mehr interessirt und beschäftigt als die Heeresangelegenheiten, und daß ihm seine Aufgabe als Chef der Armee die zusagendste ist, während er zugleich hervorragendes politisches Verständniß besitzt, um die Interessen seines Landes und seiner Dynastie erfolgreich vertreten zu können.

Nach seinem kräftigen und intelligenten Impuls leiten der Kriegsminister und die Generale die Armee und befehligen die Truppen mit einer Stetigkeit und Einheitlichkeit der Ziele, die sich selten bei den Heeren romanischer Zunge vorfinden, und die sich zugleich allen neuen Ideen, Lagen und Anforderungen geschmeidig anpassen. Hierdurch charakterisirt sich auch der italienische Generalstab, dem allerdings wie dem größten Teil der italienischen Generale heute bereits die eigene Kriegserfahrung zu fehlen beginnt. Derselbe ist nach deutschem Muster organisirt und funktionirt nach deutschen Grundsätzen. Er besteht aus einem „Großen Generalstabe“ und dessen Pflanzschule, der Kriegsakademie in Turin, und zur Dienstleistung kommandirten Truppenoffizieren. Ferner aus dem militärgeographischen Institut in Florenz, das in seiner schwierigen Aufgabe bereits sehr viel leistete. Dem Generalstab ist die Intendantur der Armee unterstellt, die von einem aktiven General geleitet wird, und deren Dienst nur durch Kommissar-Offiziere und Zahlmeister versehen wird. Die Italiener erkennen, daß die Leitung der Militärverwaltung eins der wesentlichsten Attribute des Oberbefehls ist, und der dem Chef des Generalstabes zugeteilte Chef des Intendantur-Departements ist in Kriegszeiten der General-Intendant der Armee, der alsdann von Generalstabsoffizieren in der Bildung der Armee-Intendanturen und der verschiedenen großen Dienstzweige, wie der Leitung des Trains, des Munitionparks, des Sanitäts-

und des Verpflegungsdienstes unterstützt wird, während den eigentlichen Offizieren der Heeresadministration nur die Rolle der ausführenden Organe zufällt. Was den Chef des Großen Generalstabs betrifft, so liegen ihm im Mobilmachungsfall selbstverständlich die Funktionen des Chefs des Generalstabs der Operationsarmeen neben dem Befehl über den Generalstab ob.

In Italien sind die Offiziere in's Parlament wählbar, machen von diesem Rechte Gebrauch, und die Kammer weist stets eine Anzahl Generale und Stabsoffiziere auf, und der König ernennt einige für den Senat. Weder das Parlament noch die Armee leiden darunter, wenn, was häufig der Fall ist, Fragen von militärischem Interesse auftreten und von ihnen diskutirt werden, und auch die Disciplin wird dadurch nicht beeinträchtigt, denn die militärischen Deputirten und Senatoren mischen sich möglichst wenig in die Politik und schließen sich grundsätzlich der großen Ordnungs-Partei an. Das italienische Offizierkorps wird durch seine Loyalität charakterisirt, eine Tugend, die in einem Lande unentbehrlich ist, wo der König herrscht und nicht regiert. Die Offiziere mischen sich nie in die Kämpfe der Parteien, widmen sich ausschließlich ihrem Beruf und genießen daher die Achtung und das Vertrauen der Nation, zu deren Elite sie gehören. Ob ihre Berufstüchtigkeit auf der Höhe ihres sittlichen Wertes steht, wurde zuweilen angezweifelt; allein sie sind im Durchschnitt ebenso arbeitsam und unterrichtet wie diejenigen der übrigen Armeen. Sie sind überdies, da ihnen das Recht, drucken zu lassen, was sie wollen, freisteht, litterarisch eben so tätig wie diese, und wenn auch die italienische Militär-Litteratur noch nicht so reich an guten und gediegenen Werken ist wie diejenige anderer Armeen, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß die italienischen Offiziere nicht mit ihrem Beruf völlig vertraut sind. Allerdings legen sie vielleicht etwas zu großen Wert auf ihr Aeußeres und ihre Uniform; allein dies ist besser, als wenn das Gegenteil der Fall wäre. Ein gewisser Mangel an Kameradschaft scheint bei ihnen bemerkbar, der durch die absolute Freiheit ihrer Lebensweise außerhalb des Dienstes gefördert wird. Auch erkennen manche ihnen angeblich nicht genügende Sorge für ihre Untergebenen zu. Wie es scheint, werden sie nicht genügend von ihren Unteroffizieren unterstützt, die nach allgemeinem Urteil weder an Zahl noch Berufstüchtigkeit ausreichend sind. Es liegt dies einerseits daran, daß eine 5jährige Dienstverpflichtung gefordert wird, um Mannschaften als Sergeant-Eleven einzustellen, und andererseits daran, daß sie, wie verlautet, nur sehr wenig Versorgungen im Civildienst erhalten sollen. Die zur Zeit überall so brennende Unteroffizierfrage ist daher in der italienischen Armee keineswegs befriedigend gelöst, und die Hauptleute und Leutnants vermögen diesen offenbaren Mangel an guten Instrukteuren nur, indem sie sich vervielfältigen und selbst überanstrengen, zu ersetzen. Der italienische Soldat ist jedoch bei seiner Intelligenz, seinem ungezwungenen lebhaften Wesen und seinen physischen und moralischen Eigenschaften leichter

vielleicht als ein anderer auszubilden. Ohne sehr kräftig zu sein, ist er doch, dank seiner hervorragenden Genügsamkeit, sehr ausdauernd in der Ertragung der Beschwerden des Dienstes, beklagt sich nie, ist zu Allem willig und fügt sich leicht der Disciplin. Sein Mut ist unbestreitbar, und wenn er nicht immer mit Glück gefochten hat, so hat er sich doch stets gut geschlagen, und wenn auch das Wort Napoleons, daß die Italiener dereinst die ersten Soldaten Europas sein würden, übertrieben ist, so steht der italienische Soldat doch den übrigen an Tapferkeit, Disciplin und Hingebung nicht nach und verdient volles Zutrauen. Er ist nur in seiner Eigenschaft als Südländer für äußere Eindrücke empfänglicher. Um diesem Mangel abzuhelfen, bedarf es solider Kadres, tüchtiger Offiziere und guten Zusammenhangs zwischen den Mannschaften. Die Regierung und die Militärbehörden behalten diese noch nicht völlig erfüllten Anforderungen beständig im Auge und vernachlässigen nichts, um ihnen gerecht zu werden.

Zum Schluß der vorstehenden Skizzirung des italienischen Heeres, bei der wir Ch. Malo gefolgt sind, sei ein Blick auf die militärische Gesammtlage Italiens gestattet. Nachdem Italien das Feld der kolonialen Expansion verlassen, erscheint dasselbe in den Fällen, wo es für sich allein steht, betrachtet, in Anbetracht der sehr beträchtlichen numerischen Ueberlegenheit der Wehrmacht seiner beiden großen Nachbarländer bei einem kriegerischen Konflikt mit einem derselben zu Lande auf die Defensive verwiesen, in der es jedoch sowohl durch die schwer wegsame Beschaffenheit seines mächtigen Grenzwalls der Alpen, wie auch durch diejenige des Hauptgebiets der Halbinsel südlich der lombardischen Tiefebene, eine wesentliche Unterstützung findet. In der lombardischen Tiefebene selbst bieten dieselbe die starke Strombarriere des Po mit ihren befestigten Brückenköpfen von Casale, Piacenza, Borgoforte und S. Maria-Maddalena, die Abschnitte des Ticino und von Stradella-Montetetola, sowie namentlich die allerdings noch sehr der Ausgestaltung bedürfenden verschanzten Lager von Alessandria, Piacenza und Bologna, sowie die Festungen des Quadrilatero. Allerdings vermögen die Alpensperrforts und die Alpenjägertruppen die Offensive feindlicher Heere über die Alpen nur so lange aufzuhalten, bis die Mobilmachung der italienischen Armee, sowie der Aufmarsch ihrer Streitkräfte in Ober-Italien in den Hauptstadien beendet sind und der Vormarsch des Gegners erkannt ist, allein im rein peninsularen Teil des Reiches vermag eine hartnäckige Landesverteidigung, gestützt auf den Apennin, die Abruzzen und die übrigen Gebirge Italiens, dessen Widerstand, namentlich auch im Guerillakriege, wesentlich zu begünstigen, und von der Zähigkeit derselben würde seine Dauer und vielleicht der Enderfolg abhängen. Zu Lande erscheint daher, vorausgesetzt, daß die Landeshauptstadt und Lagerfestung Rom genügend geschützt und verteidigt wird, ein nachhaltiger Widerstand gegen seine benachbarten und eventuell gefährlichsten, numerisch überlegenen Gegner sehr wohl durchführbar. Allein diese Defensivfähigkeit wird durch die

Exponirtheit Italiens für einen Angriff zur See, namentlich seines westlichen Nachbarn, beim derzeitigen Stande seiner Flotte wesentlich gemindert. So wenig Italien heute auch, sollte es je nochmals zu einem Kriege zwischen ihm und seinem östlichen Nachbarn, Oesterreich-Ungarn, kommen, von der rein defensiven Aufgaben dienenden, in Folge der obwaltenden Verhältnisse numerisch weit inferioren österreichisch-ungarischen Kriegsflotte, namentlich was ein größeres Landungsunternehmen betrifft, zu besorgen hat, so sehr erscheint dasselbe, in Anbetracht der qualitativ und quantitativ mitsprechenden Momente, durch den Angriff der der seinigen weit überlegenen Flotte seines westlichen eventuellen Gegners, Frankreichs, hinsichtlich seiner langgestreckten Küsten bedroht. So ausgezeichnete maritime Positionen und Stützpunkte Italien in La Spezzia, der Maddalena-Gruppe, der Straße von Messina, in Tarent, Ancona und Venedig auch besitzt, so sind doch seine ausgedehnten Küsten sehr verwundbar, und die Landeshauptstadt Rom, wenn die italienische Flotte nicht mehr die See zu ihrer Verteidigung zu behaupten vermag, sowie auch die großen, ungeschützten Handelscentren Neapel, Livorno und andere, Landungsunternehmungen und Angriffen ausgesetzt. Italien vermag daher an seinen Küsten, die den bedeutendsten Teil seines nicht beträchtlichen Wohlstandes umfassen, durch Angriff zur See empfindlich geschädigt zu werden. Allerdings ist Rom seit 1877 ein großes, verschanztes Lager, erheblich, jedoch nicht völlig modern befestigt und bei, wie zu erwarten, entsprechender Besetzung und Verteidigung schwer zu nehmen. Allein da ein französisches Landungsunternehmen gegen Rom bei der Ueberlegenheit der französischen Flotte über die italienische kaum zu verhindern sein würde und genügende italienische Streitkräfte zu seiner Ueberwältigung in Anbetracht des langgestreckten Gebiets der Halbinsel und ihrer wenigen von Norden nach Süden durchgehenden Bahnlinien nicht schneller als das Heranführen französischer Verstärkungen zu erfolgen vermöchte, so würde der Fall Roms, wie jedes festen Platzes, der nicht Entsatz zu erhalten vermag, nur eine Frage der Zeit und damit wohl der Krieg entschieden sein, falls die italienische Heeresleitung denselben, vielleicht im Hinblick auf eine zu erwartende Intervention des Auslandes, nicht im Landesinnern, namentlich auch in Form des Guerillakrieges fortzusetzen beabsichtigt. Daß Sizilien in Folge der Ausgestaltung Bisertas durch Frankreich heute einer französischen Diversion sehr ausgesetzt ist, bedarf als oft erörtert hier nur der Erwähnung. Die militärische Inferiorität Italiens seinem westlichen und östlichen Nachbarn gegenüber, bei denen auf die frühere dominirende Stellung bezw. den früheren Besitzstand abzielende Strömungen wohl nie ganz verschwinden dürften, hat dasselbe neben der Gemeinsamkeit anderer Interessen zum Anschluß an den Zweibund geführt, und seine politische Situation hat sich durch denselben um so günstiger gestaltet, als sein eventuell als Gegner möglicher östlicher Nachbar dadurch zu seinem Verbündeten wurde, und andererseits der eventuelle westliche Gegner, wenn

er Italien mit Krieg bedrohte, sowohl mit den Hauptkräften seiner Landmacht, wie mit einem Teil seiner Flotte durch die Wehrmacht Deutschlands von Italien abgelenkt sein und auch nicht annähernd ähnliche Streitkräfte wie bei einem Konflikt mit diesem allein gegen dasselbe verwenden können würde. Im letzteren Falle würde daher Italien sogar in der Lage sein, mit Aussicht auf Erfolg ihm zu Lande und mit geringerer Inferiorität zur See gegenüberzutreten und eventuell selbst, wie früher vertragsmäßig festgesetzt, einige Armeekorps für die deutsche, vom Oberrhein aus zu führende Offensive abzugeben vermögen. Wenn aber auch seine Küsten nach wie vor sehr exponirt bleiben, so würde doch sein Landheer durch die Streitkräfte des Zweibunds, die es auf sich ablenkt, sowie durch seinen Anteil an der Offensive des Dreibunds erheblich in's Gewicht zu fallen vermögen. Die militärische Lage Italiens erscheint daher durch den Dreibund eine sehr gesicherte, und alle Absprengungsbestrebungen vom Dreibund dürften an dem großen Interesse, welches Italien an seiner Aufrechterhaltung besitzt, scheitern. Im Uebrigen aber darf Italien, sollte ihm je, ohne daß der casus foederis gegeben wäre, ein Angriff zur See durch Frankreich drohen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Unterstützung Englands und dessen Flotte rechnen, da England ein besonderes Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo im Mittelmeer, namentlich dem in neuerer Zeit vorgeschrittenen Einfluß Frankreichs daselbst und der Verstärkung von dessen maritimer Position gegenüber, hat.





Leo XIII.

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

Zola spricht einmal von Leo XIII. als von der „très belle et très haute figure du Pape". Bourget weilte in Rom und pries „den größten unter den lebenden Greisen, den ich von ganzem Herzen bewundere". Vogüé sah in Papst Leo XIII. den Nachfolger Wilhelms I. in der allgemeinen Achtung der Zeitgenossen. Wie dieser früher der erste Mann Europas gewesen, so sei es nach dessen Tode der Papst geworden. Jules Simon billigte als Franzose Leos XIII. Staatskunst, wenn er auch dagegen protestirte, daß der Klerus als Korporation Politik machte. Der nun verstorbene spanische Staatsmann Canovas del Castillo sah in Leo XIII. einen Idealpapst, der unsere Zeit verstünde. Und Canovas Antipode Sagasta rühmte den Papst als einen Mann, der gerade in einer Aera, in der es mehr keinen Kirchenstaat gegeben, gezeigt habe, daß er mit Würde auf dem Heiligen Stuhl throne, durch Geist wirkend und nicht durch Länderbesitz. Emilio Castelar stellte die Person Leos XIII. derjenigen Kaiser Wilhelms II. entgegen. Der spanische Republikaner fand an dem Papst Gefallen, weil dieser sich mit der republikanischen Staatsform ausgesöhnt und die Republik in Frankreich gesegnet hatte. Auf künstliche Weise suchte nun der berühmte Spanier, indem er eine, wenn auch vielleicht durchaus unberechtigte, Parallele zwischen Leo XIII. und Innocenz III. auszuspinnen sich mühte, einen ähnlichen Gegensatz wie zwischen dem großen Papste der Vorzeit und dem Hohenstaufen-Kaiser, der sein Widersacher war, zwischen Leo XIII. und dem gegenwärtig über Deutschland herrschenden Brandenburger zu entdecken.

Castelar begrüßte in jenem Schreiben Leos XIII., in welchem der Papst die französischen Prälaten aufforderte, sich der Republik versöhnungsvoll in die Arme zu werfen, ein Gloria in excelsis. „Er tut es," sagte er mit spanischer Ueberschwänglichkeit, „in derselben Stunde, in der sich ein deutscher Kaiser in unwahrscheinlichen Reden seinen erschreckten Untertanen als ein direkter Sendbote des Himmels darbietet.

So hat also mancher hervorragende Zeitgenosse den Papst sogar auf Kosten anderer Berühmtheiten erhoben.

Wenn nur ein Teil von all dem Lob im Wechsel der Zeiten dauern wird, so muß der Name Leo XIII. durch die Geschichte kraft- und klangvoll fortbestehen.

* * *

Die ungewöhnliche Individualität Leos XIII. wußte sich auch angesichts des erstarkenden, von Alliirten umworbenen Italien zu behaupten.

Die unleugbar hervorragende staatsmännische Kraft und Kunst Leos XIII. gipfelte darin, daß er der Kurie in der ganzen Welt Freunde zu gewinnen trachtete, um mit ihrer Hilfe gegen Italien loszuziehen. Leo XIII. wollte genau so wie sein Vorgänger Pius IX. das Königreich Italien mit Rom als Hauptstadt nicht anerkennen. Darum sollten nach seinem Willen die italienischen Katholiken dem Parlament fernbleiben. Leo XIII., der stets viel Gewicht darauf legte, daß in den Parlamenten an der Seine und der Spree die Stimme der Klerikalen gehört würde, könnte für die italienischen Kammerwahlen kaum an der Formel seines Vorgängers „Nè eletti nè elettori" (weder sich wählen lassen, noch wählen) festgehalten haben, hätte ihn dabei nicht der Gedanke geleitet, daß der italienische Einheitsstaat, der dem Papsttum die politische Macht in Italien geraubt hat, kein Werk der Ewigkeit sei.

Wie Pius IX. (Mastai-Ferretti), so war auch Leo XIII. (Pecci) als Sohn des Kirchenstaats geboren, und nicht nur sein unmittelbarer Vorgänger, sondern vier Päpste des vergangenen Jahrhunderts waren Söhne des Kirchenstaats. Mit Ausnahme Gregors XVI., dessen Wiege im Venetianischen stand, waren sie, die Päpste alle des vorigen Jahrhunderts, die Päpste alle, in deren Regierungszeit das Dasein Leos XIII. fällt, das fast das neunzehnte Jahrhundert ausfüllt, als päpstliche Untertanen geboren. Dies erklärt, daß sie, die unter dem Scepter des Papsttums aufgewachsen waren, als sie selbst zur Macht kamen, eifersüchtig darüber wachen mußten, daß die alte Ordnung nicht umgestürzt würde, daß der Papst König bliebe, daß der Kirchenstaat als weltlicher Staat nicht von der Landkarte verschwände.

Leo XIII. mußte jeden einzelnen der fünf Päpste des vergangenen Jahrhunderts: Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI., Pius IX. von Angesicht zu Angesicht geschaut haben. Wohl hat unter Pius VII. der

Knabe Gioacchino Pecci nie dauernd in Rom gelebt, aber er hielt sich dort vorübergehend auf. Denn als er von seiner Vaterstadt Carpineto nach Viterbo ging, wo er die Jesuitenschule besuchte, kam er durch Rom, und einmal mußte er nach der ewigen Stadt, um dort seine Mutter zu Grabe zu tragen. Nur flüchtig jedoch hatte er Pius VII. gekannt. Geläufiger war ihm die Erscheinung Leos XII.; ja, so sehr prägte sich dieser Papst, der keine Spuren in der Geschichte hinterlassen, aber durch persönliche Tugenden glänzte, der Seele des sich vom Knaben zum Jüngling entwickelnden Jesuitenschülers Pecci ein, daß dieser in ihm sein Vorbild sah und sich nach ihm benannte, als er selbst Papst wurde.

Wie ein Schattenbild, das kommt und schwindet, geht die Persönlichkeit Pius' VIII. über die Schwelle der Papstgeschichte. Nur ein Jahr regierte er, und keinen Platz hätte er in unserem Gedächtnisse, würde nicht ein berühmter Bildhauer, Tenerani, seine Gestalt durch ein auffallendes Marmordenkmal in St. Peter verewigt haben.

Eine wichtige Stelle nimmt dagegen in Peccis Dasein das fünfzehnjährige Pontifikat Gregors XVI., des starren, finstern, allem Fortschritte abholden Mönchs aus Belluno ein.

Eine noch bedeutendere Rolle spielt die doppelt so lange Herrschaft Pius' IX., des Grafensohnes aus Sinigaglia, der als Papst so aufgeklärt und Hoffnungen weckend begann und dann so aufklärungsfeindlich und fortschrittsunfähig fortfuhr und endete.

Es ist sicher, daß Kardinal Pecci, indem er den Namen Leo XIII. annahm und nicht den Namen Pius X. oder Gregor XVII., damit dokumentirte, daß seine beiden letzten Vorgänger, unter denen er die höchsten Staffeln der Hierarchie erklommen, an ihm keinen Schüler, keinen Nachahmer, keinen Bewunderer hätten. Der Antagonismus, in dem er diesen beiden Päpsten gegenüberstand, veranlaßte ihn vielleicht, gerade an den harmlosesten Papstnamen des Jahrhunderts, an den Namen Leo anzuknüpfen — ein Name, den zuletzt einige Jahrhunderte früher zwei Mediceerpäpste getragen hatten, darunter der berühmte Leo X., von dessen Künstlergeiste die nüchterne, staatsmännische, kühlberechnende Natur Leos XIII. in so hohem Grade absticht.

Eine 25 jährige Herrschaft ist auch im Leben eines weltlichen Fürsten etwas Ungewöhnliches. Wie erst im Dasein eines Papstes, der in der Regel bereits ein Greis ist, wenn er auf den Thron gelangt. Seit Jahrhunderten ward diese Gnade keinem Papst zu Teil, bis Pius IX. endlich sie erfuhr, und auch sein Nachfolger Leo XIII. verzeichnet die Regierung eines Vierteljahrhunderts.

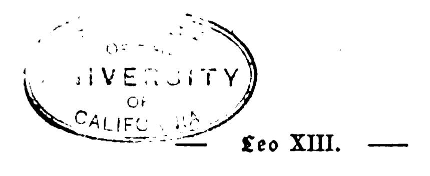
Er mochte sich mit Genugtuung sagen, daß er in gewisser Richtung mehr erreicht, für das Papsttum mehr gerettet und gewonnen, als er vielleicht an dem Tage, da er den Heiligen Stuhl bestiegen, sich zu erringen vorgenommen und erringen zu können geglaubt habe. Pius IX. hatte der

Kurie ein trauriges Vermächtnis hinterlassen: eine Reihe von Niederlagen im Kampfe mit Italien, einen unheilbar scheinenden Konflikt mit Deutschland, die souveräne Geringschätzung Rußlands gegenüber der Kirche in Polen, ein drohendes Schisma im Orient.

Und dazu kam die Verstimmung des Vatikans, der nicht im Stande gewesen war, in richtiger Erkenntniß der Anforderungen der Zeit Zugeständnisse an diese zu machen und wenigstens mit Ehre und Würde unvermeidliche Verluste zu erleiden. Der Staatskarren der Kurie hatte sich unter Pius IX. verfahren, denn die Politik des weltmännischen Kardinals Antonelli war die der Verzweiflung, die Politik des nur kurze Zeit im Staatssekretariat residirenden Peters Simeoni die der Resignation gewesen.

Leo XIII. brach sofort mit den Maximen seines Vorgängers Pius IX. und bestellte sich einen maßvollen Staatssekretär, Kardinal Franchi, der ihm beistand, jene Realpolitik einzuleiten, deren Früchte die Kirche seither gepflückt hat. Leo XIII. sah ein, daß er nicht für die Dauer auf Kriegsfuß mit dem deutschen Kaiser stehen könne, und so suchte er sich zunächst mit jenem greisen Monarchen auszusöhnen, den Pius IX. in einer an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Verzweiflung einen „neuen Attila“ genannt hatte. Leo XIII. gelang es auch wirklich, sofort den Waffenstillstand zwischen Staat und Kirche in Preußen herzustellen. Doch damit waren des Papstes Hoffnungen für die deutschen Katholiken noch nicht erschöpft. Der greise Papst hegte auch die Erwartung, die Söhne Loyolas würden eines Tages wieder im Deutschen Reiche einziehen können.

In seinem Verhalten gegenüber den Mächten Europas zeigte sich der Papst nie als starrer Doktrinär, sondern vielmehr als opportunistischer Diplomat. In Hinsicht jedoch auf die philosophische und dogmatische Mission, die er als unfehlbarer Schatzmeister der katholischen Doktrinen zu erfüllen hatte, war er zuweilen in hohem Grade von den jesuitischen Intransigenten abhängig. Schon der Umstand, daß sein Bruder, der mittlerweile verstorbene Kardinal Giuseppe Pecci, dem Orden Loyolas angehörte, machte den Papst für gewisse Bedürfnisse und Wünsche dieser absolutesten aller Ordensgemeinschaften besonders geneigt. Wer hätte es sich je träumen lassen, daß ein Leo XIII. sich dazu würde hinreißen lassen, einen Kreuzzug gegen die ihm in früherer Zeit sympathisch gewesene Philosophie Rosminis in Scene zu setzen? Und doch erfuhr die Welt eines Tages zu ihrem Staunen, der Papst hätte vierzig Thesen des großen Abts von Domodossola, in welchem die italienischen Katholiken den größten Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts feiern, in Acht und Bann getan. So zeigte sich Leo XIII. unter jesuitischem Einflusse bisweilen härter als seine Vorgänger. Der starre Camaldulensermönch auf dem Stuhl Petri, Gregor XVI., war ein Bewunderer Rosminis gewesen, und Pius IX. hatte dem Abt sogar die



Kardinalswürde zugedacht — ein Vorhaben, das dank jesuitischen Intriguen allerdings nicht ausgeführt ward.

Nicht aber, als ob darum des Papstes wissenschaftlicher Horizont ein so enger gewesen wäre. Er hatte sich vielmehr in früheren Jahren, in seiner Bischofszeit in Perugia insbesondere, viel mit Lektüre und ernstem Nachdenken über geistige Probleme befaßt.

* * *

Gioacchino Pecci hatte auch in modernen Schriften viel gelesen. Er fand die Sprache moderner Schriftsteller weniger human als die kirchlicher Denker. Zur Philosophie der Philosophie, zum Gedanken der Gedanken hat er sich nicht auf wissenschaftlichem Wege emporgeschwungen. Die ihm von seinen Erziehern und Lehrern mitgeteilte Religion hat ihn den Urgrund der Dinge in Gott erkennen gelehrt. Und in Gott auch sah er den Urgrund der wahren Einheit des Menschengeschlechts. In der Kraft der Kräfte, die der Naturforscher nicht in eine mathematische Formel zu kleiden im Stande ist, die er jedoch in einer höheren wissenschaftlichen und Lebens-Einheit sich vorstellt, wollte Pecci keine moralische Gewalt über die Menschheit sehen. So hören wir ihn denn nicht nur befangen, sondern vielmehr engherzig über moderne Denker und moderne Gedanken sprechen. Oft lehnte er sich unmittelbar an den Syllabus an, und da sprach er denn mit der Entschiedenheit des Syllabus und fast auch absprechend wie der Syllabus, der ja die große philosophische Kriegserklärung des intransigenten Papsttums an die moderne Wissenschaft und die moderne Menschheit war, und, weil es auch ein Kriegsruf gegen unsere teuersten Güter war, von allen modernen Menschen so schrill empfunden ward.

Pecci citirt einmal den dritten Satz des Syllabus und bekämpft die dort erwähnte „Irrlehre“: „Die menschliche Vernunft ist ohne irgend welche Rücksicht auf Gott der einzige Schiedsrichter zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böse; sie ist sich selbst Gesetz und reicht hin, durch ihre natürlichen Kräfte das Wohl der Menschen und der Völker zu begründen.“ Indem er diese „Irrlehre“ bekämpft, wirft er den modernen Denkern vor, daß sie der Materie Unsterblichkeit zuschreiben. Er hat da, wie ungefähr ein „idealistischer“ Professor oder Theologe, ein Wort bekämpft, das vorurteilsvollen Geistern stets nahegegangen ist. „Materialismus“! — ein vermeintliches Schreckgespenst. Daß die Unsterblichkeit der Materie ungefähr dasselbe sei, wie die Unsterblichkeit der Ideen, die Unsterblichkeit der Seele, die Unsterblichkeit Gottes, wollen die sogenannten Spiritualisten eben nicht begreifen. Mit vielleicht nicht ganz berechtigtem Pathos hat denn Pecci über die moderne Wissenschaft ausgerufen: „Das ist die Wissenschaft, die den Menschen mit dem Tier auf die gleiche Stufe stellt und in frevelhaftem Wahnsinn die Grundlagen der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Weltordnung erschüttert.“ Hätte er tiefer geschaut, so hätte er in der Idee von

der Gleichheit der Menschen und der Tiere einen Gedanken entdeckt, der oft genug im Christentum nach Geltung gerungen hat. Im Urchristentum spielt ja der in allen Wesen wohnende göttliche Geist eine nicht geringe Rolle. Gott und Mensch sind Stufen derselben Entwicklung. Die vom „Sohne Gottes" um ihres Seelenglückes und ihrer edlen Sorglosigkeit willen beneideten Vögel unter dem Himmel und Lilien auf dem Felde sind ein dem Menschensohne verwandtes Element der Natur. Offenbar hat Pecci in jenem seinem Hirtenbriefe, den er ein Jahr vor Besitznahme des päpstlichen Stuhls an die seiner Leitung anvertrauten Perusiner geschrieben, auf Darwin und andere moderne Naturforscher angespielt. Aber sicherlich konnte Pecci nicht die auf den Causalnexus gestützten modernen Geister überzeugen, wenn er der modernen Naturwissenschaft den Fehdehandschuh hinwarf.

Moderne und modernste Namen finden wir gar oft in Peccis Hirtenbriefen citirt. So sind diese denn weit eher ein Spiegel seines Geistes und seiner Intelligenz, als die päpstlichen Encykliken. In den letzteren citirt er heilige Namen, die Bibel, den Augustinus, Tertullian, Origines, Clemens Alexandrinus, die vielen Gregors, Hieronymus, Arnobius und Lactantius, den heiligen Thomas, die Beschlüsse des Tridentiner Koncils, die Bullen und Encykliken seiner Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl.

In seinen Hirtenbriefen jedoch lesen wir die Namen eines Montesquieu und Rousseau, Jouffroy, Jules Simon und Victor Cousin, Bastiat und Taine, Benjamin Franklin und Ugo Foscolo. Die Tätigkeit Renans verfolgt er bis in die Revue des deux Mondes hinein, deren fleißiger Leser Pecci gewesen zu sein scheint. Allerdings hatte er die Gewohnheit, den modernen Denkern in echt geistlicher Weise einen Spitznamen anzuhängen. So belegt er den Philosophen Jouffroy mit dem Titel „uno dei più rappresentanti di questa malaugurata scuola" (den Vertreter einer unheilvollen Schule). Einmal spricht er von den „bugiardi filosofi" (Lügenphilosophen) und zählt Jules Simon und Cousin dazu. Taine nennt er „uno dei più avventati scrittori di quella scuola nefanda" (einen der ungestümsten Schriftsteller jener ruchlosen Schule). Rousseau nennt er „den berühmtesten Ungläubigen des vergangenen Jahrhunderts."

Sympathischer als diese exakten oder modernen, revolutionären Denker sind ihm Männer vom Schlage Chateaubriands und De Maistres. Mit De Maistre ruft er über Rousseau und Voltaire aus: „Flüsse voll trüben und schmutzigen Wassers, die einige Edelsteine mit sich führen."

Noch gut genug, daß er diese Edelsteine aus den Schriften so hervorragender Geister aufgelesen hat. Daß er aber ohne wahre Gerechtigkeit und ohne wahres Wohlwollen gegenüber modernen Denkern ist, beweist der Umstand hinlänglich, daß er überhaupt das vorurteilsvolle Urteil De Maistres sich angeeignet hat. Mit mehr Wohlwollen als der modern denkenden Geister erwähnt er eines Cesare Cantù, Desprez, Champagny, Hettinger. Das sind eben kirchlich gesinnte Schriftsteller.

Vielleicht hat der Papst immerhin die modernen Denker besser nachempfunden als die alten Griechen. Er hat jene, wenn er sie auch bekämpft, noch immer besser verstanden als die von ihm zeitweilig citirten antiken Geister. Leo XIII. war im Griechischen nicht bewandert. Die Italiener seiner Generation kannten das Griechische im Allgemeinen schlecht genug. Viele Italiener hatten wohl das Griechentum in sich erlebt, wie z. B. Giosuè Carducci, der wie ein Grieche mit Dryaden, Oreaden und Najaden innigen Verkehr unterhält. Anders Leo XIII., der mittelalterlich denkende Italiener, der sich in keinerlei innere Beziehung zum Griechentum gesetzt hat. Stand ja auch Leos XIII. und unserer Aller Dichterideal, Dante Alighieri, wie ein Fremdling dem Griechentum gegenüber.

Wie einseitig betrachtet Pecci, um ein Beispiel aus dem Griechentum anzuführen, Dichter wie Pindar, Aischylos und Sophokles, wenn er sie als Zeugen des Gottesglaubens anruft! Mit der theologischen Gottesidee Leos XIII. hat doch der Gott Pindars oder Sophokles' nicht mehr gemein als der Gott der Christen mit dem Gotte Goethes oder Darwins. Und in ähnlicher Einseitigkeit hat er aus der Rüstkammer der griechischen Philosophie Argumente für das Dasein Gottes gesucht. So eklektisch, so dilettantenhaft, so wenig wissenschaftlich verfuhr er wie die alten Kirchenlehrer, wenn sie gegen die heidnischen Bräuche polemisirten.

Doch so absolut unmodern ist Leo XIII. darum doch nicht. In einem seiner Hirtenbriefe feiert er die äußeren Errungenschaften der modernen Kultur. Er feiert die Eisenbahnen und die Telegraphen, die Gasbeleuchtung, die Fabriken, die Photographie. Aber er ist zu engherzig, um einzugestehen, daß die im Gegensatze zur Kirche stehende Wissenschaft und nicht der kirchliche Glaube es genialen Menschen eingegeben habe, die Trägheit der Ueberlieferung zu überwinden und dem Weltverkehr Flügel aus Eisen und Drähten zu schaffen. Er verkennt auch durchaus nicht, daß diese wunderbare Leichtigkeit des modernen Verkehrs der Verbreitung der Ideen unendlich günstig sei. Aber befangen genug giebt er sich der Hoffnung hin, die Eisenbahnen werden den kirchlichen Gedanken noch fördern.

Ein bedeutender Mensch mag auch unrichtige Gedanken in lebhafter Tüchtigkeit und in Principientreue durchdenken, und so hat auch jener sein Gedanke eine, wenn auch nur formale Berechtigung. Die Eisenbahnen und die Telegraphen werden sicherlich eines Tages die Träume mancher großen, einen heiligen Welt- und Menschheitsgedanken träumenden Seelen erfüllen.

Aber der autoritativen, unfehlbaren Kirche werden sie insofern schaden, als sie ein kirchenfeindliches Wort und ein wissenschaftliches Princip in aller Leichtigkeit vom entferntesten Westen nach dem entlegensten Osten tragen.

Pecci-Leo XIII. hat auch gern gedichtet.

Der Papst hat sogar im Vatikan noch Zeit gefunden, manches kleine Poëm niederzuschreiben. Es war ein Perusiner Priester, Don Geremia

Brunelli, der, selber Dichter, die Poesien des Papstes zuerst der Oeffentlichkeit zugänglich machte. Während eines Aufenthaltes Don Geremias in Rom hatte sich der Papst mit ihm in eines der legendären „11 000 Gemächer“ des Vatikans eingeschlossen, und durch viele Stunden diktirte ihm der greise Souverän die Dichtungen aus seiner Handschrift. Seither haben sich in Italien viele Geistliche an die Uebersetzung dieser lateinischen Verse gemacht, und auch der seither verstorbene radikale Mailänder Deputirte und Dichter Felice Cavallotti, ein entschiedener Gegner des Papsttums, hat eine lateinische Elegie Peccis in's Italienische übersetzt.

Diesem geistlichen Dichter aber gelingt es selten, seinen Kämpfen einen plastischen Ausdruck zu geben. Seine Gedichte sind Ermahnungen, die der Bischof an Manchen in seiner Heerde, die der Meister an seine Jünger, die der Mensch an sich selbst richtet. Das elegante Latein entschädigt für die Armut der sinnlichen Vorstellungen. Bei der Dürftigkeit der Phantasie des Dichters erreicht der Kampf nie einen tragischen Höhepunkt. Aber rührend sind diese Dichtungen immerhin, rührend wie Gebete der zerknirschten Seele.

In vielen seiner Verse werden die Schrecken der Sünde vorgeführt. Wenn uns wenigstens als Gegenbild zur Fleischeslust die echte, reine Liebe erschiene! — Die Helden seiner Dichtungen sind christliche Märtyrer, fromme Aebte und Aebtissinnen, Dominikaner und Jesuiten, Seelsorger aller Art. Nie aber führt er einen Schäfer vor, der die Schalmei bläst, oder eine Schäferin, die mit dem Geliebten kost. Und doch könnte der geistliche Dichter, der zuweilen — vielleicht unbewußt! — Phrasen Virgils gebraucht, dem römischen Poeten den idyllischen und bukolischen Geist abgelauscht haben. Der Dichter läßt seine Märtyrer den Christengott, die Unbefleckte und den Sohn der Jungfrau preisen, nie aber uns Aeußerungen des unmittelbaren Genusses, jauchzende Stimmen der Trinker, fröhliche Erntelieder, süßes Liebesflüstern, rührende Kindeslaute vernehmen. Reuegejammer, Rufe nach dem verlorenen Leben gemahnen uns an die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daseins. Unter dem Titel „Damnatorum ad Inferos lamentabilis vox“ (Wehruf der Verdammten in der Hölle) schrieb er folgende Verse:

> Aus dem Höllengrund erdröhnte der seufzende Wehruf:
> „O wär' uns Armen von hier fern nur ein Stündchen gegönnt!“
> Was geschähe? Die Reue erweckten sie tief in der Seele —
> Diese Stunde allein tilgte die lastende Schuld.“

* * *

Kalte Pracht liegt über den Dichtungen des Papstes, und man sieht denselben an, daß Leo XIII. sich an den Werken Virgils herangebildet hat. Der Dichter der römischen Helden hat den italienischen Kirchenfürsten zur Begeisterung angefacht für die Helden des Glaubens, für die Märtyrer

des Christentums, die der Papst mit mehr Kraft zu besingen versteht als die italienische Natur.

Ob der Papst Apologien oder Polemiken schrieb, immer befleißigte er sich eines flammenden Stils, einer beredten Argumentation. Die machtvolle Sprache, in der er in seinen Hirtenbriefen die kirchlichen Akte Pius' IX. verteidigt, die Anstrengung, mit der er seine Ideen logisch zu entwickeln sucht, spricht auch zu dem Gegner. Stets schwebten die klassischen Geister des alten Rom, des mittelalterlichen und des modernen Italien seinem Geiste vor. Ob er als Bischof von Perugia gegen die durch die italienische Regierung neu eingeführte Civilehe oder gegen die Piemontesen, die ihm wie neue Goten erschienen, ob er gegen die Konfiskation der Klostergüter durch die Regierung oder gegen die papstfeindlichen Bestrebungen der Garibaldiner donnerte, stets durchweht der Hauch einer unbeugsamen Gesinnung die von ihm in die Welt hinausgeschickten Schriftstücke. Deshalb liest auch der Gegner der von dem Kardinal Pecci vertretenen Anschauungen nicht ohne Teilnahme seine Hirtenbriefe, deren bedeutendste er in den Jahren 1876, 1877 und 1878 abfaßte. Diese Abhandlungen über „Die katholische Kirche im 19. Jahrhundert“, über „Die Kirche und die Civilisation“ waren das Kandidatenprogramm des zukünftigen Papstes.

So sehr ragte der Bischof von Perugia durch seine hohe Bildung und durch seinen tüchtigen Charakter unter den italienischen Kardinälen hervor, daß, nachdem der als zukünftiger Nachfolger Pius' IX. vielgenannte Erzbischof Riario Sforza von Neapel tot war, man allgemein auf Gioacchino Pecci als auf den prädestinirten Papst hinwies. Durch seine Stellung als Camerlengo der Kirche war er berufen, nach dem Tode Pius' IX. die Rolle des Interrex während der Unbesetztheit des heiligen Stuhles zu übernehmen.

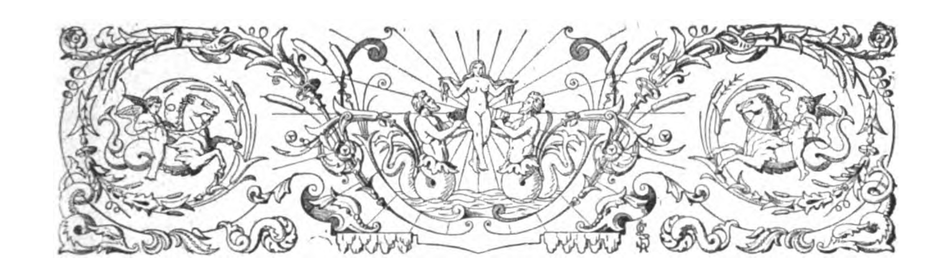
Daß die Wahl der Kardinäle durch die Erhebung Peccis zur Papstwürde auf keinen Unwürdigen fiel, bewies die Folgezeit. Pius IX. hatte durch den Doktrinarismus seines Staatssekretärs Antonelli die Politik der Kurie in Mißkredit gebracht; Leo XIII. machte die Fehler seines Vorgängers wieder gut durch die geschickte Taktik, mit der er mit den europäischen Regierungen, und namentlich mit der preußischen, zu verkehren verstand. Bezeichnend für den diplomatischen Geist des Papstes ist es, daß er von dem ersten Tage seiner Herrschaft danach trachtete, zu Deutschland gute Beziehungen herzustellen. Außer dem politischen Moment war für den Papst auch ein rein geistiges maßgebend. Das Oberhaupt der katholischen Kirche hatte bereits als Bischof von Perugia den Ernst, den starken Geist, die unermüdliche Ausdauer deutscher Arbeit schätzen gelernt. Es entging dem Blicke des italienischen Kirchenfürsten nicht, daß das in seiner Majorität protestantische Deutschland im Allgemeinen eine führende Rolle in der europäischen Wissenschaft spiele und die machtvolle deutsche Wissenschaft auch in dem Lager der Katholiken im Besonderen blühe. Ignaz von Döllinger,

dieser große Münchener Theologe und Universalgelehrte, dieser von ganz Europa bewunderte greise Forscher, war durch die unglückliche Haltung Pius' IX. ihm gegenüber bereits für das Papsttum verloren, dessen letzt-verkündete Dogmen der überzeugungstüchtige Denker bekämpfte; so suchte denn Leo XIII. wenigstens die übrigen hervorragenden deutschen Theologen, wie Hergenröther und Hettinger, Hefele und K. Werner, Langen, F. X. Kraus, Erhardt und Andere, dem heiligen Stuhl zu erhalten. Den Würzburger Theologen Hergenröther ernannte der Papst bald nach Antritt seiner Regierung zum Kardinal, wie er denn auch diesen bayrischen Prälaten an die Spitze des vatikanischen Archivs stellte. In Erinnerung daran, daß sich so mancher deutsche Bischof während des preußischen Kulturkampfes mit der Dornenkrone des Martyriums geschmückt hatte, bediente sich auch Leo XIII. reichlich der katholischen Theologen Deutschlands, um ihre geistigen Waffen dem Papsttum gegen den Liberalismus und den Fortschritt zu gute kommen zu lassen.

Erkannte aber Leo XIII. den deutschen Geist an und räumte er ihm einen bedeutenden Einfluß ein auf die vatikanischen Institute und Einrichtungen, so gewährte er doch den Deutschen keine zu hervorstechende politische Macht innerhalb der centralen Regierung der Kirche. In Berlin, in München, in Wien, in Innsbruck kämpften und kämpfen die deutschen Katholiken als festgeschlossene politische Parteien die Schlachten des Papsttums, im Kardinalskollegium dagegen war ihnen kein zu großer Einfluß gewährt. Den deutschen Katholiken war im besten Falle Gelegenheit geboten, im Vatikan ein wenig mit zu regieren, aber nicht zu herrschen. Der germanische Geist muß sich in der Herrschaft der Kirche ganz dem romanischen beugen; die Italiener führen wie einst, so auch noch jetzt das Regiment über die Deutschen. Seit fast vier Jahrhunderten, seit Papst Hadrian VI., hat ja kein Deutscher, kein Nichtitaliener überhaupt die Tiara getragen. Daß aber ein italienischer Papst sich fast ausschließlich mit italienischen Kardinälen umgiebt, ist nur allzunatürlich.

Daran hat auch das 25 Jahre lange Pontifikat Leos XIII. nichts, gar nichts geändert.





Die schlafende Schöne.

Von

F. Kuntze.

— Weimar. —

Daß Goethes bekanntes Gedicht „Der Besuch“ zu der dritten Elegie des Properz in Beziehung stehen könne, haben die alten Erklärer Viehoff und Düntzer entweder übersehen oder geleugnet und deswegen absichtlich ignorirt. Auch Loeper scheint nichts davon wissen zu wollen; in seinen Anmerkungen zu dem genannten Goethe'schen Gedichte citirt er zwar das Hirtengedicht des Longos, schweigt aber gänzlich vom Properz. Dagegen erklärt Rothstein, der neueste Herausgeber und Interpret der Propertischen Elegien, Goethes Gedicht geradezu für eine Nachahmung des römischen. Mit welchem Recht, wird sich aus der vergleichenden Betrachtung beider Gedichte ergeben.

„Wie Ariadne am Gestade von Naxos von Kummer erschöpft ruhte, als Theseus sie verlassen hatte, wie Andromeda von dem rauhen Felsen erlöst in erquickenden Schlummer gesunken war, wie die thrakische Bacchantin vom Reigentanze ermüdet am Ufer des Apidanos eingeschlafen ist,“ mit diesen drei Vergleichen wie mit einem kräftigen Auftakt beginnt Properz seine Elegie, um zu erläutern, in welcher Lage er einst seine Geliebte, die viel besungene Cynthia, gefunden habe. Auf einem Ruhebette liegend ist sie eingeschlafen, das Haupt lässig auf die Hand gestützt, in einer Haltung, die der Dichter der bekannten Statue der schlafenden Ariadne abgesehen haben mag. Er selbst kommt von mitternächtigem Gelage, noch halbberauscht, den Blumenkranz noch auf dem Kopfe, von Fackel tragenden Sklaven begleitet. Er dringt in die Wohnung des Mädchens und nähert sich dem Lager, auf dem sie liegt. Da ergreift ihn die Begierde, sie zu fassen und heiße Küsse auf ihren Mund zu drücken; aber er wagt es nicht, ihren Schlummer zu stören; denn er fürchtet die Vorwürfe der Schönen, deren

heftiges Temperament er aus Erfahrung kennt. So begnügt er sich damit, sie mit unverwandten Blicken anzuschauen, wie einst Argus die verwandelte Tochter des Inachus beobachtete. Nun nimmt er den Kranz von seinem Kopfe und setzt ihn der Schlafenden auf, er ringelt und ordnet ihr das aufgelöste Haar und legt ihr in tändelndem Spiel Früchte in die geöffnete Hand, die jedoch der Willenlosen entfallen und über den Busen des Mädchens herabrollen. Wenn sie im Traume einmal aufseufzt, erschrickt er aus Furcht, es möchte das Bild eines Fremden vor ihre Phantasie treten und sie mit aufdringlicher Zuneigung ängstigen. Endlich, als der Mond durch das gegenüber liegende Fenster scheint, schlägt die Schöne erwachend die Augen auf. Nun folgt die gefürchtete Strafrede. Aber sie ist keineswegs so herbe, wie sonst wohl. Nur sanfte Vorwürfe und Klagen, daß der Freund die harrende Geliebte so lange allein gelassen. Sie habe zuerst mit Spinnen, dann mit Gesang und Saitenspiel den Schlaf verscheucht, darauf in leisen Klagen ihrem Kummer Luft gemacht, bis sie zuletzt von Müdigkeit überwältigt eingeschlafen sei.

Ueberblickt man nun das Goethe'sche Gedicht, so springt die Aehnlichkeit der Situation in beiden Dichtungen sofort in die Augen. Der Dichter findet die Geliebte — auch hier haben wir ein erzählendes Ichgedicht — in ihrer Kammer auf dem Sopha schlafend, indem sie das Strickzeug, mit dem sie beschäftigt war, wie Cynthia mit ihrer Spindel, noch in den gefalteten Händen hält. Auch sie liegt „gefällig" „in zierlichem Schlummer" mit aufgelösten Gliedern da, wenn auch ihre Haltung eine andere ist, als die der Römerin. Wie Properz, so will auch Goethe die Schlummernde nicht wecken, wie jener sitzt er zunächst in Betrachtung versunken an ihrer Seite; und wie der römische Dichter ängstlich den Atemzügen lauscht und ihre Meinung deutet, so sucht auch Goethe in den unverstellten Zügen der Schlafenden ihre wahre Gesinnung zu lesen. Aber damit ist auch die Aehnlichkeit der beiden Dichtungen erschöpft. Schon die Motive, weshalb Beide es unterlassen, die Geliebte zu wecken, sind grundverschieden: wenn Properz die Scheltreden des leidenschaftlichen Mädchens fürchtet, wird Goethe durch die Wonne, welche die Betrachtung der Schlummernden ihm einflößt, davon abgehalten, ihre Ruhe zu stören. Das anmutige Liebesspiel des römischen Dichters fehlt in Goethes Gedicht, dafür zeichnet dieser die schöne Seele seines Mädchens, die in ihrer Haltung und auf ihrem Antlitz sich abspiegelt, mit ein paar deutlichen Strichen:

Da betrachtet ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.

Vollends verschieden ist das Finale. Bei Goethe kein Erwachen des Mädchens, kein Vorwurf, keine Klage. Nach längerer Betrachtung schleicht

der Liebende, wie er gekommen ist, leise davon, nachdem er zwei Pomeranzen und zwei Rosen auf das Tischchen neben dem Sopha gelegt hat; weiß er doch, daß die Geliebte beim Wiedersehen ihm das Opfer seiner zarten Liebe doppelt vergelten wird.

Nicht minder groß ist der Unterschied hinsichtlich der Charakteristik und der dichterischen Stimmung. Properz' Dichtung ist, wie sie vor uns liegt, ein Meisterstück realistischer Kunst. Der noch halb berauschte Liebhaber, der in tiefer Nacht bei Fackelschein in das Haus der Geliebten stürmt, das schlafende Mädchen, an dessen Seite noch Spindel und Leier liegen, das feurige Verlangen des Jünglings, sie zu wecken, das anmutige Liebesspiel, endlich das Erwachen, die Vorwürfe und Klageworte der Schönen, das Alles sind Züge. die der Wirklichkeit abgewonnen sind und sich zu einem farbenreichen, mit plastischer Deutlichkeit ausgeführten Bilde zusammenschließen. Dagegen erscheint Goethes Dichtung wie ein zierliches Pastellgemälde mit mattem Farbenton.

Und welch ein Unterschied zwischen den beiden Schläferinnen! Dort das Boudoir einer römischen Dame, einer Dame der Halbwelt zwar, die mit ungeduldiger Sehnsucht den Freund erwartet und sich bald, der Spindel überdrüssig, mit dem Vortrag erotischer Lieder die Zeit kürzt, hier ein deutsches Bürgermädchen in ihrer Kammer, mit dem Strickzeug beschäftigt, wie Klärchen von ihrem Liebhaber überrascht; die Eine, leidenschaftlicher Gemütsart und zorniger Ausbrüche fähig, wird auch im Schlaf von quälenden Vorstellungen beunruhigt, die Andere liegt in ruhigem Schlummer, ein Bild des süßesten Friedens, da. Und kaum minder groß ist der Gegensatz zwischen den beiden Liebenden. Der Eine, glühend vom Feuer der Jugend und des Weines, erhöht durch ein geschäftiges Spiel noch den Reiz, den der Anblick des schlafenden Weibes ihm gewährt, der Andere verweilt in sinnender Betrachtung und denkt an die sittlichen Vorzüge der Geliebten. Properz würde die Schlafende, wenn der Mond ihm nicht zuvorgekommen wäre, schließlich doch noch geweckt haben, Goethe verschiebt in zarter Rücksicht auf die Ruhe des Mädchens das Zusammensein auf eine gelegenere Zeit. Dazu — wieder ein bemerkenswerter Gegensatz — herrscht in dem antiken Gemälde das Helldunkel der Nacht, während der Vorgang des Goethe'schen Gedichtes am Tage oder in der Dämmerung sich abspielt. Kurz, bei Properz eine Reihe von anschaulichen Vorgängen, bei Goethe, wie so oft, Dürftigkeit der äußeren Handlung, aber Ausmalung des Zuständlichen und Entfaltung des inneren Lebens. In dem temperamentvollen Gedicht des Römers pulsirt eine kräftige, aber in keinem Ton verletzende Sinnlichkeit, in Goethes von innigem Gefühl erwärmter Darstellung wird das Erotische nur leise angedeutet. Ein Hauch zartester Empfindung liegt über dem Ganzen, ein Ton reinster Gretchenstimmung verklärt von Anfang bis zu Ende das liebliche Idyll.

Properz hat den dargestellten Vorgang ohne Zweifel erlebt, mögen auch einzelne Züge dichterische Zutat und Ausschmückung sein; was Goethes Gedicht anbetrifft, so konnte man noch vor zehn Jahren schwanken, ob es nicht blos auf innerer, sondern auch auf äußerer Wirklichkeit beruhe. Daß Goethe in seinem Verkehr mit Christiane — denn sie ist natürlich die Schlafende — was er hier ausgesprochen, wirklich gedacht und empfunden, also innerlich erlebt hat, das konnte von jeher nicht zweifelhaft sein; eine andere Frage war, ob auch ein äußerer Vorgang von der Art des geschilderten wirklich stattgefunden hat. Man konnte immerhin annehmen, daß Goethe, angeregt durch die Lektüre der Propertischen Elegie, sich deren Grundgedanken und einige Nebenmotive angeeignet und diese mit seinen eignen Erfahrungen und innerlichen Erlebnissen verschmolzen und zum Kunstwerk geläutert habe. Nun aber ist diese Frage völlig geklärt. Seit im Goethejahrbuch 1894 die Bleistiftskizze veröffentlicht ist, durch welche von Goethes eigner Hand Christiane, wie sie schlafend auf dem Sopha liegt, gezeichnet ist, wissen wir, daß Goethes Gedicht auf dem Grunde eines äußeren Vorganges entsprungen ist. In halb sitzender Stellung, die Füße am Boden, hat die Schlafende die rechte Seite des auch aus der vierten römischen Elegie bekannten charakteristischen Lockenkopfes gegen das Polster gelehnt, aber so, daß auch von dieser noch das Auge und ein Teil der Wange sichtbar ist. Der rechte Arm ist durch den Körper verdeckt, während der linke, unbekleidet, ein wenig gebogen, lässig zur Seite herabhängt. So flüchtig die Skizze auch hingeworfen ist, sie hat einen intimen Reiz. Nicht so deutlich spricht sie zu uns, wie Goethes lyrische Ergüsse, aber es ist doch in diesen dunklen Federstrichen ein voller Strahl aus Goethes Geistes- und Gemütswelt latent, den wir durch die Betrachtung zu neuem Leben entbinden und in sein Farbenspiel auflösen können.

Was aber hier die Hauptsache ist, es wäre, — so scheint es — nun klar, daß das Gedicht, von dem wir hier reden, wenn es auch in einzelnen leicht erkennbaren Zügen von der Skizze abweicht, unabhängig von einem fremden Vorbilde, sammt allen Blättern und Blüten auf Goethes ureignem Boden gewachsen ist. Vielleicht ist es so, vielleicht aber auch nicht. Ausgeschlossen ist es nach der obigen Darlegung keineswegs, daß trotzdem Properz an der Konception wie an der Ausführung des Gedichtes seinen bescheidenen Anteil hat. Wäre es nicht denkbar, daß das Strickzeug, die Betrachtung der Schlafenden, die Früchte mehr oder weniger leicht umgebogene Motive aus der römischen Dichtung sind? Beweisbar ist freilich weder die eine noch die andere Möglichkeit, die Entscheidung darüber, welcher von beiden man den Vorzug geben will, fällt in letzter Instanz dem Gefühl zu. Aber das ist keine Frage: eine N a c h a h m u n g der römischen Elegie ist das Goethe'sche Gedicht nicht, aber ein Gegenstück dazu ist es, mag es nun, wie uns scheinen will, als solches gedacht und beabsichtigt sein, oder sich unbewußt dazu gestaltet haben.

Es giebt aber auch noch ein drittes, weniger bekanntes, aber beachtenswertes Gedicht, worin der gleiche Vorwurf, und zwar unter dem nachweisbaren Einfluß des Properz, behandelt ist. Es ist von dem Anakreontiker Götz (1721—1781) und trägt die bezeichnende Ueberschrift „Die schlafende Schöne". Auch Götz hat die Form der Icherzählung angewandt, aber die Scene gänzlich verändert. Unter einer Myrtenlaube, die geziert als Tempel des Harpokrates — das ist der Gott des Schweigens — bezeichnet wird, findet der Dichter die Oronte, nachdem ihr „Morpheus Schlummerkörner auf die müden Augenlider gestreut hat".

> Wie in Ennas blühendem Tale
> Die junge Proserpina
> Müde jungfräulicher Spiele
> Auf Blumen ruhte, lag sie
> Auf einem Bette von Rosen.
> Die Bürger der Zweige
> Unbeweglich in den Nestern
> Schonten ihrer Ruhe
> Und unterbrachen den Waldgesang.

Nun naht sich der Ankömmling ohne Furcht, ihre Reize zu betrachten. Dann heißt es weiter:

> Bald hob ich von meiner Stirne
> Das leichte Blumenkränzchen
> Und setzt' es leise der ihrigen auf,
> Bald legt' ich einen Purpurpfirsich
> Ihr in die hohle Hand.
> Bald warf ich ihr auf den Busen
> Ein süß duftendes Rosenblatt
> Und überließ mich ganz meiner Sinne Bezauberung.

Es folgt eine erotische Schilderung der Reize der Schönen, auf denen die Augen des Nahenden ruhten wie des Argus hundert Augen auf jene Io sich hefteten, und die Schilderung schließt:

> Flora, sagt ich, holde Gemahlin Favons,
> Hast Du in Deinem Körbchen
> Junge Lilien oder Rosenknöpfe
> Frischer als sie hier sind?

Darauf bittet der Dichter die weise Pallas, ihn mit ihrer Aegide zu schützen oder den Busen der Schönen, der sich von dem leichten Silberflor, der ihn Anfangs bedeckte, losgemacht hat, wieder zu verhüllen. Aber Pallas erhört ihn nicht, weil sie fern von ihrem Cekropischen Heiligtum in Argos sich durch ein kühlendes Bad in den Wellen des Inachus erfrischt. Aber Amor erhört ihn. Auf dem Busen der Schönen sitzend wie auf einem Throne von Alabaster schießt er flammende Pfeile in das Herz des neugierigen Beobachters.

Geh, sprach er, Sohn der weisen Athenäa,
Geh und sei weniger kühn.
Du weißt so viel und weißt noch nicht,
Daß, wenn eine Schöne schläft,
Doch Amor immer noch wacht.

Man sieht, das Gedicht entfernt sich eben so weit von seiner Vorlage als das Goethe'sche, ja man würde kaum erkennen, daß Properz benützt ist, wenn nicht das Liebesspiel und die Erwähnung der Argusaugen direkt auf die Quelle hinwiese. Die Schlafende ist hier nicht wie bei Properz und Goethe die Geliebte des Dichters, sondern höchstens eine Bekannte, erst der Anblick ihrer Reize versetzt sein Blut in Wallung und flößt ihm zärtliche Gefühle ein. Statt der bewegten Handlung des Properz haben wir hier, wenn wir von der kurzen Episode des Liebesspieles absehen, wie bei Goethe die Ausmalung des geschauten Bildes, die sich jedoch auf die Schilderung der äußeren Reize und ihre Wirkung auf die Phantasie beschränkt. Das Finale endlich, das bei Properz wie bei Goethe so sinnreich ist, besteht in einer ziemlich spitzfindigen Sentenz, die uns nur erwarten läßt, daß ihr Empfänger ohne ein sonderliches Dankgefühl für die Belehrung halb unruhig, halb verlegen abzieht.

Was aber das Gedicht besonders interessant macht, das ist — zum Teil schon angedeutet — die Umsetzung der antiken Vorlage in die anakreontische Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts. Man muß es zugeben, das Gedicht ist in seiner Weise zierlich angelegt und durchgeführt; aber die Zierlichkeit ist bereits zur Geziertheit gesteigert. Das gilt nicht nur von dem Gesammtton, sondern auch von den besonderen dichterischen Ornamenten, den Redewendungen und Ausdrücken. Die Kränze des Properz werden zu leichten Blumenkränzchen, die Myrtenlaube wird bezeichnet als Tempel des Harpokrates, die Vögel heißen die Bürger der Zweige. Nur einmal hat der Dichter einen guten Griff getan, da er statt der schlafenden Heroinen der Vorlage die Proserpina einführt, nicht als ob diese dem modernen Leser wesentlich näher stünde als die genannten, sondern weil die Phantasie von der Myrtenlaube und dem Blumenlager der Oronte leichter zu dem Blumenflor von Enna und der dort Blumen pflückenden Tochter der Ceres schweift als zu dem öden Strande, der rauhen Klippe, den steilen Höhen, wo jene sich dem Schlummer überlassen haben. Aber in die anakreontische Stimmung paßt auch dies wie alles Andere. Man überfliege nur das Gedicht, da erkennt man in der Myrtenlaube, dem Veilchen- und Rosenbett, den Lilien- und Rosenknospen, dem durchsichtigen Silberflor des Gewandes, dem Thron von Alabaster, den Vertretern der hohen und der niederen Götterwelt sofort die Requisiten und Schmuckstücke, mit denen die Anakreontiker ihr Gebilde auszustatten liebten. Dazu kommt eine Erotik, welche die frische Sinnlichkeit des Properz weit hinter sich läßt und bereits an's Lüsterne streift, ja wie manches Andere des Gedichtes ein wenig an die übel berufene Manier des sogenannten Marinismus erinnert.

Und dazu stimmt auch, daß während Properz' und Goethes Gedichte auf Erlebnissen beruhen, die Verse des Anakreontikers keine Spur eines erlebten Vorganges aufweisen. Wie schon das Bett von Rosen und Myrten gegen alle Wahrscheinlichkeit verstößt, so weiß man auch nicht, wie der Dichter zu dem Blumenkranz kommt, der ihn schmückt, was er überhaupt in dem Garten und in der Laube zu suchen hat. Ja statt des Dichters könnte jeder beliebige Seladon auftreten, so wenig hat er seine Persönlichkeit in's Licht gestellt, nur mit der gezierten Bezeichnung „Sohn der Athenäa" weist er flüchtig auf seinen Poetenlorbeer hin. Das ganze Gedicht ist eine Parodie der Propertischen Vorlage: was dem Römer direkt entlehnt ist, ist in mehr oder minder glücklicher Weise verzierlicht, die eigenen Zutaten bestehen meist in künstlicher Mache und ausgeklügelten Schnörkeln; Lebenswahrheit vermissen wir ganz. Aber das ist so recht die Weise der Anakreontik, bei deren Vertretern gewöhnlich eine tiefe Kluft zwischen Leben und Dichtung gähnt, so daß mehr als einer den Satz des römischen Dichters: Vita verecunda est, Musa iocosa mihi auf sich angewendet haben mag.

Die drei Gedichte sind von typischer Bedeutung für ihre Zeit und ihre Verfasser, und es ist lehrreich, sie im Ganzen und in den Einzelheiten zu vergleichen. Um jedoch nicht Gesagtes zu wiederholen, sei hier nur noch Folgendes bemerkt: Neben der temperamentvollen römischen Halbweltsdame und dem bescheidenen Bürgermädchen des Goethe'schen Gedichtes sehen wir in der Darstellung des Anakreontikers eine französisch aufgeputzte Kokette, von der wir weiter nichts erfahren, als daß sie hohe körperliche Reize besitzt. Warmes, südliches Kolorit herrscht in der Vorlage des Römers, als Gretchenstimmung haben wir den Ton bezeichnet, der für Goethes Gemälde charakteristisch ist, und in Goetzens leichten, tändelnden Versen finden wir die echte Rokokostimmung mit allem Zierrat und Firniß. Sehen wir uns aber nach Malern um, welche die von Dichterhand dargestellten Scenen mit dem Pinsel hätten festhalten und dem Sinne der Vorlagen entsprechend wiedergeben können, so denken wir bei der Elegie des Properz unwillkürlich an Tizian, bei Goethes Stillleben an einen der bekannten Niederländer, bei Goetzens Anakreonteum an die Meister der Rokokokunst, an Watteau oder Boucher.

Das Thema ist auch sonst im 18. Jahrhundert behandelt worden. Am bekanntesten ist Klopstocks von Schubert in Musik gesetzte kleine Ode „das Rosenband", auf die hier nur verwiesen sei. Auch Vater Gleim läßt manchmal eine seiner Schäferinnen schlummern. Drei kleine etwas spitzfindige Strophen hat Hagedorn an eine „Schläferin" gerichtet. Eine andere Schläferin wird in den Bremer Beiträgen (II. S. 80) von einem Ungenannten — es ist nach Schüddekopfs gegründeter Vermutung Adolf Schlegel — in recht mäßigen Versen anakreontischen Stiles angesungen. Die Schöne soll — das ist der Wunsch des Dichters — sich im Traume nach Küssen sehnen, durch den ersehnten Kuß erweckt werden „und freundlich sagen, wer sie küßt". Gerstenberg ferner will in einer seiner Tändeleien — einem echten ἐρωτοπαίγνιον

— seiner schlummernden Schönen einen Altar bauen und Weihrauch darauf streuen. Er achtet sie einer Göttin gleich und sieht bänglichen Herzens dem Augenblick entgegen, wo sie erwacht und mit freundlich lächelnden Wangen ihn ansieht.

Armes Herz, wie wird dir's gehn!
O wie schlummert sie so schön!

Zu diesen gesellt sich noch Boie mit drei Strophen, die mehr Beachtung verdienen als die eben angeführten und deshalb hierhergesetzt werden sollen:

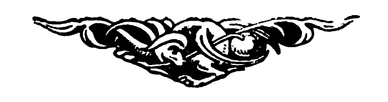
Im Gelispel atmet, Flöten,
Leis entschlummert sinkt das Haupt
Meiner Freundin, das zu röten
Sich ein süßer Traum erlaubt
Und von Maienlicht umfächelt
Liebe hauchet, Liebe lächelt.

Blumen sind dem prallen Moose,
Das sie wieget, eingestickt,
Ueber ihr hängt eine Rose,
Die verschämt am Stocke nickt.
Und den Balsam rings ergießen
Lüfte, die sie sanft umfließen:

Ihr gelagert gegenüber
Wagt mein Odem keinen Zug.
Kalt und glühend als im Fieber
Hemm' ich meines Seufzers Flug.
Wenn der Traum, der sie umschwebet,
Nur kein fremdes Bild belebet!

Die Situation ist hier ähnlich wie bei Götz, aber doch wesentlich modificirt und natürlicher. Die letzte Strophe klingt leise, aber doch vernehmlich an die Elegie des Properz an. Ein Rest von Anakreontik und Rokokostimmung charakterisirt auch diese leicht fließenden Verse. Erlebt ist das Gedicht ebensowenig wie das von Götz, es ist wie dieses ein Produkt dichterischer Reflexion, aber in seiner zierlichen Ausführung eine hübsche Probe der Kleinkunst, die sich auch neben den entsprechenden Dichtungen des Properz und Goethe wenigstens sehen lassen kann.

Es mag noch andere Gedichte gleichen Inhalts geben. Das Thema war im 18. Jahrhundert offenbar beliebt. Aber es kommt hier nicht darauf an, die Liste zu vervollständigen; neue Gesichtspunkte würden sich auch aus der Erweiterung schwerlich ergeben.





Eine Heilanstalt zur Zeit Ludwigs des Frommen.

Von

Ernst v. Sommerfeld.

— Görlitz. —

Das Zeitalter des Dampfes hat auch auf dem Gebiete der Heilkunde in den allenthalben wie Pilze aus der Erde aufschießenden Heilanstalten eine neue Erscheinung hervorgerufen. Indeß auch für sie gilt das Wort Ben Akibas, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Schon das früheste Mittelalter besaß ähnliche bei allen Verschiedenheiten auf denselben Grundsätzen beruhende Einrichtungen.

Von den ersten Anfängen der durch die Völkerwanderung auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft entstandenen Staatenbildungen an war die Gottesgelahrtheit der Ausgangspunkt und die Trägerin aller geistigen Regungen. Sie nahm daher auch von der Heilkunde Besitz. Wie auf allen übrigen Gebieten vertraute sie auch hierbei nicht auf menschliche Geschicklichkeit, sondern auf den Beistand des Himmels. Sie suchte mithin auch ihre Aerzte nicht unter den Menschen, sondern unter den Bewohnern des letzteren und zwar unter den Heiligen. Bei ihnen, die während ihres Erdenlebens mit allen menschlichen Gebrechen umgeben gewesen waren, war das größte Verständniß und Mitgefühl für irdische Leiden vorauszusetzen. Freilich sollten nach der kirchlichen Lehre die Heiligen anfänglich einem höheren Zwecke dienen. Sie sollten als Fürsprecher der ihre Vermittelung erflehenden Menschen bei Gott zur Vergebung der Sünden und zur Gewährung der ewigen Seligkeit dienen. Aber das Hemd war näher als der Rock, die gegenwärtige irdische Not drückte schwerer als die zukünftige Verdammniß im Jenseits. Die Heiligen wurden daher in allen Bedrängnissen dieses Lebens, vornehmlich bei Krankheiten, um Beistand angegangen.

Die Heiligen leisteten dem an sie ergangenen Rufe willige Folge. Zunächst erwies sich indeß das ungeheure Gebiet der menschlichen Bedürftigkeit für die Kraft des Einzelnen zu umfangreich. Die Heiligen teilten sich

daher in die Arbeit. Die einen übernahmen den Schutz ganzer Landstriche oder ganzer Berufsklassen z. B. der Soldaten und Schiffer, andere die Beschirmung vor bestimmten Gefahren, wie Feuer- und Wassersnot, andere endlich die Heilung von Krankheiten und Gebrechen. Hier aber trat ganz wie bei der neueren Medicin eine weitere Teilung ein. Die Heiligen bildeten sich zu Specialisten für gesonderte Krankheitsgruppen aus.

Andererseits legten sich die Heiligen bei ihrer Tätigkeit örtliche Beschränkungen auf. Nicht überall, sondern nur an den Orten ihrer Reliquien gewährten sie Schutz und Beistand, jedoch auch in dieser Beziehung in sehr entgegenkommender Weise.

Ihre leiblichen Ueberreste konnten in ihrer Gesammtheit doch nur an einem Orte aufbewahrt werden. Bei der Schwierigkeit des Reisens waren sie daher nur für den geringsten Teil der leidenden auf ihre Specialität angewiesenen Menschheit erreichbar. Die Heiligen gestatteten daher zunächst eine Teilung ihrer Gebeine. Als selbst damit das stets wachsende Bedürfniß nicht befriedigt werden konnte, übertrugen sie die Reliquien-Eigenschaft auch auf andere mit ihnen bei Lebzeiten oder nach ihrem Tode in Berührung getretene Gegenstände, wie ihre Kleider und Waffen, ihre Marterwerkzeuge, Leichentücher, das Oel aus der Lampe ihrer Grabkapellen u. s. w. Schließlich brauchten die Beziehungen nur ganz vorübergehender zufälliger Natur, ja geradezu mit den Haaren herbeigezogen zu sein.

Die Aufbewahrung der Reliquien mußte in den Gotteshäusern oder in Hausaltären an geweihter Stätte stattfinden. Nur in kleinen Partikelchen konnten sie nach besonderer Weihe als Amulette am Körper getragen werden. Dem Principe nach übten die Heiligen ihre helfende Tätigkeit in Gegenwart jeder noch so geringwertigen Reliquie aus, in der Praxis aber bevorzugten sie doch einzelne ihnen besonders zusagende Oertlichkeiten. Diese wurden dann die Brennpunkte zahlloser Wallfahrten, deren Kirchen und Umgebungen zu den Eingangs genannten Heilanstalten.

Eine Schrift Einhards, — die Ueberführung der Gebeine der heiligen Petrus und Marcellinus — giebt nun ebenso umfassende wie unterhaltende Aufschlüsse über die Zustände einer solchen Wallfahrts- und Heilstätte zur Zeit Ludwigs des Frommen. Der durch seine sagenhafte Liebe zu Karls des Großen angeblicher Tochter Imma zu den berühmten Liebespaaren zählende Verfasser war in Wahrheit der vertraute Freund und Bautenminister Karls des Großen und der uneigennützige Ratgeber seines Sohnes und Nachfolgers, eine der edelsten Erscheinungen seiner Zeit. Auf der Höhe der Wissenschaft stehend, verband er staatsmännischen Blick und Kunstverständniß mit einer geradezu kindlichen Frömmigkeit und einem warmen Herzen für die Not seiner Mitmenschen.

Auf dem ihm von Ludwig dem Frommen in dem lieblichen Mümling-Thale geschenkten Ruhesitze zu Michelstadt im Odenwalde hatte er 827 eine kleine, einfache, aber künstlerisch gediegene Kirche vollendet und für dieselbe

auf einem recht fragwürdigen Wege die Reliquien der heiligen Petrus und Marcellinus aus Rom erlangt. Einhard befand sich hierbei zwischen zwei Stühlen in übler Lage. Auf der einen Seite verlangten die kanonischen Satzungen bei jeder Kirche als unerläßliche Bedingung für die Weihe den Besitz von Reliquien. Andererseits waren heilige Gebeine — und solche wertvollsten Reliquien entsprachen allein Einhards persönlicher Bedeutung — nur aus den Katakomben Roms zu erhalten. Aber Rom wachte mit der Habsucht des vollendeten Geizhalses über die dort aufgespeicherten Schätze. Mit Hilfe eines käuflichen römischen Diakonus gelangte daher Einhard nur durch ganz gewöhnlichen Kirchenraub in den Besitz der in dem coemeterium ad duas lauros vor dem Labicanischen Tore zu Rom schlummernden Gebeine des in der Diokletianischen Christenverfolgung getöteten Presbyters Marcellinus und des Exorcisten Petrus. Einhard hatte diese unrühmliche Handlung seinem zur Besorgung von Reliquien nach Rom entsendeten Geheimschreiber Ratleich nicht von vorherein aufgetragen. Indeß die Entwendung war geglückt, sie lag also in der ausdrücklichen Willensbestimmung der beiden Heiligen.

Jedoch weder Michelstadt noch die dortige Kirche war der Ort ihrer Wahl. Wie sich später herausstellte, befaßten sich die beiden Märtyrer mit Krankenheilungen. Nun lag Michelstadt für die Zwecke einer Heilanstalt sehr ungünstig mitten in dem unwirtlichen Waldgebirge des Odenwaldes. Nur von Norden her führte das Flußtal aufwärts eine leidlich bequeme Straße. Gerade von der am dichtesten bevölkerten Rheinebene führte der Weg bergauf und bergab über das ganze ungangbare Gebirge. Auf eine ausgebreitete Praxis war also hier nicht zu rechnen. Durch Wunder und Traumgesichter verlangten daher die beiden Heiligen ihre alsbaldige Ueberführung nach dem andern von Kaiser Ludwig an Einhard geschenkten Gute Ober-Mulinheim, heute Seligenstadt, am Main. Dieses lag mitten in der überall zugänglichen Flußebene und bot außerdem die für Kranke besonders wohltuende Wasserverbindung auf Rhein und Main dar.

Schweren Herzens trennte sich Einhard von dem ihm an's Herz gewachsenen Michelstadt. Aber das Gebot seiner Heiligen stand ihm höher. Der neue, vor der Hand unbedeutende Ort besaß zwar eine steinerne Kirche, aber Einhard machte sich sofort an die Erbauung einer großräumigen, seines kostbaren Schatzes würdigen Kirche. In einem wertvollen Schrein unter einem mit seidenen Tüchern behängten Baldachin fand derselbe in der Apsis neben dem Altar seinen Platz.

Die Darstellung des Kurlebens zu Ober-Mulinheim kann sich nun völlig den gebräuchlichen Kapiteln in den Prospekten der heutigen Heilanstalten anschließen: Reisegelegenheit, zur Heilung gelangende Krankheiten, Heilmittel, Unterkunft, Honorar, Vergnügungen u. s. w.

Den Kranken standen freilich nicht die bequemen Polster in den durchgehenden Schnellzugswagen zur Verfügung. Wohl dem, der die sanft

dahingleitenden Bewegungen eines Rhein- oder Mainschiffes stromauf benutzen konnte. Die Landstraßen befanden sich dagegen in einer üblen Verfassung. Anhaltendes Regenwetter riß tiefe Löcher und ließ umfangreiche Pfützen zurück. Ueber die Wasserläufe führten nur in der Nähe großer Städte Brücken. Tagelang waren die Wege überhaupt unbrauchbar.

Zwar gab es vier- und zweirädrige Wagen, aber keine Feder minderte die Stöße der holprigen Wagenspur. Zudem dienten die Wagen ausschließlich dem Frachtverkehr, die Reisenden benutzten Reitpferde, Esel oder Maultiere. Auch auf sie hockte sich wohl oder übel die Mehrzahl der Kranken. Die Mittellosen kamen, allenfalls auf eine barmherzige Schulter gestützt, zu Fuß, die Mutterliebe trug sogar ihre kranke Tochter auf dem Rücken herbei. Nur für ganz kurze Strecken half die Wohltat der Tragbahre aus. Und trotz aller dieser Beschwerden schleppte die Liebe der Angehörigen die Kranken von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort in der Hoffnung, doch endlich vor die richtige Schmiede zu kommen. Auch wurden die weitesten Reisen unternommen. Nach Seligenstadt kamen Kranke aus Köln und Lüttich, aus der Gegend nördlich von Rheims, aus dem Aargau in der Schweiz und schließlich sogar aus dem südwestlichen Zipfel von Frankreich und aus England.

Uebel vor allen Dingen stand es auf der Reise mit dem Nachtquartier. Herbergen lagen nur an der großen Heerstraße, zum Teil indeß nur für die Beamten des Staates und der Kirche bestimmt. Gegen Geld und gute Worte tat sich wohl manche private Tür auf, aber wie viel Reisende jener Zeit besaßen einen gut gefüllten Beutel. Zwar betonte die Kirche die guten Werke und obenan die Wohltätigkeit und Barmherzigkeit. Aber auf allen Landstraßen bewegte sich eine wahre Landplage von Boten, Bettlern und Pilgern, darunter eine beträchtliche Anzahl der dunkelsten Ehrenmänner. Ueble Erfahrungen mußten die Anwohner mißtrauisch und hartherzig machen.

Nur eine gute, im grellen Gegensatz gegen das spätere Mittelalter stehende Erscheinung überrascht: Totschlag, Körperverletzung und Raub kannte dank der Nachwirkung von Karls des Großen straffem Regiment die Landstraße nicht.

Wie die Mehrzahl der heutigen Kurhäuser war Seligenstadt eine Nervenheilanstalt. In weiser Beschränkung hatten sich die beiden Heiligen sogar nur zwei Einzelheiten aus dem Gebiete der kranken Nerven ausgesucht, einmal die Sinnesstörungen der Blindheit, Taubheit und Taubstummheit und sodann Lähmungen, Verkrümmungen und krampfartige Zustände. Im Besitz des gesammten medicinischen Heilschatzes nahmen sie jedoch wie die heutigen Specialisten gelegentlich auch andere Patienten in Behandlung. So kamen Fälle von Geisteskrankheit, Besessenheit, Fieber, Herzschwäche, allgemeinem Kräfteverfall und eines Zahngeschwürs mit geschwollener Backe zur Heilung. Höchst drollig ist die Krankheitsgeschichte einer Bäuerin aus Ursel bei Frankfurt a. M. Das Landvolk hatte die Gewohnheit, früh

Morgens sich im Bette zu recken und zu strecken, auch die Kinnbackenmuskeln durch Aufreißen und Schließen des Mundes geschmeidig zu machen. Dabei hatte die arme Frau des Guten zu viel getan, der Mund war ihr mit verrenktem Kinnbacken stehen geblieben. Vergeblich versuchten die Gevatterinnen und weisen Frauen ihre Hausmittelchen und Sympathien-Sprüchlein, einzelne machten durch ungeschickte Handgriffe und Massage das Uebel noch schlimmer.

Die Mehrzahl der Kuren glückte, selbst solche, bei denen die Kraft anderer Heiliger bereits versagt hatte. Ebensowenig blieb den Heiligen aber die trübe Erfahrung wirkungsloser Behandlung erspart, sobald das Leiden nicht auf nervösem Boden entstanden war. Ein Erfolg suchte geradezu seines Gleichen. Der taubstumme Knabe Prosper erhielt zunächst das Gehör und verstand die barbarische Landessprache. Später noch mit der Gabe der Rede beschenkt, verstand und sprach er nur Lateinisch.

Das Heer der Nervenleiden galt bisher als die Begleit- und Folgeerscheinung des heutigen auf's Heftigste gesteigerten Kampfes um das Dasein. Die Fülle und die schreckliche Gestaltung der von Einhard mitgeteilten Krankheitsfälle wirft diese Ansicht über den Haufen. Das Gesetz des steten Ausgleichs tritt hierbei klar zu Tage. Alle auf die Gesundheit und Lebensdauer übermäßig einwirkenden Verhältnisse werden durch gegenteilige günstige Bedingungen im Schach gehalten. Das heutige hochentwickelte Kulturleben stellt unendlich größere Ansprüche an die Spannkraft des Körpers und seiner Nerven. Dafür hat der in die Schranken geforderte Geist weitgehende vorbeugende Schutzmaßregeln und Heilmittel gefunden. Im Naturzustande ist der Mensch dagegen den eigenen Gebrechen und der Unbill der Natur hilflos preisgegeben.

Zu Einhards Zeiten kam Blindheit in einer Gott sei Dank nicht mehr bekannten Zahl vor. Alle Arten von Krücken, auch kurze zur Fortbewegung auf den Knien, waren bekannt. Bucklige Verkrümmungen des Rückgrates wechselten mit völliger Bewegungslosigkeit ab. Eine achtzigjährige Frau bewegte sich die größere Hälfte ihres Lebens wie ein Vierfüßler auf Händen und Knien, eine andere Frau mit steif nach vorn gestreckten Beinen nur auf den Händen fort. Einem Knaben war der Kopf bis auf die Knie herabgezogen, einem andern nur bis auf die Brust. Die regungslose Masse eines Kranken mußte getragen werden, der andere Unglückliche mußte sich für einen zu erhaschenden Blick auf den Himmel auf den Rücken legen. Paralytisches Zucken des ganzen Körpers ließ nicht einmal den Arm für das Essen frei. Einem Feldarbeiter kreiste zur Strafe für das Abmähen von Getreide am Sonntag der Arm wie ein Windmühlenflügel stetig um die Schulter. Dazu die häufige Verbindung von Krämpfen und Verwachsungen mit Blindheit oder Taubheit.

In Bezug auf Kürze und Einfachheit des Heilverfahrens waren die himmlischen Aerzte freilich ihren irdischen Kollegen weit überlegen. Keine

Sprechstunden, keine langen Auseinandersetzungen der Leidensgeschichten, kein Beklopfen und Behorchen, keine Bäder, keine Massage und Elektricität oder gar eine Operation. Nur schmerzlos gehen die Heiligen nicht immer vor. Sobald der Kranke mit kindlichem Vertrauen vor dem Reliquienschrein, in demutsvoller Bescheidenheit selbst vor der Kirchentür niederkniete, sobald seinen Lippen die inbrünstige Bitte: „heiliger Petrus und Marcellinus erbarmt Euch meiner" entfloh, begann der zur sofortigen Beendigung gelangende Heilungsproceß. Der Urseler Bauersfrau schloß sich sogar der Mund, als sie auf dem Hinwege zur Kirche ihre Blicke zu dem sichtbar werdenden Kirchturm erhob. Selbst noch weiter bis zu dem vor der Stadt gelegenen Kirchhofe und über Berg und Tal hinweg von Michelstadt bis Ober-Mulinheim reichte einmal die hilfreiche Hand der Heiligen.

So schnellen Kaufes wie die Bäuerin kam indeß nur die glückliche Minderheit davon. Fast typisch verlief die Kur, und zwar bei Blinden wie Lahmen gleichmäßig, nur unter öfterem Fehlen des einen oder anderen Merkmales, folgendermaßen:

Mit lautem angsterfülltem Aufschrei oder mit einem krampfhaften Sprunge in die Höhe brachen die Kranken ohnmächtig zusammen oder wurden unter gewaltiger Erschütterung des ganzen Körpers von unsichtbarer Gewalt zu Boden geworfen. Blut und Eiter strömte aus Mund und Nase, selbst aus den gelähmten Gliedmaßen hervor, und Schweiß bedeckte den ganzen Körper. Visionäre Gestalten stießen einen Dolch in den Nacken oder dehnten und reckten von den Füßen und Schultern aus gewaltsam den verkrümmten Körper. Schnarchendes Röcheln wurde hörbar. Schließlich wurden die Kranken mit Wasser zum Bewußtsein gebracht oder zur Hebung der Kräfte gestärkt. Dieses Heilverfahren genügte bei den schwersten und seit Jahrzehnten bestehenden Leiden. Nur vereinzelt ließen sich die Heiligen erst durch mehrtägigen oder gar mehrmonatlichen Kirchenbesuch erweichen. In tiefster Niedergeschlagenheit reiste nach zwei Monaten eine entsetzlich verkrümmte Frau aus Köln nach Mainz zum heiligen Alban ab — gleichfalls vergeblich. Bei ihrer Rückkehr nach Seligenstadt rührte endlich ihr unbegrenztes Vertrauen die Heiligen.

An den sonstigen Heilstätten war allenthalben das Verfahren im Schwunge, daß die Kranken knieend oder auf ihrer Tragbahre mit der vereinten Priesterschaft die ganze Nacht im Gebet vor dem Reliquienbehältnisse zubrachten. Die mitleidigen Seligenstadter Heiligen sahen von dieser aufreibenden Anstrengung ab. Die wenigen vorkommenden Fälle waren mehr freiwillig wie gefordert.

Den Zustand der Bewußtlosigkeit benutzten die Heiligen auch zu anderweiten Eröffnungen, erlebten aber dabei die entmutigende Enttäuschung, daß ein Taubstummer über Nacht in der Freude über die eigene Genesung die zum Wohle Anderer mitgeteilten Verhaltungsmaßregeln vergaß.

Die Behandlung Geisteskranker trug bereits die grausamen Züge des bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts herrschenden Zwangsverfahrens. Bei einem im Kloster Hornbach bei Zweibrücken erzogenen geisteskranken Presbyter waren sowohl die Arzeneien der dortigen Mönche wie ein viertägiger Aufenthalt in der Seligenstadter Kirche vor den heiligen Gebeinen vergeblich geblieben. In die Zelle seines geistlichen Wärters überbracht, ging er in einem Tobsuchtsanfall mit einem Messer auf seinen leiblichen Bruder los. Ohne die geringste Drehungsfähigkeit nach rechts oder links, wurde er deshalb mit eisernen Ketten während der Nacht bewegungslos auf dem Rücken auf die Lagerstätte gefesselt. Nun erst legten sich die Heiligen in's Mittel. Der Kranke verfiel in tiefen Schlaf. Beim ersten Hahnenschrei gesund und seiner Fesseln entledigt aufgewacht, pries er sofort mit laut gesungenen Psalmen und Hymnen Gottes Güte. Nicht seine erschrockenen, eine Verstellung argwöhnenden Brüder, sondern erst die durch den Gesang aus ihren Zellen herbeigeeilten Mönche wagten die Oeffnung der Türe. Als ein Zeichen ihres persönlichen Eingreifens hatten die Heiligen den auf dem Fußboden liegenden Ketten ihre ursprünglichen Verschlingungen und Knoten gelassen. Gelegentlich ließen die Heiligen auch wohl zu dem gleichen Zweck bei Gelegenheit der Heilung den kostbarsten Wohlgeruch aus ihren Gebeinen entströmen.

Die unsauberen Geister der Besessenen geben höchst redselig Aufschluß über die Verhältnisse in der Hölle. Der eine hatte seine langjährige Anstellung als Türhüter daselbst aufgegeben und zog nun mit elf Gesellen seit mehreren Jahren das fränkische Reich mit Mißwuchs, Krankheiten und Seuchen zur Strafe für die Missetaten von Hoch und Niedrig heimsuchend umher. Der andere, ein wegen Hochmut vertriebener Engel, hatte Christi Höllenfahrt und mit ohnmächtigem Neide dem Märtyrertode der Heiligen Portus und Hyacinthus beigewohnt. Im letzten Falle war die Besessenheit durch einen höllischen Eindringling recht klar. Bald flehte die Frau mit ihrer eigenen Stimme die Heiligen um Erbarmen an, bald drohte der unsaubere Geist mit tiefster männlicher Stimme der Unglücklichen bei seiner Ausfahrt gewaltige Qualen und einen bleibenden Denkzettel an. Aber die größere Macht der Heiligen zwang ihn doch schließlich zur glimpflichen Aufgabe seiner langjährigen Behausung.

Bei den das Seelenleben in Mitleidenschaft ziehenden Nervenleiden trägt zur Heilung oder Linderung oft weniger die körperliche Behandlung wie der psychische Einfluß der machtvollen Persönlichkeit des Arztes bei. Willensschwache Frauen fühlen eine Erleichterung nur in dessen Gegenwart und nehmen daher in seiner Umgebung ihren ständigen Aufenthalt. So auch damals. Vor den in der Heimat in aller Stärke wiederkehrenden Leiden kehrte eine Nonne nach Seligenstadt zurück, widmete aber in anerkennenswerter Weise nach Erbauung eines kleinen Häuschens ihre Kräfte dem Wohle der heilungsuchenden Kranken. Die Hausdamen der heutigen Sanatorien sind häufig solche hängen gebliebenen Patienten.

In Bezug auf ihr Honorar gaben die Heiligen ein rührendes Beispiel von Selbstlosigkeit. Sie begnügten sich mit dem Bewußtsein der guten Tat. Die Kranken sollten durch die Wiedergenesung zu innigerer Frömmigkeit gegen Gott hingeführt werden. Nur ein einziges Mal bedingten sie sich vorher eine Wachskerze im Werte von vier Denaren aus. Wie bescheiden gegenüber den Anforderungen unserer heutigen ärztlichen Größen.

Nicht mit der gleichen Befriedigung ruht der Blick auf den Geheilten selbst. Nicht alle gehörten den besitzlosen Klassen an. Alle hatten Ursache und viele die Mittel, ihre Dankbarkeit durch freiwillige Stiftungen für die Kirche und ihre Heiligen in die Tat umzusetzen. Indeß nur die Bettler erhielten Almosen. Ihren heiligen Wohltätern gegenüber begnügten sich die Genesenen mit überschwänglichen, aber kostenlosen Lobpreisungen. Nicht einmal das sonst übliche Aufhängen von wächsernen Abbildungen der geheilten Gliedmaßen fand statt. Nur das Schärflein der Wittwe fehlte nicht. Jene treue, ihre Tochter auf den Schultern herantragende Mutter spendete eine Wachskerze von „winziger“ Größe. Der Hausbesitzer Willibertus aus Seligenstadt allein machte eine rühmliche Ausnahme. Angesichts des Todes, bei einem plötzlichen Zusammenbruch aller Kräfte, hatte er sein ganzes Vermögen zu wohltätigen Stiftungen vermacht. Nur ein Schwein war dabei übersehen worden, als er von einem Freunde auf die bisher leer ausgegangenen beiden neuen Wunderheiligen Einhards hingewiesen wurde. Nach seiner unerwarteten Genesung brachte er den Erlös für das Schwein mit 40 Denaren dar.

Die Unterkunft mag zu Beginn in den Hütten der Dorfbewohner so etwa nach Wörishofener Art recht dürftig und ärmlich gewesen sein. Einhard aber erbaute sehr bald ein Hospiz. Auch fanden in den Zellen der Priester Schwerkranke die erforderliche Beaufsichtigung und Pflege. Ebenso gab die untere Kirchendienerschaft, teils aus Barmherzigkeit, teils wohl auch um des irdischen Verdienstes willen, ihre Räume her.

Die gleich in den ersten Tagen ausgeführten Wunderheilungen sprachen für sich selbst, doch auch Einhards berühmter Name tat das Seine. Uebrigens rührte auch das damalige Zeitalter schon die Reklametrommel. Einhards ganze Schrift von der Ueberführung der Gebeine der Heiligen Petrus und Marcellinus ist im Grunde genommen nichts Anderes als eine Reklame. Gerade das ihr in der Einleitung und in den Schlußworten umgehängte Mäntelchen, sie sei lediglich zur Verbreitung wahrer Frömmigkeit durch Kenntnißgabe der großen, durch die Wundertaten seiner Heiligen bewiesenen Güte Gottes geschrieben, verlieh eine nicht geradezu beabsichtigte, aber mit geschäftsmännischem Instinkt gefühlte Zugkraft. Auch die Heiligen selbst wandelten die gleichen Wege. Zwar stand ihnen noch nicht der Anzeigenteil vielgelesener Blätter zur Verfügung, dafür aber boten sie den Kranken in nächtlichen Erscheinungen vorher ihre Dienste an. Oefters trauten diese dem Frieden nicht sofort, so daß sich die Heiligen

wiederholt vor das Bett der Schlafenden bemühen mußten. Seligenstadt kam daher in kürzester Frist zu großer Aufnahme und Blüte. Schon im dritten Jahre kamen Kaufleute bis aus Köln mit einer ganzen Schiffsladung von Verkaufsgegenständen dorthin. Sie hatten sich zwar den Festtag der beiden Heiligen ausgewählt, an dem in jahrmarktsähnlicher Weise das Volk von Nah und Fern herzuströmte. Sie würden aber nicht ein Vierteljahr bis zu dem ähnlich verlaufenden Festtage des heiligen Hermes geblieben sein, wenn nicht in der Zwischenzeit der ununterbrochene Zufluß von Fremden lohnenden Verdienst in Aussicht gestellt hätte.

Die Seligenstadter Kirche barg außer den Gebeinen der heiligen Marcellinus und Petrus noch die Ueberreste des heiligen Marius und seiner Familie, Frau und zwei Söhne, und der heiligen Protus und Hyacinthus sowie einen Finger des heiligen Hermes. Allein die Weihe der Kirche an die beiden Hauptheiligen verurteilte alle Uebrigen zur Rolle Aschenbrödels. Nur den ersteren allein wurden nach dem ewig gleichbleibenden Gesetze des Renommees die Heilerfolge in Rechnung gesetzt. Höchstens daß bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten wie an den Tagen ihrer Ankunft oder ihres Geburtsfestes den Uebrigen eine bescheidene Mitwirkung etwa in der Stellung eines Assistenzarztes zugeschrieben wurde. Die Familienglieder des hl. Marius ruhten gesondert auf der Empore über dem Haupteingange der Kirche. Sie waren sämmtlich mit derselben Glaubensfreudigkeit wie die beiden Hauptheiligen in den Märtyrertod gegangen. Da empfindet es das Billigkeitsgefühl als eine grobe Zurücksetzung, daß selbst bei einer auf ihrem abgesonderten Kirchenraume stattfindenden Blindenheilung kein Wort der Anerkennung für sie abfiel.

Neben so viel Licht konnte auch der Schatten schließlich nicht fehlen, und diesen warf das Unwesen des Bettlertums auf das Bild. Die Heiligen nahmen keine Bezahlung an, wenigstens wurde denselben zu unserem Befremden keine gewährt. Aber selbst das hartherzigste Gemüt mußte in der überquellenden Seligkeit der plötzlichen Befreiung von langwierigen und qualvollen Leiden das Bedürfniß zur Uebertragung der eigenen Freudigkeit auf Andere empfinden. Ganz unwillkürlich machte sich dasselbe in Almosenspenden Luft. Schon die kirchliche Lehre von den guten Werken, die das Wohltun und Mitteilen als eines der vorzüglichsten pries, deutete darauf hin.

Die Bettler hatten eine feine Nase. Sie erkannten das gute Geschäft sofort bei dem ersten Eintreffen der Reliquien in Michelstadt und machten in choro den Umzug nach Seligenstadt mit. In endlosen Schaaren umlagerten sie die Kirchentür. Priester fehlten wohl bisweilen, namentlich zur Zeit der gemeinschaftlichen Mahlzeiten, in der Kirche, niemals aber war dieselbe von den in jedem Winkel und an jedem Pfeiler hockenden Bettlern frei. Selbst während der Nacht ließen sie sich unbemerkt in derselben einschließen. Das harte Nachtlager auf dem steinernen Fußboden mochte wohl

dem dürftigen und zugigen Dachkämmerchen nichts nachgeben. Vielleicht erhofften sie auch um dieser frommen Kasteiung willen eine besondere Berücksichtigung seitens der Heiligen durch Zuweisung reichlicherer Almosen.

Die Einträglichkeit des Geschäfts räumte ein blinder Greis zu Aachen in naivster Weise ein. Die visionäre Aufforderung zur Heilung durch den eine Zeit lang in Einhards dortiger Privatkapelle ruhenden Teil der Gebeine des heiligen Marcellinus schlug er rundweg ab. „Was soll ich mit dem längst verlorenen Augenlicht? Als Blinder finde ich meinen Lebensunterhalt mehr wie reichlich. Für den Sehenden aber wird die Bettelei zur Schande, und ich altersschwacher Mann bin doch zur Arbeit nicht mehr fähig.“ Leider tat ihm der Heilige nicht den Gefallen und gab ihm — er mochte wollen oder nicht — das Gesicht wieder. —

In dem Jubel seines Herzens schenkte der soeben Genesene seine Almosen unterschiedslos jedem an seinem Wege lagernden Bettler. Wie sollte er auch prüfen, ob seine Gabe einen Würdigen traf und zur Linderung wirklichen Elends diente? Das öffnete der Betrügerei Tür und Tor. Unter die Almosen heischende Schaar mischte sich arbeits- und lichtscheues, selbst verbrecherisches Gesindel. Merkwürdig, aber kein Mensch nahm daran Anstoß, daß gerade an den Pforten der Heilquelle soviel Gebrechliche, Blinde, Lahme und mit schweren Wunden Behaftete ungeheilt lagen. Die Mehrzahl warf freilich in dem schützenden Schlupfwinkel die Krücken bei Seite oder träufelte eine ätzende Flüssigkeit auf die wunde Stelle. Zur Beschützung der heiligen Gebeine vor den Bettlern mußten sogar allnächtlich Priester in der Kirche die Wache übernehmen. Für die gestohlenen Reliquien fand sich jederzeit ein reichlich zahlender Abnehmer. Hatte doch Einhard selbst seinen kostbaren Schatz auf keinem geraden Wege erworben.

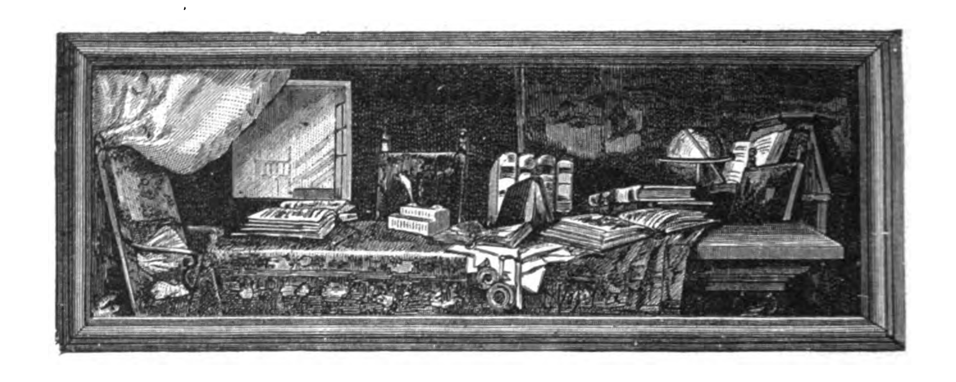
Ein völlig einwandfreies Ansprechen milder Gaben findet sich nirgends. Selbst die Verwandten eines taubstummen Mädchens machten sich durch die ihr zur Erregung der Aufmerksamkeit in die Hand gegebenen Becken verdächtig. War es wirklich nur die herzliche Besorgniß um dieses kranke Familienglied, aus welcher es bisher einem Heiligen nach dem anderen an vielbesuchte Wallfahrtsorte zugeführt worden war?

Die überlieferten Züge des „Badelebens“ längst vergangener Zeit sind damit erschöpft. Einem Mann von der lauteren Wahrheitsliebe Einhards muß eigentlich rückhaltloser Glaube geschenkt werden. Trotzdem will dieses zwar weniger bezüglich der Fülle und der bösartigen Gestaltung der Krankheitsfälle, wohl aber bezüglich der an's Unglaubliche streifenden Heilungen schwerfallen.

Bisweilen erscheint der Heilungsproceß auf ganz natürlichem Wege erklärlich. Wenn die Bauersfrau aus Ursel mit ihren augenscheinlich energischen, kurz abgerissenen Bewegungen den Kopf nach der Spitze des Kirchturms erhebt, so kann der scharfe Ruck die verrenkten Kinnbackenknochen

wieder in die Kapsel zurückspringen lassen. Sonst ist die stete Bemerkung Einhards, daß es sich um nervöse Störungen handelt, zu beachten. „Umstimmung des Nervensystems" ist ja noch heute die ärztliche Parole. Für die Kranken nahte sich die heißersehnte Stunde der Genesung. In felsenfestem Vertrauen auf die himmlische Barmherzigkeit betraten sie die Kirche. In dem feierlich ernsten Raum herrschte ein magisches Dämmerlicht, das Wunder des Meßopfers vollzog sich, ergreifender Gesang drang an das Ohr, der Weihrauchduft betäubte die Sinne. Warum sollten alle diese das Gemüt bis in die Grundfesten erschütternden Einwirkungen nicht den plötzlichen heilsamen Umschwung hervorbringen? Die heutigen Heilanstalten würden viel für solche mächtig erregenden Eindrücke geben. Freilich Alles wird damit nicht erklärt. Nur in verschwindenden Ausnahmen mag Einhards Gutgläubigkeit raffinirtem Betruge zum Opfer gefallen sein. In vielen Fällen wird der nachdenkende Geist vor einem ungelösten Rätsel stehen. —





Neues zur Heilung des Krebses.

(Carcinom und Cancroin.)

Von

Leopold Katscher.

— Budapest. —

Der vor einigen Jahren verstorbene berühmte Wiener Chirurg Hofrat Albert pflegte zu sagen: „Das Geringste, was dem Entdecker eines Krebsheilmittels gebührt, ist eine goldene Statue auf der Ringstraße." Nun denn, ein Kandidat wäre endlich da: der Entdecker und Anwender des Cancroins, welches seit einiger Zeit geradezu sensationelle Erfolge bei Zungen-, Augen-, Magen-, Gebärmutter- und anderen Krebsen erzielt.

Was den Krebsforschern Emmerich und Scholl, Wratislaw Cerny, Rivière, Kelway-Bamber, Karl Hiß, Dr. Simon mit ihrem Arsen, ihrer Elektricität, ihrem Lignosulfit und ihren Geheimmitteln nicht gelang, ist dem Wiener Professor Adamkiewicz gelungen. Während es von allen Methoden bald ruhig geworden, offenbar weil sie sich nicht bewährt haben, erregt das Cancroin immer mehr Aufsehen, offenbar weil es sich sehr bewährt hat. Das klingt auffallend, ist es aber nicht. Warum gerade der Genannte mehr Glück haben soll als die Anderen? Ganz einfach: weil seine Therapie auf richtigen theoretischen Grundlagen beruht, während die der übrigen Wahrheitsucher von veralteten oder neuen falschen Voraussetzungen ausgegangen ist.

Im großen Ganzen hat man die Gruppe furchtbarer Leiden, die als „Krebse“ oder „Carcinome“ nur zu bekannt sind, bislang für unheilbar gehalten, und in der Tat hat selbst das einzige bisherige Radikalmittel, die chirurgische Operation, nur eine verschwindende Zahl von Heilungen — und auch die auf Kosten arger Verstümmelung und demzufolge dauernder Schädigung des Leibes — aufzuweisen. Man glaubte, der Krebs sei eine angeborene Entartungs-Krankheit der Epithelzellgewebe, gefördert durch Anlage, Vererbung, Stoß, Druck, Schlag oder sonstige „Reize“. Dieser Irrglaube, der von der gedankenlosen, dem Gegenstand kein eingehendes Studium widmenden Mehrheit der Aerzte noch jetzt mechanisch nachgebetet wird, bewirkte begreiflicherweise durch mittelbare Abschreckung von Heilbestrebungen den andern Irrglauben, dem Krebs sei nicht beizukommen ohne Ausschneiden, wenn überhaupt. Es handelt sich also darum, dem wirklichen Ursprung des Krebses nachzugehen, und wenn er gefunden, angemessene Heilmittel zu suchen.

Das Verdienst, den Bann der biologisch unsinnigen, logisch und anatomisch völlig haltlosen Epithel-Entartungslehre gebrochen und der Krebslehre eine neue, gute, vielversprechende Richtung gegeben zu haben, gebührt Adamkiewicz. Der Tod Kaiser Friedrichs des Dritten drängte diesen denkenden Arzt und Naturforscher auf die Bahn des Krebsstudiums. In geradezu genialer Weise ergründete er die Natur der Krebszelle und fand, daß dieselbe tierisch sei. Sowohl in seinem größeren Werk „Untersuchungen über den Krebs“ (Wien, Braumüller) als auch in zahlreichen Abhandlungen, Broschüren und Kongreßreden hat er mit geistvoller Dialektik und streng-wissenschaftlicher Gediegenheit die coccidien-artige Beschaffenheit der Krebszelle nachgewiesen. Damit „flieht das Verhängniß, schwindet der Glaube an das unabwendbare Schicksal, belebt sich das verzagende Herz des Kranken mit neuer Hoffnung, der gelähmte Sinn des Forschers mit frohem Mute zu heilbringender Arbeit“.

Natürlich, denn ein Tier, und sei es noch so klein, wild oder bösartig, kann überwunden werden. Jedes Tier unterliegt dem Tode, gegebenenfalls auch dem künstlichen. Und Adamkiewicz blieb mit seiner, durch zahlreiche Experimente bekräftigten Ansicht, daß die Krebszelle ein giftbildendes Tierchen sei, nicht allein. Hervorragende Protozoenkenner wie L. Pfeiffer und Korotnew bestätigten auf Grund eingehender Untersuchungen die Richtigkeit seiner Lehre. In Virchows Institut gelang es, „aus einem krebsartigen Gebilde Coccidien noch aus der Leiche mit Erfolg auf Kaninchen zu überpflanzen.“ 1899 schrieb der berühmte Heidelberger Chirurg Czerny eine Studie „Warum dürfen wir die parasitäre Theorie für die bösartigen Geschwülste nicht aufgeben?“, in der er erklärt, verhindern zu wollen, „daß die parasitäre Auffassung des Krebses durch abweichende Urteile sonst hochverdienter deutscher Forscher vorzeitig unterdrückt werde,“ wie es z. B. hinsichtlich der Adamkiewicz'schen Theorie seitens mehrerer Wiener „Kollegen“ in

wenig zulässiger Weise — findet doch bekanntlich **alles** neue Gute anfänglich viele Gegner — versucht worden war.

Die von A. nach langen Beobachtungen vermutete Giftigkeit des Krebses — ein Hauptbeweis seiner Parasitennatur — tat er zunächst durch höchst interessante und umfangreiche Verimpfungsexperimente an Kaninchen in völlig unwiderleglicher Weise dar, worüber namentlich in seinen erwähnten „Untersuchungen" Näheres zu lesen ist. Nach sprachlicher Analogie nannte er das Krebsgift „Cancroin" und nach wissenschaftlicher Analogie — à la Jenner, Pasteur ꝛc. — erkannte er dieses als das geeignetste Mittel gegen den Krebs, d. h. zur Herbeiführung des künstlichen Todes des „coccidium sarkolytus", wie er den Krebsparasiten getauft hatte. Hatte er das tierische Wesen der furchtbaren Krankheit erkannt, so mußte er selbstverständlich darauf ausgehen, aus dieser Erkenntniß die praktischen Konsequenzen abzuleiten, indem er trachtete, dem Erzfeind beizukommen. Jede Infektionskrankheit muß heilbar sein, wenn nicht zu weit vorgeschritten. Da nun das eigentliche Krebsgift nicht auf dem Wege der Reinkultur erzielt werden kann und auch in anderer Weise nicht in für die Praxis ausreichender Menge zu erlangen ist, forschte A. nach einem wirksamen Ersatz, und er fand einen noch wirksameren im Leichengift, welches alle wichtigen Eigenschaften des Krebsgiftes in noch stärkerem Grade besitzt. Alle Experimente zeigten, daß Leichengift-Extrakte noch schneller töten, als Krebsgift-Extrakte. Fortgesetzte Versuche ergaben, daß das wohlbekannte Leichengift-Präparat, „**Neurin**" (der wissenschaftliche Name lautet „Trimethyl-Vinil-Ammoniumoxydhydrat") mit dem „Cancroin" ungefähr identisch ist und auf den Krebs des lebenden Menschen lebhaft einwirkt. Mit anderen Worten: die Krebsherde reagiren auf das Neurin prompt und günstig — je nachdem heilend oder erleichternd. A. wendete es in der Praxis erfolgreich an, paßte es der letzteren immer mehr an, verbesserte die Herstellung und die Anwendungsweise und taufte es ebenfalls „Cancroin". Dieses Cancroin ist nach den damit bisher von A. selbst und vielen anderen Aerzten erzielten Ergebnissen berufen, das Krebsheilmittel der Zukunft, ein Markstein im Gebiete der Carcinomforschung, zu sein.

Da ich so ziemlich Alles gelesen, was die neuere Zeit über die Theorie und Praxis des Krebswesens hervorgebracht hat, konnte ich nicht umhin, mich auch mit der ganzen Adamkiewicz-Litteratur — von A. und Anderen Geschriebenes — vertraut zu machen. Und ich muß gestehen, daß ich bekehrt worden bin, wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß auch jeder andre denkende Gebildete, der all das gewissenhaft studiren würde, was ich da studirt habe, von seiner etwaigen Skepsis geheilt werden müßte. Einen ganz besonderen Eindruck haben auf mich jene günstig verlaufenen Fälle gemacht, die persönliche Bekannte von mir betrafen und die ich daher am leichtesten kontrolliren konnte. Um der leidenden Menschheit kräftig zu nützen, will ich einige der augenfälligsten Erfolge des Cancroins in vollkommen

verbürgter Weise kurz schildern. Der Bereich der glänzenden Ergebnisse der A.'schen Methode umfaßt übrigens, nebenbei bemerkt, sämmtliche vorkommenden Krebsgattungen, und ich wollte, ich hätte an dieser Stelle Raum genug, um wenigstens ein Dutzend von den zahlreichen typischen Fällen mitteilen zu können.

Die Gattin des Bukarester Universitätsprofessors Kugel (medicinische Fakultät), viermal vergeblich wegen Brustkrebses operirt, wurde im September 1900 abermals rückfällig. Sie hatte immer heftiger werdende Schmerzen im linken Arm und immer stärkeres Oedem der linken Hand. Sie wurde von vielen Autoritäten aufgegeben, ehe sie in A.'s Behandlung kam. Nach Beendigung der Cancroineinspritzungen*) lautete der Befund: „Die unerträglichen Schmerzen im Arm und das Oedem der Hand schwanden in kaum drei Wochen. Der Knoten am Halse, der vor der Behandlung innerhalb sechs Wochen von Erbsen- auf Haselnußgröße angewachsen war, verringerte sich im Laufe einiger Monate so erheblich, daß Kollegen des Professors K., die den Fall mitbeobachtet hatten, diese „auffällige" Tatsache mitbestätigen konnten. Als A. die Patientin nach einem Jahr wiedersah, konnte er ihre vollständige Heilung feststellen, und sie ist auch seither gesund geblieben, obwohl noch im Oktober 1901 eine Wiener „Kapacität" sie für verloren erklärt hatte. Am 3. Okt. 1902 hieß es in einem Bericht: „Gesund geblieben, trotzdem seit einem Jahr keine Einspritzungen gemacht wurden." Diesen auch von Prof. Glück bestätigten Heilerfolg hat Prof. Kugel selber in einem medicinischen Blatte ausführlich beschrieben.

Die Handschuhleder-Arbeiters-Gattin Marie Hawran, der infolge Krebses ein Teil der Gebärmutter abgetragen worden war, kam im Juni 1896 in die Behandlung des Wiener Arztes Isidor Radinger. Sehr herabgekommen, litt sie an heftigen Blutungen, übelriechenden Ausflüssen, Kreuzschmerzen, Appetit- und Schlaflosigkeit. Ein Teil der Gebärmutter war vergrößert, ein anderer wies bedeutende Wucherungen auf. Nach dreißig Cancroin-Injektionen war von Schmerzen, Blutungen, Wucherungen und Ausflüssen nichts mehr vorhanden. Die Patientin reiste nach Böhmen ab, wo sie 1898 ein Kind zur Welt brachte und ein normales Wochenbett hatte.

In Wien erregt gegenwärtig ein Fall von Zungenkrebsheilung gerechtes Aufsehen. Die Gemahlin eines mir befreundeten hohen Militärs, des pensionirten Feldmarschall-Leutnants M—i di M—o, hatte bereits seit drei Jahren einen schlimmen Zungenkrebs, als Professor Adamkiewicz sie im Februar 1902 zum ersten Mal sah. „Die Zunge stellte eine blaurote, kuglige Geschwulst dar, die die ganze Mundhöhle ausfüllte. Die rechte

*) Diese geschehen mittels Pravaz'scher Spritze in individualisirenden Dosen sehr langsam unter die Haut gesunder Körperteile in der Nähe der kranken.

Zungenhälfte ragte über dem Ganzen hervor und trug noch besondere Höcker — unebene und sehr harte Massen. Die ganze Zungenoberfläche war von weißen, dicken Belägen bedeckt. Die ganze unförmliche und unbewegliche Zungengeschwulst saß starr in der Mundhöhle . . . Die Mundhöhle floß von Speichel über. Die Sprache war ein unverständliches Lallen. Die Aufnahme der Nahrung war ungemein erschwert. Die Kranke war überhaupt nur im Stande, flüssige und gallertartige Speisen zu sich zu nehmen, und selbst diese mußten ihr mit Vorsicht gereicht und eingeführt werden. Breiige Nahrung blieb ihr im Halse stecken; es war eine besondere Manipulation nötig, um den Brei aus dem Rachen in den Schlund zu bringen, Reis, Erbsen u. dergl. klebten sich auf der Zungenoberfläche fest; marter-volle Proceduren mußten angewendet werden, um sie von dort zu lösen und in den Schlund zu befördern." In der Zunge traten regelmäßig stundenlang heftige Schmerzen ein. Die Dame war heruntergekommen, sehr abgemagert und fand trotz ihrer Abgeschlagenheit und des Gebrauchs von Trional wenig Schlaf, denn die Schmerzen weckten sie immer wieder. Nach dreiwöchentlicher Behandlung mittels Cancroin-Einspritzungen schwoll die Zunge beträchtlich ab und gestattete, was früher nicht der Fall war, den Einblick in den Rachen. „Aus der kugeligen Geschwulst war wieder ein der normalen Zunge sich näherndes plattes Gebilde mit fast flacher Oberfläche geworden." Die Sprache gewann viel an Deutlichkeit, und selbst feste Speisen gelangten bequem vom Schlunde in den Magen. Zwei Wochen später hatten die Schmerzen so bedeutend nachgelassen, daß auch ohne Schlafmittel längerer Schlaf eintrat. Nach achtwöchentlicher Behandlung mit insgesammt nur 16 Injektionen war der Krebs gründlich geheilt; das Allgemeinbefinden wurde immer besser, und das kranke Organ wurde gesund, soweit dies nach dreijähriger Einwirkung des Krebses überhaupt möglich. Vor Kurzem hatte ich persönlich Gelegenheit, mich vom Wohlbefinden der Generalin zu überzeugen.

Einen noch eklatanteren Erfolg des Cancroins konnte ich bei der mir nahe verwandten Schriftstellerin Berta K., der preisgekrönten Verfasserin der „Soldatenkinder", beobachten. Dieser Fall erregt in der Aerztewelt die größte Sensation — mit Recht. Nach zweimaliger Operation wegen Brustkrebses sprang die Krankheit auf die rechten Rippen, das Schlüsselbein und das linke Auge über. Das letztere verlor binnen Jahr und Tag neun Zehntel der Sehkraft, was ein hervorragender Budapester Augenarzt und Universitätsprofessor feststellte, wobei er Mitte Mai 1902 erklärte, daß sich gegen den Krebs im Auge nichts tun lasse, dieses verloren sei und der Krebs bald in's Gehirn dringen werde. Ende Juli 1902 nahm Adamkiewicz die Patientin in Behandlung. Nach drei Einspritzungen war das Rippen-Infiltrat, nach vier die Schlüsselbeingeschwulst verschwunden, ohne je wiederzukehren. Und was das Auge betrifft, konstatirte der angesehene Wiener Specialist Docent Dr. Sachs ebenfalls hochgradiges Carcinom.

Nach der vierten Cancroin-Einspritzung nahm Sachs die Rückkehr von einem Drittel und nach der siebenten von zwei Dritteln der normalen Sehschärfe wahr und gab darüber einen — seither veröffentlichten — schriftlichen Befund ab. Nach der achten Injektion kehrte Frau K. in ihre ungarische Sommerfrische zurück. Im Oktober wurde sie abermals von dem erstaunten Professor Goldzieher untersucht, der schriftlich eine „kolossale Resorption" des Augenkrebses und die Wiederkehr der Sehkraft bestätigte. Im November bekam die Dame behufs weiterer Hebung der Sehschärfe fünf Einspritzungen, und tatsächlich konnten Goldzieher und ich selber im Januar 1903 eine fernere Besserung feststellen. Die normale Schärfe konnte das Auge freilich nicht wiedererlangen, denn der Krebs hatte einen Teil der Netzhaut bereits zerstört. Aber das fast erblindete und aufgegebene Auge ist gerettet und der todbringende Parasit vom Vordringen in's Gehirn abgehalten. Könnte irgendeine erdenkliche Methode Glänzenderes leisten? Wie tief steht die Rolle des Chirurgenmessers hierunter!

Ganz besonders wichtig ist es, solchen Leidenden zu helfen, bei denen das böse Carcinom ein der elementaren Erhaltung des Körpers dienendes Organ befällt. In Fällen dieser Art greift es sein Opfer gleichzeitig von zwei Seiten an, „wie ein Feind, der, um eine belagerte Stadt schneller zur Uebergabe zu zwingen, sie zu gleicher Zeit aushungert und in Trümmer schießt". Zu diesen grausamsten Heimsuchungen gehören die Krebse der Verdauungs- und der Atmungsorgane. Adamkiewicz hat schon bisher das Glück gehabt, eine ganze Anzahl solcher „Doppelwürger", wie er sie zutreffend nennt, zu überwinden. Leider habe ich nur für Einen Fall hier Raum.

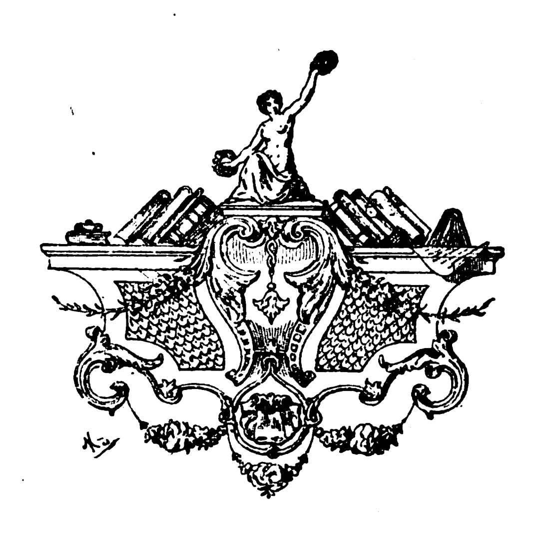
Wilhelm Hoenicke aus Drewitz litt seit April 1902 an immer heftigerem Erbrechen und erbrach schließlich nach jedem Essen fast alles Genossene, selbst Wasser. Daher verfiel er und magerte rasch ab, binnen drei Monaten 15 Kilo verlierend. Eine Berliner Autorität schloß jede Möglichkeit einer Besserung, geschweige denn Heilung aus. „Ehe die Blätter fallen," müsse der Kranke sterben. Dieser Professor „verpflichtete sich, feierlich zu erklären, daß das Zeitalter der Wunder angebrochen sei, wenn es irgend Jemandem gelänge, den Zustand des Kranken auch nur zu bessern, geschweige denn zu ändern. So sagte er zum Schwiegersohn des Kranken, als derselbe ankündigte, mit diesem nach Wien zu Adamkiewicz reisen zu wollen". Trotz der „sehr eindringlichen Warnung" jener „Autorität" kamen Beide am 16. Juli zu A., und sie hatten es wahrlich nicht zu bereuen. Damals bestand die ganze Tagesnahrung des Patienten seit längerer Zeit aus 1 Glas Milch, 1 Ei, 1 Brötchen, „die mit absoluter Regelmäßigkeit zum größten Teil fast unmittelbar wieder ausgebrochen wurden". Auf der Magenmundseite befand sich eine hühnereigroße Krebsgeschwulst. Bei Druck war der Magen sehr schmerzhaft. Schon am Tage nach der ersten Cancroin-Einspritzung „kamen Kranker und Schwiegersohn in sehr aufgeregtem

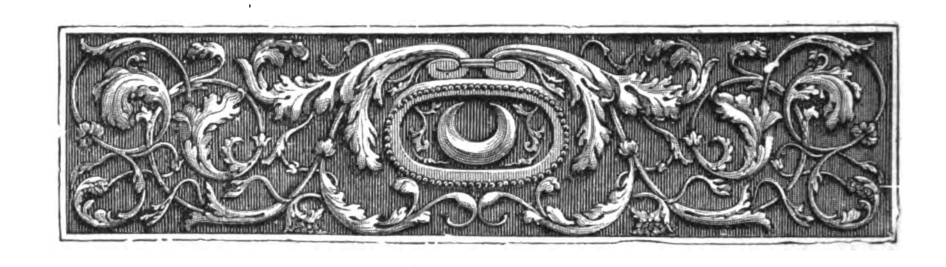
Zustand" zu A. und teilten ihm mit, der Patient habe „zum ersten Mal seit langer Zeit gegessen und getrunken, ohne zu erbrechen; auch sei zum ersten Mal wieder spontan Stuhl gekommen". Tags darauf konnte er bereits folgende reiche Nahrung essen, behalten und gut verdauen: 2 Tassen Kaffee mit 1 Brötchen, 1 Würstchen mit 1 Brötchen, 2 Tassen Milch, 20 rohe und einige geschmorte Kirschen, Bouillon mit Ei, Schnitzel, 1/8 Liter Wein, etwas kaltes Fleisch mit Thee. „Mit dieser phänomenalen Besserung stellte sich auch subjektives Wohlbefinden, physische Ruhe und Zuversicht, gesunder Schlaf ein, der nicht wenig zur Kräftigung des Kranken beitrug." Die Schmerzhaftigkeit des Magens schwand vollständig, der Tumor wurde bedeutend kleiner und weicher. Trotz der voreiligen Berliner „Autorität" konnte Hoenicke am 11. Tag wie neu geboren heimreisen.

Angesichts solcher Tatsachen — sämmtliche Fälle waren in medicinischen Blättern veröffentlicht — muß nicht nur die ehrliche, sondern auch die unehrliche Zweifelsucht verstummen. Stets handelte es sich, das sei betont, unbestreitbar um Krebs, abgesehen davon, daß das Cancroin auf andre als krebsige Erkrankungen überhaupt nicht reagirt. Zudem sind bisher sowohl von A. selbst, als auch von anderen Aerzten ausschließlich verzweifelte Fälle mit Cancroin behandelt worden; noch gar keine anderen als aufgegebene Patienten konnten die Vorteile der neuen Methode genießen. Es fehlt eben noch an einer öffentlichen klinischen Stätte für die allgemeinere Erprobung nnd Weiterausbildung der neuen Methode. Augenblicklich besteht, da der Chef des Obersten Sanitätsrates Oesterreichs sich für die Ergebnisse der Adamkiewicz'schen Arbeiten erwärmt hat, die beste Aussicht, daß ein solcher Krebsforschungsmittelpunkt in Wien bald werde geschaffen werden. Dann würde ein reiches Material für die Praxis vorhanden sein. Wenn nun die schlimmsten Fälle günstig beeinflußt werden, um wie viel besser muß das Cancroin auf junge Carcinome einwirken — den Gebrauch des Messers überflüssig machend und den Krebs rechtzeitig vollkommen ausheilend. Diesfalls kann Adamkiewicz die „goldne Statue auf der Ringstraße" vielleicht noch erleben . . .

Die meisten Leser werden etwas über die Wirkungsweise des Cancroins erfahren wollen. In erster Reihe handelt es sich, kurz gesprochen, um die Abtötung des unheimlichen Parasiten. Die Abtötung äußert sich hauptsächlich in symptomatischen Reaktionen oder in Aufsaugung und Abstoßung der Parasiten — Erscheinungen, die oft mit auffallender Schnelligkeit eintreten. Längerer Gebrauch des Mittels bleibt bei richtiger Dosirung und der bei Injektionen üblichen Vorsicht ohne jeden nachteiligen Einfluß auf den Organismus. Der Harn ändert seine normale Beschaffenheit auch dann nicht, wenn das Cancroin viele Monate hindurch und in recht erheblichen Mengen verabreicht worden ist. Vor Allem aber fehlen alle Zeichen einer Erregung des Nervensystems oder gar einer Störung der Ernährung.

Adamkiewicz hat das Doppelverdienst, die eigentliche Natur der Krebszelle erkannt und das Mittel zu ihrer Unschädlichmachung gefunden zu haben. Er hat ein äußerst wichtiges Problem der Medicin so weit gelöst, daß der Weg, auf dem weiter gearbeitet werden sollte, klar zu erkennen ist für jeden Denkenden, der nicht blind in alten Vorurteilen befangen bleiben will. Aufgabe aller fortbildungslustigen, nicht der Schablone huldigenden Aerzte wird es sein, die neue Methode, aus der ihr Urheber absolut kein Geheimniß macht, in möglichst ausgedehnter Weise anzuwenden. „Schließlich," schreibt Adamkiewicz, „ist das Hauptziel aller ärztlichen Bemühungen, den Kranken zu helfen."





Abdullat.

Eine Skizze aus dem Kaukasus.

Von

Iwan Akunian-Frapan.

— Baku. —

ie über Nacht abgekühlte Erde schlummerte noch ruhig unter der taubenfarbenen Decke der Morgendämmerung, als ich, nach erfolgloser Jagd, bis zu den Maulbeergärten gelangt war.

Auf meine Flinte gestützt, verfolgte ich das Aufwachen des Sommertags. Der Westen fing eben an, blau zu werden. Eine große Wolkenflocke, einem schlammbedeckten Krokodil mit aufgesperrtem Rachen ähnlich, das eine Beute verfolgt, glitt langsam über die grüne Brust der Hügelkette.

Der Pirol pfiff laut in der frischen, unbewegten Luft; dazwischen vernahm ich aus dem nächsten Maulbeergarten dumpfes Aufschlagen auf Holz: man schüttelte die Maulbeeren von den Bäumen. Ich ging den Schlägen nach.

Unter einem hohen breitästigen Baum standen vier Männer, die eine große bunte Decke an den vier Zipfeln ausgespannt hielten. Während der Gärtner mit seinem Knittel gegen die Aeste schlug, fielen wie ein Hagel die weißen weichen Früchte nieder. Die fingerhutförmigen Beeren schlugen auf die straff gezogene Fläche, prallten davon in die Höhe, fielen wieder zurück auf die Decke und rollten hüpfend in die Mitte, wo ein großer schwerer Haufen — etwa 30—40 Pfund — sich schon gesammelt hatte und das Tuch gleich einem Trichter niederzog. Der Gärtner tat noch zwei, drei Schläge „auf mein Wohl", warf den Knittel zu Boden und glitt, indessen er sich mit den nackten Fersen an den Narben der Rinde festhielt, schnell herunter. Es war ein kleiner, von der südlichen Sonne ausgetrockneter, verbrannter, zimmtbrauner Tatar mit glatt rasirtem Schädel, das Gesicht bedeckt mit Furchen, als ob sich zwei Märzkater darauf gebalgt

hätten. Aus den blauen, kaum bis zu den Knieen reichenden Höschen ragten, zwei alten, struppigen Bürsten gleich, die nackten borstigen Beine. Er hieß Baladscha (Klein) Djuppur. Baladscha Djuppur erhielt von uns fünf Kopeken — „ein Magen" voll Maulbeeren in den Gärten kostet eine Kopeke (zwei Pfennige) — und versenkte sie sorgfältig in die Tiefe seines zerrissenen Archaluchs*), irgendwo in der Brustgegend. Wir setzten uns auf die auf dem Grase ausgebreitete Decke um die große Maulbeerpyramide und fingen an, die süßen, kühlen Früchte hinabzuschlucken. Um einen rechten Begriff vom Geschmack und Aroma der weißen Maulbeeren zu haben, ist's erforderlich, sie in Schemacha**) in den Maulbeergärten und vor Sonnenaufgang zu genießen, wenn der süße Syrup der Früchte noch nicht warm geworden, sondern umhüllt ist vom kalten Atem der Nacht.

„He! Ist das nicht Abdullat? Allach, er ist's!" rief freudig Djuppur. „Der Löwe ist wieder da! He—j Abdullat! He—j Abdullat! He—j Abdulla—at!" schrie er Jemand entgegen und lief hüpfend zum Mühldamm hin, wobei er die Arme in der Luft schwenkte. Die hohe Gestalt Abdullats mit der Flinte erschien auf dem Hügel über der Mühle. Auf der schmalen Brücke des Mühlenkanals, etwa hundert Schritte von uns, begegneten sich die beiden Männer. Mit zurückgeworfenem Kahlkopf blickte der kleine Djuppur zu seinem gigantischen Gegenüber auf. Unaufhörlich beschrieben seine Arme Zickzackbewegungen im Raum, als ob er sich anschickte, an Abdullat hinaufzuklettern. Was er sprach — ich konnt' es nicht hören, aber die Gestikulationen seiner Arme drückten sehr malerisch die Freude seiner Seele aus. Auf einmal hob sich Abdullats Arm über den Kopf des Gärtners wie ein Elephantenrüssel und lag auf Djuppurs Nacken. In demselben Augenblick löste sich die kleine Figur vom Boden ab und blieb, verzweiflungsvoll mit allen Vieren zappelnd, wie ein Käfer an einem Faden, in der Luft schweben. Abdullats Arm drehte sich mit seiner Last zur Seite. Es wurde Wasserplätschern hörbar. Abdullat hatte ihn in die kalte Strömung eingetaucht, und Djuppurs nackte Füße trommelten auf das lehmige Wasser. Die Spritzer sprangen nach allen Seiten.

„Aj! Aj! Aman! Aman!***) Abdullat, ich opfere Dir meine Kinder, ich ersteche meine Frau, wenn Du willst, nur laß mich nicht in's Wasser fallen!" kreischte der kleine Djuppur, wie er da oben hing. Abdullat hob ihn höher und stellte ihn auf seinen früheren Platz. Kaum fühlte Djuppur den festen Boden unter seinen Füßen, als der durchnäßte arme Teufel wie ein Ball auf's andere Ufer hinüberrollte.

Abdullat näherte sich uns mit elastischen, kühnen Schritten.

*) Der Rock.
**) Die vor Kurzem durch Erdbeben zerstörte Stadt im Kaukasus.
***) Weh! Weh!

„Salam, Kinder!“ begrüßte er uns mit kräftiger Stimme.
„Sei willkommen, Abdullat.“
„Guten Morgen!“
„Gute Laune, Abdullat!“
„Seid Ihr gesund?“
„Gesundheit Dir selber, Abdullat!“

Nach diesen Morgenbegrüßungen machten wir ihm in unserer Mitte Platz auf dem Tuch. Er lag auf dem Bauch, neben sich die Flinte, stützte das borstige Kinn mit der Linken, und mit den Fingern der Rechten wählte er die schönsten Früchte und warf sie sich in den Mund. Eine Zeit lang hörte man nichts als gleichmäßiges Schmatzen.

Abdullat war etwa vierzig Jahre alt; ein intensiv brünetter schöner Mann von Schirwaner*)-Typus. Eine leichte, schwarze Lammfellmütze deckte seine Stirn bis zu den dichten, schwarzen Brauen. Die großen schwarzen, polirten Mandeln ähnlichen Augen funkelten von innerem Feuer.

„Du bist ja der Bruder Dschümschüds?“

Ich hob schnell den Kopf, als ich den Namen meines ältesten Bruders hörte. Abdullat fixirte mich durchdringend.

„Kennst Du mich? Hast Du mich früher gesehen?“ fragte ich verwundert.

„Kennte der Mensch nur die, die er kennt, dann kennte er Niemand außer Papachen und Mamachen,“ gab er zur Antwort, und seine Blicke hefteten sich auf einen Andern, einen sehr jungen Tataren, der mit untergeschlagenen Beinen und tief gesenktem Kopf dasaß und ruhig und mit Appetit seine Früchte verzehrte. Auf seinen Knieen lag ein Dolch mit grünem Knochengriff in schwarzer Scheide. Abdullat betrachtete die Mütze des Jünglings, die das Gesicht verschattete, ließ seine Augen auf den Dolch hinabwandern, dann zurück auf die Mütze. Plötzlich brach ein kurzes, höhnisches Husten aus seiner Brust hervor. Alle blickten Abdullat fragend an, nur der Jüngling bewahrte seine frühere Haltung.

Nun geschah etwas Unerwartetes. Eine große, saftige Beere ward von Abdullats Hand hinübergeworfen und schlug zerplatzend auf den glatten Dolchgriff auf. Die klebrige Süßigkeit spritzte dem Jüngling in's Gesicht. Das war ein Funken in's Pulver.

Bachram — der Jüngling — fauchte wie ein angegriffener Panther. Sein entblößter Dolch funkelte über unsern Köpfen wie ein Spiegel in der Sonne und senkte sich gegen Einen von uns. Wir sprangen auf Bachram zu. Es entstand ein schreckliches Durcheinander. Unsere Füße gerieten in den weichen Fruchthaufen und glitten darauf hin und her, wie auf dem Eis. Wir fielen, balgten uns herum, standen auf, um sofort von Neuem in den weißen Brei zu fallen. Endlich ward der dumpf und wild keuchende Bachram von ein paar Händen festgehalten. Zur Vervollständigung kam

*) Ein Bezirk im Kaukasus, der sich durch schöne Männer auszeichnet.

auf unser Geschrei auch noch Djuppur angelaufen, umsprang uns in großen Sätzen und schlug sich mit den Händen auf die Hüften.

„Sieh, wie schmutzig sie sind! ganz wie die Eber im Röhricht!"

Diese in ruhigem Ton gesprochenen Worte brachten uns aus der Verzauberung. Abdullat lag auf demselben Platz wie vorher, schön und stolz, nur daß er sich auf die Seite gedreht hatte; den Kopf hatte er auf die Hand gestützt, die Beine in den blutroten Saffiangamaschen und den leichten schwarzen Sandalen mit den glänzenden Messingknöpfen hatte er über einander geschlagen. Mit der breiten Handfläche glättete er seinen Schnurrbart, der wie zwei Hörner eines jungen Büffels abstand. Die Mütze war in den Nacken zurückgeschoben, die reine bronzene Stirn entblößt.

„Du, Knabe," wandte er sich zum Bachram. „Die haben Dir den Dolch weggenommen, komm zu mir und hol' Dir den meinen!"

Bachram fuhr auf seinen Beleidiger los. Er tat einen Schritt vorwärts und prallte zurück, als ob ein schwerer Hammer ihm auf die Brust gefallen wäre. Er warf sich in's nasse Gras, verbarg das Gesicht in den Händen . . . Seine Schultern zuckten — —

„Aj! Aj! Aman! Aman!" heulte Djuppur. „Er hat ihn ja getroffen. Verwundet! Aj! Aj! Abdullat, Du bist ja verwundet!"

„Kusch!" schrie ihm scharf Abdullat zu. Dann deutete er auf den liegenden Bachram hin und sagte mit sanfter Stimme:

„Die Tränen werden ihn beruhigen. Schafft ihn weg von hier."

Die Kameraden trugen Bachram weg. Abdullat folgte ihnen mit den Augen bis zum Gartentor und murrte: „Mit zehn Solchen könnte ich ein ganzes Gouvernement in den Fäusten halten. Und jetzt, Bruder Dschümschübs, laß uns diese rote Schlange ersticken." — Er zeigte auf seine rechte Schulter, wo auf dem hellfarbigen Archaluch wie ein rotes Band die blutige Spur von Bachrams scharfer Dolchspitze lag. Während Abdullat seine verwundete Schulter entblößte, verbrannte ich ein Stück Lappen zu Kohle, das ich von Djuppurs Archaluch abgerissen. Die lockere Kohle drückte ich in die lange, aber glücklicher Weise nicht tiefe Schnittwunde, die sich von der Schulter quer über das Schlüsselbein bis auf die Brust hinabzog. Die schwammige schwarze Masse sog begierig das reichlich hervorquellende Blut und stillte schnell den weiteren Fluß.

„Nun verbinde mir die Schulter." Er reichte mir ein großes, buntes Taschentuch, das er sich hinten aus dem Gürtel gezogen hatte.

„Fest! Stärker! Zieh, damit sie ganz erstickt wird! So! Danke! Auf Deiner Hochzeit werde ich den Scherbet für die Gäste im Sieb hereintragen."

Er warf den Archaluch über die Schulter, und wir gingen Beide zum Flusse. Der unglückliche Djuppur kratzte die Reste der zertrampelten Früchte von seinem Tuche.

„Wer war dieser Malaj*) eigentlich?" fragte mich Abdullat.

„Kennst Du ihn nicht?"

„Ich sehe ihn heut zum ersten Mal."

„Und warum hast Du ihn so gekränkt?"

„Gekränkt?!" Seine schwarzen Pupillen erweiterten sich. „Weißt Du, wie der Löwe seine Kleinen lehrt? Nein? Nun, und Du sagst gekränkt. Ich habe ihm den Weg geebnet. Wenn er jetzt erfährt, wer der ist, gegen den er seinen Dolch gezogen hat, dann hüte Dich, ihm nah zu kommen! Vorläufig ist er jung, bischen dumm, will den Mond beißen; nach drei, vier Jahren aber gieb ihm einen Karabachischen**) Renner, in die Hand eine Flinte, und Du selber tritt bei Seite, um Dich an ihm zu weiden."

„Und Du hättest ihm erlaubt, Dich in Stücke zu hauen, nur um ihm den Weg zu ebnen?" fragte ich.

„Der? so Einer sollte einen Liegenden in Stücke hauen? Eh! Ihr Stadtleute, Kasemattenbewohner! Ihr habt Euch wie Ameisen in einen Haufen zusammengedrängt, Ihr lebt unter Menschen und kennt doch die Menschen nicht, nicht ein Körnchen. Also Du glaubst, so Einer könnte wirklich einen Liegenden schlagen? Hast Du verstanden, warum er sich in's Gras warf und schluchzte, ha? Bist Du zur Schule gegangen?"

„Ja," antwortete ich, ohne zu wissen, wohin er zielte.

„Der Mullah lehrt Euch nur die Bücher lesen, der Enkel des Schweins! Er sollte Euch lieber lehren, wie man die Menschen liest, das wäre viel wichtiger. Ein Mensch, will ich Dir sagen, Bruder Dschümschüds, das ist tausend Bücher, oder vielleicht noch mehr. Hast Du einen Menschen gelesen, dann hast Du tausend Bücher gelesen."

Er setzte sich auf einen großen, runden Stein am sandigen Flußufer. Der Archaluch glitt ihm von der Schulter und blieb nur mit dem linken Aermel hängen. Seine knotigen Muskeln schwollen gleich Stricken unter dem auf der Brust aufgerissenen bunten Kattunhemd. Die breite, gewaltige Brust war mit einem dichten schwarzen Pelz bedeckt. Mein Bruder hatte mir früher von Abdullat erzählt. In seinen jungen Jahren gehörte Abdullat zu einer Räuberbande. Dann ward es ihm dort langweilig. Er trennte sich von seinen Kameraden und streifte lange Zeit allein umher. Dann aber war mit ihm etwas Rätselhaftes geschehen. Abdullat verschwand plötzlich. Nirgends mehr hatte man ihn gesehen. Ein Jahr verging; gerade als das Gerücht sich verbreitete, Abdullat sei getötet worden, tauchte er in den Nachbarwäldern wieder auf. Nach einem Monat wurde er abermals unsichtbar. Und jetzt, seit sieben, acht Jahren schon führte er dieses Vagabundenleben. Die Gärtner hatten sich schon daran gewöhnt. Sobald die Gärten anfingen, dicht zu werden, sagten sie: Nun, jetzt ist's Zeit, der

*) Der Jüngling, dem noch kein Bart und Schnurrbart gewachsen.

**) Die schönste Pferderasse im Kaukasus.

Löwe wird bald erscheinen. Und der Löwe ließ wirklich nicht lange auf sich warten. Auf den dicht bewachsenen Fußpfaden tauchte die stolze und schlanke Gestalt auf und begrüßte fröhlich die alten Bekannten. Wo er gewesen, was er getan, ob er ruhig gelebt oder wilde Streiche gemacht — das Alles blieb in geheimnißvollem Dunkel. Nur aus seinen Fragen konnte man schließen, daß Abdullat den Winter in der Ferne verbracht hatte. —

Ich wusch mir die Hände und ergötzte mich unwillkürlich an dem Anblick der lebensvollen, mannhaften Gestalt des schweigend hinbrütenden Abdullats. Alles in ihm drängte zum Leben, und doch hatte er vor einem Augenblick so unbesonnen mit seinem Leben gespielt.

„Höre, Abdullat," fragte ich ihn, „nehmen wir an, Du hättest Dich in Bachram geirrt, und wir, wir hätten ihn nicht zurückgehalten, würdest Du wirklich da liegen geblieben sein unter seinen Schlägen wie ein Stück Fleisch, das man zu Kotelett hackt?"

„Wäret Ihr nicht dazwischen gefahren, nicht einmal diesen Ritz hätt ich davon getragen! Die Kette ist's, die den Hund rasend macht."

„Der Mensch kann sich irren. Der Hund kann rasen auch ohne Kette," sagte ich.

„Ja, sich irren," wiederholte er nachdenklich. „Ja, das Irren ist von Gott bestimmt für Adams Geschlecht. Einmal habe auch ich mich geirrt, nur einmal, wie teuer aber mußte ich dafür zahlen, ach wie teuer! Dort — bei Euch — in den Kasematten, mit den stinkenden Straßen, zahlen die Menschen für ihre Dummheiten nicht so teuer, und deshalb erscheinen sie alle so weise."

„Du, Abdullat, findest unsere Bücher dumm wie unsere Kasematten. Aber sieh, um einen Menschen zu lesen, muß man ihn persönlich sehen; ist er tot, dann ist er nicht mehr da; aber schreibst Du von ihm in einem Buch, dann kann Jeder ihn sehen und lange, lange Zeit sehen, sogar nach seinem Tode. Ich werde von Dir in einem Buch schreiben."

„Alles wirst Du schreiben?"

„Alles, was ich heute gesehen.

„Und auch schreiben, daß einst Abdullat ein Räuber gewesen?"

„Auch das, wenn Du willst."

„Ja, Bruder Dschümschüds, schreibe. Schreib, daß, solange die Zahl der Feiglinge größer ist als die Zahl der Tapfern, so lange werden die Tapfern Räuber sein."

„Gut, das schreibe ich auch. Aber die Hauptsache, daß Du der tapferste Mensch der Welt bist . . ."

„Nein, das sollst Du nicht schreiben," unterbrach er mich, „denn das ist unwahr. Den tapfersten hast Du noch nicht gesehen. — Ein Mensch ist tot. Aber man sieht ihn in den Büchern lange, lange Zeit. Ja—a, das ist nicht schlecht." — Er blickte mich einige Zeit forschend an. „Ich will Dir vielleicht etwas erzählen," sagte er laut. „Du höre, und nachher

schreibe. Das, was Du von mir jetzt hören wirst, das weiß nur Gott sammt dreien seiner Geschöpfe. — —

Vor acht Jahren war es, in der wildesten, tollsten Zeit meines Lebens. Den Vater des Schejtans*) mit seinem Sohne hätte ich auf einem Schampur**) gebraten, wären sie mir in den Weg gelaufen; und doch war es mir schwer damals, weiß nicht, warum. Ich floh vor den Menschen, Alle verließ ich, blieb ganz allein. Bald aber ward ich mir selbst überdrüssig. Ich wäre gern auch vor mir selber geflohen, wenn es möglich gewesen. Oft legte ich mich in's Gras, blickte zum sternenbesäten Himmel hinauf und dachte: Ach Du Allmächtiger, so weise ist Alles von Dir geschaffen, jedes Ding hat seinen Platz; nur Eines kann ich nicht verstehen, wozu hast Du eine solche Unmasse von Feiglingen wachsen lassen, Tapfere aber nur hie und da, gleich den duftenden Blumen auf der von Unkraut bedeckten Wiese? Und mir schien, als ob der Himmel mit all seinen Sternen mich auf die Brust drückte und mir den Atem benähme. Fiel mir in solcher Stimmung ein Feigling in die Hände, dann — — Einmal übrigens hab' ich so Einen gepackt und ihm die Ohren abgeschnitten. ‚Geh', Schweinsenkel, geh' in die Kasematte, sag', wer Dir das getan, und wenn die Kosaken ihre Ohren verkaufen wollen, — sie mögen nur kommen, ich warte auf sie, morgen bei der kalten Quelle!' Den ganzen nächsten Tag saß ich bei der Quelle, aber kein Teufel besuchte mich — der Kerl hatte meine Worte wahrscheinlich nicht gehört, er hatte ja keine Ohren.

Unweit der Quelle hatten Zigeuner Rast gemacht. Ich stand auf und ging hinüber. Eine Jurte stand abseits, und ein Kind piepste da drinnen. Lange hatte ich keine kleinen Kinder gesehen. Von Neugierde getrieben, hob ich vorsichtig und geräuschlos den Rand des Pelzes vom Boden und steckte meinen Kopf durch's Loch in die Jurte — Ja—a, Bruder Dschümschüds, achtmal seit jenem Tage schwoll dieser Fluß an, überflutete seine Ufer, und achtmal wieder wurde er mager wie ein dünnes Bändchen, so wie jetzt; wenn aber ich daran denke, so scheint mir's, als ob ich das Alles erst gestern erlebt! In der dämmerigen, kühlen Jurte hockte auf den Zehenspitzen ein junges Weib und wusch in einer kupfernen Schale ein kleines Kindchen, weiß wie ein geschältes Ei. Ich stützte das Kinn auf die flachen Hände und beobachtete. Das Geschäft war beendet, die Mutter beruhigte den kleinen Schreier und legte ihn in die Wiege. Nun wandte ihr Gesicht sich mir zu. Ich verlor die Sinne — Du kannst das ja doch nicht verstehen, Bruder Dschümschüds, ihresgleichen giebt es dort, bei Euch, nicht! In hundert Jahren kommt nur einmal solch Eine in die Welt. — Ja. Da kam sie nun zu der Querstange über meinem Kopf, zog ganz ruhig und langsam einen Lappen herunter, und plötzlich fühlte ich zwei starke Knieschläge in

---

*) Teufel.
**) Der Spieß.

meinem Nacken. Frage nicht weiter, was dann geschah. Als ich zur Besinnung kam und die Augen aufschlug, lag ich in einer dunklen Ecke der Jurte, unbeweglich wie dieser Stein hier, festgebunden mit Stricken um den ganzen Körper."

Abdullats Brust ging auf und ab wie eine elastische Stahlplatte. Die dünne Haut auf der Stirn war von feinen Runzeln durchzogen, die sich wie winzige Schlangen bewegten.

„Hast Du gesehen, wie der dort im Grase schluchzte?" fragte er mich, ohne den Kopf zu erheben. „Den Knaben tut's wohl zu weinen, die Tränen waschen ihr Herz. Weh aber, wenn der Mann weint! Seine Tränen bleiben in seiner Brust; heißer sind sie als flüssiges Eisen. Sie fallen auf sein Herz und durchlöchern es wie ein Sieb. So lag ich neben meiner Flinte, den Dolch im Gürtel und konnte weder Arm noch Bein rühren. Sie aber saß sorglos da, schaukelte mit einer Hand die Wiege, in der anderen Hand hielt sie einen langen, hölzernen Löffel, mit dem sie die Suppe im Kessel rührte, und dazu summte sie leise ein Liedchen. Sie sang, und ich hörte, und es schien mir, als liege ich in einer Wüste, und mich quälte der Durst, und ganz nah höre ich das frische Gurgeln der lebendigen Quelle! — Ich kann nicht sagen, war es lange oder kurze Zeit, daß ich hörte; aber diese Stimme machte, daß das schwarze Haar auf dem Haupte Abdullats gesprenkelt ward. So ist's, Bruder Dschümschüds, es giebt solche Augenblicke, die, wenn man sie ausbreitet, ein Menschenleben bedecken können."—

Abdullat hob den Kopf. Das metallische Leuchten seiner Augen war verschwunden. Sie hatten eine sammtene Weichheit angenommen.

Ein gelbes Maulbeerblatt, vom Strome mitgerissen, zog seine Aufmerksamkeit an. Abdullat verfolgte es mit den Augen, bis das gelbe Fleckchen hinter den Steinen verschwand. Dann fuhr er fort: „Ich höre, wie Jemand sich der Jurte nähert. Die Frau warf den Löffel hin, hob schnell das Kind aus der Wiege und ging dem Kommenden entgegen. Sie geht, geschmeidig wie eine Weinrebe ist sie, schlank wie ein Alif*), die Augen, groß wie die des Edelhirsches, sprühten Funken vor Glück. Ich vergaß mein Elend, vergaß Gott und seine ganze Welt. Mein Herz freute sich an ihrem Anblick.

„Frau, hast Du schon geboren?" hörte ich in meiner Ecke die freudige Stimme des Mannes. Er stand mitten in der Jurte, die Flinte in der Hand, auf den Schultern eine erlegte Gazelle.

„Ja, einen Sohn gebar ich Dir vor einer Stunde, und noch den — da — hab ich gefangen!" — Nur die Hand streckte sie nach meiner Seite, wandte nicht einmal den Kopf nach mir. Verstanden, Bruder Dschümschüds, ha? – Das versuche zu schreiben. — Nein, das kann man nicht schreiben! —"

---

*) Der erste Buchstabe des arabischen Alphabets.

Seine Stimme klang feierlich, wie der Schlag der Turmglocke. Er ließ langsam den Kopf auf die Brust herabsinken. Seine dichten schwarzen Wimpern lagen wie ein dunkles Band auf seinen Augen. Er schwieg.

„Und dann?“ fragte ich.

„Und dann geschah das, was nach jeder Feuersbrunst geschieht. Man sammelt die halbverbrannten, verkohlten Reste und kühlt mit kaltem Wasser. So, schreibe das, wenn Du kannst, aber schwatze nicht.“ —

Er stand auf, warf den Archaluch auf die Schulter, nahm die Flinte, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging er am Ufer entlang. Ich durchschritt schnell das Wasser, drang durch's Unterholz und folgte Abdullat. Ein Hase sprang unter meinen Tritten auf. Ich hatte Anderes zu tun, als den Hasen zu erlegen . . .

Seit zwei Tagen rastete hinter dem Wäldchen auf einer gemähten Wiese ein Zigeunerstamm, dorthin wandte sich Abdullat, und dorthin eilte ich ihm nach. Dicht am Waldrand, unter einem großen Nußbaum, stand eine Jurte, geschmückt mit farbigen Lappen. Ein geschlachtetes Schaf hing vom Ast herunter, und ein stattlicher Zigeuner war beschäftigt, dem Tier das Fell abzuziehen. Eben da tummelte sich auf einer Schaukel ein brauner, lockiger Zigeunerbub im bloßen Hemdchen. Vor dem Zigeuner rauchte ein Holzfeuer, und drei langhaarige Hunde peitschten ungeduldig die Erde mit den Schwänzen und schmatzten mit geifernden Mäulern in Erwartung der frischen Eingeweide. Die Hunde stürzten sich mit Gebell auf Abdullat, erkannten ihn aber sogleich, winselten schuldbewußt, wedelten mit den Schwänzen und nahmen ihre früheren Plätze wieder ein. In dem schrägen dunklen Ausschnitt der Jurte erschien eine Frau, geschmeidig wie eine wilde Katze. Die Sonne machte sich endlich von dem Berge los. Die ersten goldenen Strahlen wallten über die grünen Gipfel und spielten auf dem Gesichte der Frau. Sie legte die Hand über die Brauen und lächelte bewillkommnend Abdullat entgegen . . .

Seitdem ist ein Jahr vergangen und wiederum ein Jahr, und dann noch eins. Die Gärten wurden grün. Es kam der Schnee und ersetzte das dichte Laub. Der Fluß schwoll und ward wieder mager. Nur Abdullat erschien nicht mehr. Die Nomaden zogen hinauf auf die Berge, stiegen hinab auf die Steppe, und ich suchte umsonst die geschmückte Jurte mit ihren Bewohnern. Wo sind sie? Wo ist Abdullat?

Obwohl ich mehr von Abdullats Geheimniß erfahren, als er gewollt, — das ganze erfuhr ich nicht. Aber wer weiß, vielleicht besteht der Reiz der Geheimnisse darin, daß man sie nur teilweise erfährt.

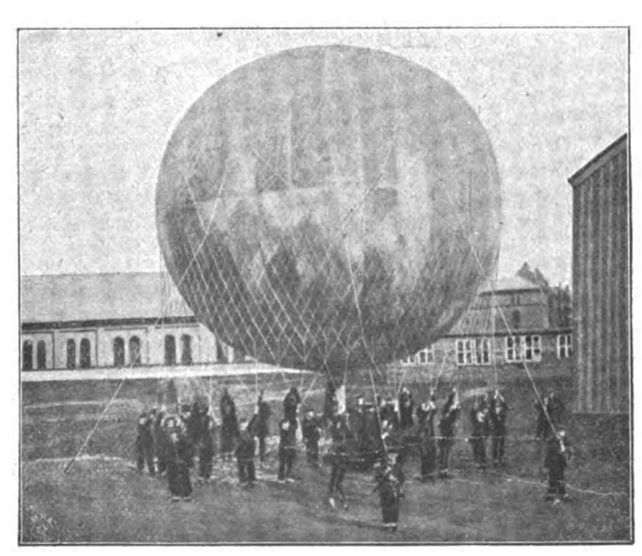




Illustrirte Bibliographie.

Moderne Luftschiffahrt. Von Dr. Franz Linke. Mit 37 Abbildg. auf 24 Tafeln. — Berlin, Alfred Schall. —

Seit dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 hat die Luftschiffahrt, im engen Zusammenhang mit den Fortschritten auf dem Gebiete der Physik und Meteorologie, bedeutenden Aufschwung genommen und dadurch das allgemeine Interesse auf sich gezogen. Es muß daher ein Werk als erwünscht bezeichnet werden, das sich wie das vorliegende nicht mit fachmännischem Detail beschäftigt, sondern einen allgemeinen Ueberblick über die Luftschiffahrt und die bis jetzt auf diesem Gebiet erzielten Errungenschaften giebt. Die Verlagshandlung hat einen guten Treffer damit erzielt, den Verfasser zur Abfassung des vorliegenden Werkes anzuregen, und der letztere kann, wie schon vorweg bemerkt sein soll,



Transport eines Freiballons von der Ballonhalle zum Platz des Aufstiegs.
Aus: Franz Linke, Moderne Luftschiffahrt. Berlin, Alfred Schall.

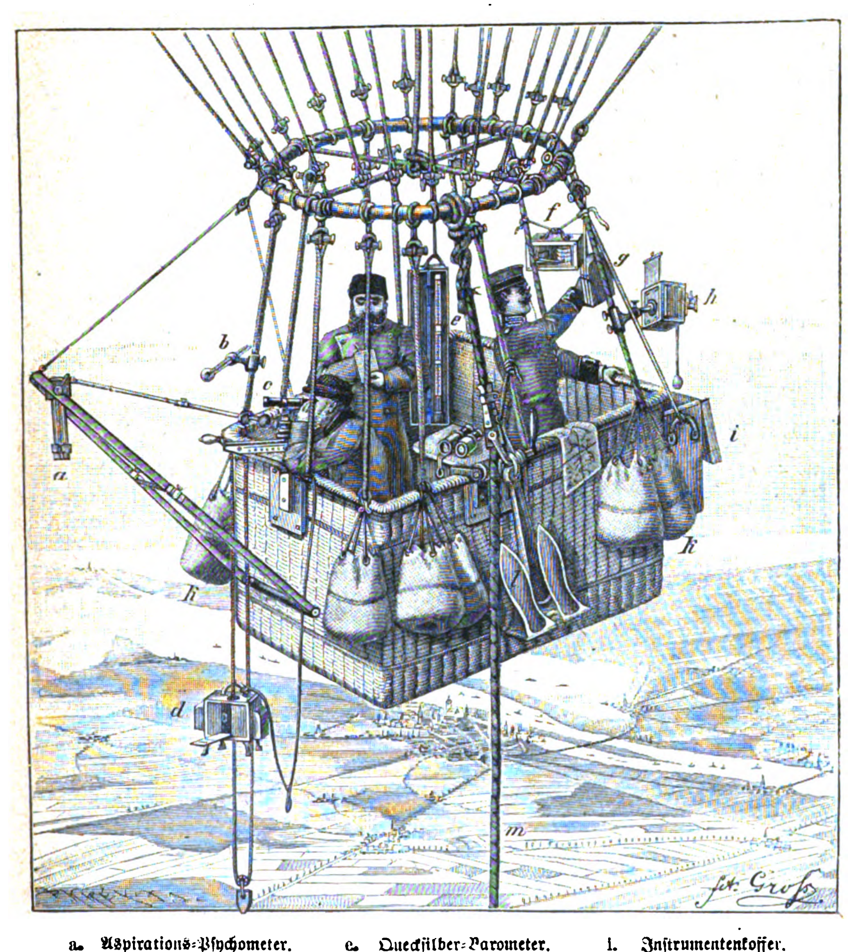
mit diesem seinem Erstlingswerk — als solches bezeichnet er es — sehr zufrieden sein. — Zunächst bespricht der Verfasser die Entwicklung der Luftschiffahrt und ihrer Technik. Die Versuche, sich durch Fliegen in der Luft fortbewegen zu können, liegen sehr weit zurück. Die Verwendung hierbei von erhitzter Luft wurde zuerst im Jahre 1709 durch den Pater Gusmann versucht. Weitere Versuche, das Flugproblem zu lösen, wurden im 18. Jahrhundert von Joseph und Etienne Mongolfier, Charles, Blanchard und Anderen unternommen. Von großer Wichtigkeit war hierbei das vom Engländer Cavendish 1766 erfundene Wasserstoffgas. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts sind die Versuche von Gay-Lussac und Biot zu erwähnen. Auf dem Zusammenwirken von Technik und Wissenschaft basiren die weiteren Fortschritte, auf die hier näher einzugehen zu weit führen würde. Seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat die Luftschiffahrt bedeutende Fortschritte gemacht, nicht nur durch die Bildung von Luftschiffahrtvereinen, sondern auch durch die Errichtung von Militär-Luftschifferabteilungen in den meisten Staaten Europas. Eine Hauptsache blieb, durch Ingenieure und Physiker eine theoretische Grundlage für die Luftschiffahrt zu schaffen und nicht blos immer das lenkbare Luftschiff vor Augen zu haben. Der Verfasser weist auch auf die Ausbildung der Luftschiffahrt als Sport hin und vergleicht sie mit anderen Sports, die sich sehr viel einfacher gestalten, denn „das Ballonfahren ist nicht eine Fertigkeit, nicht eine Kunst, sondern angewandte Wissenschaft“. Ueber das Material und die Führung des Ballons giebt der Verfasser interessante Daten, aus denen zu ersehen, welche bedeutende Anforderungen an einen Ballonführer während der verschiedenen Fahrten, namentlich aber bezüglich Orientirung und Landung gestellt werden. — Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel „Beschreibung einer Ballonfahrt“. Hier erweist sich der Verfasser als vortrefflicher Darsteller, den man mit steigendem Interesse auf der Fahrt begleitet. Der über Nacht in der großen Ballonhalle mit Leuchtgas gefüllte Ballon wird durch Mannschaften auf den großen, freien Platz gebracht und zur Abfahrt fertig gemacht. (s. Abbildg.) Dann heißt es in den Korb steigen, und der Aufstieg des Ballons beginnt. —



Berlin S. W. aus 2000 m Höhe (Belle-Allianceplatz).
Aus: Franz Linke, Moderne Luftschiffahrt. Berlin, Alfred Schall.

Noch bis 3000 Meter hört man das Geräusch von der Erde herauf, die wie eine Landkarte ausgebreitet daliegt. (s. Abbildg.) Dann beginnt absolute Ruhe, ewiges, tiefes Schweigen, das mächtig auf das Gemüt wirkt. Die Tätigkeit im Ballon, die Eindrücke, die man beim Schweben über den Wolken erhält, das alles, bis zum kritischen Moment des Landens, weiß der Verfasser aus eigener Erfahrung in höchst interessanter, anregender und stellenweise auch in humorvoller Weise zu schildern. Hochfahrten, Fahrten bei Nacht, übers Meer, sowie über die Alpen, werden besonders besprochen. Wenn den Vertretern der Luftschiffahrt immer noch der Ruf der Abenteuerlichkeit und wohl auch des Leichtsinns anhaftet, so muß nach Ansicht des Verfassers dieser Nimbus endlich fallen, steigt doch jetzt in Deutschland allein fast täglich ein Luftballon auf. — Ein weiteres Kapitel behandelt die wissenschaftliche Luftschiffahrt: „Die Messung der Höhe, die Lufttemperatur, Sonnenstrahlung, Luftfeuchtigkeit und Wolken, die Schichtenbildungen, optische Erscheinungen, den Wind, die Luftelektricität, den Erdmagnetismus und schließlich Astronomie und Geographie“. Die Ausrüstung eines für die wissenschaftliche Forschung ausgerüsteten Ballon-

korbes ist aus der Abbildg. zu ersehen. — Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit Registrir- und Fesselballons, den Drachen und schließlich mit der militärischen und lenkbaren Luftschiffahrt. Im Allgemeinen dürfte bei 10 Kilom. Höhe die Grenze liegen, bis zu welcher der Mensch in die Atmosphäre vordringen kann. Für die weiteren Höhen dienen Registrirballons, die mit Apparaten versehen sind, um Temperatur und Luftdruck zu ver-

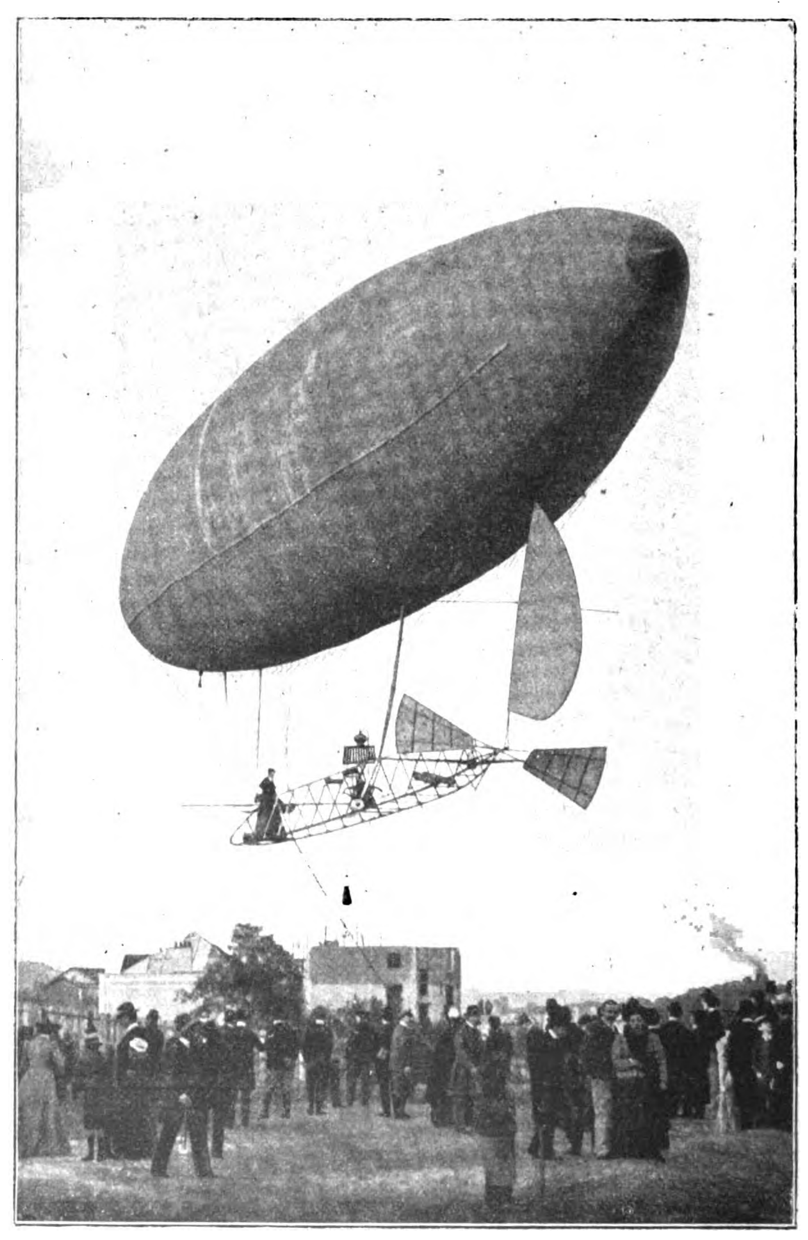


a. Aspirations-Psychometer.	e. Quecksilber-Barometer.	i. Instrumentenkoffer.
b. Sonnenschein-Thermometer.	f. Barograph.	k. Ballastsäcke.
c. Ablese-Fernrohr.	g. Aneroid-Barometer.	l. Anker mit Gleitstück.
d. Aspirations-Thermograph.	h. Photographischer Apparat.	m. Schlepptau.

Im Korbe des Ballons Humboldt, 5000 m über Stettin.

Aus: Franz Linke, Moderne Luftschiffahrt. Berlin, Alfred Schall.

zeichnen und die „aëronautische Forschung" zu fördern. Fesselballons dienen weniger zu meteorologischen als hauptsächlich zu militärischen Zwecken, für welche es darauf ankommt, die Stabilität des Ballons zu erhöhen. Ein solcher Ballon ist der Parseval — Sigsfeld'sche Drachenballon — ein cylinderischer Ballon, der durch halbkugelförmige Flächen an beiden Enden abgeschlossen ist. Die militärische Luftschiffahrt, die der Verfasser einer näheren Besprechung unterzieht, ist in den Jahren 1884—1890 allgemein in die Heere



Das lenkbare Luftschiff von de Santos Dumont.
Aus: Franz Linke, Moderne Luftschiffahrt. Berlin, Alfred Schall.

der civilisirten Staaten eingeführt worden und zwar sowohl für den Feld- als für den Festungskrieg. Auch haben viele Versuche die Verwendbarkeit der Fesselballons bei der Marine ergeben. Furchtbar wäre die Verwendung der Luftballons als Waffe. Auf der internationalen Friedenskonferenz im Haag 1899 war die Vereinbarung getroffen worden, vorläufig auf die Dauer von 5 Jahren Lufttorpedos nicht zu verwenden. Auffallend ist nur hierbei die geringe Beschränkung auf 5 Jahre; dann wird vielleicht der Lufttorpedo das Vernichtungswerkzeug des 20. Jahrhunderts werden. Was nun schließlich die lenkbaren Luftballons und die Flugmaschinen anbetrifft, so gehören sie wohl der Zukunft an, wenn es überhaupt jemals gelingen sollte, hierin eine wirklich brauchbare Erfindung zu machen. — Was der Verfasser hierüber schreibt, ist recht interessant; er führt verschiedene Konstruktionen an, u. A. die Konstruktion der Gebrüder Renard und Krebs in Meudon bei Paris, ferner das Luftschiff des Grafen Zepplin, das lenkbare Luftschiff von Santos Dumont (s. Abbildg.), sowie die Versuche des Ingenieurs Otto Lilienthal in Berlin. Santos Dumont verfolgt mit bewunderungswürdiger Konsequenz den Plan, einen kleinen, möglichst leichten Ballon durch einen Petroleummotor treiben zu lassen. Vorläufig kann man der Lösung des Problems, ein lenkbares Luftschiff zu schaffen, nur pessimistisch gegenüberstehen. — Das vorliegende Werk ist sehr gut ausgestattet und mit zahlreichen, recht guten Abbildungen versehen. Bei dem Interesse, das die Luftschiffahrt in Anspruch nimmt, kann zur allgemeinen Orientirung über dieselbe und über das, was auf diesem Gebiete bisher erreicht worden ist, auf das vorliegende Werk ganz besonders hingewiesen und dasselbe empfohlen werden. K.

Bibliographische Notizen.

Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Socialphilosophische Betrachtungen. Anknüpfend an die Bedeutung Voltaires für die neue Zeit. Von Josef Popper, Verfasser der Phantasieen eines Realisten (Lynkeus). 3. Auflage. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

In erster Auflage erschien dieses Buch zu Voltaires 100. Todestage, am 30. Mai 1878, in zweiter Auflage bereits 1879; die vorliegende dritte Auflage ist, von geringfügigen Aenderungen und Einschaltungen abgesehen, ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage.

Der 1. Teil, „Würdigung Voltaires“ überschrieben, behandelt in eingehender, von tiefem Verständniß zeugender Weise die Ideen des großen Vorkämpfers der Revolution, der, „wie Theseus den Minotauros, die alte Zeit niederhielt, daß sie sich nicht erheben konnte, und gleichzeitig, wie Atlas, seine Schultern hergab, um die neue Zeit zu tragen“. Dieses Denkmal für den größten Geist der Aufklärung ist in der Gesammt-Komposition von packendem Leben und großer Ueberzeugungskraft; daneben erfreut uns die sorgfältige Modellirung der Details: viele charakteristische Linien sind geschickt beleuchtet, zahlreiche feine Züge auf wirkungsvollen Hintergrund gebracht.

In direkter Anknüpfung an Voltaires Bedeutung ist der 2. Teil geschrieben, welcher von dem Bedürfniß nach Religion und Metaphysik spricht. Der Verfasser stellt den Nutzen der Religion als zweifelhaft hin, hält sie „nach ihren guten Seiten für ersetzbar, in ihren schlimmen Wirkungen für einzig, und weist dann nach, daß keine inneren Schwierigkeiten vorliegen, nicht nur Religion und Metaphysik, sondern auch das religiöse und metaphysische Bedürfniß auszurotten“. An dessen Stelle will er ein Gefühl gesetzt sehen, das „niemals in Widerspruch mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeiten treten kann“: „Der Natursinn der Menschen soll geweckt werden; das Gefühl der Zusammengehörigkeit des Menschen mit allem Andern, das unmittelbare Bewußtsein der Einheit soll erstehen.“

Im 3. Teil — „Das Recht zu leben“ — wendet sich Popper der socialen Frage zu. Er kritisirt in scharfen Worten die Lehren der Nationalökonomie, deren Leistungen er für wertlos erachtet. Er beleuchtet grell die zahlreichen Systeme von Kommunismus und Socialismus und verwirft energisch den Gedanken einer Hilfe in der Not von Seiten des Christentums. Das, was Not tut, ist die Sicherheit der Existenz des Individuums, und für diese soll vom Staate organisatorisch vorgesorgt werden durch „Einführung der allgemeinen Nährpflicht behufs ausnahmsloser Verteilung eines Minimums an Nahrung, Kleidung und Wohnung“. Die Realisirung dieses Problems wird, wenn auch nur skizzenhaft, angedeutet; der Verfasser geht herbei auch auf die Uebervölkerungsfrage kurz ein.

Principielle Umänderung unserer Strafgesetzgebung wird im 4. Teil gefordert. „Der Wert der Strafe ist gering, der Zweck, den wir durch sie anstreben, wird nicht erreicht. Es handelt sich überhaupt für die menschliche Gesellschaft nicht darum, zu strafen, „niederzuschlagen," sondern lediglich, sich selbst zu schützen. Dieser Schutz wird gewährt, indem gelehrte Richter über die Vergehen lob- und tadelfreie Resumés abfassen, welche eine weitestgehende Veröffentlichung finden sollen. Durch diese wird die Gesellschaft in die Lage versetzt, sich ihr eignes Urteil zu bilden, ja, sie selbst wird es sein, welche Lob und Tadel austeilt. In der Furcht vor Mißbilligung und Zurückweisung durch die Gesellschaft liegt das Erziehungs- und Schutzmittel. Weitere Schutzmittel können von Seiten einer Sicherheits-Jury angeordnet werden, aber nie soll absichtlich direkt irgend ein Uebel zugefügt werden."

Der letzte Teil handelt von der „Pflicht zu sterben". „Diese Pflicht besteht nur, wenn das eigene Gefühl sie vorschreibt; darum soll auch lediglich der eigene Wille des Menschen über die Aufopferung seines Lebens für den Staat und die Gesellschaft entscheiden dürfen."

Der Stil des Verfassers ist fesselnd, oft elegant. Wir folgen dem Gang seiner Gedanken mit ungeteiltem Interesse und fühlen allerorten Empfindungen in uns widerklingen, welche den hier mitgeteilten Ideen entgegenzukommen scheinen.

Die praktische Durchführung der Probleme ist, wie schon erwähnt, nur angedeutet. Man wird sich hierbei doch wohl an die verspottete Wissenschaft der Nationalökonomie wenden müssen, schon allein darum, weil nur ihr das Material für die statistische Durcharbeitung des Programms in genügendem Maße zur Verfügung zu stehen scheint.

Jedenfalls wird Jeder dies Buch aus der Hand legen mit dem Gefühl, einem Manne gegenüber gestanden zu haben, welcher „sein Leben einer großen Sache widmet: der Entlastung des Körpers und des Geistes der Menschen!" — O. G.

Die Lehre von dem Wesen und den Wanderungen der magnetischen Pole der Erde. Ein Beitrag zur Geschichte der Geophysik von Dr. Ernst Harald Schütz, Lehrer an der Seefahrtschule Bremen. — Mit 4 Tabellen und 5 kartographischen Darstellungen. — Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Werke es sich zur Aufgabe gestellt, die bis jetzt über das Wesen der Magnetpole der Erde und ihre muthmaßliche Bewegung aufgestellten Ansichten in nähere Betrachtung zu ziehen und kritisch zu sichten. Wenn er hierbei die Voraussage über die säkulare Verteilung des Erdmagnetismus nur für eine beschränkte Anzahl von Jahren im Voraus mit einiger Sicherheit gelten läßt und diese Prognose mit der Wetterwochenbestimmung vergleicht, bei der man nur auf etwa 24 Stunden und zwar nur für ein beschränktes Gebiet mit einiger Gewißheit das Wetter voraussagen kann, so kann man ihm hierhin nur vollkommen beistimmen. „Man hat eben in diesen Gebieten der säkularen Veränderung des Erdmagnetismus und der mehrtägigen Veränderung des Wetters bis jetzt wohl Gesetzmäßigkeiten, aber keine Gesetze." Der Inhalt des Buches ist in 4 Kapitel mit folgenden Ueberschriften gegliedert: „der gegenwärtige Stand der Ansichten über das Wesen eines magnetischen Pols, die Anschauungen über den Sitz der erdmagnetischen Kraft bis auf Halley (1190—1683), die Entwickelung der modernen Begriffe von einem Magnetpol der Erde und schließlich die Annahme über eine Wanderung der magnetischen Erdpole". In einem Anhang befinden sich die Uebersetzung des Originalberichts von James Roß über die Entdeckung des magnetischen Nordpols im Jahre 1831, sowie mehrere bezgl. Tabellen. Fünf eigenartige Kartenskizzen dienen zur Erleichterung des Verständnisses. Bei dem steigenden Interesse, das der Polarforschung zugewandt wird, ist das vorliegende Buch als eine wertvolle Bereicherung der bezgl. Litteratur zu bezeichnen und wird denen willkommen sein, die sich mit dem behandelten Problem beschäftigen.

K.

Imaginäre Porträts. Von Walter Pater. Leipzig, Inselverlag.

England ist die Heimat der Rossetti, Burne-Jonas, Swineburne, Wilde und Beardsley — es nimmt einen also nicht Wunder, daß von dort auch eine Erscheinung wie Pater zu uns kommen kann. Wie alle kultivirten Dekadents ist er im Wesentlichsten ein raffinirter Kulturempfinder, dem schöpferisches Vermögen nur gegeben scheint, aus den vergessensten Dingen das Leben und Leiden alter Zeiten hervorzuzaubern. Naturgemäß bleibt er dabei der ausgesprochene Aesthet. Die socialen und politischen Kulturen, die einen Freitag z. B. intensiv beschäftigten, gehen ihn verteufelt wenig an. Der Duft der Geistigkeiten ist es, der ihn inspirirt. Er ist ja auch,

so ausgebreitet seine Kenntnisse sein mögen, kein wissenschaftlicher Konstrukteur. Er ist ein Dichter, dem Bildung und Phantasie in erhöhten Individualitäten einer ganzen Zeiten psychische und geistige Wirren spiegeln. Dadurch bekommen seine Menschen einen unendlichen Reichtum des Empfindens und Erlebens, und ihre Leiden wirken wie Menschheitsleiden. Man beugt mit einem tränenlosen Auge sein Haupt. Es ändern sich ja nur die Formen, in denen wir leben. Zu allen Zeiten hat die viehische Masse die getötet, in denen ein Gott wohnte (Denis l'Auxerrois), und wer unter uns wäre nicht wie der Fürst unter den Hofmalern „ein Sucher nach Dingen in der Welt, die es nicht zur Genüge oder gar nicht giebt?" A. K. M.

Eskimoleben. Von Fridtjof Nansen. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Langfeldt. Leipzig und Berlin W 9, Georg Heinrich Meyer, 1903. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Nansen versuchte, seine Eindrücke vom Leben der Eskimos in diesem Buche wiederzugeben, wobei er sich, soweit tunlich erschien, auf die Arbeiten älterer Grönlandforscher stützte. Er sagt im Vorwort:

„Sollte man mir auch nicht immer beistimmen, wenn ich mir gelegentlich eine Kritik erlaube oder die Schwäche zeige, ein untergehendes Volk zu beklagen, das, vom Giftstachel unserer Civilisation gestochen, nicht mehr zu retten ist, so tröste ich mich damit, daß dadurch die Lage der Eskimo nicht verschlimmert werden kann, und hoffe, daß man meine Bemerkungen so auffassen wird, wie sie gemeint sind. . . — die Wahrheit vor allem! Und sollte ich meinen Lesern manchmal unverständlich scheinen, so möge es mir zur Entschuldigung dienen, daß man nicht unter diesem Volke leben kann, ohne es lieb zu gewinnen. . ."

Und da er vorher gesagt hatte, daß der eine Winter, den er bei den Grönländern geweilt hatte, nicht Zeit genug sei, um dieses merkwürdige Volk, sein Gedankenleben und seine Kultur von Grund auf kennen zu lernen, fügt er anmutig hinzu:

„. . . Dazu ist ein Winter lang genug."

Der Verfasser will die Menschen aus ihrer Gleichgiltigkeit zu humaner Teilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Volkes aufrütteln. Er will sein Gewissen erleichtern, da es ihm heilige Pflicht scheint, für diese Mitmenschen mit aller ihm verfügbaren Kraft — und diese Kraft ist vielleicht doch größer, als er sie selbst in edler Bescheidenheit abschätzt — eine Lanze zu brechen. H. L.

Die Lüge. Von Leonid Andrejew. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Die Hoffnungen, die dieser neue russische Schriftsteller erweckt, werden ihn nicht wie seinen großen Meister Gorki mit einer jäh sich türmenden Welle in einer lächerlich geringen Zeit auf die Höhen internationalen Ruhmes schleudern, ihr stilleres, feineres Wesen wird ihn kaum tragen, er wird selbst Schritt vor Schritt müssen emporzuklimmen suchen. Das Steigen wird ihm ohnehin leicht gemacht. Dem Schüler und Freunde Gorkis streckt das präparirte Zeitalter tausend hilfsbereite Hände entgegen, die ihn stützen und heben wollen, und ein Bruchteil litterarischen Gewichtes genügt, diesen Verlangenden willkommene Arbeit zu geben. Nun, man wird zu tun bekommen, wenn man nicht jetzt schon arbeitet. Andrejew ist kein litterarischer Windbeutel, er trägt die Züge eines ernsten ringenden Menschen. In den schmerzlichen Augen schweigt die dumpfe Apathie des geknechteten Volkes, aber überhellt von einem Strahl bewegender Energie. Und diese zufahrende Kraft giebt seiner Prosa einen scharfen, sicheren Zug, der unbeirrt dem Ziele zudrängt, der schwere, süße Fluß Gorki'scher Stimmungen hält ihn nicht auf. So wirkt er nüchterner als sein Vorbild, und seiner Produktion geht vollends des Meisters bezaubernd naive Ursprünglichkeit ab. Aber sein männlicher Geist packt hüllenlose Kerne, und eine starke ruhige Hand führt ein zerlegendes Messer von ungewöhnlicher Schärfe. In haarfeine Gebilde löst der Geschickte Seelenhandlung und Seelenstimmung auf, und eine virtuose Beschränkung auf eine Operationssphäre gewährt ihm die feinste Nuancirung. So kann er wohl nicht hinreißen, nicht erwärmen, aber selbst der blasirteste Seelenkenner fühlt seinen Blick von dieser genauen Tätigkeit gereizt und beschäftigt.

A. K. M.

Nie und Immer. Neue Märchen von Kurd Laßwitz. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler, verlegt bei Eugen Diederich in Leipzig, 1902.

Die unendlich beruhigende Zuversicht, daß wir in einer wunderbar erhabenen, in ihrem Zusammenhange durch die rastlose Arbeit der menschlichen Wissenschaft mehr und mehr, doch niemals völlig aufhellbaren Wirklichkeit leben, deren hehrer Unbegreiflichkeit wir letzter Hand das tiefste Gefühl der Verehrung widmen müssen, sie erfüllt wohl auch diese Märchenblätter, wie sie die gelehrten Schriften des kenntnißreichen und tiefsinnigen Verfassers stets beherrschen muß.

Mit geistvollen Einfällen begleitet er, von den Flügeln seiner lieblichen Märchenphantasie getragen, das Spiel des Lebens auf Erden, wie es sich heiter hier, düster dort vor dem sinnigen Dichterblick zutragen mag. Leicht ruht die Hand dieses Erzählers auf seinem beschwingten Musenrosse. Man erkennt den vollendeten Reiter, dem der Pegasus nicht durchgehen, nicht nach eigner Laune Sprünge machen darf; der Poet regiert ihn ohne jeden Anschein der Anstrengung, er hat dabei jene so schwer erreichte einfache Natürlichkeit der Haltung, die den Schönheitssinn am meisten befriedigt. „Gelischigüsül" sagen die Türken davon. „Schön, wie es gerade kommt!"

Wie die Falten des Gewandes gerade fallen, wie die langen Haare der Frau gerade hinuntergleiten mögen, das Zufällige, Familiäre im Gegensatz zum gekünstelt Steifen, es ist erst in der reifen Kunst zu genießen. Laßwitz hat mit interessanten Bildern, denen aber manchmal noch etwas Gewaltsamkeit anhaftete, begonnen, er hat sich immer mehr ins Freie durchgeschrieben, durchgearbeitet. Nun haben wir von ihm nur noch Werke hoher und edler Leichtigkeit zu erwarten. H. L.

Stilles Liebe. Roman von Carl Bulcke. Dresden, Carl Reißner.

Ein junger Dichter giebt uns hier Bilder, die in Schönheit getaucht sind; aber es ist noch kein reiner Genuß: In der eleganten Schreibart klingt bisweilen jener süße, abgebrauchte Salonton, der uns Rührseligkeiten auftischt. Die Handlung hat nicht selten einen unangenehmen Stich in's Banale, beinahe so etwas vom Gartenlaubenroman, jene bekannte rosige Unwahrscheinlichkeit, jene überstarke Dosis Sentimentalität.

Aber man merkt, daß ein Mensch dahinter steht, der den starken und heißen Pulsschlag des Empfindens kennt, dessen Auge geübt ist, die Oberflächlichkeit aus den Situationen auszuschalten. Die ganze aphoristische Erzählung von einem Bankerott im Leben athmet eine feine und doch glutkräftige Lyrik, die in ihren schönen Vibrationen dem Ganzen manchmal etwas von jener letzten süß-wehmütigen Menschlichkeit giebt, wie sie in Märchen und Volksliedern liegt. G. B.

Das schlanke blasse Mädchen. Roman von Erdmann Gräser. Leipzig, Herm. Seemanns Nachf. 1902.

Ein Knabe, der seinen eigenen Weg geht — mit viel Liebe und mit viel Bitterniß, jenen Weg, auf dem man Schönheiten trinkt und Herzblut vergießt; es ist der durstige Taumel in's Leben — ohne Zweck, ohne Ziel, ohne civilen Beruf. Eine mondäne Sphinx bringt Rausch und Gift in das junge Künstlerdasein; — wie sie nach einer Reihe von Jahren zerzaust und frierend zu seinen Füßen liegt, hebt er sie auf . . . da beginnt die Geschichte seiner Ehe.

Das ist im Wesentlichen der Inhalt von Gräsers Erzählung, die fast so etwas wie eine pädagogische Tendenz, ein litterarisches Experiment birgt. Darum fließt sie weniger aus dichterischem Impuls, als aus ein paar Ideen, die im Grunde durch nichts frappiren. G. B.

Briefe aus Afrika. Von Henryk Sienkiewicz. Uebers. von J. von Immendorf. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlg. u. Hofbuchdruckerei.

Der Name Sienkiewicz könnte Anlaß zu falschen Illusionen über den Inhalt dieses Buches geben. Es ist einfach ein afrikanisches Reisebuch, das oft mit peinlicher Genauigkeit naturwissenschaftliche oder ethnologische Details giebt. Darinnen aber liegt die fein kultivirte Beobachtungsgabe eines dichterischen Geistes und ein gefälliger Stil, wie ihn nicht viele Reisebeschreibungen haben. G. B.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von Richard Huldschiner. Hamburg, Alfred Janssen. 1902.

Diesem Buche kann man wohl ein Dutzend Auflagen gönnen, denn es ist ehrlich und schön und von der brünstigen Schwüle und Elementarkraft einer schwarzen Gewitternacht. Allerdings — den eigentlichen dämonischen Griff und das phantastische Ineinanderwerfen von Geschehnissen und menschlichen Reflexionen, wie man es hier wünschen möchte, wird man vermissen. Es fehlt die Hand, die in kühler Berechnung die Fäden zum Ende führt. Aber gerade darum sehen wir hier kein Marionettenspiel, sondern ein ehrliches Konstruiren von Menschen, mit denen zusammen der Dichter die ganze läuternde Skala selbstgeschaffener Quälereien hinaufmarschirt: So liegt unter Allem weniger die verstehende Ruhe eines Meisters, als vielmehr eine gewisse heiße Kurzathmigkeit; es ist wie ein aufgeregtes Hervorziehen grotesker Koulissen, zwischen denen manchmal Tage des Lebens liegen. G. B.

Gedichte von Otto Ernst. Der „Neuen Gedichte" zweite, der „Gedichte" dritte gesichtete und revidirte Auflage. Leipzig, Verlag von L. Staakmann.

Das Merkmal eines Dichters ist, mehr zu sehen und tiefer zu fühlen, als andere Leute, aber die Spiegelbilder seines Auges, die feinen Eindrücke seiner empfindsamen Seele so wiederzugeben, daß sie nicht fremd, sondern ähnlich, allbekannt erscheinen. Dieses untrügliche Kennzeichen besitzt O. E. in hohem Grade. Wie warm und wohltuend berührt seine Lyrik gegenüber manchen ungesunden und unnatürlichen modernen Machwerken! Es ist wohl überflüssig, nochmals auf die Vorzüge dieser schönen, von der Kritik mit einmütiger Anerkennung aufgenommenen Gedichte hinzuweisen. Unter den neuen Schönheiten der vorliegenden dritten Auflage sind besonders hervorzuheben: Liebesglaube. Schranken des Glücks. Ein Memento. Beredtes Verstummen. Die schlafenden Tage. Vor dem Zuchthause. Das Dogma. — Als Probe, wie harmonisch der Dichter Gedanken, Stimmung und Form zu vereinen versteht, diene das Gedicht: Natur und Liebe. „Fordre nicht, daß ich mit Worten sage, was mich quält und peinigt jeden Tag! Müde bin ich, daß ich keine Worte auch von Deinen Lippen hören mag. Menschen haben mir so viel mit Weisheit und mit leerem Troste zugesetzt, daß von ihrer wortbehenden Liebe wahrlich sich mein scheues Ohr entsetzt. Laß Du mich in Deine weichen Hände stumm vergraben Stirn und Wangen nur. Dann empfind' ich schauernd Deine Liebe wie den leisen Odem der Natur. Und zu Dir zieht mich dieselbe Lockung ewigen Friedens, der ich oft gelauscht, die aus Quellen flüstert und aus Blumen und von hohen, heiligen Bäumen rauscht."

N.

Meine Haide. Gedichte von Hans Benzmann. Leipzig, Max Hesse.

Schon oft wurde die stille Haidewelt poetisch verklärt. Unter Anderen gaben uns Lenau und Annette v. Droste-Hülshoff eigenartige, treffliche Haidebilder. H. B. reiht sich diesen würdig an; er vereinte die Vorzüge beider. Er versteht auf die Landschaft Stimmung zu übertragen und durch die Landschaft Stimmung zu erzeugen. Sein Auge ist klar, sein Herz verträumt. In seinem prächtigen Büchlein webt und waltet der goldene Zauber der Einsamkeit, dessen seligen Frieden, dessen süße Wehmut und sehnsüchtige Schwermut man nur fühlen, nicht beschreiben kann. Bald klingt es wie frohes Kinderlachen, das uns an die Mutterbrust der Natur zurückführt und gesunden läßt, bald wie wundertöniger Glockenklang, der ein versunkenes Vineta des Glücks heraufbeschwört, bald wie lockende Geisterstimmen, welche das Rätsel des Lebens und Todes zu lösen versprechen. Seine Haide nimmt uns nicht nur durch anmutige Bilder und wohlklingende Lieder gefangen, sondern befreit uns auch durch erhabene Gedanken, z. B. Träumereien. „Meine Seele ist gleich einer Blume, die im heißen Sommer vergeht, Kinder kommen am Abend mit Krügen und laben die langsam Verschmachtende; immer wieder und wieder erschließt sich ihre müde Krone — Siehe, so reich ist meine Seele an Trübsal geworden. so reich ist meine Seele an Trost geblieben..., Meine Seele ist gleich einem Felsen, den die Stürme des Himmels umwittern, den die zärtlichen Ranken der Haide umzittern, den die Bienen umschwärmen und die schattensuchenden Rehe des Waldes — Siehe, so reich ist mein verlassenes Herz an heimlicher Liebe. .. O meine Seele ist gleich dem fernen, einsamen Berge, der mit der Sonne die feurigsten Küsse tauscht, der, in Nacht versunken, vom Tage trunken, im Wolkenschoß, im Wurzelweben, den heiligen Quellen des Lebens, den Stimmen des Ewigen lauscht. . ." Der Vielseitigkeit des Inhalts entspricht die Einteilung in die einzelnen Abschnitte: „Selige Sommertage! Sommersonnenwende. Trübungen. Herbst. Bauernballaden und Schwänke." B. zeigt sich hier auch als einer unsrer besten Balladendichter. Wir wünschen dem Bändchen, das nur 20 Pfennige kostet, die weiteste Verbreitung.

N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Amerika, Deutsche Spuren in. Von L. P. Betz. Litt. Echo V. 14.

Amerikanische Belletristik. Von A. v. Ende. Litt. Echo V. 18.

Albanesen, Die Stellung der A. in der Balkanfrage. Von K. von Strantz. Nord und Süd. August 1903.

Andrejew, Leonid. Von A. Luther. Litt. Echo V, 15.

Antik und modern. Von K. Scheffler. Deutschland 1903. 9.

Architektur, Moderne. Von R. Klein. Kultur I. 24.

Voltaire und Choiseul. Von J. Caro. Zeit (Wien) 450.

Voltaire und Johann Erasmus von Senckenberg. Von H. Haupt. Deutsche Revue 28, Juni.

Wahlrecht und Wahlreform. Von G. Sydow. Türmer V. 8.

Zangwill, Israel. Von J. Jessen. Litterar. Echo V. 7.

Zeitungsschreibern, Von. Von E. v. Wolzogen. Litt. Echo V. 18.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Albert I., Fürst von Monaco, Eine Seemannslaufbahn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred H. Fried. Berlin, Boll & Pickardt.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903 Heft V u. VI. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Akt.-Ges.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen und Text-Illustrationen. Band XVII. Heft 7. Juli 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Aufhäuser, Dr. phil. David. Lucindens Fluch. Ein Goethespiel in drei Aufzügen. Frei nach „Dichtung und Wahrheit". Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. 13. Jahrg. 1903. Heft 13 und 14. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baier, Aug., Bürgerliche Zimmereinrichtungen im modernen Stil. Erste Lieferung. Ravensburg, Otto Maier.

Bastier. Paul, Fénelon. Critique d'art. Paris, Rue Victor Cousin 11, Librairie Émile Larose.

Biendl, Hans, Licht und Schatten. Skizzen und Erzählungen. Dresden. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Björnson, Björnstjerne, Laboremus. Drama. Wohlfeile Volks-Ausgabe. München, Albert Langen.

— Ueber unsere Kraft. Schauspiel in zwei Teilen. Wohlfeile Volks-Ausgabe. München, Albert Langen.

Bormann, Edwin, In vino veritas! Ein Liederbüchlein für lach- und weinlustige Gemüter. Bilderschmuck von Arthur Lewin. (Edwin Bormanns illustrirte Humor-Bibliothek. Band 3.) Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Deutsch - Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 22. Lieferung. 5. Lieferung des Schlussbandes. Wien, Carl Fromme.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft, XXV. Jahrgang. 11. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dieudonné, Franz, Die Kölnische Zeitung und ihre Wandlungen im Wandel der Zeiten. Berlin, Herm. Walther.

Duden, Dr. Konrad, Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache. Auf Anregung u. unter Mitwirkung des deutschen Buchdruckervereins etc. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut.

Dyckerhoff, Traugott, Wilhelm, Gesammelte Schriften. Essen, G. D. Bädeker.

Erdmann-Jesnitzer, Selma, Der Stafflerfranzl. Roman. Bremen, G. Winter.

Falke, Gustav, als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Zweite Auflage. Hamburg, Alfred Janssen.

Ferien-Bilderbuch von „Ueber Land und Meer". Mit 150 Abbildungen von L. Wain. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anst.

Fogazzaro, Antonio. Die Kleinwelt unserer Väter. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Gagliardi. Mit einer biographischen Einleitung von E. Gagliardi und dem Bildniss Fogazzaros. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Gerstäcker, Friedrich, Irrfahrten. Der tote Zimmermann. So du mir, so ich dir. Drei humoristische Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 35—36.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Goethe, Wolfgang von, Hermann und Dorothea. Mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ernst Wasserzieher. (Max Hesses Volks-Bücherei No. 39.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Dreiundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Zweiter Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Grabein, Paul, In der Philister Land. Roman. (Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben Band II.) Berlin, Rich. Bong.

Grillparzer, Franz, Der arme Spielmann. Das Kloster bei Sendomir. Ein Erlebniss. Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 34.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Selbstbiographie. Erinnerungen an Beethoven. (Max Hesses Volksbücherei No. 49—50. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Gyp, Baron Sinai. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Fritz Waldstein. Zweite Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Haan, Otto, Parnassblüten. Lyrische Fictionen. Dresden. E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Hartenstein, Anna, Die Freundin. Roman. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anst.

Hennicke, Dr. Carl R., Die Raubvögel Mitteleuropas. 53 Tafeln in feinem Chromo- u. 8 Tafeln in Schwarzdruck nebst Abbildungen im Text. Nach Originalen der Maler Goering, Keulemans, Kleinschmidt, de Moes, v. Nécsey und Rhamm. Lieferung 2 bis 9 (Schluss). 6. Tausend. Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler.

Hoffmann, E. T. A., Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Märchen. (Max Hesses Volks-Bücherei No. 40.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Jähns, Max, Geschichtliche Aufsätze. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschan, nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller" von Alfred Meyer. Mit einem Bildniss in Kupferlichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ir, Herm. Heijermans, Ghetto. Ein Trauerspiel in 3 Aufzügen. Einzige autorisirte Uebersetzung. Deutsch von Franziska de Graaff. Leipzig, K. F. Köhler.

Korolenko, W., Ein gewöhnlicher Fall und andere Erzählungen. Deutsch von G. Polonskij. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 3.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Krane, Anna von, Fegefeuer der Liebe. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchh.

Kublin, Siegmund, Weltraum, Erdplanet und Lebewesen, eine dualistisch-kausale Welterklärung. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhdlr.)

Lagerlöf, Selma, Eine Herrenhofsage. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen.

Photographische Korrespondenz. 1903. Juli. Wien u. Leipzig, Verlag der Photograph. Korrespondenz.

Queiroz, José Maria Eca de, Stadt und Gebirg. Roman. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Luise Ey. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rieder, Josef, Zwei Pfarrer und andere Bilder aus dem Erwerbsleben. Leipzig, G. Hedeler.

Rosse, Dr. Chr., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 11—15. Leipzig, E. Haberland.

Scholé, J. C., Der Ritter. Eine Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Schuster, Dr. Moritz, Hermann von Hermannstadt. Ein froher Sang aus Siebenbürgens Vorzeit. Hermannstadt, W. Krafft.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. Mit farbigen Tafeln, schwarzen Vollbildern und etwa 350 Text-Abbildungen. 1. Lieferung. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XVI. Jahrg. 1903/4. Heft 6 u. 8. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stifter, Adalbert, Der Waldgänger. Der fromme Spruch. Der Kuss von Sentze. Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 31—32.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Vrchlický, Jaroslav, Vittoria Colonna. Gedicht. Aus dem Böhmischen übersetzt von Johann Spáčil. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Wellers Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Organ des „Roland", Vereins zur Förderung der Stammkunde. Redig. von Lor. M. Rheude. III. Jahrg. 1902—1903 u. IV. Jahrg. No. 1. Papiermühle b. Roda, S.-A., Gebr. Vogt.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 35.—38. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Woerls Reise-Kompass. Wegweiser für Reisen nach den besuchtesten Teilen der Erde nebst einer Zusammenstellung der einschlägigen Woerl'schen Reiseführer etc. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.